# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 1.** Dienstag den 2. Januar 1849.


## Neujahrsbetrachtungen.

Da es schon früher eine wenn auch nicht regelmäßig eingehaltene Gewohnheit dieser Blätter war, einen neuen Jahrgang mit allgemeinen Betrachtungen zu eröffnen, so wird es in diesem verhängnißvollen Jahre doppelt angemessen erscheinen. Ohne unsern literarischen Standpunkt zu verlassen, brauchen wir nur, was in hundert Protokollen, Flugschriften und Zeitungen zerstreut liegt, summarisch zusammenzugreifen, um berechtigt zu seyn, es in einem Literaturblatt der Kritik zu unterwerfen. Die deutsche Geschichte des vorigen Jahrs liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns, wir wollen es recensiren.

Ist es Geschichte oder ist es bloß Roman? eine Poesie, die zur Wahrheit wird, oder ein für Wirklichkeit gehaltener Traum? das wissen wir noch nicht, denn das Ende ist noch nicht da. Große Täuschungen scheinen aber allerdings obzuwalten.

Wie fing die ganze Geschichte an? Frankreich machte eine Revolution und daraus folgte, daß Deutschland auch eine machen mußte, denn es hatte ja auch früher schon die Julinsrevolution nachgeahmt. Wenn Frankreich keine Revolution gemacht hätte, dann würde es auch in Deutschland keine gegeben haben. Ohne den Vorgang Frankreichs würde Deutschland, wenn es auch noch so viel Anlaß gehabt hätte, doch nicht revolutionirt haben; nach dem Vorgang Frankreichs muß es revolutioniren, wenn es auch weniger Anlaß hätte. Weiß Gott, wie es gekommen ist, daß wir von den Vorgängen in Frankreich so sehr abhängig geworden sind, aber wir sind es einmal. Sogar die Stärke der deutschen Bewegung mißt sich genau nach der französischen ab. In der Julirevolution wurde nur die Dynastie, nicht die Regierungsform gewechselt, deßhalb konnte auch damals der deutsche Bund zwar ein wenig erschüttert, aber nicht aufgehoben werden. In der Februarrevolution wurde in Frankreich die konstitutionelle Monarchie durch die Republik ersetzt, deßwegen ging dießmal auch in Deutschland die Bewegung weiter. Nimmt die Revolution in Frankreich einen mildern oder gröbern Charakter an, so nimmt ihn auch die unsere an. Je nachdem die politischen Konvulsionen Frankreichs mehr oder minder heftig sind, bekommt unser phlegmatisches Volk, wie der todte Frosch, stärkere oder schwächere galvanische Schläge und zuckt in seiner Leblosigkeit mehr oder minder grimassenhaft auf.

Gibt man nun auch die volle Berechtigung der Deutschen zu einer Revolution zu und muß man sie zugeben, weil unnatürlich Getrenntes zur Einheit und unnatürlich Gehemmtes nothwendig zur Freiheit strebt, so bleibt es doch immer erstaunlich und schwer zu enträthseln, warum die Deutschen mit ihren Revolutionsversuchen allemal auf die der Franzosen warten müssen? warum in ihnen selbst für ihre eigene Sache so gar kein Impuls ist? Klar begreiflich waren allerdings die Sympathien der deutschen Liberalen mit den Franzosen vor und nach der Julirevolution. Die Liberalen in Deutschland hatten damals sich nur die Freiheit zum Zweck gesetzt, nicht die Nationalität und konnten daher dem Impulse der siegenden Partei in Frankreich folgen. Als die Schwächern in kleinen deutschen Theilstaaten mußten sie naturgemäß der Bewegung der viel stärkern Partei in dem einigen Frankreich folgen. Diese natürliche Abhängigkeit der deutschen Liberalen der dreißiger Jahre von der französischen Julipartei läßt sich aber auf die Abhängigkeit der deutschen Märzerrungenschaften von der französischen Februarrevolution im vorigen Jahre nicht übertragen. Im März nahm die deutsche Bewegung einen entschieden nationalen Charakter an und es galt nicht mehr allein die Fahne der Freiheit, sondern auch und vorzugsweise das große Reichspanier des einigen Deutschland. Ist es aber welthistorischer Ernst mit der Entfaltung dieses Paniers, so mußte auch die Bewegung schon ursprünglich einen rein deutschen Charakter haben und keinerlei Impuls von Frankreich her empfangen. Man wird dieß allzu spitzfindig finden. Man wird fragen, ob es irgend auf den Ursprung einer Bewegung ankomme, wenn sie überhaupt nur im Gange sey. Allein wir verharren dennoch bei der Ansicht, daß die deutsche Bewegung zur Einheit, um wirklich zum Ziele zu führen, nicht bloß aus Anlaß einer französischen Bewegung hätte improvisirt seyn müssen. Ihr werdet sie zunächst mißlingen und ihr Ziel nicht erreichen sehen, und wenigstens zum Theil aus dem angegebenen Grunde. Der Baum der deutschen Einheit wächst nicht unter französischem Winde. Die alten Kaiser stehen nicht wieder auf, wenn drüben der Hahn kräht.

Wenn die größere deutsche Nation sich selber helfen will, braucht sie das Beispiel der kleineren französischen Nation nicht abzuwarten. Wenn sie aber sich nicht aus eigenem Antriebe selber zu helfen Lust hat, sondern nur immer das französische Beispiel abwartet, kann sie auch folgerecht nichts Anderes wollen oder zu erreichen hoffen, als was man in Frankreich will und erreicht. Deßhalb war es ohne Zweifel Hecker, der die Bewegung in Deutschland, sofern sie nur die Bewegung der Franzosen zur Republik fortsetzen sollte, am richtigsten aufgefaßt hat; während das gänzliche Mißlingen seines Unternehmens zugleich beweist, daß eben die größere deutsche Nation nicht alles nachzuahmen braucht und nachahmen kann, was die kleinere französische Nation thut.

Allein auch die sehr ansehnliche Partei der Nationalgesinnten und politisch Gemäßigten, durch deren Zusammenhalten mit den Fürsten die Republikanisirungsversuche Heckers vereitelt wurden, auch diese Partei hat sich argen Täuschungen hingegeben. Man konnte das Ansehen der Fürsten aufrecht erhalten aus historischer Pietät, aus umsichtiger Politik, in der Voraussicht, daß es in Deutschland doch zu keiner andern Einheit als

Digitized by Google

einer föderalistischen kommen könne, oder auch im Interesse der Ordnung und des Wohlstandes, um der drohenden Anachie zu entrinnen, kurz aus welchem Geunde man wollte; aber man durfte sich, indem man diesen Weg einschlug, niemals einbilden, rine deutsche Centralgewalt schaffen zu können. Das war die große Täuschung der rechten Seite in Frankfuet. Diese trefflichen Männer haben sich in den letzten Monaten vielfach mit gerechter Entrüstung verwahrt gegen die Verunglimpfungen, welche sie haben erfahren müssen. Uns ist ihr redlicher Wille, wie auch ihre Begabung zur Rede und Schrift über allen Zweifel erhaben; aber wir theilen die Ansicht ihrer Gegner, daß sie unpraktische Staatsmänner seyen, und zwar nicht deßhalb, weil sie das Unmögliche, was ihnen von allen Seiten zugemuthet wird, nicht leisten können; sondern deßhalb, weil sie selber, indem sie eine Centealgewalt neben den Fürsten schufen, eine Unmöglichkeit für die Wirklichkeit ausgegeben und die unerbittliche Praxis, vor der sie eben nicht bestehen können, heeausgefordert haben. Sie hätten doch gleich anfangs begreifen können, daß die Republikaner wirklich Recht hatten, wenn sie von denselben den Vorwurf höeen mußten, das Reichsprovisorium sey nur ein Mittel für dir Füesten, Zeit zu gewinnen, und nur ein Zügel, mit dem man das wildgewordene Roß einstweilen bändige, bis es den alten Herrn (den Bundestag) geduldig wieder aufsitzen lasse. Sie hätten schon im April einsehen müssen, daß, wenn sie stark genug waren gegen Hecker, aber nicht stark genug, um die Fürsten zu unumwundener Unterwerfung unter die Reichsgewalt zu zwingen, ihre Sache eben so bestimmt verloren war, wie die Heckers. Sie hätten begeeifen müssen, daß wenn ihnen österrrichische und preußische Truppen gegen die Republikaner zu Hülfe kommen mußten, der Titel der Requisition und der Name von Reichstruppen nichts an der Thatsache eines Sieges der Fürstengewalt änderte. Sie hätten sich nicht verhehlen dürfen, daß es nicht an der Zeit war, die Kaiseekomödie in Frankfurt aufzuführen, während die Fürsten allr ihre militärischen Kräftr entfalteten. Sie hätten wissen können, daß das Schwert, welches Windischgrätz, Radetzki und Wrangel in die Schale der Fürsten legten, schwerer wiege, als alle papiernen Geundrechte und Verfassungsentwürfe. Sie hätten endlich doch die Rechnung machen können, daß wenn überhaupt die Fürsten unumgänglich waren, wenn ihre bisherigen Territorien, ihre bisherige Militärmacht 2c. dieselben blieben, auch die letzte Entscheidung über die künftige Verfassung Deutschlands nur von ihnen und nicht von den Reichsprofessoren in Frankfurt abhängen mußte. Sie hätten daher schon im April dem unvermeidlichen Augenblick entgegensehen können, in welchem ein Fürstenkongreß ausmachen wird, was sie nicht ausgemacht haben.

Man schickte rinen Gesandten des deutschen Reichs nach England, den, wenn wir nicht irren, der preußische Gesandte gleichsam unter sein Protektorat nahm und den auch die Königin von Großbritannien huldreich anlächelte. Man schickte einen zweiten nach Paris, der lange gar nicht vorgelassen wurde. Man schickte einen dritten nach Italien, wo er noch weniger vorstellte, als weiland der Herr von Questenberg im Lager Wallensteins. Man schickte einen vierten nach Dänemark, wo er nur zu unterschreiben hatte, was Preußen vorgeschrieben. Man schickte einen fünften nach Wien, wo er erfahren konnte, was österreichisches Belieben sey, zugleich aber auch erfahren mußte, daß Frankfurter Belieben dort ignorirt wird. Man sammelte für eine deutsche Flotte, ohne im mindesten zu überlegen, wo das Geld hinkommen wird. Denn wenn man kein Deutschland hat, kann man auch keine deutsche Flotte haben. Man machte Grundrechte, aber ohne die geringste Bürgschaft, daß sie in den größern deutschen Staaten einmal wüeden angenommen werden. Man setzte sich sogar zusammen, um eine künftige Reichsverfassung zu entwerfen, ohne sich einzugestehen, daß man dazu gar nicht kompetent sey. Eine staatsrechtliche Kompetenz streiten wir allerdings weder der Subkommission, noch dem Veefassungsausschuß, noch der Nationalversammlung selber ab; aber zur Kompetenz gehört mehr als die Berechtigung, nämlich auch die Macht.

Wenn wenigstens die Landstände der geößern deutschen Staaten der Frankfurter Nationalversammlung zur Stütze gedient hätten, würde Hoffnung vorhanden gewesen seyn, ihre Macht den Fürsten gegenüber zu verstärken. Allein das Wiener Parlament war von slavischen, antideutschen Intriguen zerrissen und das Berliner Parlament machte eine Eifersucht und Antipathien gegen Frankfurt geltend, die mehe als alles Andeee den Glauben an eine Vereinbarung Deutschlands durch parlamentarische Mittel entkeäftet haben. Eest in der Noth, schon überwältigt von der einheimischen Fürstenmacht, wandten sich die Parlamente von Wien und Beelin wieder an das, kurz vorher von ihnen mißachtete und geschwächte Frankfurt, als ob das jetzt noch etwas hätte helfen könneu.

Das Vertrauen, welches man anfangs noch hegte, die bloße Zweckmäßigkeit der in Frankfurt beschlossenen neuen Reichsverfassung, als Ausdruck des Gesammtwillens deutscher Nation, werde hinreichen, ihre Einführung durchzusetzen, ist bereits verschwunden. Daher handelt es sich auch bei der Bezeichnung der künftigen Centralgewalt keineswegs mehr davon, was für rinr Deutschland braucht und haben sollte, sondern nur noch was für eine Deutschland noch möglicherweise mit Zustimmung der Fürsten haben könnte. Ohne die Zustimmung wenigstens der mächtigsten unter den Fürsten kann die Reichsverfassung gar nicht zu Stande kommen. Nun will man abee in Frankfurt immer noch nicht anerkennen, daß eben jene mächtigsten Fürsten die Centralisirung Deutschlands nicht und niemals zugeben werden und daß die Stundé, in der man hätte zu einer desinitiven Centralgewalt gelangen können, längst vorüber ist, wie die Heckeeei. Man hofft immer noch, die Einheit personifeiren zu können. Ist es gutmüthige Verblendung; ist es Scham und Scheu, die eine große heilige Idee nicht aufgeben will; ist es künstliche Selbsttäuschung, was es immer seyn mag; noch ist in Frankfurt die Meinung, man könne einen definitiven Reichsverweser, Kaiser oder dergleichen bekommen, nicht aufgegeben. Und doch ist sie irrig durch und durch. Das weiland deutsche Parlament ist schon so weit herabgekommen, nur noch aus einer österreichischen und einer preußischen Partei zu bestehen, von der jede hofft, mit ihrem Kandidaten durchzudringen. Thörichte Hoffnung! jeder dieser beiden Kandidaten schließt den andern aus; mit keinem von beiden ist eine Einheit Deutschlands möglich. Da Oesterreich und Preußen nicht in Deutschland aufgehen wollen, könnte allerdings Deutschland in Oesterreich aufgehen, wenn nur Preußen nicht wäee, oder Deutschland in Preußen, wenn nur Oesterreich nicht wäre. Sie sind aber eben und so lange sie sind, kann und wird keiner dem Andern die Hegemonie in Deutschland überlassen.

Wie es scheint, spricht Oesterreich diese Hegemonie gar nicht einmal an und hat nichts gethan, um dem guten Willen der für Oesterreich gestimmten Partei in Frankfurt entgegenzukommen. Ob Preußen geneigter ist, wissen wir nicht; man könnte es aus einigen Symptomen schließen, z. B. aus den großen Concessionen, welche in der neuen preußischen Verfassung der katholischen Kirche gemacht werden. Allein wenn man die Auseinandersetzungen des Reichstagsabgeordneten Gfrörer und die Meinungsäußerungen der katholischen Blätter liest, so erkennt man leicht, daß jene Concessionen die alte Besorgniß vor dem preußischen Ghibellinismus nicht beschwichtigt haben. Dazu kommt die Abneigung der Linken gegen Preußen, gestützt auf alte süd- und

westdeutsche Antipathien. Der König von Preußen wird nicht umhin können, einzusehen, daß er, wenn er deutscher Kaiser würde, eine ungleich gefährdetere und angefeindetere Stellung hätte, als er sie jetzt hat. Er würde alles gegen sich haben die auf seinen Vorrang eifersüchtigen Dynastien, allen alten süd- und westdeutschen Haß, die große katholische Partei, die Republikaner und endlich selbst die Altpreußen, weil er um der deutschen Krone willen den altpreußischen Interessen doch manches vergeben müßte. Eben so gewiß würde der junge Kaiser von Oesterreich, wenn er als deutscher Kaiser aufträte, sich niemals des protestantischen Nordens versichert halten dürfen Noch viel weniger aber würde ein Dritter ausrichten, der neben Oesterreich und Preußen als Bewerber um die deutsche Krone auftreten wollte.

Daraus folgt, daß weder eine preußische noch österreichische Hegemonie, noch mit Zuziehung Bayerns ein alternirendes Triumvirat möglich ist. Es gibt, täuschen wir uns darüber nicht, nur noch eine Möglichkeit, nämlich einen neuen Fürstenbund, der von den Frankfurter Beschlüssen behält, was ihm beliebt. Sollte die Frankfurter Versammlung im Stande seyn, die vereinigten deutschen Fürsten zur Annahme der Grundrechte und wenigstens einiger Normen der künftigen deutschen Föderation zu zwingen, so müßte sie der Zustimmung und des kräftigsten Mitwirkens der österreichischen, preußischen und übrigen deutschen Ständeversammlungen versichert seyn, was nicht der Fall ist. Es wird also immer erst von einer gemeinsamen Berathung und Entschließung der Fürsten abhängen, in wie weit sie die Geltung der Frankfurter Beschlüsse zulassen wollen. Vollendet man in Frankfurt die Reichsverfassung im Sinn der preußischen Hegemonie, so wird sie in einem großen Theile Deutschlands keine Anerkennung finden. Neigt sich die Mehrheit der Stimmen zu Oesterreich, so wird erst Oesterreich gefragt werden müssen und Oesterreich wird sich sicherlich sein künftiges Verhältniß zu Preußen nicht von dem ohnmächtigen Frankfurt aus ohne reelle Bürgschaft verschreiben lassen, sondern darüber mit Preußen selbst unterhandeln und dann wird das Resultat dieser Unterhandlungen für Frankfurt Gesetz werden.

Nun denken manche, wenn alle Hoffnungen täuschen, welche auf Frankfurt gegründet waren, so ist man auch an Frankfurt nicht mehr gebunden und die Revolution tritt wieder in ihre Rechte. Man hört häufig von einer zweiten Revolution reden. Aber mit dieser überrascht man nicht mehr, wie mit der ersten. Eine neue Schilderhebung der Republikaner würde ihre Ohnmacht beweisen und der Reaktion erwünschte Vorwände leihen, insbesondere auch dem Ausland neuen Einfluß bei uns eröffnen. Das Ausland ist aufs lebhafteste bei einer Reaktion gegen die deutschen Einheitsbestrebungen betheiligt. Es hat zur Zeit des Wiener Kongresses alles angewendet, um die gerechten Hoffnungen der Deutschen auf eine innigere Vereinigung und kraftvollere Vertretung ihrer Interessen nach außen zu vereiteln. Es hat die bisherige Getheiltheit dynastischer und commercieller Interessen in Deutschland garantirt. Es hat unsere Vergangenheit überwacht, es wird auch unsere Zukunft überwachen.

Die Gesinnungen Rußlands sind in dieser Beziehung als bekannt vorauszusetzen und gehen aus den Ordensverleihungen an die österreichischen Marschälle zur Genüge hervor. Die Gesinnungen Englands bezeichnet am besten das Wort, das man Palmerston in den Mund legt, eine Zollvereinigung Deutschlands mit Oesterreich komme einer neuen Kontinentalsperre gleich, woraus natürlicherweise folgen würde, daß England auch eben so große Anstrengungen, dieselbe zu verhindern, machen müßte, als es machte, um das Kontinentalsystem zu vereiteln. Wäre Ludwig Philipp in Paris noch am Ruder, so würde er sicher der Dritte in diesem freundnachbarlichen Bunde zum Gedeihen Deutschlands seyn.

Dagegen läßt sich denken, daß, wenn die Reaktion nicht durch neue mißlungene Schilderhebungen der republikanischen Partei provocirt wird, und wenn erst die consternirten Landesversammlungen in Oesterreich und Preußen sich wieder fassen, der wesentlichste Theil der Märzerrungenschaften in den Grundrechten bezüglich auf die innere Politik gerettet werden kann, und daß auch auf dem Wege der Vereinbarung noch eine deutsche Föderativverfassung zu Stande kommen kann, die wenigstens besser ist, als der alte Bundestag, wenn sie auch nicht in einem Kaiser ihre Spitze findet. Denn es muß das Interesse der deutschen Fürsten seyn, mit ihren Völkern zu gehen, wenn deren Forderungen auf ein so bescheidenes Maaß zurückkommen. Die Fürsten können und müssen dabei mehr gewinnen, als wenn sie einem neuen durchgreifenden Reaktionsplane folgen wollten, der ihnen vielleicht von irgend einer Seite des Auslandes her bezeichnet wird. Die Revolution wäre dann nicht in einer Reform versöhnt, sondern würde nur Zeit brauchen, um abermals und furchtbarer als je zu explodiren.

Wichtiger als alles andere ist in dieser Beziehung die Stellung, welche Frankreich zu uns einnehmen wird. Ein Bonaparte wird in Frankreich herrschen, Bonapartismus aber ist Krieg. Man will ihn heute noch nicht, aber man wird ihn später wollen, wenn der günstige Augenblick gekommen ist. Welcher Vorwand aber wäre geeigneter für Frankreich, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen, als eine deutsche Reaktion, eine Vereitelung der Märzhoffnungen? Der Gedanke eines neuen Rheinbundes tauchte schon früher, schon in den Februartagen auf, ehe die Barrikadentage von Wien und Berlin die Theilnahme Oesterreichs und Preußens an dem Frankfurter Werke sicherten. Wenn Oesterreich und Preußen nun in ihre alte selbstständige Stellung zurücktreten und das Frankfurter Werk im Stich lassen, welcher Gedanke liegt wieder näher, als der Rheinbund? Wir dürfen nicht zweifeln, daß alle in Deutschland getäuschten Hoffnungen sich Frankreich zuwenden würden. Die republikanische Partei in Deutschland hat (mit wenigen Ausnahmen) wiederholt bekannt, ihr gelte nur die Freiheit und sie opfere derselben die Einheit auf, sie nähme gern französischen Schutz, ja selbst französisches Bürgerrecht an. Die Kommunisten hoffen immer noch auf einen Sieg ihrer Sekte in Frankreich. Sogar in weit konservativeren Kreisen würde eine Allianz mit Frankreich Anklang finden, wenn dadurch Mediatisirungen verhindert werden könnten. Man braucht sich nur an die beiden ersten Rheinbünde zu erinnern von 1658 und 1806.

Indeß, welche Gefahren uns auch der Krieg bereiten würde, zumal wenn ihn unpatriotische Verirrungen der Parteien in Deutschland nährten, dennoch glauben wir, die alte Kraft und Tugend des deutschen Volkes würde darin bewährt werden und bessere Entscheidungen herbeiführen, als sie von der bisherigen parlamentarischen Konfusion zu erwarten waren.

Sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er nicht in der Paulskirche, sondern auf dem Schlachtfelde gemacht werden. Nach der sinnigen Sage schläft der alte Kaiser am Steintisch in tiefer Bergeskluft und wird erwachen und hervorkommen mit seinen Helden, um die große Rettungsschlacht zu schlagen, in der die Einheit und das Kaiserthum wiedererstehen sollen. An Schlachten denkt die Prophezeihung, nicht an gehässige Debatten unversöhnlicher Parteien über unfruchtbare Paragraphen, nicht an ewig mißlingende Unterhandlungen über unmögliche Vereinbarungen schlechterdings unvereinbarer Interessen. Nach der Sage fragt der alte Kaiser im Schlafe: fliegen die Raben noch um den Berg? und wenn es bejaht wird, sagt er: so ist es noch nicht Zeit, und schließt die Augen wieder. Die Raben aber fliegen

Digitized by Google

noch, ihr dichter Flug, ihre rauhen Stimmen sind nur zu aufdringlich. Sie haben der Einheit Deutschlands schon das Grablied gekräht, ehe sie noch wiedergeboren war. Bei diesem kläglichen Abortus haben nur wohlmeinende Schwäche, unbesonnenes Vertrauen, allstörendes Mißtrauen, Unentschiedenheit, Wollen des Unmöglichen und dann wieder Verzweiflung, Meinungswechsel und Abfall auf der einen Seite, Hinhalten, Zeitgewinnen, Verstellung, mitleiderregende Demuth öffentlich, und kraftvolles Zurüsten insgeheim auf der andern Seile, endlich die Frechheit des offenen Hasses, die Schadenfreude, daß nichts zu Stande kommen soll, und der Sarkasmus, der das todte Kind schon vor seiner Geburt mumisirte, zu Gevatter gestanden.

Kann aus der Debatte der uneinigen, aufs giftigste unter einander verbissenen, durch politischen Haß, wechselseitige Verachtung und fast noch mehr durch den Leichtsinn der Frontveränderungen demoralisirten Parteien die Wahl eines deutschen Kaisers hervorgehen, wie ihn Deutschland braucht und dem auch ganz Deutschland vertraut und gehorcht? Oder kann er von den geheimen Agenten geschaffen werden, die von Kabinet zu Kabinet fliegen, und die höchstens ausmachen werden, wie die Einheit nicht zu Stande kommen soll? Oder will er der zügellosen Presse sein Daseyn verdanken? ihr, die fast durchweg republikanisch schon von vorn herein die Kaiseridee perhorrescirt hat.

Aus dem üppigen Unkraut des Parteihasses, der Sonderinteressen und der republikanischen Gelüste wird das deutsche Kaiserthum seine prachtvolle Blumenkrone nicht entfalten. Nicht aus den Sünden und Schwächen eines Volks, sondern nur aus seiner Tugend kann die nationale Einheit und Größe hervorgehen. Zur Tugend aber wird die Noth führen. Ohne große Noth, ohne große Gefahr von außen, ohne große Kriege werden wir auch nichl einig.

Aber es läßt sich dazu an. Das Reich der Worte und des Geschwätzes dürfte bald aufgehört haben; unwiderstehlich drängt es die Welt zum Handeln, zu Thaten der Entscheidung, zu Neuem, was die Professoren noch nicht wissen, und zu Werken des Kriegs, wie ungern auch die jetzt noch allein herrschenden Juristen die Krieger aufkommen sehen. Das Tröstreiche hat unsere Zeit, daß sie nach einer langen nüchternen Stagnation wieder poetische Ueberraschungen bringt. Eine solche war die Wiederkehr der Republik in Frankreich, das Auftauchen der uralten Kaiseridee in Deutschland, der erneute furchtbare Kampf um Mailand wie zu Barbarossas Zeiten, die Erstürmung des Danewirk wie unter den sächsischen Kaisern, dann plötzlich wieder die fabelhafte Begeisterung, mit der die Franzosen einen Bonaparte auf den Schild erhoben. Wie auf Kaulbachs berühmten Bilde der Geisterschlacht nach Beendigung des Kampfes auf der leichenbedeckten Erde die Geister der Gefallenen noch in der Luft fortkämpfen, so steigen die großen Todten jetzt aus ihren Gräbern auf vor dem Kampfe, als Vorboten und Verkündiger einer neuen großen thatenreichen und schicksalsvollen Zeit. Die allzu klug geschulte und abgeschwächte Menschheit gewinnt auf einmal die alte romantische Kraft, sie hat genug gelernt, gelesen, beschrieben, und wieder beschrieben, was vor ihr gethan worden ist. Sie will nun wieder selber etwas thun, was schwächere Enkel wieder lernen und beschreiben mögen. Zu diesem großen Styl der neuen Thatsachen paßt die alte Kleinmeisterei nicht mehr. Man fühlt, die ängstlich gehüteten Sonderinteressen und Bequemlichkeiten werden doch dem allgewaltigen Sturm des Zeitgeistes weichen müssen, aber dieser Zeitgeist selbst, es ist nicht das Schemen des Schemas konstitutioneller, republikanischer oder socialistischer Schulbegriffe, es ist nicht das Zeitungsgeschwätz, nicht das Klappern von dreitausend parlamentarischen Windmühlen, sondern es ist der lebendige Odem Gottes, wie er aus winterlicher Dürre die Fülle der Natur neu hervorruft, die Wonne neuer Jugend und Heldenlust, der männliche Thatendrang erwachender Völker; die neue überraschende Fruchtbarkeit der jahrelang sterilen, jetzt wieder staunenswürdige Thaten auf Thaten gebärenden Weltgeschichte.

Wo so gewaltig und in üppiger Fülle die Ereignisse sich drängen, hoffe und fürchte man ja keinen baldigen Stillstand. Wir stehen erst am Anfange der großen Welterschütterung, die wahrscheinlich noch lange fortdauern und noch größere Schrecken, aber auch noch schönere Erhebungen bringen wird, als wir sie zuletzt erlebt haben und die am Ende auch noch zu größern Erfolgen führen wird, als wir bis jetzt ahnen können.

Das ungeheure Wortgefecht in Deutschland war nur das Aufwirbeln des Staubes vor dem Gewitter. Die bis zu völliger Rathlosigkeit gediehene Konfusion in Frankfurt wird nur die Folie seyn von Thaten der Entscheidung, denn noch hat jeder gordische Knoten sein Alexanderschwert gefunden. Blüchers schönes Wort, die Federn sollen nicht verderben, was die Schwerter gut gemacht, wird sich in einem neuen Sinn erfüllen, die Schwerter werden wieder gut machen, was die Federn verdorben habrn. In dem Geist unserer Heere liegt eine große Zukunft. Ueberall, wo sie sich zeigte, hat die deutsche Heeresmacht, obgleich jung und ungeübt, obgleich von vielen Seiten beirrt und verführt, doch eine Tapferkeit und Treue bewährt, der Väter von 1813 vollkommen würdig, und überall hat sie gesiegt. Das ist die herzerfreuendste Erfahrung in diesen unerquicklichen Zeiten der Ungewißheit und vorenthaltenen Entscheidung. Was auch über Deutschland komme, seine kriegerische Jugend wird mit Ehren bestehen. Und vielleicht wird der fabelhafte Ruhm, den Frankreich aus dem Grabe in der Invalidenkirche muthwillig heraufbeschwört, dießmal Deulschland zufallen, das gar nicht daran gedacht hat.

Nur ein großer Krieg, in dem wir siegen, kann Deutschland die Erfüllung aller seiner Hoffnungen gewähren und unsere Staatsmänner und Parlamente auf die Höhe der Nationalpolitik erheben, zu der sie auf keiner Leiter von Grundrechten und Verfassungsparagraphen emporklimmen werden. Noch tief unter dem englischen Standpunkt befindlich können sie sich nichts träumen lassen von der Zumuthung, einmal sogar noch über diesem Standpunkt stehen zu sollen. Denn nichts Größeres kann es auf Erden geben, als ein deutsches Reich, wie es seyn soll. Wenn Frankreich die Zeiten Karls des Großen erneuern konnte, wenn England jetzt auf einer Stufe steht, zu der es sich im Mittelalter nie erheben konnte, wenn vorübergehend Italien und Spanien überwiegende Rollen in Europa spielen konnten, wie sollte Deutschland nicht mehr als ihnen allen möglich seyn, wenn es nur einmal wieder, wie in der Zeit der Ottonen, Salier und Hohenstaufen sich in seiner ganzen Macht begriffe und entfaltete. Die Fülle seiner Wirklichkeit würde jede poetische Erwartung übertreffen.

Ueber die trüben Aussichten der nächsten Zukunft hinaus blicken wir in die goldene Ferne einer Zeit, welche Deutschland freilich nur unter Mühsal, großer Gefahr und Schrecken erreichen kann, aber daß es sie erreichen werde, ist unsere frohe Zuversicht seit 1813 und wird sie bleiben, bis das Herz uns nicht mehr schlägt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 2.** Sonnabend den 6. Januar 1849.


## Biographie.

**Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgegeben von Eduard von Bülow. Zwei Bände. Breslau, Jos. Max u. Comp., 1849.**

Der Fürst, dessen höchst interessantes Leben hier abgespiegelt ist, war ein Wittelsbacher von der Pfälzer Linie, geb. 1483, als Kurfürst von der Pfalz gestorben 1556. Der Verfasser seiner hier vorliegenden Lebensgeschichte war ein geborner Lütticher, Hubert Thomas, sein Geheimschreiber und Rath. Das Original wurde im Jahr 1624 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Friderici II., electoris palatini libri XIV. gedruckt, und kurze Zeit darauf, im Jahr 1629 erschien in Leipzig die deutsche Uebersetzung: „Spiegel des Humors großer Potentaten" u. s. w. Der Verfasser hatte auch unter anderm eine Geschichte Franzens von Sickingen und des Bauernkrieges geschrieben, welche beiden Werke in der M. Freherschen Quellensammlung enthalten sind. Die Annalen sind, trotz des interessanten Inhalts, bisher nur sehr wenig bekannt und selten erwähnt worden. Herr von Bülow wurde durch Ludwig Tieck auf sie aufmerksam gemacht.

Der junge Pfalzgraf Friedrich war ein nachgeborner Prinz ohne Aussicht auf die kurfürstliche Würde, die seinem älteren Bruder Ludwig zustand. Er wurde daher frühzeitig in die Welt, an fremde Höfe, geschickt, um sein Glück zu machen und durch Talente und Connexionen sein bescheidenes Erbtheil zu ergänzen. Zuerst schickte ihn sein Vater in die Niederlande an den Hof Philipps des Schönen, was nicht ohne die bedeutsamste Folge für sein Leben war, denn fortan knüpfte ihn ein unauflösliches Band an das Haus Habsburg. Kaum herangewachsen begleitete er Philipp den Schönen nach Spanien an den Hof Ferdinands und Isabellens, deren Tochter Juana bekanntlich Philipps Gemahlin und Mutter Kaiser Karls V wurde. Unterwegs besuchten sie auch den französischen Hof. Heimgekehrt verdiente sich der Pfalzgraf seine ersten Sporen im bayerischen, geldrischen und Venediger Kriege und machte sich beim alten Kaiser Maximilian beliebt, der ihn mit einer Sendung nach England betraute und dann wieder am niederländischen Hofe bei seinem Enkel ließ, dem jungen nachmaligen Kaiser Karl.

Hier verliebte sich der Pfalzgraf in Karls Schwester Leonore und wurde von ihr geliebt. Das Verhältniß dauerte zwei Jahre, bis es durch die Eifersucht der Spanier zerrissen wurde. Hören wir den Autor selbst. „Der Erzherzog Karl hatte eine Schwester Namens Eleonore, die etwas älter als er war, und sich an dem blühenden Alter des Pfalzgrafen, seiner schönen Gestalt, seinem krausen gelben Haare, seiner breiten Brust und seinem tapfern Ansehen eben so wenig satt sehen als genugsam zuhören konnte, was ihre Gespielinnen zu seinem Lobe redeten. Am meisten gefiel ihr von ihm eine Sache, die sich zu derselben Zeit zutrug. Der Pfalzgraf war ein besonderer Liebhaber der Musik, als welche Kunst des Menschen innern Sinn ergötze und eben so wohl demjenigen anstehe, der dabei ein rechter Kriegsmann sey. Dagegen behaupteten Andere, die es ärgerte, daß man ihn auch dieserhalb lobpries, daß die Kunst die Menschen weich und weibisch mache und nicht leicht Einer ihr ergeben und zugleich männlich und herzhaft seyn werde. Sobald Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Johann von Brandenburg, die Herren von Cercerie, Fiennis, Monjarbin und andere Musikliebhaber hörten, daß man sie damit verachte, beklagten sie sich beim Erzherzoge und betheuerten, sie würden ihre Ehre mit dem Degen retten. Sie hätten es auch wohl gethan, wenn der Erzherzog nicht für rathsamer erkannt hätte, den Handel durch ein offenes Turnier zu entscheiden. — Auf diese Weise begaben sich von jeder Seite drei zum Kampfe, unter denen der vornehmste der Herr von Moncada war, der später Vicekönig von Neapel wurde; die Musikverächter wurden aber bald überwunden, da Niemand des Pfalzgrafen Streiche aushielt und jedermann, zurücktretend, dem Streich entwich, den er nach ihm that. Dem Herren von Moncada schlug der Pfalzgraf einmal ein Stück vom linken Aermel, worüber er sich laut beschwerte, daß es wider das Turnierrecht sey und der Gegner nach dem Kopfe schlagen müsse. Der Pfalzgraf sah ihn darauf scheel an und sprach: Warum hältst du den Kopf nicht zum treffen her, sondern weichst jedesmal zurück? und gab ihm einen solchen Schlag vor den Schlaf, daß es ihm dunkel vor den Augen ward und er ziemlich weit zurücktaumelte. Der Pfalzgraf wollte zugleich über die Schranke springen und hatte schon einen Fuß angesetzt. Erzherzog Karl kam aber dazwischen und trennte den Kampf, der sonst wohl ohne besondere Gefahr nicht aufgehört hätte. Es war spaßhaft mit anzusehen, wie saure Mienen Moncada und seine Gesellen machten, als sie die Rüstung ablegten und wie ihnen vor Zorn dermaßen die Lippen und Backen aufgelaufen waren, daß sie mehr Ungeheuer als Menschen zu seyn schienen, und von jedermann ausgelacht wurden." Derselbe Moncada und der Herzog von Chièvres brachten bald darauf eine Heirath Leonorens mit dem verkrüppelten König von Portugal aufs Tapet und reizten den jungen Karl gegen den Pfalzgrafen auf, dessen zärtliches Verhältniß zu Leonoren somit ein betrübtes Ende erreichte.

Friedrich mußte nach Heidelberg heimkehren, da aber nicht lange nachher der alte Kaiser Maximilian starb, und der junge Karl sich um das Reich bewarb, kam Friedrich bald wieder in des letztern Gnade. Es galt Stimmen bei der Kaiserwahl zu werben, zunächst die Pfälzer Stimme selbst. Karl versprach

daher, den jungen Pfalzgrafen durch eine andere reiche und vornehme Heirath für den Verlust seiner geliebten Leonore zu entschädigen. Karl wurde gewählt und unser Pfalzgraf Friedrich vom kurfürstlichen Collegium nach Spanien gesandt, um ihm die Wahl zu verkünden. Nun hätte Karl sich dankbar erweisen und sein Versprechen halten sollen, allein es hatte damit gute Zeit. Friedrich hoffte, Vicekönig in Neapel zu werden; aber es gelang nicht. Zum Nürnberger Reichstage kam damals Leonorens Schwester Isabelle, die vertriebene Gattin des gefangenen Dänenkönigs, Christiern des Bösen, mit welcher der Pfalzgraf gut verkehrte. Da er hörte, der König von Portugal sey gestorben, hoffte er noch einmal auf Leonorens Hand und schickte einen geheimen Unterhändler zu ihr, sie auszuforschen. „Da er keinen Sekretär hatte, der der französischen Sprache mächtig war, belangte er dieserhalb den vortrefflichen Mann Tetanias Frisius zu sich, der beider Rechte Doktor und des kaiserlichen Kammergerichts Beisitzer war, und bat ihn, ihm in dieser Sache einige Schreiben französisch zu verfertigen. Dessen Antwort war, er könne zwar französisch reden, aber nicht schreiben. Er habe jedoch einen Diener, Hubertus Thomas aus Lüttich, gehabt, der sich die sieben Jahre, daß das Kammergericht zu Worms gewesen, treu und fleißig bei ihm gehalten. Derselbe habe ein Weib genommen, sey in das andere Jahr Kanzleischreiber bei seinem Bruder dem Pfalzgrafen Kurfürsten, und könne thun, was er von ihm begehre. Hierauf begab sich Pfalzgraf Friedrich zu seinem Bruder und erlangte von ihm, daß ich verschrieben ward." So kam der Verfasser der Memoiren in des Pfalzgrafen Dienst, begleitete ihn nachher auf allen seinen Fahrten, unternahm viele besondere Sendungen für ihn und blieb bei ihm bis an den Tod. — Die Sendung von Leonoren mißlang. Diese Prinzessin mußte später, wie bekannt, der Politik ihres Bruders Karl zu liebe, den König von Frankreich heirathen.

Im Jahr 1525 zog Pfalzgraf Friedrich mit gegen die empörten Bauern und nahm mehr oder weniger an den fürstlichen Intriguen der Zeit Theil; ließ sich aber durch die bayerischen Vettern nicht vom Kaiser abwendig machen, den er vielmehr aufs neue in Spanien aufsuchte. Zufällig war die Königin Leonore gleichfalls unterwegs und um nicht mit ihr zusammenzutreffen, nahm er einen Umweg. Dießmal kam der Pfalzgraf bis nach Granada, wo der Kaiser weilte, und sah die berühmte Alhambra. Auf dem Heimwege besuchte er den König Franz, der ihn reichlich beschenkte.

Nach seiner Rückkehr präsidirte der Pfalzgraf im Namen des Kaisers den Reichstag in Speier und wurde zum Generalissimus gegen die Türken erwählt, die im Jahr 1529 unter dem großen Sultan Soliman II. Wien bestürmten. Die Stadt wurde glücklich entsetzt, der Pfalzgraf hatte jedoch große Noth auszustehen mit seinen eigenen Soldaten, die wegen des Soldes einen Aufruhr erregten. Von hier aus schickte er den Verfasser zum Kaiser nach Italien. Thomas schildert die Gefahren dieser Reise, indem er unter das feindliche Heer der Venetianer gerieth. Der Pfalzgraf selber kam bald nach und machte dem Kaiser ernstliche Vorstellungen wegen Nichterfüllung seines Versprechens. Da lockt ihn Karl noch einmal und versprach ihm seine dritte Schwester die verwittwete Königin Maria von Ungarn. Dafür sollte sich der Pfalzgraf eifrig für die Wahl ihres Bruders Ferdinand zum deutschen König verwenden. Aber auch diese Hoffnung wurde zu Wasser. Marie mußte die Bedingung stellen, daß Friedrich wenigstens Kurfürst werde und sein Bruder Ludwig ihm deßfalls die Kurwürde abtrete. Eine leere Ausflucht, die Friedrich auch als solche erkannte. Karl, der ihn damals brauchte, suchte ihn durch die Erbin des Marquisats von Montferrat zu entschädigen, aber sie starb noch vor seiner Ankunft. Er wollte nun ihre Schwester heirathen, aber sie wurde ihm durch den Herzog von Mantua weggefischt, der deßfalls den Rathgeber Karls, den berühmten Granvella bestochen hatte. Darauf wies Karl den Pfalzgrafen an den polnischen König Sigismund, der aber seiner Tochter keine Ausstattung mitgeben konnte oder wollte, und so zerschlug sich auch dieses Projekt.

Inzwischen begann der Türkenkrieg von neuem und der Pfalzgraf erhielt abermals das Kommando. Der Verfasser verweilt mit besonderer Theilnahme bei der tapfern Vertheidigung des Städtchen Güns durch Niklas von Jurischitz. „Wiewohl Niklas bis auf den Tod verwundet war und fast keine Hoffnung hatte, sich weiter zu wehren, schlug er es doch ab, und wollte nicht eher vor den türkischen Pascha kommen, bis man ihm schriftlich und mit Geißeln ein sicheres Geleite zuspräche. Da man aus dieser männlichen Antwort dafür hielt, es stehe mit ihm noch nicht so verzweifelt, daß er nicht vielleicht einen abermaligen Sturm aushalten könne, schlug man sein Begehren nicht ab, sondern sandte ihm den Geleitsbrief mit zwei vornehmen Türken zu. Niklas ward von Ibrahim Pascha draußen ehrenvoll empfangen und, nachdem man ihn geheißen niedersitzen, vornehmlich um Dreierlei befragt. Erstlich, ob er wieder von der Krankheit genesen sey, die ihm zu Konstantinopel, als Gesandten bei Soliman, zugestoßen? Zweitens, ob seine jetzt empfangenen Wunden tödtlich? Und drittens, warum er so allein von Allen, die sich ihm ergeben, dem Kaiser Soliman trotze und worauf er noch zu hoffen wage, da König Ferdinand bekanntermaßen in allen Dingen laß und langsam sey? Auf die beiden ersten Fragen antwortete Niklas, wie er es mit Gottes Hülfe könne: ja und nein! Auf die dritte: daß er seine Hoffnung einzig auf Gott gesetzt, der ihm zu rechter Zeit den König Ferdinand oder wen sonst zu Hülfe senden und ihn dafür strafen werde, wenn sein Trotz gegen die Erbfeinde seines Volkes Unrecht sey. Ibrahim Pascha wunderte sich noch mehr über Niklas unverzagtes Gemüth und verehrte ihm in Solimans Namen das Städtchen, in dem er sich so wohl gehalten habe, mit den Worten, daß der Kaiser ihn und die Seinen zwar mit leichter Mühe verderben könne; da er aber als ein gütiger und frommer Herr tapfern Leuten hold sey, wolle er Gnade für Recht ergehen lassen und seine Tugend belohnen. Niklas nahm diesen Lohn freudig an und bedung sich nur aus, daß das türkische Kriegsvolk nicht an ihm frevle und ihn des Geschenks in Ruhe und Frieden genießen lasse und Ibrahim sagte es ihm gegen sein Versprechen zu, den kranken Türken und wer sonst beim Abzuge des Heeres nicht folge, keinen Schaden zu thun." Außer diesem heldenherrlichen Zuge schildert der Verfasser noch ausführlich die wüthende Verfolgung der Türken durch die deutsche Reiterei, wobei der Pfalzgraf sich vornehmlich auszeichnete.

Mittlerweile hatte der Pfalzgraf in Frankreich um die Hand einer Prinzessin von Guise werben lassen, auf die ihm der Kaiser Hoffnung gemacht hatte, bekam aber auch dießmal einen Korb. Eine günstige Gelegenheit schien sich in England anzubieten, da König Heinrich VIII. zu Thomas, unserm Autor, von freien Stücken sagte, er wünsche, daß Friedrich eine Engländerin heirathe. Thomas war so dreist dem König zu sagen: Ew. Majestät haben selbst eine Tochter. Aber Heinrich VIII. „erröthete über und über, indem er in Bezug auf seine vermeinten Gewissensskrupel über seine Ehe mit Katharina von Aragonien versetzte: Das sey ferne von mir, daß ich meinem Vetter, dem Pfalzgrafen, nicht besser als mit einer unehelich Gebornen diente!" — Daß nach so vielen Körben der Pfalzgraf endlich alle Geduld verlor, ist begreiflich. „Wie geduldig Pfalzgraf Friedrich auch den Schimpf und Spott des Glückes ertragen und seine Sache Gott befehlen mochte, um ins Künftige nur seinen Unterthanen vorzustehen, gedachte er doch immer wieder all der Opfer, die er dem Hause Oesterreich gebracht und für die er keinen andern

Digitized by Google

Lohn als Worte davon getragen hatte. Er konnte eben so wenig umhin, zuweilen gegen Freunde laut zu klagen, und so kamen seine Gesinnungen König Ferdinand zu Ohren, der sie mit der Warnung nach Spanien berichtete, der Kaiser solle bei dem Ansehen des Pfalzgrafen im deutschen Reiche seine Bewerbungen um fremde Schwägerschaften doch nicht so geschehen lassen. Seine Majestät, schrieb er, habe von ihrer Schwester, der Königin von Dänemark, zwei Basen, deren jüngere dem Herzoge von Mailand verheirathet, und die ältere sey, nach seinem Bedünken, für Niemand tauglicher, als den Pfalzgrafen Friedrich. Gebe man ihm diese zur Gemahlin, so dürfe er seine Dienste für belohnt erachten, und das Fräulein durch ihn und seine Freunde in die Länder ihres Vaters wieder eingesetzt werden. Auch würden sich die Niederlande, als des Kaisers Erbländer, keinen bessern und getreuern Nachbar als den Pfalzgrafen wünschen können. Der Kaiser ließ sich durch diese Gründe für den Plan seines Bruders stimmen und sandte ihm Vollmacht, mit dem Pfalzgrafen zu unterhandeln, zu." Ferdinand beschied den Pfalzgrafen nach Prag und eröffnete ihm hier: „Der Fürst wisse, daß König Christiern von Dänemark von seines Vaters Bruder Friedrich seiner Länder und Güter beraubt und durch ein Dekret des Königreichs in lebenslängliche Haft genommen worden sey. Der Tod des Usurpators hätte die Krone neu erledigt und die Reichsräthe gedächten, ihrem uralten Rechte gemäß, in Kurzem zusammen zu kommen, um einen neuen König zu erwählen. König Christiern habe seine Rechte seiner ältesten, fünfzehnjährigen Tochter Dorothea übertragen, die die Königin Maria, ihre Schwester, erziehe, und indem der Kaiser deren Hand dem Pfalzgrafen bestimmte, erklärte er, daß er in Dänemark keinen andern König als ihn dulden werde." Mit dieser Heirath wurde es nun wirklich Ernst. Auch Leonore verfehlte nicht, dem alten Liebhaber ein Zeichen ihres Wohlwollens zu geben, indem sie ihre Nichte, seine Braut, noch vor der Hochzeit in Cambray sah und reich beschenkte. Die feierliche Hochzeit war zu Heidelberg, 1535. Der Bräutigam, der so lange hatte warten müssen, war bereits 52 Jahre alt.

Weit entfernt, dem Pfalzgrafen nunmehr zu neuen Ehren und neuem Glück zu verhelfen, stürzte ihn diese vornehme Heirath nur in Schulden und Armuth. Er gedachte, den dänischen Thron zu erobern, aber die Niederländer, an die ihn der Kaiser gewiesen hattr, ließen ihn im Stich. Sein Heer erkrankte an den feuchten Ufern. Der Holsteiner behauptete die dänische Krone. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der Pfalzgraf seinen Hoffnungen entsagte und bettelarm nach Heidelberg zurückkehrte. Der Kaiser war in Spanien. Er muß dir helfen, dachte Friedrich; wenigstens eine Statthalterschaft in Spanien kann dir nicht entgehen. Und so entschloß er sich, mit seiner Gemahlin und einigen treuen Dienern und Kammerfrauen den Weg nach Spanien einzuschlagen, ohne den Kaiser zuvor etwas wissen zu lassen. Diese Reise, mitten im Winter, war voller Beschwerden und Gefahren. „Wir kehrten nothgedrungen nach Segura um, wo uns die bübischen Biscaver verhöhnten und verspotteten, ja uns kaum wieder aufnehmen wollten und aus den Fenstern mit Schneebällen bewarfen. Wir mußten auch das alles dulden, weil keine Obrigkeit, dem Unfuge zu steuern, da war, und der Aleade bei dem ungezogenen Volke nichts galt." Im Gebirge im tiefen Schnee von den Führern verlassen, konnten sie sich kaum vor dem Sturm in eine Höhle retten. „Wir hatten von dannen noch ein gut Feld Weges bis auf die oberste Bergspitze zurückzulegen, und weil der Schnee gar zu tief war, getraute sich der Fürst nicht fortzukommen. Da nahm ich einen Stecken aus dem Gehölze, den er an einem Ende faßte, und zog ihn mir nach, bis er fast außer Athem war. Oben sahen wir weit hinein nach Spanien, über lauter schneebedeckte Berge und Thäler. Es graute uns vor dem Herabsteigen, weil der Berg so steil und jähling wie zu Treppen ausgehauen war, und um dem Uebel abzuhelfen, nahm der Fürst meinen Stecken zwischen die Beine, auf dem er wie die Knaben ritt und zu Zeiten auch über den Haufen fiel. Die Fürstin ließ sich von ihren zwei Hofjungfrauen leiten und fiel von den Stufen ebenfalls oft in den tiefen Schnee, worüber sie aber, um den Fürsten zu erheitern, nur lachte. Unten am Fuße des Berges fanden wir den Schnee noch tiefer und den Weg zwar nicht mehr steil, aber so rauh und steinig, daß wir zuweilen ganz still halten mußten. Gleichwohl hatten wir noch eine deutsche Meile vor uns, und kam keiner der Unsrigen, die wir den vergangenen Tag nach Galareta vorausgeschickt hatten, uns entgegen. Auch sahen wir unsere Pferde uns nicht nachkommen, die wir in der Höhle gelassen hatten, weil sie wegen der Hindernisse nicht weiter konnten. Zuletzt ward der Fürst so müde, daß er sich in den Schnee niedersetzte und sagte, er könne nicht mehr gehen. Siehe! Da hatte mein Pferd sich im Loche des Berges losgerissen und nicht länger bleiben wollen. Das brachte ein Bauer, der es aufgefangen, geführt, und darauf setzte sich der Fürst, dem gleich war, als ob er in den Himmel gekommen. In dem Augenblicke kam auch mein Diener und brachte sein Pferd für die Fürstin, die es annahm. Wir blieben bei ihren Frauen und schritten in unsern Stiefeln, so gut wir konnten, weiter. Von Segura bis Galareta sind drei deutsche Meilen. Daselbst kamen wir am späten Abende so müde an, daß die Jungfrauen und einige der Unseren gleich in Ohnmacht fielen." — Als sie endlich beim Kaiser ankamen, war dieser nichts weniger als erfreut über den Besuch und schickte ihn auch bald mit guter Manier wieder heim. Friedrich und seine Gemahlin mußten bei dem stolzen Oheim das Reisegeld erbetteln und auch noch auf dem Heimwege das Viatikum des Königs von Frankreich annehmen. Die gehoffte Statthalterschaft aber bekam Friedrich nicht.

Aus Anlaß dieser Reise erzählt der Verfasser eine interessante Anekdote vom Hofe von Navarra. Die Königin dort war die wärmste Freundin der Protestanten, deren viele sich zu ihr flüchteten. So auch der greise Jakob Fabre. Einst aß dieser bei der Königin. „Während des Essens hub Fabre an sehr traurig zu werden und mitunter zu weinen. Die Königin fragte, warum er das thue, da sie zu ihm gekommen sey, um fröhlich zu werden, und er erwiederte: Wie soll ich fröhlich seyn, allerdurchlauchtigste Königin, oder Andere fröhlich machen, da ich der größte Sünder und ärgste Bube auf Erden bin? Lieber Herr Jakob, sagte sie, was habt ihr für eine so große Sünde gethan, da ihr von Jugend auf, wie mich däucht, ein unsträfliches Leben geführt? Ich bin meines Alters, fuhr er fort, hundert und ein Jahr und von aller weiblichen Befleckung rein, kann mich auch nicht erinnern, mein Gewissen jemals mit etwas beschwert zu haben, um dessetwillen ich mich zu sterben fürchtete, außer einem, von dem ich hoffe, es werde mir vergeben werden. Die Königin drang darauf, daß er es sage, und er brachte vor Weinen kaum die Worte hervor: Wie soll ich vor Gottes Richterstuhl bestehen, der ich das heilige Evangelium so Vielen rein und lauter gelehrt habe, die, meiner Lehre folgend, derethalb tausend Plagen und Martern, ja den Tod gelitten haben, und doch selbst heimlich geflohen bin, da ich Unbeständiger in meinem Alter nicht hätte den Tod fliehen, sondern suchen sollen? Die beredte und in der heiligen Schrift erfahrene Königin wandte ihm mit Gründen und Beispielen Vieles ein, indem sie ihm bewies, wie es so manchem heiligen Manne nicht anders ergangen sey, um dessetwillen er an Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht verzagen dürfe, und da auch die andern Anwesenden beistimmten, ward er ersichtlich gestärkt. Zuletzt sagte er: So mangelt mir denn nichts, als daß ich mich zu Gott dem

Digitized by Google

Herrn auf die Reise begebe, wann es ihm gefällig ist, und mein Testament mache, das ich nicht länger aufschieben will, da ich meine, daß mich Gott abruft. Dann sah er die Königin an und fuhr fort: Ich verordne und setze euch zu meiner Erbin ein und vermache eurem Prediger, Magister Gerhard, alle meine Bücher. Die Kleider und was ich sonst habe, soll für die Armen seyn; das Andere befehle ich Gott. Die Königin lachte ein wenig und sprach: Herr Jakob, was soll mir denn zum Erbtheil bleiben? Die Mühe, antwortete er, dieß Alles unter die Armen zu vertheilen. Wohlan, sagte sie, so bleibe es, und ich betheure, daß mir das lieber seyn soll, als wenn mich mein Bruder, der König von Frankreich, zur Erbin eingesetzt hätte. Hierauf schien er fröhlicher zu werden, sagte aber wieder: Ich muß ein wenig ruhen, liebe Frau Königin, seyd unterdeß guter Dinge und Gott befohlen. Er legte sich auf das nächste Bett nieder, und derweil man meinte, er schliefe, war er verschieden, ohne daß Jemand vorher eine Schwäche an ihm vermerkt hätte."

Nachdem Friedrich mit seiner Gemahlin von Frankreich aus auch noch einen Besuch in England gemacht hatte, wo er in seiner Armuth abermals beschenkt worden, kehrte er heim und machte den unüberlegten Versuch sich durch Anschluß an die Schmalkaldischen Bundesgenossen sein Recht auf Dänemark zu sichern, nachdem er durch den Kaiser nicht dazu hatte gelangen können. Der Versuch mußte mißglücken, weil die Protestanten längst mit dem Usurpator in Dänemark einig waren. Und so hatte Friedrich von der ganzen Sache nichts, als daß er sich beim Kaiser noch dazu verdächtig machte. Der Neffe des katholischen Kaisers und Eidam des Tyrannen Christiern konnte nicht darauf rechnen, in Schmalkalden Beifall zu finden. Der Kaiser schlug dem Pfalzgrafen vor, Algier zu erobern, dieser ließ sich aber zu dem abenteuerlichen Zuge, der bekanntlich mißlang, nicht bewegen und wurde mit einem jährlichen Gnadengehalt vom Kaiser abgefunden, bis er 1544 durch den Tod seines Bruders zur Kurfürstenwürde gelangte.

Als Kurfürst konnte nun Friedrich nicht umhin, sich mit dem Schmalkaldischen Bunde einzulassen und dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Kaiser beizustehen. Daher er auch nach dem Siege des Kaisers gleich den übrigen süddeutschen Fürsten, Reichsstädten rc. des Kaisers Ungnade fühlen mußte. „Als wir nach Hall kamen, ward der Kurfürst in eine schlechte Herberge gewiesen und von Niemand empfangen. Der Kaiser ließ ihn auch in vier Tagen nicht vor sich, und als wir nach der Ursache fragten, sagte der von Granvella, Seine Majestät sey krank und könne Niemand die Hand bieten. Am Ende ward der Fürst nach Hofe gefordert, und da der Kaiser so bleich und ungestalt aussah, daß er eher einem Todten glich, betrübte er sich aus Anhänglichkeit an den mit ihm von Jugend an Erzogenen so sehr, daß er weinen mußte. Er sprach den Kaiser mit kurzen Worten unverzagt an, ohne um Gnade zu bitten, und derselbe warf ihm ziemlich hart vor, seinen Feinden Hülfe zugeschickt zu haben. Der Fürst sagte, er habe dieß nur aus Bundespflicht gethan, um das württembergische Land gegen den Einfall fremder Kriegsvölker zu vertheidigen und dabei nichts Feindliches gegen Seine Majestät im Sinn gehabt, der er schuldigen Gehorsam leisten und, wenn er gefehlt habe, es mit allem Diensteifer büßen wolle. Der Kaiser merkte, daß ihm der Kurfürst auf gute Art zu verweisen suche, den Krieg in Deutschland ohne gerechte Ursache angefangen zu haben, und sagte, er hoffe, der Fürst werde sich in Zukunft besser versehen und wolle ihn darum, ihm verzeihend, wieder in den Stand einsetzen, wie er zuvor bei ihm gewesen sey. Damit entließ er ihn, weil er die Gesandten der Stadt Ulm zu vernehmen verlangte, die ihm den Fußfall thun wollten. Der Kurfürst war kaum in seine Herberge zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß der vom Kaiser mit seinem Volk abgezogene Graf von Büren das Schloß Borbeeg eingenommen und einem Albrecht von Rosenberg, wegen seines Anspruchs daran, übergeben habe. Der Fürst beklagte sich zwar deßhalb beim Kaiser, der von dem Geschehenen nichts wissen und sich berichten lassen wollte; es ward aber nicht anders, als daß der genannte Edelmann das Haus behielt und sammt der Herrschaft und Nutzung bis zum heutigen Tage innen hat. Derselbe Graf von Büren handelte auch feindlich auf dem Gebiete des Grafen von Erbach und brandschatzte es um 12,000 Gulden. Der Kurfürst zog mit dem Kaiser bis Heilbronn und verließ ihn nicht eher, als bis er dem Herzoge von Württemberg für 300,000 Gulden Strafe Verzeihung erwirkt hatte. Von dieser Zeit an hat der Kurfürst am Kaiser keinen gnädigen Herrn mehr gehabt, sondern es geschehen lassen müssen, daß man ihm bald aus der, bald aus jener Ursache zuwider war."

So ist denn dieses Buch in der That ein sehr treuer Spiegel fürstlichen Lebens im sechzehnten Jahrhundert.

## Roman.

Die Stiefschwestern. Eine Erzählung von Marie, Freifrau von Hügel, geb. von Fahnenberg, Verfasserin von „Mariens Tagebuch." Zwei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1849.

Ein Damenroman, der auf eine sehr charakteristische Weise den Einfluß erneuter protestantischer Frömmigkeit auf die norddeutsche Aristokratie bezeichnet. Wir sagen norddeutsch, weil es sich doch nur von deutschen Generals-, Admirals-, Staatsraths- rc. Familien handelt, obgleich der Roman größtentheils in Rußland spielt. Die Verfasserin hat es vollkommen verstanden, den Kontrast der neuen Frömmigkeit mit dem bisherigen Weltton aufzufassen und ins hellste Licht zu stellen. Man wird unwillkürlich an den Grafen Zinzendorf erinnert, bei dem zuerst Aristokratie und Herrnhuterei, der feine Hofton und die christliche Demuth sich wunderbar gesellten. Doch ist die neue protestantische Frömmigkeit von jener ältern zu unterscheiden. Jene ältere hatte einen kindlich Zug, die idyllische Herrnhuter Poesie begegnete genau der damaligen Schäferpoesie der Höfe. In neuester Zeit spielt man nicht mehr so kindisch, aber auch nicht mehr so lieblich mit Gefühlen. Man ist ernster, überlegter, und deßhalb etwas weniger poetisch. Das Anziehendste im vorliegenden Roman ist die Schilderung der Bekehrungen vornehmer Weltkinder, sey es durch Unglück oder durch Belehrung. Sehr gut ist besonders die falsche Scham aufgefaßt, die sich sträubt, das sichere, selbstgefällige, überlegene auf alles herabsehende Air auf einmal mit frommer Demuth zu vertauschen und in einem simpeln Pastor, den man bisher verleugnet oder bespöttelt, auf einmal einen Apostel zu sehen. Gewiß hat die Verfasserin diese Schilderungen ganz eigenthümlicher Seelenzustände und mit einander kämpfender Empfindungen aus dem Leben gegriffen und Aehnliches selbst tief empfunden. Außerdem gereicht es ihr zur Ehre, daß sie, von jeder Schwärmerei sich fern haltend, die deutschprotestantische Aristokratie nur auf den Standpunkt zurückführen will, welchen die englische nie verlassen hat; denn man ist in England noch fromm auf alte Weise, ohne Prätension und ohne Exaltation.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 3.** Dienstag den 9. Januar 1849.

## Länder- und Völkerkunde.

1) Beschreibung der Moldau und Walachei. Von Dr. Joh. Ferd. Neigebaur, vormals Generalkonsul der Moldau und Walachei rc. Leipzig, Tauchnitz jun., 1848.

Eine möglichst ausführliche Beschreibung der beiden bisher noch sehr wenig untersuchten Donaufürstenthümer, in denen sich der Verfasser mehrere Jahre als preußischer Konsul aufhielt. Er bittet um Nachsicht, wenn er nicht befriedige, es seyen so gar wenig Vorarbeiten da und in dem unwegsamen barbarischen Lande könne man nicht eben schnell sich überall orientiren.

Aus dem was Herr Neigebaur über das Volk und seine Geschichte sagt, wollen wir nur Weniges hier ausheben, sofern es die neueren Zustände zu erklären dient. Die Fürstenthümer bildeten in der vorrömischen Zeit den Kern des dacischen Reichs, das aber unter Trajan von den Römern erobert, anfangs entvölkert, dann wieder mit römischen Kolonisten aus den verschiedensten Gegenden her bevölkert wurde. So trat an die Stelle der dacischen Sprache die lateinische, die noch jetzt in einem romanischen Dialekt, und noch mit einigen dacischen Wörtern untermischt, sowohl in der Moldau und Walachei als in Bessarabien und einem Theil von Siebenbürgen herrscht. Inzwischen wurden diese Römer wieder von den Slaven unterjocht, daher der Bojarenadel slavisch ist und auch slavische Elemente in die Sprache eingedrungen sind. Zwischen das romanische Volk und den slavischen Adel haben sich, in Ermangelung eines Bürgerstandes, viele Juden und armenische Handelsleute, in den Städten in neuerer Zeit auch deutsche Handwerker gedrängt. Endlich sind viele Zigeuner im Lande. Die türkische Herrschaft hat ihre Spuren in der Tracht und in der schlechten Verwaltung hinterlassen, doch nicht in der Religion, die immer die griechische geblieben ist. „Die Nationaltracht der Männer auf dem Lande besteht in langen Beinkleidern, Stiefeln, die Hemden über den Beinkleidern durch einen Gürtel zusammengehalten; darüber tragen sie eine Weste, gewöhnlich ohne Aermel und einen braunen Mantel, oft mit rothen und blauen Verzierungen besetzt. Den Kopf bedeckt eine Mütze von Schaffell, so wie oft der Mantel oder die Weste von Schaffell mit der Wolle nach außen ist. Die Vornehmen ahmten sonst so viel als möglich den Türken nach, bis auf die Bojarenmütze; diese Mütze ist bei den ältern Bojaren von ballenähnlicher Form und von der Größe, daß sie ⅓ eines preußischen Scheffels fassen kann, dabei tragen dieselben noch jetzt türkische Kleidung; die jüngeren und die Damen kleiden sich streng nach dem Pariser Modejournal. Die Bäuerinnen schlingen um die Lenden ein großes Tuch von gestreiftem wollenen Stoffe so, daß die eine Seite offen bleibt; die unverheiratheten gehen mit geflochtenem Haare, die verheiratheten winden ein Tuch um den Kopf. Dazu gehört im Winter ein Mantel mit Aermeln, meist mit Pelz gefüttert. Sie tragen Stiefeln wie die Männer, diese aber haben oft einen Ueberschlag über die Stiefeln von weißem Tuch mit blauen oder rothen Verzierungen von eigenthümlicher Form.“

Unter die slavischen Bojaren sind auch von Konstantinopel her, namentlich in spätern Zeiten, griechische Fanarioten gekommen, d. h. der barbarischen Wildheit und Zügellosigkeit hat sich byzantinische Arglist beigesellt. Herr Neigebaur leitet das Unglück der Fürstenthümer weniger von den Eroberungen her, denen es unterworfen wurde, als von der aristokratischen Anarchie der Bojaren, die gleich dem polnischen Adel, sich beständig in Parteien spalteten, gegen die Fürsten Verschwörungen anzettelten und nach oben nie Ruhe halten konnten, während sie nach unten hin das Volk in hartem Drucke hielten. „Der größte Theil des Landes gehört den Bojaren, auf deren Besitzungen, so wenig wie auf den Klostergütern, der Bauer kein Eigenthum hat. Nur ein kleiner Theil in den städtischen und ländlichen Gemeinden gehört freien Eigenthümern. Auch in den freien Städten bilden Klöster, Kirchen und Bojaren den größten Theil der Eigenthümer, und den Bürgern wird nur das nutzbare Eigenthum als Emphyteusis oder Superficies auf gewisse Zeit oder unaufkündbar überlassen. Die freien Dörfer werden von den sogenannten Reseschen bewohnt, und man kann sie den kleinen Edelleuten gehörigen Dörfern in Polen vergleichen. So wird, um ein Beispiel zu nennen, das Dorf Gostomnie in dem preußischen Regierungsbezirk Marienwerder ganz von Herrn v. Gostomskis bewohnt. Manche haben die Ansicht: die Reseschen seyen die ursprünglichen Bewohner des Landes, die sich, gegenüber der Uebermacht der Bojaren, welche mit Radu Negru und Dragosch die Moldau und Walachei besetzten, unabhängig behauptet hätten; die Bauern dagegen unterdrückte Landbewohner, welche ihre Freiheit und ihr Eigenthum nicht zu retten vermochten. Daß diese Annahme nicht unwahrscheinlich ist, geht daraus hervor, daß noch vor Kurzem ein Dorf, dessen Eigenthümer freie Reseschen waren, durch einen Prozeß für Eigenthum eines Bojaren erklärt worden ist, ein Urtheil, in Folge dessen die sämmtlichen Bewohner Robothbauern wurden.“

Wie wenig sich zwischen Bauern und Adel ein Bürgerstand hat entwickeln können, erhellt schon daraus, daß die Fürstenthümer immer noch fahrbarer Straßen ermangeln. Sogar die Post hat kein Fuhrwerk. Alles reitet und wird auf den Rücken der Pferde transportirt.

Herr Neigebaur lobt das passive und demüthig unter den Bojaren lebende romanische Volk eben so sehr, als er die Bojaren tadelt. Das gemeine Volk ist schön, trotz seiner Armuth

Digitized by Google

reinlich und sehr gutmüthig. Besonders ist an ihm aber die Treue zu rühmen, mit der es an den alten Trachten, den alten Sitten, dem alten Glauben hängt. Während die Bojaren von den Türken türkische Trachten und Sitten, jetzt aber von den Russen die französischen angenommen haben, blieb das Volk immer in seinen nationalen Gewohnheiten. Herr Neigebaur macht die interessante Bemerkung, daß überhaupt unter allen den Türken unterworfenen europäischen Völkern der kriegerische Adel oder die kriegerischen Bergvölker Muhamedaner geworden, die friedlichen leibeigenen Bauern in den Ebenen aber Christen geblieben seyen. So nahmen die Bosnier und Albanesen den Islam an, die Bulgaren und Walachen nicht.

Indem der Verfasser die Sprache der Walachen erörtert, gibt er ein Verzeichniß der ins walachische übersetzten deutschen, französischen rc. Bücher. Wir hätten gewünscht, er hätte statt dessen Originalien mitgetheilt, wie sie in der von ihm nicht benützten trefflichen Sammlung walachischer Volkssagen von Arthur Schott sich finden.

Da die romanisch redenden Walachen (Welsche) sich noch über die Moldau und Walachei hinaus verbreiten, so liegt der Gedanke nahe, ob sie nicht wieder ein nationales Ganzes bilden sollten, wie im Mittelalter? Herr Neigebaur bemerkt, es sey wirklich der Gedanke des Panromanismus, angeregt durch den des Panslavismus und im Gegensatz gegen denselben aufgetaucht. Aber er spricht sehr geringschätzig davon. „Bei dem jetzt überall fühlbaren Streben nach Aufrechthaltung der Nationalität hat auch das organische Reglement der Moldau und Walachei dafür gesorgt, daß ein gewisses Zusammenhalten unter den Moldauern und Walachen besteht, welche durch dieselbe Abstammung, Sprache und Religion mit einander näher verwandt sind; es sollte daher nach dem Réglement organique eine gemeinschaftliche Kommission ernannt werden, um die beiderseitigen Gesetzbücher zu verschmelzen. Die Bewohner beider Länder haben dasselbe Recht, in beiden Fürstenthümern Grundbesitz zu erwerben und Aemter zu erhalten, die ihrem Range angemessen sind. Alle Verbrecher werden wechselseitig ausgeliefert, und derselbe Münzfuß soll in beiden Fürstenthümern bestehen. Jeder Moldauer in der Walachei kann reisen wohin er will. Das Réglement organique kann im Laufe der Zeit durch die Generalversammlungen in Jassy und Bukarest verbessert werden, aber nur mit Genehmigung der Schutzmacht. Diese hat allerdings ein bedeutendes Interesse, daß diese beiden Völker vereinigt erhalten werden, weil sie eine natürliche Vormauer gegen die Türkei bilden. Auch leitet sie die Gleichheit der Religion zu einer natürlichen Sympathie mit Rußland; allein wenn sich der Panromanismus weiter ausdehnen sollte, wenn die Walachen in der Bukowina, die zu Galizien gehört, die Walachen in Siebenbürgen, die Walachen im Banat, beide zu Oesterreich gehörig, und die Million Walachen in Bessarabien, dem Gebiete von Chotyn, zu Russisch-Polen gehörig, mit den (freilich nicht so zahlreichen) Walachen in Bulgarien, wenn sie sich mit den Moldauwalachen verbinden und diese auf den Gedanken kommen sollten, gemeinschaftliche Sache zu machen, um eine Nation darzustellen: dann würde man aufhören, dieses Streben nach Nationalität zu befördern; es würde verbrecherisch, es würde Hochverrath werden. Nicht immer wird es einem solchen Mischlingsvolke, wie selbst den Belgiern, so leicht, eine Nationalität herzustellen, die früher gar nicht einmal bestanden hat. Uebrigens ist noch keine Gefahr mit dem Panromanismus verknüpft; er besteht fürs Erste noch in den Köpfen einiger jungen Leute, die, im Auslande erzogen, noch großherziger Ideen fähig sind. Wenn dieselben ehrenwerthen Leute erst die Güter ihrer Eltern mit den unterdrückten Bauern erben, dann werden sie die Indolenz der Aeltern annehmen, d. h. Egoisten werden, und als solche eine gute Stelle jedem Interesse des Vaterlandes vorziehen. Auf diese Weise wird der Panromanismus ein echt romanischer Gedanke bleiben; aber keine Früchte tragen." — Hier hat Herr Neigebaur doch die deutschen Nationalinteressen und die große Politik zu sehr aus der Acht gelassen. Das Vorhandenseyn der romanisch-walachischen Nation mitten unter den slavischen Stämmen ist für Oesterreich und dadurch für ganz Deutschland eben so wichtig, wie das Vorhandenseyn der Magyaren unter denselben Slaven. Mittelst der Walachen, wie mittelst der Ungarn, muß die deutsche Politik fortwährend bemüht seyn, die Nord- und Südslaven aus einander zu halten. Es ist daher vom größten Werthe für Deutschland, den Panromanismus im Gegensatz gegen den Panslavismus zu fördern, und dem russischen Einfluß auf die Donaufürstenthümer kräftig zu begegnen.

Von alledem geschieht leider das Gegentheil. Während unter Metternich Oesterreich sich zu allen Uebergriffen Rußlands in den Donaufürstenthümern passiv verhielt, hat es sich in jüngster Zeit sogar ein slavisches Element in seine Regierung pflanzen lassen, welches dem deutschen direkt feindselig entgegentritt, mithin auch auf Seite Rußlands steht. Nichts kann der russischen Politik günstiger und der deutschen verderblicher seyn.

Wir sind übrigens nicht der Ansicht, daß eine Slavisirung des österreichischen Kaiserstaats in dem Sinne möglich sey, in dem man es jetzt theils wünscht, theils fürchtet. Das deutsche Element ist viel zu stark in Oesterreich und viel zu sehr geistig überwiegend. Seit dem 13ten Jahrhundert hat Habsburg alle seine großen Erwerbungen nur gemacht durch das Uebergewicht deutscher Nationalität. Es war im Besitz der deutschen Kaiserkrone. Sollte es möglich seyn, daß es vom Range der ersten deutschen Macht herabsteigen und sich zur zweiten slavischen erniedrigte? Wir glauben das nicht. Vielmehr wird der gegenwärtigen Unterdrückung des deutschen Elementes aller Wahrscheinlichkeit nach ein sehr elastisches Aufschnellen desselben folgen, und Oesterreich wird sich vielleicht aus seiner gegenwärtigen Zerrüttung nicht neu kräftigen, ohne daß die Tragweite dieser Kraft sich bis über die walachische Nation hinaus erstrecken wird.

## 2) Aus dem Banate. Landschaften mit Staffagen. Von Friedrich Uhl. Mit einer Ansicht der Herkulesbäder und einer Karte des Banats. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Banat Steppe und Sumpf. Die wenigen Niederlassungen, die seit zwei Jahrtausenden von Zeit zu Zeit hier aufgetaucht waren, wurden immer wieder vom Kriege verschlungen. Erst der große Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta sicherte diese Landstriche dergestalt, daß von nun an eine Kolonisation derselben möglich wurde. Damals ertranken 20,000 Türken in den Fluthen der Theiß. „Das Abendroth, welches die blutigen Schlachtfelder beschien, war für das Banat das Morgenroth, welches die Kultur und Gesittung des Landes in seinem Gefolge führte. Im Jahr 1697 durch den Frieden von Carlowitz sicher gemacht, kam eine bedeutende Anzahl von Serben, durch Privilegien und die Aussicht auf glückliche Zukunft angereizt, aus Serbien, unter ihrem ehrwürdigen Erzbischofe, dem greisen Arsenius Czernowitz, und siedelte sich — um wenigstens einen Ersatz für ihre schöne grünfluthende Donau zu haben — längs den Ufern der Theiß an. Von da an blühte das Banat auf, wenn auch sehr langsam im Beginne. Der Mann, durch dessen weitsehenden Blick und Scharfsinn der Grund zu dem jetzigen Zustande des Landes gelegt wurde, war der Feldmarschall

Digitized by Google

Graf Mercy, der erste kommandirende General im Banate, das nach der Wiedereroberung im Jahr 1718 eine militärische Verfassung erhielt. Es bedurfte fürwahr eines Geistes wie Mercy, um aus dem verwüsteten, zertretenen Lande, dessen Vortrefflichkeit unter dem Schutte der Zerstörung kaum zu ahnen war, in der kurzen Zeit seines Wirkens das zu schaffen, das Land auf die Stufe der Ergiebigkeit zu bringen, auf welche er es gestellt. Dem größten Uebelstande, der Entvölkerung, mußte vorerst abgeholfen werden. Er rief deßhalb im Jahr 1728 eine große Anzahl von Deutschen, Italienern und Spaniern ins Banat. Einwandernde Italiener nannten eine Ansiedelung ihm zu Ehren Mercidorf — Spanier aus Biscaya die ihrige: Neu Barcellona. Die Italiener brachten die in ihrem Vaterlande blühende Kultur mit, und es wurde vorzüglich Waid und Färberröthe gebaut, wovon der erstere in den Ebenen, die letztere in den Gebirgen des Banates wild wächst. Im Jahr 1742 kamen viele Serbier, macedonische Griechen, des türkischen Druckes müde, in das Banat, so auch die Bulgaren unter ihrem Bischofe Stanielovits, welche sehr viel Reichthum, vorzüglich große Viehheerden ins Land brachten, und sich in Vinca und Beschenowa niederließen." Später kamen noch mehr deutsche Ansiedler, von denen Hatzfeld gegründet wurde. Von einem so wunderbaren Völkergemisch ist nun seit kaum hundert Jahren das Banat bewohnt und jetzt eines der fruchtbarsten Länder Europas, da es den vortrefflichsten Boden besitzt.

Das ganze vorliegende Buch besteht aus einer Aneinanderreihung von Landschafts- und Genrebildern. Die Reihe beginnt mit einem Bild aus der Pußta (ungrischen Steppe), durch welche der Verfasser nach dem Banate reiste. Dann folgen Bilder von den Ufern der Theiß und Donau. Die Staffagen sind durchgängig von der Art, wie wir sie aus den zahlreichen Dichtungen von Lenau, Graf Alexander von Württemberg, Vogl ꝛc. schon kennen. Einsame Hütten mit romantischen Bewohnern, wilde Hirten auf blitzschnellen Pferden, musikalische Zigeuner, schöne, bald dralle und lustige, bald zarte und scheue Mädchen mit Gluthaugen und in phantastischen Trachten, Volksfeste, Hochzeiten, Tänze der Serben und Walachen.

Die Tänze charakterisirt Herr Uhl kurz in Folgendem: „Der ungarische Tanz ist kraftvoll bezeichnend. Wenn der erste Theil, das Adagio, ertönt, hält der Ungar sein Mädchen an den Händen und blickt ihr durchdringend ins Auge, liebesuchend, liebeflehend und durch den Liebesblick, den wild erglühenden, erwidert er ihr freundliches Schauen. Hat ihm das Mädchen gluthvoll zugelächelt, so faßt ihn laute Lust und Freude, im raschen Tanze drückt er sie wonnetrunken an die Brust, und schwingt sie, froh des Besitzes, lang im Kreise herum. Der serbische Tanz wird einzig und allein beim Dudelsack und dem fortwährenden „Ach", dem der Pfeife tiefe Töne entsprechen, aufgeführt. Im Kreise hält sich Alles bei den Händen und dreht sich langsam herum (Kolo). Ein fortwährendes Klagen; — auch im Tanze ist der Slave freudlos. Wie wird uns einst diese lange Trauer vergolten werden? wird nicht einst seine Freude nach so langem Harme ohne Schranken seyn? Vielleicht erbt einst Deutschland von ihm den Dudelsack, dessen forttönendes „Ach", das mich lange verfolgte. Ach!"

In der Schilderung der Zigeuner S. 165 wird hervorgehoben, daß sie noch viel mit den alten Aegyptern gemein hätten. „Die Zigeuner empfinden Ekel vor Federwild und Raubvögeln, ihnen ist aber wie den Aegyptern der Storch heilig, und ein Lieblingsessen, wie es auch bei diesen war, das Schweinefleisch. Sie hängen in ihren Wohnungen große Zwiebeln auf, was auch die Aegypter thaten, verabscheuen hingegen die Bohnen, während die umwohnenden Walachen mit denselben die Gräber ihrer Väter bekränzen. Krätze vertreiben die Zigeuner, indem sie eine kleine Schlange essen — die Aegypter vertrieben auf dieselbe Art die Elephantiasis. Die Zigeuner brüten die Hühnereier auf folgende Art aus: sie füllen eine Thonkufe mit Mist, legen die Eier in kleine mit Heu gefüllte Körbchen, diese hängen über dem Miste und das Ganze wird mit Leder bedeckt. — Kaiser Adrian schrieb an Servian: apud Vopiscum in Saturnalibus. Ich habe an den Aegyptern nichts auszusetzen, als daß sie noch immer Hühner speisen, welche sie auf eine Art ausbrüten, die ich mit Anstand nicht sagen kann." ꝛc. — Herr Uhl meint überhaupt, die Zigeuner seyen Aegypter und zwar Abkömmlinge der schon unter den Römern nach Dacien gekommenen Aegypter, (also nicht Inder einer erst im Mittelalter aus Indien vertriebenen Kaste, wie man insgemein glaubt). Da übrigens auch viele Aegypter, theils vertrieben, theils aus Armuth, wie Heliodor erzählt, nach Rom auswanderten, mögen sich diese mit jenen vermischt haben, so auch mit den Römern in die Provinzen gekommen seyn, und von diesen scheinen die Zigeuner Abkömmlinge zu seyn. Daß sie auch in das Banat gekommen sind, beweisen die ägyptischen bronzenen Götterstatuen, die daselbst gefunden wurden und aus der Zeit herrühren mögen, da Dacien römische Provinz war." Das ist eine Vermuthung, die näherer Beweise entbehrt.

Vor allen Einwohnern des Banats zeichnen sich die Deutschen aus. „Die deutschen Ansiedlungen im Banate überstrahlen weit die Besitzungen aller angesiedelten Nationen," sagt der Verfasser S. 83. Ueber das Verhältniß der Deutschen zu den übrigen Nationen aber bemerkt er S. 113: „Der gebildete Ungar haßt den Serben wegen seiner Falschheit. Die Deutschen schließen sich mehr an die Ungarn an, als diese an jene. Toth ember, német nem ember — der Serbe ist ein Mann, der Deutsche keiner, — sagte mir einmal ein ungarischer Bauer. In den Augen des gebildeten Ungars hat zwar der Name „Schwab" etwas Beschimpfendes, jedoch ist dieß so ernstlich nicht gemeint; denn die Ungarn erkennen die Vorzüge der Deutschen. Das Wechselverhältniß der Deutschen und Serben ist unstreitig das unerquicklichste. Vermischt in einem Dorfe können sie schwer leben, eine von beiden Parteien muß weichen. Entweder die Serben verdrängen die Deutschen, indem sie dieselben berauben, wenn sie die Mehrzahl sind, oder die verständigen Deutschen, die bald wohlhabend werden, bringen die Besitzungen der Serben an sich. Uebrigens hat sich dieses seltener ereignet, weil die Ansiedlungen der einzelnen Nationen meistens getrennt sind und nur untereinander zusammenhängen. Die Bulgaren endlich sind, was ihre Anzahl betrifft, so gering, daß sie zu keinen Betrachtungen dieser Art Anlaß geben."

Unter den Naturschilderungen zeichnen sich aus die der Colomberger Grotte, der Veterani'schen Höhle, der Herkulesbäder. Der in der Nähe befindliche Fluß Czerna, welcher Gold mit sich führt und malerisch durch die Felsen schäumt, gab einer Dame zu folgender poetischen Erzählung Anlaß, von der wir es dahin gestellt seyn lassen, ob sie rein erfunden oder einen sagenhaften Hintergrund hat. „Der Geist der Gebirge wollte sich mit der schönen Fee Czerna vermählen. Diese aber hing mit unendlicher Liebe an ihrer zarteren Schwester Bela und wollte sich nicht von ihr trennen. Kein Flehen, kein Zürnen, kein Bieten seiner Schätze vermochte dem Geist der Gebirge Erhörung verschaffen. Da nun, in einem Augenblicke des höchsten Zornes, trennte er die Schwestern mit Gewalt und warf hohe Berge zwischen sie. Kein Flehen, kein Bitten konnte jetzt ihn erweichen. Nur in langen schönen Mondnächten, wenn ringsumher Alles tief still war, konnten sich die Schwestern ausweinen und mit ihren Wellen an die unerbittlichen Felsen plätschern und sich ihre Seufzer zuschicken. Lange Zeit mußten sie getrennt leben. Fortwährend beschwor der Geist der Gebirge die Nymphe Czerna

Digitized by Google

um Erhörung; er führte sie in das Herz seiner Berge und wies ihr da alle Schätze, die er besaß, die Goldbarren und auch den großen Magneten, durch welchen er die Erschütterungen der Berge bewirken könne. Dieß Alles sey dein, sprach er zu ihr, hier sollst du künftig wohnen, wenn du mein seyn willst. Obwohl nun die Nymphe wußte, daß sie ihm nie gehören könne, und es sie stets fortzog in die Weite, ihre weiße Schwester aufzusuchen und sich mit ihr zu vereinen, so sah sie doch ein, daß mit Gewalt Nichts zu vollbringen sey und daß sie zur List ihre Zuflucht nehmen müsse. Sie stellte sich daher, als willigte sie in den Vorschlag des Berggeistes und als wolle sie endlich sein Flehen erhören. Dieser bereitete Alles zur Hochzeitsfeier, umstellte den Bach mit den schönsten blühenden Bäumen und Blumen und streute über die grünen Berge schneeweiße Blüthen, so daß Alles gar lieblich duftete. Diesen Augenblick seiner Abwesenheit benutzte die Nymphe, raffte an Geld zusammen, was sie vorfand, entwendete den großen Magneten und entsprang den Banden des Berggeistes. Mit demselben verursachte sie ein gewaltiges Erdbeben, so daß der Berg, welcher die Schwestern bisher getrennt hatte, entzweigespalten wurde und die lang Getrennten endlich jubelselig einander in die Arme sinken und sich wieder vereinigen konnten. Seit jener Zeit fließen sie zusammen, und die Czerna führt noch fortwährend Gold mit sich, das sie ihrer ärmeren Schwester zubringt, ohne daß der Erdgeist, der mit seinem Magnete auch die Kraft verloren, sie daran hindern kann. Deßwegen hat er einen Felsen in die Czerna gerollt, vor demselben ein tiefes Loch gegraben und ein Felsstück vorgeschoben, so daß nun viel von dem Golde, welches der Goldbach mit sich führt, da hinab fällt, dem Berggeiste zur Beute, und unwiederbringlich verloren ist."

So bietet denn das kleine Buch manches Anmuthige dar.

## Romane.

1) Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Ein historischer Roman von eigenthümlichem Style, nämlich im Chroniken- und Aktenstyle des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben. Man glaubt oft in der That echte Akten eines Hexenprozesses vor sich zu haben; der moderne Verfasser verräth sich aber auch andrerseits durch abweichende, der Neuzeit angehörige Ausdrücke und bekennt, daß er diesen Roman, so wie die berühmt gewordene Bernsteinhexe, die er vor einigen Jahren herausgab, nur aus sich selbst geschöpft habe.

Sidonie von Bork erscheint in der Sage als eine nordische Armida. Als Erbin großer Güter und bildschön, heißt es, wollte sie keinen andern als einen Fürsten heirathen und bezauberte wirklich den jungen Herzog Ernst Ludwig von Wolgast dergestalt, daß er, selber einer der schönsten Jünglinge seiner Zeit, ihr die Ehe versprach. Die Agnaten des herzoglichen Hauses aber legten sich ins Mittel, zeigten dem jungen Herrn das Bildniß der Hedwig von Braunschweig, damals der schönsten Prinzessin in Deutschland, und brachten ihn dahin diese zu heirathen. Die verstoßene Sidonie ging in das Kloster Marienfließ, wo sie, wie die Sage weiter meldet, sich dem Teufel ergeben und böse Künste angewandt haben soll, um sich an ihrem Buhler und dem ganzen pommerschen Hause zu rächen. Denn als alle sieben Prinzen des Hauses, obgleich alle geheirathet waren, kinderlos blieben, schrieb man es Sidoniens Hexerei zu, und obgleich es lange verschwiegen und ungeahnt blieb, übte doch Herzog Franciscus, als er 1618 zur Regierung kam, weil er überhaupt ein großer Hexenverfolger war, auch noch an der bereits hochbetagten Sidonie eine furchtbare Rache, indem er sie anklagen, foltern und lebendig verbrennen ließ.

Ungleich den meisten Dichtern, welche Sidonien ohne Zweifel als unschuldig aufgefaßt haben würden, vermehrt Herr Meinhold noch ihre Schuld durch neue Zusätze von eigener Erfindung. Die schöne Hexe erscheint in ihrer Jugend als die verschmitzteste Buhlerin, im Alter aber tritt ihre Hexenhaftigkeit in den boshaftesten, echt dämonischen Zügen hervor. Diesen Kontrast fassen auch die zwei vortrefflichen Porträts auf. In dem ersten, welches dem ersten Bande zum Titelkupfer dient, erscheint Sidonie im lieblichsten Jugendreize mit einem Zuge von losem aber höchst graziösem Muthwillen. Im zweiten, das sie als Greisin im Sterbekleide darstellt, vor dem dritten Bande, ist sie eine fertige scheußelige alte Hexe.

In weit milderm Lichte erscheint Sidonie in der rein geschichtlichen Erzählung bei Barthold (Geschichte von Pommern IV. 2te Abthl. S. 486 ff.). Hier wird ihr nämlich nur kindische Quacksalberei und mancherlei Unvorsichtigkeit vorgeworfen, die ihr habgieriger Vetter Jost benutzte, um sie als Hexe anzuschwärzen und sich in den Besitz ihrer Güter zu setzen. — Heinrich Zschokke hat die arme Sidonie zur Heldin eines Trauerspiels gemacht. Auch ist sie von Benne in einem Gedichte besungen worden.

Herr Meinhold flicht mitten in seinen Roman kleine Abhandlungen ein, die eine über die Juden, die er arg mitnimmt, eine zweite über die Erziehung und eine dritte über die Versorgung unverheiratheter Mädchen des Honoratiorenstandes. Diese Expectorationen gehören zwar nicht in den Roman, enthalten aber bei einigen Sonderbarkeiten viel Wahres.

2) Ein deutscher Leineweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von Ludwig Storch. Sechs Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Um das berühmte Haus Fugger in Augsburg gruppirt sich hier die ganze Geschichte der Zeit unmittelbar vor und während der Reformation. Es scheint dem Verfasser darauf angekommen zu seyn, das ungeheure Panorama in seinem ganzen Umfange abzuschließen, und obgleich wir lange Romane nicht lieben, können wir doch nicht umhin, solche deutsche Geschichtsgemälde für reichhaltiger und anziehender zu halten, als so manchen noch längern Roman, den wir von den Franzosen oder Engländern entlehnen. Storch hat sich unter den deutschen Nachahmern Walter Scotts vorzugsweise an Spindler angeschlossen, dessen warmes Kolorit und Figurenmenge seinen Bildern ein so wahrhaft altdeutsches Gepräge verleihen, wie modern auch immer die Sprache und einzelne Motive sind, wie roh auch hie und da die Zeichnung ist. Deßhalb behagen uns auch an vorliegendem Roman die bürgerlichen echt deutschen Scenen besser, als die schon zu sehr in die Manier von James überschweifenden Hofscenen. Uebrigens ist noch kein deutscher Dichter für deutsche Geschichte und deutsches Alterthum ganz das gewesen, was Walter Scott für Schottland und England war, und trotz der tausende von historischen Romanen, die wir aus deutscher Vergangenheit schon haben, sind in diesem Genre noch die schönsten Lorbeern zu pflücken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 4.** Sonnabend den 13. Januar 1849

## Sprachkunde.

Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann, 1848.

Möge dieses Buch uns ein gutes Omen seyn! Ein alter bewährter Meister löst darin mit klarem Blick und fester Hand die Verwirrung auf, in welcher man bisher die Anfänge unserer Sprache sah, wirft helles Licht in Gebiete, wo alles dunkel war, und zeigt dem staunenden Auge die Lineamente eines herrlichen Aufbaues, wo man bisher nur rohe zerstückelte Massen und Schutt erblickte. Diese Klärung der Vergangenheit sey uns Bürge, daß auch die Zukunft sich uns klären werde. Mitten in der Sprachverwirrung unserer Zeitungen und Parlamente scheint es uns, wir seyen ungefähr auf dem Punkte angelangt, wo der babylonische Thurmbau aufhörte. Aber es scheint nur so. Die Dissonanzen werden ihre Lösung finden. Das still aber unwiderstehlich wirkende Gesetz, das seit Jahrtausenden in unserer Sprache wirksam war, wird auch die unvereinbar scheinende Verschiedenheit der in der Sprache sich offenbarenden Begriffe sich unterwerfen und die lange gesuchte Einheit wird vielleicht da seyn, ehe man es merkt.

Indem Jakob Grimm die deutsche Sprache hervorgehen läßt aus dem allgemein indogermanischen Sprachstamme, zeigt er sowohl ihre Verwandtschaft mit den übrigen Sprachen desselben Stammes, als auch ihre scharfe Unterscheidung von denselben. In Bezug auf die erstere aber macht er vor allem darauf aufmerksam, daß unsere Sprache mit der altindischen, persischen, griechischen rc. unmöglich so nahe und so ursprünglich verwandt seyn könnte, wenn nicht auch unser Volk schon in sehr früher Zeit die Bildung jener Völker mehr oder weniger getheilt hätte. Er verwirft also von vorn herein jene im vorigen Jahrhundert und auch noch im gegenwärtigen beliebte Vorstellungsweise, derzufolge die alten Deutschen sich etwa zu den gebildeten Römern und Griechen verhalten haben sollen, wie die Wilden in Nordamerika zu den heutigen Spaniern und Engländern. „Will denn immer der Wahn nicht schwinden von der Rohheit eines Volks dessen Sprache uns vollendeter scheinen muß als die seiner Nachkommen und welchem sattsame Zeugnisse althergebrachten Glauben und festbewahrte Einrichtungen beizulegen gestatten wie nöthigen? was für einen Sinn überhaupt haben soll die aus ihrer Sprache unwiderlegbar hervorgehende Abkunft indogermanischer Stämme, sobald wir den Auszöglingen nicht auch anhaltende, wenn schon geschwächte Theilnahme an der Kultur und Sittigung ihrer Heimath einräumen?"

Die Verwandtschaft der Deutschen mit den übrigen ältern indogermanischen Völkerstämmen wird nun noch näher erörtert durch die Uebereinstimmung der im Volksleben gangbarsten Namen theils der Metalle, des Viehes, des Getreides, theils der Familien in ihren Gliedern, der Zahlen, Pronomina rc Der Verfasser unterscheidet innerhalb dieser Uebereinstimmung noch eine ältere Hirten- und eine spätere Ackerbauernperiode der betreffenden Völker. In der frühern ist die sprachliche Uebereinstimmung noch größer, als in der spätern. Wie natürlich. Der erstern gehören Begriffe und Benennungen an, die sich mehr aus dem Nomadenleben erklären, insbesondere viele Ausdrücke für Thiere, wilde Pflanzen, Sterne, ferner in Bezug auf Heldenthum, Vielweiberei und Raub. Der zweiten Periode gehören mehr Ausdrücke an, die sich auf räumliche und zeitliche Begrenzung und gleichermaßen auf sittliches und gesetzliches Maaß beziehen. Namentlich beginnt erst in dieser Periode die Strenge der Ehe und die hohe Ehre der deutschen Frauen. In Bezug auf den Kultus nimmt Grimm an, daß die blutigen Opfer und der Mangel an Tempeln der Hirtenzeit, die unblutigen Opfer aber in die erste Fixirung göttlicher Wohnungen in heiligen Hainen der Bauernzeit zukommen. Der Uebergang von Hirten zu Ackerbauern gilt ihm ganz allgemein, in der Art, daß die Völker, so lange sie gewandert, eben Nomaden gewesen seyen, sobald sie sich aber niedergelassen und vermehrt hätten, von selber zu Ackerbauern auf bestimmt eingehegtem Grundeigenthum geworden seyen. Die vor den Deutschen in Europa eingewanderten Kelten waren daher schon Ackerbauer, als die Deutschen selbst noch Nomaden waren und unter den Deutschen erscheinen die zuerst im Westen angesiedelten schon Ackerbauer, während die im Osten nachrückenden noch Nomaden sind.

Herr Grimm hätte hier vielleicht noch einige Betrachtungen anreihen können, namentlich über das Pferd. Der Kultus dieses Thiers gehört ohne Zweifel noch dem Hirtenalter an, die Pferdeopfer, die Zauberei mit Pferdeköpfen rc. Wenn noch ziemlich spät die Zweikämpfe unter den Franken zu Fuß, unter den Gothen aber zu Pferde ausgekämpft wurden, deutet auch dieß auf den Gegensatz von Ackerbauern und Hirten. Ferner wäre sehr interessant, nachzuforschen, in wie weit das altdeutsche Thierepos, welches Grimm der Hirtenzeit vindicirt, vielleicht mit der poetischen Elfenwelt kontrastirt, die ihrerseits der Ausdruck der sich lokalisirenden Sage, mithin der Einbildungskraft von Ackerbauern zu seyn scheint, wie sie auch bei den keltischen Völkern wahrscheinlich vor den deutschen ausgebildet worden ist. Meinem Gefühle nach steht das Thierepos in direktem Gegensatz gegen die Elfensage, so daß beide einander sogar ausschließen. Zwar finden wir im zweiten Theile S. 765 eine Erklärung der Riesen und Zwerge als fremder Völker, die von den Nomaden je nach ihrer Furchtbarkeit und Verächtlichkeit sich der Einbildungskraft als riesenhaft oder zwerghaft eingeprägt hätten und insbesondere wird die berühmte oft wiederkehrende Sage von der Riesentochter von Rideck, die einen Bauer mit sammt dem

Digitized by Google

Pflug in ihre Schürze nimmt, auf die Geringschätzung bezogen, mit welcher die stolzen Hirten auf die fleißigen Ackerbauer herabsahen. Allein wenn man auch vollkommen zugibt, daß die Hirten Riesen und Zwerge unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt haben, so hindert dieß nicht, bei den Ackerbauern selbst eine ganz andere Auffassung vorauszusetzen, nämlich eine solche, wornach die großen Gestaltungen und Kräfte der Natur, die Gebirge, Elemente 2c. als Riesen, die zarteren Gebilde aber, die Pflanzenwelt, die kleinere Thierwelt, die edeln Gesteine, Quellen 2c. als feine Elfen oder drollige Zwerge personificirt wurden.

Noch ein Umstand verdiente eine tiefer gehende Untersuchung, nämlich das Vorkommen des Mondes als männliche Gottheit. Sonne und Mond kommen bei allen Völkern als Hauptgottheiten vor, fast immer aber ist die Sonne männlich, der Mond weiblich gedacht. Wenn die alten Deutschen das Verhältniß umkehrten, so mußte sich daran auch eine ganze Reihe entsprechender mythischer Vorstellungen knüpfen, welche leider ganz und gar verloren sind. Die Verehrung des Mann scheint um so gewisser der ältesten Hirtenzeit zu entstammen und wurde in der Ackerbauzeit durch den Kultus neuer Götter verdrängt. Man sollte aber den Spuren des alten Mondkultus einigermaßen nachgehen. Bedeutungsvoll erscheint in dieser Hinsicht der altdeutsche Name des Monats Januar: Hartmond oder Hartmann, was auf die besondere Kraft oder Heiligkeit des Vollmondes in den längsten Nächten der Wintermonate hinzudeuten scheint.

Die ältesten Erinnerungen der asiatischen Heimath setzen sich bei den alten Deutschen fort im Beibehalten dreier Jahreszeiten (mit Ausschluß des Herbstes), so wie auch in der Trilogie der Hauptgötter (wie bei Kelten und Slaven). Es ist uns unmöglich, hier dem Verfasser in das unermeßliche Detail seiner vergleichenden Forschungen zu folgen. Besonders reichhaltig ist das Kapitel, worin er die Monatsnamen vergleicht.

Aus der Vergleichung der Runen oder der ältesten deutschen Schrift mit den Schriftzeichen anderer alten Völker erhellt mancher überraschende Aufschluß über die ursprüngliche Bedeutung der Buchstaben, auch solcher, die wir mit andern Völkern gemein haben. M z. B. bedeutet als Rune den Mann und stellt ursprünglich auch nur einen Mann mit zwei Armen dar. B bedeutet nicht, wie man bisher annahm, die Birke, sondern, wie das Schriftzeichen deutlich zeigt, den Berg 2c.

Nachdem der Verfasser die ältesten Spuren, die aus dem deutschen Volk zu seiner asiatischen Heimath hinüberführen, verfolgt hat, wendet er sich zur Betrachtung des Weges, den es genommen hat und stellt dafür feste Grundsätze auf. Vor allem erklärt er sich aufs bestimmteste gegen die Abstammung der weiter östlich vorkommenden Kelten von westlichen und legt den Sagen von Einfällen der Kelten aus Gallien heraus ins östliche Europa lediglich keinen Werth bei. Wo sich Kelten noch im Osten finden, sind es solche, die auf der großen Wanderung nach Westen zurückblieben, nicht aber wieder rückwärts von Westen her gekommen. Ganz dieselbe Regel wendet er aber auch auf die Deutschen an und verwirft daher sämmtliche Sagen und Hypothesen, welche eine rückläufige Völkerwanderung von Skandinavien aus nach dem Süden und Osten Deutschlands annehmen. „Dem unwandelbaren Naturgesetz großer Völkerbewegungen angemessen scheint es, sie langsam von Morgen gegen Abend vorschreiten zu lassen und alle dauernden Rückgänge abzulehnen. Wie keine Gallier über den Rhein setzend deutschen Grund und Boden, den sie bereits verlassen hatten, neu bewältigten, eben so wenig sind Gothen, obwohl es die Sage lügt, von Skandinavien aus zur Weichsel und an die Donaugestade hinterwärts gedrungen; durch die Geten aber könnte der deutsche Name weit über die Zeit der Ankunft in unserm jetzigen Vaterland hinauf geleitet werden. Ergossen sich deutsche Stämme noch viel später nach Gallien, Britannien, Italien, Spanien und Afrika, so werden auch früher pannonische, thrakische und skythische Landstriche in ihrer Gewalt gewesen seyn. Die bisher gültige Kritik suchte sich weder über Ankunft und Einzug der Germanen in Deutschland eine befriedigende Vorstellung zu bilden, noch den thrakischen und skythischen Einfluß auf die Geschicke Europas zu würdigen."

Als ein zweites eben so bestimmtes Gesetz der Einwanderungen in Europa bezeichnet Grimm, „daß sie auf der Meersküste immer rascher vorzuschreiten scheinen, als im Innern des Landes, wie eine überströmende Fluth schnell die Seiten, hernach erst die Mitte erreicht. So erblicken wir bereits zur Römerzeit germanische Friesen und Bataver westlich vorgedrungen, früher Guttonen und Teutonen, endlich Slaven über Pommern nach Mecklenburg und Holstein, während inmitten der Länder einheimische Kerne der Gallier und Germanen längeren Widerstand leisteten."

Von dem größten Gewicht für die Untersuchung ist die Frage, wie wir uns die Thraker und Geten im Verhältniß zur Einwanderung zu denken haben? Das Dunkle, das über den Thrakern liegt, sofern sie an Kelten, Griechen und Germanen grenzen und sie vielleicht auf irgend eine Weise vermitteln, ist noch nicht aufgehellt. Dagegen sprechen die einleuchtendsten Gründe für den Germanismus der Geten und für die Einerleiheit derselben mit den Gothen. Jakob Grimm verficht diese Ansicht mit eben so jugendlichem Feuer als greiser Gelehrsamkeit. Dieser letztern in alle Einzelheiten zu folgen, ist uns hier nicht möglich. Wir führen nur kurz die Hauptgründe an. Einmal kommen nur wenige Jahre, nachdem die Geten scheinbar vom Schauplatz verschwunden sind, ganz in derselben Gegend an der untern Donau die Gothen vor. Zweitens erhalten die Geten von benachbarten deutschen Stämmen Hülfe gegen Rom, was auf Stammverwandtschaft hinweist. Drittens werden sie von den Römern selbst den Germanen beigezählt. Viertens werden auch später noch geticus und gothicus abwechselnd gebraucht. Fünftens klingen nicht nur die wenigen uns erhaltenen getischen Namen deutsch an, sondern auch was wir vom Glauben der Geten wissen, erklärt sich aus der deutschen Mythologie (höchst interessante Erörterungen, doch zu umständlich, um hier darauf eingehen zu können). „Gesetzt nun, die Thraker nehmen in der ganzen Weltordnung den Raum zwischen Germanen und Griechen ein und vermitteln beide; so begriffe sich, daß wiederum zwischen Germanen und Thrakern die Geten in der Mitte halten. Weicht doch selbst die gothische Sprache von den übrigen deutschen vielfach ab."

Wenn Gothen auch an der Ostsee, verbunden mit Dänen, vorkommen, so sieht Jakob Grimm in denselben nur die Ausläufer der Geten und Daker an der untern Donau. Darauf deutet auch die Ynglingasage hin, welche die germanischen Skandinavier von Griechenland herkommen läßt. Gerade die wiederholte Zusammenstellung der Geten mit den ihnen innig verbrüderten Dakern als Gothen und Dänen ist ein neuer Beweis für die Einerleiheit der Geten mit den Gothen.

Wie die Geten zu den Thrakern in Beziehung stehen, so nicht minder zu den Skythen, unter denen die Massageten eine bedeutende Rolle spielten. Grimm zweifelt nicht, daß selbst der Name Skythen deutsch sey und Schütz bedeute, ohne daß deßhalb unter dem vagen Namen immer Deutsche verstanden werden müßten. Im Gegentheil entstehen Völkernamen in der Regel im Munde fremder Völker, die ihnen benachbart sind. Nur die Massageten sind wahrscheinlich den Geten verwandt, jene in Asien zurückgeblieben, diese nach Thrakien vorgerückt. Diese Verwandtschaft ist um so wahrscheinlicher, als auch die asiatischen

Digitized by Google

Massageten neben sich Daer und ein drittes Volk, die Saken haben, gerade so wie die thrakischen Geten neben sich die Daker und die nordischen Gothen neben sich die Dänen und Sachsen haben. Ja man könnte demnach annehmen, das dreifältige Volk der Massageten-Daer-Saken habe, indem es von seinem noch asiatischen Sitze aus seine Uebervölkerung oder kriegerische Jugend sowohl südwestlich als nordwestlich aussandte, sowohl die Geten-Daker, als die Gothen-Dänen-Sachsen aus sich emanirt, so daß die Abstammung der letztern nicht durch Thrakien vermittelt wurde, sondern unmittelbar von Asien ausging.

Die Parallele zwischen Geten und Dakern im Süden, Gothen und Dänen im Norden läßt sich übrigens noch weiter ausdehnen. Unter den Sueven im Süden werden uns Semnonen genannt, neben den Suionen im Norden kommt das Samland und Samogitien. Vor Geten und Dakern, nur durch die Ebenen von Ungarn davon getrennt, lag im Westen Noricum, und fast in gleicher Richtung im Norden lag von Gothland und Danmark nur getrennt durch die See, Norwegen. Eben so kehrt der südliche Namen der Veneter und Vindelicier im nördlichen Namen der Vandalen und Wenden wieder.

Von den skythischen Anklängen noch tief im Westen Deutschlands gibt Grimm S. 231 ein höchst interessantes Beispiel. „Tassiti für Ἱστίη oder Vesta, die unter allen höheren Wesen der Skythen die erste Stelle einnimmt, gewährt jedoch bedeutsame fast unzweifelhafte Anklänge. Es war das Feuer, die Wärme, und die Göttin für dieß heilige Element, von der Sanskritwurzel tap calere cremare (Bopp 149ᵇ 150ᵃ), woher tapas calor und lat. tepere calere, tepidus = calidus, sl. tepl" θερμός, böhm. teply." (Daher Töplitz mit seinen Quellen). „Man weiß, wie leicht sich in den Wurzeln unmittelbar vor den labialen M entwickelt, aus tepere scheint templum, ursprünglich heilige Brandstätte, Altar gebildet, aus ahd. dëpan calere aestuare stammt Damf vapor, odor, jenes altn. befr; leicht also ist die berühmte Tamfana oder Tanfana des Tacitus die germanische Göttin des Herdes und Feuers, Vesta, Ἑστία, kurz sie ist die skythische Tabiti."

Sodann wendet sich der Verfasser wieder ganz zu sprachlichen Untersuchungen und vergleicht die Benennungen der Zahlen bei allen europäischen Völkern von den ältesten Zeiten an, dann das Pronomen und die Ausdrücke für die nächsten Verwandtschaftsgrade, aus deren überraschender Uebereinstimmung die uralteste Verwandtschaft sämmtlicher aus Asien eingewanderter Völker erhellt.

Diese Betrachtungen führen uns ins eigentliche Heiligthum des Buches ein, nämlich in die Erkenntniß des tiefinnersten Geistes und Lebensprinzipes wie der Sprachen überhaupt, so insbesondere der deutschen. „Wie in der Sprache überall waltet auch für den Vokalismus Trilogie. Aus drei Vokalen stammen alle übrigen. Es ist ein gewaltiger Satz, den uns Sanskrit und gothische Sprache zur Schau tragen, daß es ursprünglich nur drei kurze Vokale gibt: A I U. Auf dem Verhältniß dieser drei Laute beruht nicht nur ihre eigene Erhaltung oder Abänderung so wie die Zeugung der Längen und Diphthonge, sondern auch Bildsamkeit, Flexion und Wohllaut aller Wörter. Wiederum ist von den drei Vokalen A der edelste, gleichsam die Mutter aller Laute, aus dem zunächst I und U hervorgegangen sind, so daß diese Dreiheit, gleich jeder andern, auf anfängliche Einheit zurückweist. A wird mit offnem vollem Mund, I mit innerem halbem, U mit schließendem gesprochen. Nicht umsonst beginnt A in allen Alphabeten, deren Anordnung überhaupt beachtenswerth scheint; es sey hier bloß bemerkt, daß das lateinische, wie mit A anhebt, mit U schließt (da v x y z unwesentliche jüngere Zusätze), folglich I beinahe die Mitte einnimmt, zwischen A und I ist E, zwischen I und U ist O geschaltet. Geradeso gelangt das Organ von A auf E zu I, von I auf O zu U. Die Veränderung, welcher die drei Kürzen unterliegen, ist eine dreifache, entweder wechseln sie rein bleibend, oder es zeugen sich gemischte, gleichwohl kurz verharrende Laute, oder sie gehen über in Längen. Als Ursache solches Wechsels muß entweder ein nachfolgender Vokal oder ein nachfolgender Konsonant betrachtet werden, oder endlich die Vokaländerung ergeht ohne äußern Anlaß. Sie kann sich zutragen entweder im Verhältniß zweier urverwandten Sprachen nebeneinander, oder in einer und derselben Sprache zwischen zweien Dialekten, oder in demselben Dialekt für verschiedene Wörter und Formen. Bei dem Wechsel reiner Kürzen scheint mir als oberster Grundsatz zu gelten, daß A nach zwei Seiten in I oder U überschlagen könne, I und U untereinander aber sich nie vertreten, sondern immer auf A zurückzuführen seyen. — E und O scheinen aus einer Verbindung zwischen A und I, A und U dergestalt hervorgegangen, daß das entspringende AI und AU, gegen die Natur des Diphthongs, Kürze festhielt und darum bald durch das einfache Zeichen E und O ausgedrückt werden konnte. Kurzes E und O kommen weder im Sanskrit noch in der gothischen Sprache vor, gleichwohl hat letztere zwar keinen Umlaut entfaltet, dennoch Brechungen des I und U vor H und R in AI und AU zugelassen. Viel weiter schreitet die ahd. Sprache, ihr entsteht E auf zweifache Weise aus A durch I, aus I durch A, hingegen O nur einmal aus U durch A. Das erste E nenne ich das umgelautete, das andere das gebrochene, und beide müssen in der Aussprache merklich abgestanden haben, da ihr Unterschied mhd. und selbst nhd. noch nicht verwischt ist." Weiter wird auseinandergesetzt, wie im Festhalten der Trilogie A I U der höchste Wohllaut liege, und wie unter allen europäischen Sprachen nur die gothische allein ihn festgehalten habe. „Auch der Konsonantismus bietet drei durchgreifende Trilogien dar, indem seine Laute bald spirantes liquidae und mutae sind, die mutae wiederum bald labiales gutturales linguales, bald tenues mediae aspiratae. Der Spiranten und Liquiden unterscheiden sich jedesmal vierlei. Diese sind L M N R, jene H S J V: hauchende sausende jehende wehende; ich wage für Bezeichnung des J unser ahd. mhd. jëhan jëhen zu verwenden, welches ein sanftes gelindes sagen, lat. ajere, goth. aikan ausdrückt. Unter diesen vier Lauten ist der Saus der stärkste und vernehmlichste, zunächst an ihn reicht der Hauch; gelinder ist der jehende und wehende Laut. Für den sausenden haben aber alle Sprachen einen Buchstab, und er tritt vor Vokalen nie, vor Konsonanten einigemal zurück. Die drei andern bezeichnen einige Sprachen gar nicht oder nur durch halbe Buchstaben, vor oder nachgesetzte und übergeschriebene Haken und Punkte. So die irische das in und auslautende H durch übergesetzten Punkt, wie die hebräischen Vokale unten punktirt werden. Hierher gehören auch die slavischen jer und jerr, das gelinde und harte, welche gleichergestalt nur in und auslautend vorkommen, aus I und U erwachsen, und dem J und V vergleichbar sind. J und V gehen unmittelbar aus den Vokalen I und U hervor, unterscheiden sich also von S und H, die nicht aus Vokalen entspringen. Diesem Gegensatz zwischen S H : J V gleicht unter den Liquiden der zwischen L R : M N, denn auch L und R haben, wie J V halbvokalische Natur, während M N wie S H unvokalisch erscheinen." Da es uns durchaus unmöglich wäre, auf wenigen Seiten den tiefgreifenden Inhalt der folgenden Erörterungen mitzutheilen, begnügen wir uns, nur im Beispiel anzudeuten, zu welchen wichtigen Resultaten die Erkennung der dem Buchstabenwechsel zu Grunde liegenden Gesetze führt. Auf diesem Wege kam nämlich Grimm zu der Ueberzeugung, daß die berühmten Völkernamen der Sueven und Slaven ursprünglich eins und dasselbe sind. „In der altböhmischen mater verborum bei Hanka 8ᵇ findet sich die Glosse: feronia, dea paganorum, zuoba. Die römische Feronia war

Digitized by Google

Göttin der Freigelassenen, in ihrem Tempel empfingen entbundene Knechte den Hut der Freiheit. Suoba, denn so muß genauer geschrieben werden, bedeutet also Freiheit und stimmt zu dem unter Russen, Polen und Böhmen noch allgemein gangbaren sl. svobod' liber, svoboda libertas. In Böhmen hört man hin und wieder sloboda, die Slovenen schwanken zwischen svoboda und sloboda, den Serben gilt nur sloboda für Freimuth, Muth. Richtig stellt Miklosich svoboda unter svoi ἴδιος, sui juris, liber, B scheint entsprungen wie im gen. des reflexivs sebe. Mit einemmal geht hier Licht auf über zwei berühmte, ich glaube bisher unverstandene Volksnamen, die in alle meine Untersuchungen greifen. Sueven und Slaven scheinen ganz dasselbe Wort. Cäsar, Strabo, Tacitus, Ptolemäus schreiben Suevi Σοήβοι Σουήβοι. Doch ein Hauptstamm der Germanen sollte gleich geheißen haben mit den Slaven, die uns zwar urverwandt, aber auch stets von uns verschieden sind? Ich will mich erklären. Der Name Suevi scheint allerdings slavisch und bedeutet, wie wir eben sahen, freie; er wurde deutschen Nachbarn von Sarmaten im Osten beigelegt, wie im Westen von Belgen oder Galliern der Name Germanen. Späterhin mögen Slaven dieselbe schöne Benennung entweder für sich selbst gewählt oder von deutschen Nachbarn zurückempfangen haben, und nach einer seltsamen Ironie ging von unterjochten Slaven Begriff und Name der Knechtschaft aus (sclavi, ital. schiavi), da im Wort ursprünglich die der Freiheit gelegen hatten."

Die dritte Klasse der Konsonanten bilden die stummen. „Gegenüber den wehenden und flüssigen Konsonanten stehen die stummen, welche den eigentlichen festen Bestandtheil der Sprache bilden: auf ihnen beruht seinem Wesen nach der Konsonantismus. In den Spiranten und Liquiden liegt noch etwas von der vokalischen Natur; man kann sagen, daß zu ihnen die mutae sich verhalten, wie zu den Vokalen überhaupt die Konsonanten. Stumm heißen sie, weil sie für sich selbst nicht ertönen, erst durch Zutritt der Vokale oder wenigstens der Spiranten und Liquiden vernehmbar werden, dann aber einen sehr bestimmten und entschiedenen Laut von sich geben. Nirgends waltet das trilogische Gesetz der Sprache unverkennbarer als in diesen stummen Konsonanten, da sie sich nach drei Organen jedesmal dreifach abgestuft entfalten. Es sind ihrer folglich neun, und ihre Anzahl tritt sowohl den drei Urvokalen als den je zu vier erscheinenden Spiranten und Liquiden bedeutsam entgegen. Die volle organische Ausstattung einer Sprache beträgt hiernach gerade zwanzig Laute. Die drei in Anschlag kommenden Sprachwerkzeuge sind Lippe, Kehle und Zunge, wie sie schon die Ordnung des gr. Alphabets erkennen läßt, in welchem auf A unmittelbar B G D folgen, damit anzuzeigen, daß nach dem edelsten aller Laute diese drei als die wichtigsten der übrigen, gleichsam als die Grundlage der Konsonanten anzusehen seyen."

Nachdem Grimm die Sprachen unter einander verglichen hat, hebt er jetzt erst aufs schärfste das deutsche Sprachgesetz hervor, wie es sich von allen andern unterscheidet. Es ist die Lautverschiebung. „Wir haben vorhin erkannt, daß in allen Sprachen die Stufen der muta eines und desselben Worts abwechseln, je nachdem ein vorausgehender oder folgender Buchstab es erfordert. Der Wechsel half die Flexion unterstützen. Bei der Verschiedenheit, von welcher jetzt zu handeln ist, weichen aber die mutae im Verhältniß einer Sprache oder einer Mundart zur andern ab, und sind weder durch andere Buchstaben hervorgerufen, noch grammatische Formen zu begleiten bestimmt. Wo sie eintreten, haben sie einen ständigen Charakter, der als ein Kennzeichen entschiedener Sprache oder Mundart zu betrachten ist. Man mag die Lautverschiebung passend Wagen vergleichen, die in einem Kreise umlaufen: sobald ein Rad die Stelle des vorangehenden erreicht, ist seine eigene bereits von einem folgenden eingenommen, aber keins ereilt das andere. Bei ihrer Bewegung kann nirgend Raum bleiben, der nicht alsbald ausgefüllt würde. Das Gesetz lautet einfach so: die media jedes der drei Organe geht über die tenuis, die tenuis in aspirata und die aspirata wieder in media. Damit ist der Kreislauf beendet und müßte von neuem auf gleiche Weise anheben. Deutlich aber wird die media als Grundlage des Konsonantlauts bestätigt; von der tenuis könnte nicht auf media, von der media nicht auf aspirata, von der aspirata nicht auf tenuis ohne Sprung gelangt werden. Unter dem ersten Wagen denke man sich eine, gleichviel welche, der urverwandten Sprachen, unter dem zweiten die gothische, unter dem dritten die althochdeutsche. Hiernach entspringen neun Gleichungen, welche in vollständiger Theorie so aufzustellen wären:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| griech. | B | P | PH. | G | K | CH. | D | T | TH |
| goth. | P | PH | B. | K | CH | G. | T | TH | D |
| ahd. | PH | B | P. | CH | G | K. | TH | D | T |

wirklich aber verhält es sich nicht ganz so, und wie schon die oberste griechische Reihe im Latein folgendermaßen bestimmt wird:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | B | P | F. | G | C | H. | D | T | (F) |

empfangen auch die goth. und ahd. einige Aenderung:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| goth. | P | F | B. | K | H | G. | T | TH | D |
| ahd. | PH | F | P. | CH | H | K. | Z | D | T |

und überhaupt gilt die Regel, daß die Ordnung des Verschiebens am strengsten im Anlaut zu erkennen sey, der In- und Auslaut leichter Abweichung gestatte." Wo die deutsche Sprache irgend einmal auffallend von diesem Gesetz abweicht, ist auch sicher auf einen äußern fremden Einfluß zu schließen. Im Verfolge der Untersuchung spricht sich Grimm gegen Graff aus, der das Gesetz der deutschen Konsonantenbildung nicht erkannt habe.

Nach diesen allgemeinen Untersuchungen über das Sprachgesetz verfolgt Grimm wieder in historischer Reihenfolge alle Spuren der seit der Völkerwanderung hervorgetretenen deutschen Stämme. Neu und frappant ist hier vieles, z. B. 467 die sprachliche Verwandtschaft der Skirren sowohl mit den bayerischen Schyren, der Scharnitz ꝛc., als auch mit Stire, Steyermark, an welch letztere Beziehung bisher noch Niemand gedacht hatte, wie viel auch über die bayerische Beziehung schon geschrieben ist. Damit bringt Grimm auch die bekannte Welfensage in Verbindung und identificirt Welf mit Hund; was durch die schönen Sammlungen Panzers in der jüngsten Zeit seine Bestätigung erhalten hat, indem das gräfliche Geschlecht Hund genau dieselbe Stammsage hat, wie die Welfen. Da es sich von zwölf Welfen handelt, muß auch die Uebereinstimmung der Namen zwölf und Welf auffallen.

Uebrigens trat in der großen Völkerwanderung auch natürlicherweise die Hauptumgestaltung in der Sprache ein. „In den gothischen Stämmen, heißt es S. 482, lagerte die erste Schicht des deutschen Volks, wodurch es von Alters her mit Skythien, Thrakien und Sarmatien so zusammenhängt, daß auf einzelnen Punkten die Grenze unsicher wird; als die Gothen fern entrückt waren und jener östliche Wall sich selbst gesprengt hatte, wurden andere bisher von ihm umschlossene deutsche Stämme bloß gegeben und den gegen unsers Landes Herz drängenden Slaven benachbart. Zur Zeit solcher Lostrennung des gothischen Sprachastes scheint auch die zweite Stufe der Lautverschiebung eingetreten, welche Kennzeichen der südlichen Deutschen gegenüber den nördlichen geblieben ist."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 5.** Dienstag den 16. Januar 1849.

## Sprachkunde.

### Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann, 1848.

(Schluß.)

Vor der Völkerwanderung treten nur zwei allgemeine Nationalnamen der Dentschen hervor nnd beide sind uns nur von den Nachbarn gegeben, beides fremde Wörter. Während uns nämlich die hinter uns im Osten wohnenden Slaven Sueven (Freie) nannten, nannten uns die im Westen uns benachbarten Kelten und Römer Germanen (Brüder). Darunter waren denn aber wieder viele einzelne Völkerschaften zu verstehen. Indem Grimm sie durchgeht und was von ihren Sprachresten übrig ist, mustert, tritt er am Schlusse des ersten Bandes gegen Leo auf, der die berühmten Malbergischen Glossen für ausschließlich keltisch erkläete.

Den zweiten Theil eröffnet Grimm mit einer sehr umfassenden und liebevollen Betrachtung der Hessen, feiner speziellen Verfahren, woran sich interessante Forschungen über die alten Namen auch einiger Nachbarvölker knüpfen. Dann folgt dir Erklärung des Sachsennamens. Die Canninefaten werden in dem Kenemerlande in Nordholland wiedergefunden. Das aus Tacitus bekannte vielbesprochene Idistavisus wird in Idisiavisus veebessert und von idis = femina, matrona abgeleitet als Frauen oder Feenweise erklärt rc. In dieser Art werden noch eine Menge bisher strittiger Orts- und Völkernamen neu gedeutet. Die Sagen von der nordischen Abstammung der Sachsen und Longobarden (wie der Gothen) so wie deren Herkunft über Meer finden keine Gnade vor Grimms Augen. Die Veränderung sey über die Ostsee hinübergegangen, nicht wieder herüber. „Nicht anders muß auch die alte und verbreitete Sage von der Abkunft der Langobarden aus Skandinavien abgelehnt werden. Sie sind eben so wenig aus der nordischen Insel herangefahren, als die Gothen, und eben so wenig zu Schiffe angelangt als die Sachsen. Bei anderer Gelegenheit werde ich ausführlicher die Mythen zusammenstellen und erörtern, die sich mehrfach über die Auswanderung einzelner Stämme erzeugten, und deren Ursache bald in eingetretene Ueberschwemmung des Meers, bald in ausgebrochene Hungersnoth gesetzt zu werden pflegt. Gingen schon von der kimbrischen Sinfluth uralte Erzählungen, so erneuerten sie sich im Verfolg der Zeit und wurden auf andere Germanen, und von der Halbinsel auf Inseln übertragen.“ Wichtig ist besonders die Vermuthung Grimms S. 727. „Nicht aus dem Norden wanderte irgend ein Stamm unsers Volks nach südlicher Küste, sondern ihrem grossen Naturtrieb gemäß erging die Wanderung von Südosten nach Nordwesten. Auf doppeltem Wege jedoch scheint vom schwarzen Meer, oder schon der Mäotis aus, die skandinavische Bevölkerung nach ihrer neuen Heimath gelangt zu seyn, mit einem nördlichen und westlichen Arm. Der nördliche drang ungefähr zwischen Dniester und Dnieper durch Sarmatien gegen Finnland vor und erreichte von dort aus die nördliche skandinavische Halbinsel; mit dem großen Haufen der übrigen Germanen zog aber der westliche zwischen Dniester und Donau gegrn die Weichsel und setzte erst von da aus über die Ostsee nach dem südlichen Skandinavien. Jenen Hauptzweig darf man den schwedischnordischen, diesen den dänischgothischen nennen; da wo im heutigen Schweden schwedisches und götisches Reich sich berühren, fließen beide Hauptstämme wieder zusammen; Schweden fällt beiden, ganz Norwegen dem nordischen, alle dänischen Inseln fallen dem gothischen Stamm zu. Was unsere Historiker von sich abwehren, Zusammenhang der Germanen mit Osteuropa und Westasien hält dir nordische Ueberlieferung getreuer fest. Wie Jornandes seine Gothen an Geten und Skythen knüpft, die fränkische Sage auf Pannonien Troja, die sächsische auf Macedonien zurückleitet; haben sich in der altnordischen noch reinere und lebhaftere Umrisse einer fernen Vorzeit bewahrt, denen sicher nicht ihr Recht angethan wird, wenn man sie aus einer Kunde erklären will, die erst in der Normandie die Normannen geschöpft haben sollen. Vielleicht früher noch als der gothische Volkszug, aber langsam und unterwegs tiefe Spur hinterlassend muß der nordische ergangen seyn.“

Ein schönes Resultat zieht Grimm S. 777 ff. aus den deutschen Völkernamen, die sich in auffallender Weise häufig auf Freiheit, Verbrüderung, Hoheit, Schnelligkeit und Kühnheit, so wie auf Waffen beziehen. Sparsamer sind die mythischen Namen, offenbar spätesten Ursprungs aber die von der Oertlichkeit entnommenen. Auch darin liegt ein Beweis dafür, daß die deutschen Stämme als Nomaden in ihre neue Heimath eingewandert sind. Abgesehen von dem Namen Germanen, den die Römer zunächst nur den am Rhein wohnenden Deutschen gaben, haben die Deutschen ihren Gesammtnamen längst gehabt, ehe er in den schriftlichen Denkmälern hervortritt. Deutsch heißt nämlich einfach volksthümlich, volksmäßig von gothisch thioda, das Volk. Vergl. darüber S. 789. Grimm widerlegt bei diesem Anlaß die Ansicht, nach welcher die deutschen Stämme ursprünglich gar kein Bewußtseyn ihres nationalen Zusammenhangs gehabt hätten. „Es ist von neueren Schriftstellern mit großem Unrecht geläugnet worden, daß im höheren Alterthum unter den deutschen Volksstämmen warme Vaterlandsliebe und Gefühl ihres Zusammenhangs vorhanden gewesen sey. Jene wird schon durch eine Reihe von schönen Ausdrücken bezeugt, die unserer Sprache gewiß von Uralters her zu Gebot standen. — Man gibt vor, Karl der Große habe zuerst das weltgeschichtliche Bewußtseyn der deutschen Völker geschaffen. Es wäre aller Natur entgegen, daß sie bis dahin gewartet haben sollten, um

Digitized by Google

zu erkennen, wie sie durch gemeinsame Sprache, Sitte und Kraft untereinander zusammenhingen; was sie schon lange vor jener Zeit in der Welt ausgerichtet hatten, war fast Größeres als alles Nachfolgende, und wenigstens dessen Grundlage. Sie waren in alle Theile Europas und darüber hinaus vorgedrungen und erst ihr Uebertritt zum Christenthum hatte diesem möglich gemacht auf die Dauer Fuß zu fassen. Konnten jene kühnen und raschen Heerzüge von dem der Kimbern und Teutonen an (denn die früheren sind uns verborgen) überhaupt geschehen, ohne daß sich mehrere Stämme dann vereinten und die übrigen sie gewähren ließen? — Tacitus berichtet uns, daß die Deutschen in uralten Liedern von einem erdgebornen Gott und dessen Sohn sangen, aus welchem drei Helden entsprossen, die Stifter der germanischen Hauptstämme. Dieser gemeinsame Ursprung haftete im Bewußtseyn aller Deutschen." Dazu endlich der Stolz, den die Deutschen als solche den Galliern gegenüber hegten. Wenn also auch die Deutschen, wie leider zur Genüge bekannt ist, sich seit zweitausend Jahren bis auf den heutigen Tag unter sich gestritten haben, so hat es ihnen doch schon vor zweitausend Jahren eben so wenig als heute an der Einsicht gefehlt, daß sie eines Stammes sind.

Bei dieser Gelegenheit hält Grimm auch aufs entschiedenste die Schreibung des deutschen Namens mit D fest. „Süddeutsche Schriftsteller widersetzen sich der allein richtigen Schreibung unseres Volksnamens mit D, und halten T für deutscher; sie bedenken nicht, daß media so hochdeutsch ist wie tenuis, und das niederdeutsche D hier und in viel andern Wörtern unorganisch an die Stelle von TH getreten; wie sollte in diesem Namen hochdeutsches T gerecht seyn, dem nur organisches niederdeutsches D zur Seite steht?" ꝛc.

Nach diesen geschichtlichen Untersuchungen geht der Verf. abermals auf das Sprachliche ausschließlich über und zeigt, wie die deutschen Mundarten sich aus der Ursprache entfaltet haben. „Zur Zeit, wo deutsche Sprache in der Geschichte auftritt, ist sie von allen urverwandten Zungen charakteristisch und specifisch abweichend, obwohl ihnen in Einzelnem noch weit näher als heutzutage; ihre eigenen Dialekte hingegen scheinen unbedeutender und unentschiedener als in der Folge. Man kann den gothischen, gleich dem äolischen der griechischen Sprache, den alterthümlichsten und formreichsten Dialekt der deutschen nennen; vergleichende Sprachforschung wird sich seiner am liebsten bedienen, um die Erscheinungen unserer Sprache den urverwandten anzureihen. Aus der hochdeutschen Sprache weht uns gleichsam dorische Bergluft an, und jonische Weichheit mag sich im altsächsischen, angelsächsischen und friesischen finden; auch haben die Angelsachsen mit aus ihrer Heimath noch alte Stücke des Epos gebracht. Fast der ganze ahd. Zeitraum war der Entfaltung aller Volksbildung hindersam, im mhd. erwachten Lied und Epos mit einer Fülle, der die niederdeutsche Sprache nur im niederländischen Dialekt einiges entgegenzusetzen hat; mnl. Lieder zeigen gegen mhd. gehalten schwächere Poesie und viel geringere Anlage zur Kunst und des Reims. Als Luther den Glauben, zugleich die Sprache reinigte und hob, langsam aber nach der Verwilderung des 17ten Jahrhunderts endlich im 18ten mächtige Dichter erstanden, war das Uebergewicht hochdeutscher Sprache völlig entschieden. Nichts ist unverständiger als den Untergang des niederdeutschen Dialekts zu beklagen, der längst schon zur bloßen Mundart wieder herabgesunken und unfähig war, wie der hochdeutsche zu nähren und zu sättigen. Während sich alle hochdeutschen Stämme der höheren Schriftsprache beugen, der niederdeutsche Stamm bereits die niederländische, in gewissem Sinn die englische Sprache hergegeben hat, wäre es ungerecht und unmöglich der niedersächsischen Bevölkerung ein Anrecht auf Schriftsprache einzuräumen; Niedersachsen und Niederländer hätten im rechten Augenblick zugleich eine niederdeutsche Gesammtsprache der hochdeutschen an die Seite setzen müssen. Es war jedoch besser, daß es unterblieb und daß nunmehr alle Deutschen mit gesammelter Kraft einer einzigen Sprache pflegen, die gleich der attischen streben sollte über allen Dialekten zu schweben."

Sodann entwickelt Grimm die interessante Lehre vom Ablaut. „Ablaut ist dynamische Verwendung des Vokalgesetzes auf die Wurzel der ältesten Verba, um die Unterschiede der Gegenwart und Vergangenheit in sinnlicher Fülle hervorzuheben. Dadurch daß er alle und jede Vokalverhältnisse in sich schließt, ruht er auf dem innersten Grund der Sprache, an ihm hängen Wohllaut und zutrauliche Gewalt unserer Rede." Kaum weniger charakteristisch für unsere Sprache ist die Reduplikation. Ueberhaupt werden alle deutschen Verbalformen hier aus dem tiefsten Keim der Sprachbildung hergeleitet. Dann wird der Ablaut auch in den Deklinationen nachgewiesen und die Betrachtung kehrt zu den vorangestellten Gesetzen zurück, nach welchen die Trilogie A I U allen Ablauten zur Grundlage dient. Nach diesem Typus allein ordnet Grimm sowohl Konjugationen als Deklinationen.

Zuletzt ergeht sich der Verfasser noch in Vergleichungen der deutschen Sprache mit den übrigen, kontrastirt den deutschen Vokalismus insbesondere mit dem Konsonantismus der Kelten, hebt die vielen schönen Uebereinstimmungen des Deutschen mit dem Griechischen hervor, macht auf das Vorherrschen gewisser Konsonanten bei ganzen Völkerstämmen aufmerksam, z. B. der Zischlaute bei den Slaven, und zieht endlich das Resultat: „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebniß, leiblich zunächst an die slavische und litthauische, in etwas fernerm Abstand an die griechische und lateinische an, doch so daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt. Noch weiter ab liegt ihr die keltische, obwohl sich auch hier die Verwandtschaft kund gibt. Viel entlegener und eigentlich unverwandt sind die finnischen Sprachen."

## Länder- und Völkerkunde.

### Sicilien, dessen politische Entwicklung und jetzigen Zustände. Von Dr. J. F. Neigebaur. Leipzig, Verlagsbureau, 1848.

Das neueste der vielen und trefflichen Handbücher, die des Verfassers Namen berühmt gemacht haben. Herr Neigebaur ist einer der weltbewandertsten und weltgewandtesten Männer der Gegenwart, überall in unserm alten Europa orientirt von Lissabon bis Jassy. Auch diese seine letzte Arbeit über Sicilien zeugt von seiner erstaunlichen Umsicht und Routine.

Bekanntlich war Sicilien ehemals eines der reichsten Länder der bewohnten Erde, weil eines der fruchtbarsten. Von diesem Reichthum ist jetzt aber kaum die Spur übrig. Der Grund davon liegt in der Größe der Güterkomplexe und Vernachlässigung des Bodens. „Die Vertheilung des Grund und Bodens ist noch sehr ungleich. Obwohl seit der Aufhebung der Majorate manche der ungeheuren Güter in Sicilien zur Theilung gekommen sind, so ist doch noch fortwährend das Haupthinderniß der Landwirthschaft der zu große Umfang der Güter. Ein anderer Grund des mangelhaften Ackerbaues liegt darin, daß der Eigenthümer des Bodens denselben selten selbst baut, sondern der Landbau meistens von Pächtern betrieben wird. Selten dauert die Pacht länger als 3 Jahre, selten 4 Jahre und höchstens ausnahmsweise 6 Jahre. Die Pächter, gewohnt es so zu machen, wie ihre Väter und Großväter, wüßten nach dem Urtheil hiesiger Grundbesitzer nicht, was sie mit dem Boden auf längere Zeit anfangen sollten, und

Digitized by Google

die Verpächter fürchten sich, eine günstige Gelegenheit zu einem vorübergehenden Gewinn zu verlieren, wenn einstweilen der Weizenpreis steigen sollte. Daraus erklärt sich schon hinreichend, daß an keine durchgreifenden Verbesserungen gedacht werden kann; darum werden keine Bäume gepflegt, keine lebendigen Hecken angelegt, daher keine Bewässerungen im Großen, keine künstlichen Wiesen, keine Viehställe, da es den großen Gütern stets an jedem lebendigen und todten Inventarium fehlt. Ganz anders ist es in der Nähe der Städte (Dörfer gibts hier gar nicht), dort haben die Einwohner die benachbarten Grundstücke (freilich im Verhältniß zum Ganzen, geringe Strecken) in Erbpacht, dort pflegen sie Bäume, dort haben sie sorgfältig bearbeitete Gärten, und diese kleinen Kulturen werden meist mit der Hacke betrieben. Bei dem Mangel an Land, denn ungern verkauft ein Sicilianer seine Grundstücke, werden diese kleinen Erbpachtgrundstücke fortwährend getheilt, welches hier den Nachtheil einer zu großen Zersplitterung hat. Demnach ist dieß, freilich der kleinste Theil Siciliens, der am besten angebaut ist, und man kann gewöhnlich sicher seyn, daß da wo ein Baum gepflanzt ist, oder ein Weinstock steht, das Land in Erbpacht ausgethan ist. Doch erstreckt sich dieß höchstens 2 Miglien von den Städten, und umfaßt kaum den 15ten Theil des ackerbaren Landes in Sicilien."

Auch zum Handel eignet sich die Insel Sicilien in hohem Grade. Doch lag derselbe dort tief darnieder, bis es erst im Jahr 1845 gelang, günstigere Handelsverträge abzuschließen. Bekanntlich ist ein Hauptausfuhrartikel der Schwefel. Auch jetzt noch, trotz seiner Vernachlässigung, besitzt Sicilien reiche Erwerbsquellen, aber sie werden nicht entsprechend ausgebeutet. „Dennoch zeigt die gesammte Physiognomie des Landes von großer Armuth und man frägt mit Recht, wohin alle die Millionen kommen, welche jährlich für Citronen, Schwefel u. s. w. eingehen und wovon jährlich mehrere Millionen nach Bezahlung aller fremden Fabrikate übrig bleiben, denn daß dieser Ueberschuß durch den Schmuggelhandel absorbirt wird, ist nicht anzunehmen, obwohl ohnerachtet der besten Küstenbewachung wirklich bedeutende Massen fremder Waaren eingehen und man sich allgemein erzählt, daß die Zollbeamten ihren Antheil am Gewinn haben." Der Hauptgrund, warum ein rechter solider Wohlstand auf der Insel nicht aufkommt, liegt in Folgendem: „Das Volk lebt in den Tag hinein, lebt gern auf Kredit, mithin theuer und ohne besondere Ordnung, daher kommt es auch, daß man so wenig Unterschied zwischen dem Sonntag und andern Tagen findet. Hat der Sicilianer nämlich Geld oder Kredit, so kauft er sich ein neues Kleidungsstück, bewahrt es aber nicht wie der Deutsche und Pole für die Festtage auf, sondern trägt es alle Tage bis er es wieder versetzen muß. Darum sind auch hier die Leihhäuser sehr häufig und machen so gute Geschäfte. Dennoch aber ist dieß nicht die Hauptsache der anscheinenden Verarmung der Sicilianer, sondern mehr die Verwendung der Kapitalien. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß wirklich viel baares Geld in Sicilien vorhanden ist, allein man kann davon nicht den Gebrauch machen, der eigentlich erst den wahren Reichthum ausmacht, da bekanntlich nicht die Masse des baaren Geldes, sondern dessen Umlauf den wahren Reichthum ausmacht. Daran fehlt es hier und darin liegt das eigentliche Hemmniß der Industrie in Sicilien."

Dem südlichen laissez passer entspricht auch das Verhalten des Klerus. Er ist sehr von der laxen Observanz. In Sicilien wird, um nur ein Beispiel zu geben, die eheliche Verbindung mit äußerster Leichtigkeit wieder aufgelöst, so daß die katholische Kirche hier der unirten in Berlin lediglich nichts nachgibt. „Bei Nichtigkeitserklärungen ist die Geistlichkeit hier nicht so streng, damit größeres Unglück vermieden werde, man sagt nämlich, daß in Frankreich so viele Vergiftungen unter Eheleuten vorkommen, weil dort die Nichtigkeitserklärungen beinahe unmöglich sind. Auch hier ist das gewöhnliche Hülfsmittel der geistlichen Gerichte die Annahme von Zwang von Seiten der Eltern und von ermangelndem freien Willen der Braut oder des Bräutigams. Wenn beide Theile einig und gut berathen sind, ist die Nichtigkeitserklärung hier gar nicht schwer, und man erzählt von einer Mutter, welche ihrer Tochter bei der Trauung eine Ohrfeige gab, und dieß damit erläuterte, daß ihre Tochter ihr einst vielleicht großen Dank schuldig seyn würde, denn wenn sie einmal einen andern Mann heirathen wolle, würde sie beweisen können, gezwungen worden zu seyn. Auch die andern Nichtigkeitserklärungsgründe sind hier nach Umständen sehr elastisch. So ward einem hiesigen Casuisten folgender Fall vorgelegt: Ein Mann wird katholisch um eine reiche Erbin heirathen zu können, und ist außerordentlich streng in Beobachtung aller Kirchengebete bis zur Hochzeit. Nach derselben frägt ihn die Frau, warum er nicht mehr mit ihr in die Messe gehe? Er antwortet: wozu? ich habe dich ja jetzt! Die Frau klagt auf Nichtigkeitserklärung der Ehe, da sie im Irrthum gewesen sey, indem sie geglaubt habe, einen Mann zu heirathen, der aus Ueberzeugung in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche übergetreten sey. Der Konvertit erklärt den Antrag der Frau begründet, da es ein Irrthum in den vorausgesetzten wesentlichen Eigenschaften sey. Doch geht man hier noch nicht so weit als in Polen, wo man mitunter Irrthum im Vermögen für einen Nichtigkeitsgrund angesehen hat, obwohl andere diesen Irrthum auf den in der Person beschränken."

Aus dem, was oben schon vom Ackerbau gesagt ist, ergibt sich, daß die Sicilianer nur in Städten wohnen, in deren Nähe das Feld fleißiger bebaut wird. Eigentliche Dörfer aber gibt es auf der Insel nicht. Die Frauen haben eine entschiedene Abneigung aufs Land zu gehen. Die weit erstreckten Güter werden daher nur zeitweise und so lange sie bebaut werden, von wandernden Knechten besucht. Der Ackerbau wird gleichsam noch nomadisch betrieben. Einige wohlgemeinte Versuche, Dörfer anzulegen, sind bis jetzt gescheitert.

In den Sittenzuständen des Volks gibt sich eine seltsame Mischung von moderner Korruption und wildem Naturzustande zu erkennen. Die feinsten Betrügereien, wie sie kaum in London oder Nordamerika vorkommen, stehen dicht neben mittelalterlichem Faustrecht. „Man behauptet, daß die untern Polizeibeamten und Gefangenwärter mit einbrechender Nacht die geschicktesten Taschendiebe entlassen, welche dann die gemachte Beute mit ihnen theilen müssen, wenn sie zur bestimmten Stunde wieder in das Gefängniß zurückkehren." Ein gewisser sicilianischer Principe wurde beschuldigt, einen Räuber beraubt zu haben: „Die Behörde war nämlich genöthigt, einen Räuber, der sich nur aus Irrthum an einem einflußreichen Mann vergangen hatte, endlich den Gerichten zu überliefern. Er wandte sich an den ihm bekannten gewandten Fürsten, der ihn bisher öfters verheimlicht haben sollte. Dieser verschaffte ihm durch die Vermittelung einer Dame einen falschen Paß nach Frankreich. Damit aber das bedeutende in baarem Gelde bestehende Vermögen des Räubers keinen Verdacht errege, rieth ihm der Fürst, dasselbe lieber in Wechseln mitzunehmen, die er ihm verschaffte. Der Räuber will dieselben in Marseille erheben, wohin sie lauteten. Doch dort war das angewiesene Haus nicht aufzufinden und die Wechsel wurden für falsch erklärt." Racheglühend kehrte der Räuber nach Sicilien zurück, um den Fürsten zu ermorden; dieser aber kam ihm zuvor und sorgte, daß er hingerichtet wurde. Dennoch, meint der Verfasser, sollte man keine zu schlimme Meinung von den Sicilianern hegen. Im Ganzen seyen sie gutmüthig.

Herr Neigebaur gibt außer statistischen Uebersichten auch einen Abriß der Geschichte des Landes und seiner Literatur und

Digitized by Google

Kunst, worauf wir hier nicht näher eingehen. Als ein Verehrer und Kenner des schönen Geschlechts entwirft er auch eine gute Schilderung desselben in Sicilien und zwar zur Erbauung derjenigen poetischen Schwärmer, welche etwa durch Romane verführt werden sind, sich die Dinge anders zu träumen, als sie sind. Je tiefer nach Süden, desto derber wird die Wirklichkeit, desto positiver geht man auf den reellen Genuß aus mit völliger Vernachlässigung des poetischen Beiwerks. Daher die Vernachlässigung der Tracht, wobei das warme Klima mitwirkt. „Ein Kleidungsstück, das ein Armer bereits als unbrauchbar weggeworfen hat, kann einem noch Aermeren oft noch lange Dienste leisten. Diese leichte Befriedigung von Bedürfnissen gibt den Sicilianern eine gewisse Unabhängigkeit, die bei den ungebildeten Menschen sehr leicht zum Müssiggange verführt um so mehr da der Italiener zugleich über die Eitelkeit erhaben ist, welche man mehr bei rohen Nationen antrifft. Die ärmsten polnischen Bauern, besonders deren Töchter, die armen Moldauer, Walachen, selbst die Zigeuner haben mehr Eitelkeit, als man hier bei dem gemeinen Volke gewahr wird. Die Zigeunerin putzt sich gern, die Walachin ist reinlich und der ärmste Bauer in Galizien freut sich über einen bunten Lappen, den er auf seinen Schafspelz setzen kann; allein hier erscheint alle Kleidung ernst, gewöhnlich alt und gewissermaßen in Widerspruch mit dem Schönheitssinn.“ Auch die vornehme Welt theilt diesen Mangel an Eitelkeit. „Das Streben zu gefallen, das sich bei den Französinnen am deutlichsten, bei der Engländerin am gediegensten, bei der Deutschen am gefühlvollsten und bei den Polinnen am graziösesten ausspricht, führt die Menge Kleinigkeiten herbei, welche dem geselligen Leben so hohen Reiz geben.“ Davon wissen die Sicilianerinnen nichts. „Wenn man alle Balkons gefüllt sieht, und jedes Fenster, selbst in den unbedeutendsten Häusern, hat einen Balkon, aber überall die Frauenzimmer der Straße den Rücken zukehrend sieht, mit dem Gesicht nach ihren Zimmern gewendet, das sie so selten verlassen, so findet man dieß doch von der Sitte der Länder sehr abweichend, wo die Kammerjungfer am Fenster sitzt, um gesehen zu werden, und die Gebieterin vor dem Fenster einen Spiegel hat, um zu bemerken, was auf der Straße vorgeht. Ohne einen Schluß daraus für das Bessere der einen oder der andern Sitte ziehen zu wollen, muß man gestehen, daß diese Vermeidung fremden Anblicks etwas sehr Bezeichnendes ist, obwohl gerade hier bisweilen ein einziger Blick hinreicht, einen ganzen Roman von Anfang bis zu Ende zu verabreden. Man kann daraus abnehmen, daß hier das weibliche Geschlecht im Guten und im Bösen mehr reelle Ansichten und Absichten hat, indem es sich mit etwas Unzweckmäßigem nicht aufhält, und mehr bestimmt ist. Allein gerade das Ungewisse, das Räthselhafte, was dem weiblichen Charakter einen so zarten Reiz gibt, fehlt hier. Der erfahrene Mann dürfte hier stets sofort wissen, woran er ist, und so entgehen der Gesellschaft die tausend Kleinigkeiten, welche sie sonst beschäftigen.“

Die neueste Revolution ist in diesem Werke noch nicht berücksichtigt. Aus allem aber erhellt, daß Sicilien wohl nicht gediegene Kraft genug in sich vereinigt, um eine Selbstständigkeit geltend machen zu können, wie das alte Syrakus. Es wird, aus dem lockern Verbande mit Neapel losgerissen, nur unter die eigennützige Vormundschaft Englands kommen, und die ergiebige Insel wird höchstens eine Kuh werden, die der Britte für sich ausmelkt, nachdem er ihr ein Brett vor die Hörner gebunden hat.

## Roman.

Die Royalisten. Von A. v. Sternberg. Bremen, Schlodtmann, 1848.

Die Geschichte des 18ten Märzes in Berlin als Roman behandelt. Ob es nicht zu früh ist, so nahe liegende Begebenheiten schon in das romantische Gewand zu kleiden? Wir glauben fast. Zwar ist die Weltgeschichte selbst nicht selten poetischer, als der beste Dichter sie machen könnte; wenn der Dichter aber wirkliche Geschichte poetisch bearbeitet, so muß er sie aus einer gewissen Ferne betrachten können, es sey denn, daß er mit lyrischer Begeisterung noch unmittelbar in die Gegenwart selbst eingriffe. Das Epos verlangt den blauen Duft der Ferne.

Deßwegen hat uns auch das neue Werk des Herrn von Sternberg nicht so befriedigt, wie manches seiner frühern. Indem sein Roman den Zeitungsberichten noch zu nahe steht, und daher zu wenig freie dichterische Eingebung verräth, hat er doch das Interesse historischer Wahrheit nicht, wie jene Zeitungen, und ist also etwas Zwitterhaftes.

Die Gegensätze der Zeit hat der Dichter so scharf und charakteristisch als möglich aufzufassen gesucht in einem Obersten aus der altpreußischen Zeit, einem Pommer vom tüchtigsten Schrot und Korn, dem seine Waffenehre und Preußens Ruhm über alles geht, einerseits, und einem sichern Herrn Weld, einem wühlerischen Literaten nach neuestem Zuschnitt andererseits. Auf jenen fällt alles Licht, auf diesen aller Schatten. Das scheint uns nicht gerecht zu seyn, oder es hätte wenigstens zwischen beiden noch ein vermittelnder Charakter stehen sollen, welcher das preußische Interesse ohne Zopf mit dem nationaldeutschen ohne rothe Fahne ausgeglichen hätte. Herr von Sternberg läßt seinen Lesern dagegen nur die Wahl zwischen einem specifisch preußischen und einem anarchischen Extrem. Von dem Agitator Weld (soll etwa Held gelesen werden?) erzählt der Dichter arge Dinge, z. B. daß er jenen ehrenwerthen alten Oberst heimtückisch von Meuchelmördern habe überfallen lassen, welche dieser aber glücklich abgewehrt; sodann, daß er sich von einem französischen Agenten habe bestechen und insgeheim en canaille behandeln lassen, während er öffentlich vor dem Berliner Publikum den großen Helden gespielt habe. Kurz auf diesen Charakter hat der Dichter alle und jede Schmach gehäuft. Jener französische Agent, ein gewisser Molé, lenkt ihn wie eine Drathpuppe, leitet den ganzen Aufstand ein, dirigirt den Bau der Barrikaden &c. Den Berlinern selbst wird dabei vom Dichter ganz und gar kein freies, selbstständiges oder nur launenhaftes Handeln zugestanden, sie sollen bloß Werkzeuge französischer Umtriebe gewesen seyn. Das scheint uns nun eben so unpoetisch, als es historisch unrichtig ist. Die Berliner Laune hat bei jener Revolution sicher eine größere und selbstständigere Rolle gespielt, als alle Umtriebe von Polen und etwa versteckten Franzosen. Herr von Sternberg versündigt sich an der Originalität der Berliner, indem er sie so gar bloß zu Strohmännern macht.

In seiner Schilderung des Hofes während der Schreckensnacht des 18ten findet sich viel Pikantes, doch die poetische Voraussetzung, daß der Dichter alles gesehen und behorcht habe, involvirt zu große Ansprüche. Wäre die Sache vor hundert Jahren vorgefallen, so möchte der Dichter das und noch mehr erfinden, aber da sie uns noch so nahe liegt, widerstrebt es unserm Gefühl, in einem Roman zu lesen, was wir nur als beglaubigte Thatsachen in einem Geschichtswerk lesen möchten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 6.** Sonnabend den 20. Januar 1849.

## Schauspielkunst.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Ein ausgezeichnetes, zum Theil auf ganz neue archivalische Forschungen gegründetes Werk, durch welches insbesondere die Entstehung des modernen Theaters im vorigen Jahrhundert ins hellste Licht gesetzt wird.

Seit Mone sich der ältesten deutschen Bühnenstücke (geistliche Schauspiele) angenommen und Alt sein treffliches Buch über „Theater und Kirche" geschrieben, sind wir besser, als es früher der Fall war, über die Schauspiele des Mittelalters aufgeklärt. Besonders verdanken wir auch Schlagers Fleiße die Mittheilungen aus dem Wiener Stadtarchive, die manchen interessanten Aufschluß geben. Es darf als bekannt angenommen werden und Herr Devrient geht davon aus, daß das deutsche Schauspiel im Mittelalter sich an die Kirchenfeste anknüpfte und gewissermaßen nur eine lebendigere Fortsetzung theils der bildlichen Darstellungen, theils der Ceremonien seyn sollte. Zunächst galt es nur, biblische Scenen aufzuführen; sie hießen Mysterien. Nachdem dieselben aber mit ziemlicher Freiheit behandelt zu werden anfingen, kamen auch die sogenannten Moralitäten auf, d. h. allegorische Stücke, worin Tugenden und Laster, der Glaube rc. personificirt waren und gewisse dogmatische oder sittliche Lehrsätze dialogisch verfochten wurden (wie in den Autos der Spanier).

Je ernsthafter diese geistlichen Spiele genommen, je andächtiger sie angehört wurden, um so nothwendiger erschien es die erregten Zuschauer in Zwischenspielen oder Zwischenscenen von komischer Natur wieder ein wenig abzuspannen. Der tief im deutschen Gemüthe liegende Humor verlangt diese Ergänzung und weckt durch das tragische Extrem fast naturnothwendig das komische. Doch dürfte sich das komische Element auch ungesucht eingefunden haben, wenn man erwägt, wie viele Naivetäten durch die Unbeholfenheit der durchaus dilettirenden Schauspieler veranlaßt werden mußten. Man ersieht das am besten aus dem, auch von Herrn Devrient hier angeführten 13ten Schwank des Eulenspiegel. Uebrigens findet sich die erste Spur des nachher so berühmt gewordenen Hans Wurste in den Boten, die schon in den ältesten geistlichen Schauspielen des Mittelalters vorkommen. Der Bote, der in einem Spiel von den h. drei Königen diese dem König Herodes anmeldet, spottet des letztern und macht die ersten Späße. Der schalkhafte oder tölpelhafte Bote entwickelt sich dann nach und nach zum burlesken Diener und Schalksnarren. Neben ihm aber spielt der Teufel die komische Rolle. Besonders in Frankreich haben sich diese Diablerien oder Teufelsspäße bis zum äußersten Unfug ausgebildet.

Ueber die Einrichtung der mittelalterlichen Bühne hat Herr Devrient sehr schätzbare Untersuchungen angestellt. Anfangs spielte man im Freien oder in den Kirchen. Allmählich entstanden aber eigene Bühnen, zunächst in Frankreich, von wo sie nach Deutschland verpflanzt wurden. Alles war auf Anschauung berechnet, die Rede aber untergeordnet. „Die Schauspiele waren bloße Schaustellungen. Der Kirche lag daran, den ganzen Umfang der Menschheitsentwicklung zu versinnlichen, keineswegs Einzelschicksale. Gleich den steifen Figuren auf ägyptischen Denkmalen führten daher die Gestalten des Kirchendramas nur durch ihre Nebeneinanderstellung eine symbolische Sprache. Nicht einmal die Rede konnte sich hier zur vollen Lebendigkeit des Dialogs erheben. Halb gesungen, halb gesprochen, den lateinischen Text deutsch interpretirend, oft unterbrochen durch die Chöre, standen die dürren und abgeschlossenen Verse nur wie eine Reihe von Monologen nebeneinander. Und die scenische Aktion, — so genau auch Alles geschah, was die h. Geschichte aussagt, — mußte sie nicht mehr das formelle Ansehen des Kirchenceremoniels, als lebendigen unmittelbaren Thuns haben? War sie doch innerlich unvorbereitet, nur Versinnlichung der biblischen Erzählung. — Daß demnach die Bühne von ganz anderer Beschaffenheit als die unsere seyn mußte, leuchtet ein. Nimmt man hinzu, daß bei all der verwirrenden Buntheit, die wir hier schon beobachtet haben, oft noch lebende Bilder während der Chöre eingeschoben wurden oder gar Zwischenvorstellungen: einzelne Momente aus dem alten Testamente, welche einen Bezug auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen hatte, also den tiefen Zusammenhang der Begebenheiten des alten und neuen Bundes, nachweisen sollten — so begreift man, daß es wesentlich darauf ankommen mußte, all diesen Vorgängen konventionell bestimmte Plätze anzuweisen. — Man dehnte anfangs die Bühne unmäßig in die Breite aus und errichtete so viele Abtheilungen (loges) nebeneinander darauf, als einzelne Bilderrahmen für die einzelnen geschichtlichen Momente nöthig waren. Oder man stellte, — weil die unmäßige Ausdehnung in die Breite für den Zuschauer unbequem war — drei Bühnen nebeneinander in stumpfen Winkeln auf und ließ das Publikum sich von einer zur andern hinwenden, je nachdem die Vorgänge von einer zur andern fortschritten. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. in Paris, beim Einzuge Ludwigs XI., baute man auch an verschiedenen Stellen in der Stadt einzelne Bühnen, gleich Stationskapellen, auf denen der König bei seinem Durchzuge einen Moment der h. Geschichte nach dem

Digitized by Google

andern zu sehen bekam. Dergleichen Bühnen standen auch wohl auf Rädern und konnten bald wieder in einer andern Straße aufgestellt werden. Indessen war man auch längst darauf gekommen, dieß Nebeneinander der einzelnen Scenen durch ein Uebereinander zu ersetzen. Himmel und Hölle, die fast immer vorkamen, wurden dadurch schon anschaulicher gemacht, auch waren die übereinander gebauten Scenen besser zu übersehen. Dazu kam noch eine räumliche Nöthigung. Man hatte es am angemessensten gefunden die Bühne am Ende einer Straße, quer davor zu erbauen und diese dadurch zu sperren. Die Fenster der nächsten Häuser wurden nun zu Seitenlogen für die Zuschauer und man durfte nur noch der Bühne gegenüber, in angemessener Entfernung durch eine erhöhte Gallerie, zu welcher der doppelte Eintrittspreis gezahlt werden mußte, den Zuschauerraum abschließen. Das Parterre war somit auf dem Straßenpflaster. Diese Einrichtung wurde auch Muster für die ersten Theater, welche man später auf Höfen von Klöstern, Hospitälern und Wirthshäusern in Frankreich, Spanien und England errichtete, wobei man nur die Bühne mit einem Dache versah. Dieser Aufbau zwischen den Häuserreihen aber drängte die Bühne auf eine bestimmte Breite zusammen und nöthigte die Anordner, die Unzahl ihrer scenischen Bilder übereinander zu bauen. So geschah es, daß bei einer Vorstellung zu Metz im Jahr 1427 das Theatergerüst neun Stockwerke übereinander zeigte." Diese wurden dann auf drei reducirt, oben den Himmel, mitten die Erde, unten die Hölle.

Bekanntlich werden noch jetzt in Altbayern solche geistliche Schauspiele von einfachen Bauern aufgeführt. Aber seit dem Aufkommen der humanistischen Studien, der Reformation und des Jesuitenordens wurde das Schauspiel hauptsächlich Sache der Studenten auf den höhern Schulen. Damit kamen auch die gelehrten allegorischen Moralitäten und die polemischen Spitzfindigkeiten in Flor, mit welchen die Schüler verschiedener Konfessionen einander anfeindeten.

Daneben aber gewannen in den Städten die Fastnachtsspiele ein großes Ansehen, hervorgegangen aus den Marktlustbarkeiten und vorzugsweise Sache der Handwerker. Bekanntlich strahlte hierin die Stadt Nürnberg allen andern voran, daher auch hier im Jahr 1550 das erste eigentliche Schauspielhaus erbaut wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch in Paris die dreistockige Mysterienbühne abgeschafft und machte der einfachen Bühne Platz, hier vorzugsweise unter dem Einfluß der Italiener, die ihrerseits zuerst wieder antiken Vorbildern folgten.

Bisheran hatten die Bauern und Bürger oder Studenten ihre Mysterien, die Handwerker ihre Fastnachtsspiele gespielt, einen eigentlichen Komödiantenstand aber gab es noch nicht. Da hört man zuerst von herumziehenden englischen und niederländischen Banden, die ein förmliches Gewerbe aus dem Komödienspielen machten. Herumziehende Gaukler hatte es zwar schon längst gegeben, aber diese Schauspielerbanden sind entweder Studenten gewesen, welche mit höherer Kunst ausgerüstet das Zigeunerleben anfingen, oder es waren spekulative Gaukler, die ihre Kunst steigerten. Wahrscheinlich war beides der Fall, die sogenannten englischen und spanischen Reiter und Equilibristen waren Gaukler, die englischen und niederländischen Komödianten schon etwas mehr. Man darf nicht vergessen, daß aus den spanischen Niederlanden eine Menge neue und fremdartige Dinge und Künste aus den überseeischen Kolonien nach Deutschland kamen, und daß andererseits der große Aufschwung des englischen Schauspiels auf den benachbarten Kontinent einwirken mußte. Tieck leitet den Namen der englischen Komödianten lediglich von den englischen Stücken ab, welche deutsche Komödiantenbanden in Uebersetzungen aufführten. Eine höchst schätzbare Sammlung dieser Komödien wurde 1624 gedruckt. Statt des englischen Clowns figurirt darin der niederländische Pickelhering, der Hanswurst der Matrosen; ein Beweis, wie diese neue Schauspielkunst sich eben so an das bewegte Hafenleben knüpfte, wie die Nürnberger Fastnachtsspiele an die Märkte des Binnenlandes.

Dem Beispiel der englischen Komödianten folgten sehr bald ganze Banden von deutschen Studenten nach, die schon auf ihren heimischen Schulen in der Schauspielkunst geübt, dieselbe jetzt auch anderwärts geltend machen wollten. Gewiß ist, „daß die am meisten bekannt gewordenen Schauspielertruppen des siebzehnten Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden und daß darüber der Name der englischen Komödianten sich nicht lange erhielt; um so mehr als bei diesen Studententruppen sich eine Rückkehr zu den gelehrten und moralischen Tendenzen wieder geltend machte. Die Truppen wurden von Prinzipalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates, Inhaber der nöthigen Privilegien, die Gesammtthätigkeit regelten und daher auch Komödiantenmeister genannt wurden. Der erste dieser Prinzipale, welcher bekannt geworden ist, war ein gewisser Treu. Er besuchte Berlin von 1622 bis 1625 mehreremale, und einer seiner besten Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen seyn. Aus Studenten bestanden auch die Truppen des gekrönten Poeten von Sennenhamer, so wie Karl Pauls, der eines Oberstleutnants Sohn und besonders bemüht gewesen seyn soll, die Possenspiele zu verdrängen und Uebersetzungen einzuführen. Der Hamburger Pastor Rist, dieser fruchtbare Komödienschreiber, berichtet, daß, 1646 Andreas Gärtner mit feinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten von Königsberg nach Hamburg gekommen sey und so viel Beifall gefunden, daß als er sich nach Danzig zurückgewandt, man ihm den Schauplatz für seine Wiederkehr offen erhalten habe. Recht charakteristisch war die Erscheinung einer Studententruppe, welche 1648 zu Mainz in einer Bude unter ihrem Prinzipal Schneider spielte. Dieser schrieb sich „Magister Sartorius, Präses und Herzog Thaliens" und seine Schauspieler nannten sich „Parnaßbrüder, auch Emporiumsassen." Sie spielten Schäferspiele und geistliche Stücke aus dem alten Testamente und den Evangelien, und geriethen um der letzteren Gattung willen mit den Jesuiten in Streit, weil diese sich das Monopol der geistlichen Spiele anmaßten, und richtig die Vertreibung der rivalisirenden Studententruppe aus der Stadt durchsetzten. Im Jahr 1660 erschien wieder eine Gesellschaft von Studenten in Berlin, geführt von Karl von Zimmern."

Die Renaissance drang von Italien und Frankreich her auch in die deutsche Poesie ein. Die zwei berühmten schlesischen Dichterschulen folgten der allgemeinen Umwandlung des Geschmacks, die vom Süden und Westen Europas ausging. Allein sie vermochten ihre Stücke gar nicht oder nur selten vorübergehend auf die Bühne zu bringen. Dem Volke blieb die neue Manier fremd. Die Volksbühne trennte sich von der dramatischen Dichtkunst. Ein Nachtheil, der noch gegenwärtig nicht ganz überwunden ist. Noch bis auf den heutigen Tag ist die vornehmere Poesie nicht bühnengerecht und die Bühnenstücke ermangeln dagegen nicht selten der Poesie.

Von Italien und Frankreich her drangen mit der Renaissance auch Oper und Ballet ein, die hauptsächlich an fürstlichen Höfen gepflegen wurden und die alte Volksbühne nicht wenig in Schatten stellten. Alles das war jedoch nur schwache Nachahmung des Ausländischen.

Digitized by Google

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung war aber in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts die Velthensche Komödiantenbande, über die sich Herr Devrient aus den Dresdener Archiven die schätzbarsten Nachrichten verschafft hat. Velthen nämlich brachte in die Studentenkomödie freieren und genialeren Schwung, indem er sie zur Stegreifkomödie erhob, nur das Programm des Schauspiels im Allgemeinen entwarf und dem Geist und Witz so wie dem mimischen Geschick der Schauspieler alles andere überließ. Daß hier die italienische comedia dell' arte zum Vorbilde gedient habe, ist wohl kein Zweifel. „Die Velthen'sche Truppe, welche sich im Verlaufe ihres Wirkens den Namen der berühmten Bande, neben dem der kursächsischen Hofkomödianten, erwarb, ist nicht nur die künstlerisch wichtigste von allen bisher erwähnten, sondern sie hat auch die erste volle historische Bedeutung, weil sich aus ihr das Wachsthum des Schauspielerstandes genealogisch verfolgen läßt, weil in ihr der Stammbaum der spätern namhaften Truppen wurzelt." Velthen kannte die klassischen Stücke der Franzosen und gab den Polyeukt Corneilles, aber die Art, wie er ihn, und nur ihn gab, beweist, daß diejenigen sich vollkommen im Irrthum befinden, welche glauben, die Velthen'sche Truppe habe den Geschmack der deutschen Volksbühne verlassen, um den französischen anzunehmen. Der von Velthen gespielte, von Cormarten übersetzte Polyeukt ist etwas ganz anderes, als der von Corneille. „Es ist außerordentlich interessant, in diesem historischen Momente, wo die Anfänge des gelehrten Dramas mit dem Ausgange des volksmäßigen auf der Schaubühne zusammentreffen, die Verschiedenheit beider hervortreten zu sehen. Das mittelalterliche, volksthümliche Drama hatte die Begebenheiten unverkürzt auf die Bühne gebracht und alle Motivirung und Vermittelung außerhalb der Scene, in das Belieben des Zuschauers gelegt, die französische Tragödie dagegen brachte alle Motivirungen auf die Bühne, suchte die Seelenzustände der Personen in prächtiger Sprache zu schildern, verwies aber alle Handlungen schlechthin hinter die Scene. Dabei konnte sich zu jener Zeit weder Publikum noch Schauspieler in Deutschland beruhigen. „Was die Augen sehen, das glaubt das Herz," so lautete der dramatische Katechismus; der gesunde derbsinnliche Kunstinstinkt ließ sich auch mit den schönsten Redensarten noch nicht abspeisen. So sehen wir denn in Cormartens Polyeukt, neben einzelnen Scenen des Corneille, alles was dort, nach der phantasielosen Regel, hinter der Scene geschieht und bloß erzählt wird, auf der Bühne wirklich vorgehen; ja mehr als das und mehr als nöthig, ja mehr als möglich ist, in buntbewegten Auftritten von drastischer Wirkung erscheinen. Es ist ein anderes Stück geworden, wie der Titel sagt: „mit neuen Erfindungen anständiglich vermehrt." Von der Einheit des Ortes ist keine Rede mehr, die Scene wechselt unaufhörlich. Der Alexandriner ist in platte Prosa verwandelt. Die vornehmen Corneille'schen Gestalten haben plebejisches Mark und Blut bekommen, sie sind viel, viel gemeiner geworden, aber auch viel kräftiger. Das heidnische Opfer und die Zertrümmerung der Götterstatuen durch Polyeukt und Nearchos wird nicht bloß erzählt, sondern vorgestellt. Des Nearchos Hinrichtung wird dem Zuschauer durchaus nicht vorenthalten, ja zur Vorbereitung darauf werden zuvor „zwei persianische Christen an Pfählen oder Creutzen in einem angelegten Feuer aufgehängt" und durch die Rede des Gekreuzigten gereizt „gehet einer von den dabei stehenden Soldaten hin, und stößet ihm die Partisan ins Hertze; er quälet sich ein wenig und stirbt. Hierbey werden unterschiedliche Christen noch umbs Leben gebracht, als einer gesteiniget, der andere gespiesset und ins Feuer geworfen." Nearchos selbst wird in die, über dem Feuer schwebenden Ketten gelegt, nachher in die Gluth geworfen, wobei dann wieder die Anmerkung „quälet sich und stirbt." Dieß alles will aber noch nichts sagen gegen die Hinrichtung des Polyeukt, der mit derselben Glaubensfreudigkeit, mit welcher Nearchos noch aus der Feuersgluth heraus dem Tode trotzt, seinen Hals auf den Block legt, wo ihm der Henker sichtlich den Kopf abschlägt. „Sobald der Henker" sagt die Anmerkung „den Kopf in die Höhe gehalten, wird der Richtblock weggehoben, die Henker gehen ab, der Leichnam bleibt in seinem Blute ohne Kopf zur Vorstellung liegen." Und dieses Spiel mit dem Grausen wird soweit getrieben, daß, als später zu dem in Gewissensangst eingeschlafenen Felix „die schwartzen Geister mit brennenden Fackeln bei rührender Trommel aus der Luft kommen, ihm ins Ohr blasen und in die Haare greiffen, des Polieukti weißer Geist, mit seinem abgehauen Kopffe in der Hand und entblößten blutigen Störtzel auftritt, worauff die Geister verschwinden" ꝛc."

Velthen wurde unter Johann Georg III. an den kurfürstlichen Hof in Dresden gezogen und daselbst 1685 das erste deutsche Hoftheater errichtet, das aber nicht lange bestand. Der Gehalt des Direktors belief sich nur auf 200 Thaler, während damals schon ein italienischer Sänger 1500 Thaler bezog.

Die folgenreichste Neuerung, welche Velthen einführte, war die Erscheinung von Frauenzimmern auf der Bühne, denn bisher waren alle weiblichen Rollen durch Jünglinge gespielt worden. Sie gaben damals in Dresden bereits Stücke von Molière; aber als der Kurfürst starb, wurden sie 1692 weggejagt und Velthen starb bald darauf, wahrscheinlich in Kummer und Sorge, da er auch von der Hamburger Geistlichkeit schwere Anfechtungen erfuhr.

Inzwischen florirte die Oper. Der ausländische Geschmack hatte den einheimischen weit überflügelt. Die Ueppigkeit der Höfe verlangte Sinnenreize, die ihm hauptsächlich das Ballet, die verliebten Schäferspiele und die mythologischen Nuditäten darboten. Italiener und Italienerinnen verkuppelten damals die Musen der Wollust. Aber auch die reichen Handelsstädte wollten im Genuß nicht zurückbleiben. Hamburg hatte schon 1678 ein stehendes Opernhaus. Indeß machte sich dort wieder das deutsche Element geltend, theils in den zarten Kompositionen Kaysers, theils in der volksthümlichen Posse, welche die opera buffa gänzlich germanisirte. Unter den Sängerinnen dieser Oper geschieht der „schönen Konradine" Erwähnung, die 1708 als Hofsängerin nach Berlin berufen wurde und drei Jahre später einen Grafen Gruzewski heirathete, das erste deutsche Vorbild der Sonntag.

In gleichem Maaß, wie sich die Oper hob, sank das deutsche Schauspiel von der Höhe, zu der es Velthen erhoben, wieder herunter in die unflätigste Possenreißerei. „Gleich nach Velthens Tode trennten sich viele, namentlich ältere Mitglieder von der Gesellschaft, die sich dem Regimente eines Weibes nicht fügen mochten. Indessen erwarb sie das polnische Privilegium zu dem kursächsischen, und das alte Ansehen von Velthens Namen erhielt der Truppe noch lange einen Vorrang vor allen übrigen. Auch starb in ihr das alte studentische Leben nicht so bald ab. Dorsens, der als Pickelhering sehr beliebt war, erwarb, als die Truppe sich auflöste, noch in Wien den Doktorhut, wegen seiner Kenntnisse in der Chemie. Der sogenannte kleine Müller wurde Rektor in Riga." Aber als die Velthen'sche Bande sich auflöste, geriethen die daraus abgezweigten neuen Banden bald auf Abwege. Elenson, der unter Velthen gedient, bildete eine neue

Digitized by Google

Truppe; seine Wittwe heirathete nachher einen gewissen Haak und trieb sich in Norddeutschland herum. Stranitzki, der auch unter Velthen gedient, gründete in Wien das Lustspiel, das noch jetzt im Leopoldstädter Theater blüht. „Hier bildete die Stabilität des Thaters, die lange tägliche Bekanntschaft des Publikums mit seinem Lustigmacher, zum erstenmale in Deutschland jenes vertrauliche Verhältniß beider zu einander aus, das dem Schauspieler eine so große Sicherheit verschafft und ihm das Recht des Hofnarren gibt: auch Lieblingsneigungen und Thorheiten seines großen Herren, des Publikums, angreifen zu dürfen. Dieß ist ein Verhältniß, in dem die einmal gewonnene Lachlust der Menge, wie ein wohlangelegtes Kapital, ohne Müh und Arbeit Zins zu Zinsen schlägt und dermaßen anwächst, daß wenn sich nur die bekannte Stimme hören läßt, nur die Nase des Komikers aus der Coulisse guckt, schon Jubel und Gelächter das ganze Haus erfüllt." — Aus der Velthen'schen Gesellschaft zweigte sich ferner die Spiegelberg-Dennersche ab, die auf einer Reise nach Schweden beinahe erfror, und die Förster'sche, die zugleich Puppen mit sich führte und zuweilen Puppen und Menschen zugleich agiren ließ, und noch verschiedene andere Truppen, die einander durch Konkurrenz nicht nur ökonomisch, sondern auch moralisch ruinirten, indem sie zur niedrigsten Gemeinheit hinabsanken, um ihr rohes Publikum zu kitzeln. Roh war damals ziemlich alles, von den Höfen herab bis zur Dorfschenke.

Herr Devrient weist nun im zweiten Theile seines interessanten Werkes bündig nach, wie die tolle und unflätige Posse, zu der das deutsche Schauspiel herabgesunken sey, nicht wohl anders hätte geheilt werden können, als per contraria. „Die schrankenlos phantastische Willkür mußte durch einförmige Regelrechtigkeit, die ungeschlachte Rohheit durch konventionelle Dressur, die steife Formalität durch elegante Manier bezwungen werden, bevor neue Keime einer besseren nationalen Epoche Wurzel schlagen konnten. Allen Bildungsbestrebungen in Deutschland war nun einmal der französische Hofmeister gesetzt worden, so mußte denn das Theater — dieß verkleinerte Spiegelbild des Lebens — sich ihn wohl auch gefallen lassen. Ein für die französische Regel fanatisirter Pedant wie Gottsched mußte es seyn, der dem verwilderten deutschen Drama den Kappzaum überwarf. Und die Schauspielkunst, der Komödiantenstand, das ganze Theaterwesen war so durchaus eine heruntergekommene Wirthschaft, ein verlüderter Hausstand, in dem vor allen Dingen erst wieder aufgeräumt, Ordnung, Fleiß und gute Zucht eingeführt werden mußten, daß Niemand besser, als eine tüchtige Frau dies Geschäft übernehmen konnte. — Und einer Frau von auserlesener Tüchtigkeit war dieß vorbehalten, nämlich der berühmten Schauspielerin Friederike Neuber."

Diese weltberühmte Dame ging aus der Spiegelberg'schen Bande hervor, trat aber zu der Hoffmann'schen über, in welcher bessere Elemente sich zusammenfanden, und wußte einigen norddeutschen Höfen das Interesse einzupflanzen, dessen sie bedurfte. „Sie fand Gelegenheit, an den Höfen von Dresden, Braunschweig und Hannover französische Schauspieler zu sehen und war die Erste, welche es verstand sich den Vortrag des Alexandriners anzueignen und die feierliche Grazie ihrer tragischen Deklamation nachzuahmen. Das gab ihren Rollen in der Haupt- und Staatsaktion einen nobleren Anstrich, ältere Bearbeitungen regelmäßiger Tragödien wie Roderich und Ximene nach Corneille, Regulus nach Pradon, erhielten durch ihr Spiel wieder Raum auf dem Repertoir und ihre Weise fand um so schnellere Nachahmung bei den Genossen, als sie in die Mode der Zeit schlug. Daneben zeigte sie in der Komödie und Stegreifposse Geist, Gewandtheit, Frische und humoristischen Uebermuth. Besonders gern spielte sie in Männerkleidern. Mochte es nun seyn, daß dieß ihrem entschlossenen raschen Geiste zusagte oder mochte es wahr seyn, daß sie es aus Eitelkeit auf das besonders schöne Ebenmaaß ihrer Gestalt that. Sie war eine Blondine von regelmäßigen Zügen und feurigem unternehmendem Ausdruck. In Studentenrollen war sie außerordentlich beliebt. Seltsamer Wechsel der Dinge, fünfzig Jahre früher sah man nur Knaben in Frauenrollen, jetzt war es schon haut goût geworden Frauen in Knabenrollen zu sehen! Als die Prinzipalin Hoffmann gestorben war und das Glück dieser Truppe zu wanken begann, hatte die Neuber schon einen großen Ruf und genoß der besondern Aufmerksamkeit des Braunschweig-Blankenburgischen Hofes. Sie schloß sich einer Theaterunternehmung des Caffetiers Wegner in Braunschweig an und ermuthigt von dem Hofe, der sich lebhaft für eine Reform der deutschen Kunst in französischem Geschmack interessirte, brachte die Neuber nächst dem Regulus auch den Brutus und Alexander in Bressands Uebersetzungen und den Cid in einer neuen Bearbeitung vom Kriegsrath Lange auf die Bühne. Der Beifall, welchen sie bei diesen Unternehmungen vom Hofe und manchen literarischen Notabilitäten erhielt, begeisterte die kühne Frau für den Gedanken, das Werk der Kunstreform zur Aufgabe ihres Lebens zu machen. Sie entschloß sich daher mit ihrem Manne an die Spitze einer eigenen Truppe zu treten, mit welcher sie ihren Plan ins Werk zu setzen dachte." Das Glück führte sie nach Leipzig, wo sie in dem berühmten Professor Gottsched einen Geistesgenossen und Mitreformator ersten Ranges fand. Gottsched war nämlich ganz und gar im französischen Geschmack befangen und wußte für Deutschland kein anderes Heil. Er und sie also begannen unter den günstigsten Umständen die Reform des deutschen Theaters, indem sie den in die tiefste Pöbelhaftigkeit herabgesunkenen deutschen Geist einfach durch einen undeutschen erfitzen zu können glaubten.

Bekanntlich wurde 1737 in Leipzig von der Neuberin der alte deutsche Hanswurst förmlich und feierlich verbrannt und es durften sich fortan auf den deutschen Bühnen nur noch Helden und Elegants in französischem Kostüme zeigen. Allein es war kein rechter Segen in ihrer Reformation. Sie kam bald mit Gottsched selber in Streit. Wie hätte auch eine schöne und lebhafte Frau lange mit dem Pedanten auskommen können. Der wechselseitige Haß ging bald so weit, daß sie ihn sogar auf die Bühne brachte mit Fledermausflügeln und einer Laterne, Fehler suchend. — Inzwischen behielt der neue Geschmack die Oberhand und fand auch Dichter. Der jetzt vergessene Elias Schlegel war damals der deutsche Racine.

Zum Glück kam uns ein nordischer Dichter zu Hülfe, der Däne Holberg, dessen köstliche mit echt germanischem Humor geschriebene Lustspiele den französischen Affektationen ein wohlthätiges Gegengewicht auf der deutschen Bühne verschafften und die Wiederkehr englischer Stücke vorbereiteten. Bald darauf trat denn auch Lessing auf, um das deutsche Schauspiel von Gottscheds Verirrung wieder zurückzuführen. Endlich erhielt Deutschland in Eckhof seinen ersten großen Mimen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 7.** Donnerstag den 25. Januar 1849.

## Memoiren.

Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. Leipzig, Weidmann, 1848.

Vom kürzlich verstorbenen Freiherrn von Hormayr und eine Ergänzung zu dessen Anemonen.

Je besser Hormayr, der so lange den Archiven in Wien vorstand und mannigfach in politischen Dingen gebraucht wurde, unterrichtet seyn konnte, um so mehr haben wir immer bedauert, daß er es verschmäht hat, ein förmliches Geschichtswerk oder wenigstens zusammenhängende Memoiren zu schreiben. Was er uns über die Regierungszeiten Leopolds II. und Franz II. mittheilt, ist durchweg fragmentarisch, eingeballt in eine Unzahl Bruchstücke aus der ältern Geschichte, aus der Adelsgeschichte und aus seiner eigenen, insbesondere Tiroler Privatgeschichte, ein absichtliches oder unabsichtliches Konglomerat von einander ganz fern liegenden Sachen und überdieß in der ihm eigenen geschraubten Sprache noch ungenießbarer gemacht. Gleichwohl haben wir uns immer fleißig durch diese historischen Ragouts des Herrn von Hormayr durchgearbeitet, um die einzelnen Thatsachen daraus zu ermitteln, welche neu waren und worüber er genau unterrichtet seyn konnte.

Diese kleine Schrift ist ganz in Galle getränkt. Jahrelanger Groll macht sich darin Luft. Gleich auf der ersten Seite bedauert der Verfasser, daß Metternich „dem verdienten Geschick auf der gemonischen Treppe" entwischt sey. Dann geht der Verfasser die Ahnentafel des Metternich'schen Hauses durch und weist nach, wie es, gleich dem Hause Habsburg, immer in reichen Heirathen glücklich gewesen sey und sich emporgebracht habe; sodann wie es, festhaltend an der alten Kirche, der Ligue ein Haupt und Trier einen, Mainz zwei Kurfürsten gegeben hat. Erst im verhängnißvollen Jahre 1635 mitten im dreißigjährigen Kriege, als Pest und Hungersnoth Deutschland auf die Hälfte seiner Einwohner zurückbrachte, machte Kaiser Ferdinand II. die Metterniche zu Freiherrn, 1679 wurden sie Grafen, 1803 Fürsten.

Der nachherige Staatskanzler vermählte sich 1795 zum erstenmal mit der reichen Enkelin des berühmten Minister Kaunitz. Aus dem Jugendleben des Staatskanzlers theilt Hormayr folgendes mit. „Man weiß, daß „die beiden Klingsberge" Kotzebue's einer belustigenden erotischen Kollision von Vater und Sohn Metternich beim sogenannten „grünen Fasl" auf dem Kohlmarkt entnommen waren, wo späterhin von den Vergnüssen der Frau von Apraxin-Tatischeff so Manches zu melden gewesen: und welches Aergerniß gab es nicht im Rastatter Kongresse, wo der alte Metternich die kaiserliche Botschaftersstelle, der Sohn wiederum (wie vor sieben Jahren bei der jüngsten Krönung) eine Grafenkollegiums-Ambassade bekleidete und, wie in Wien zu allen Stunden des Tages, so auch hier am Rhein, im nächtlichen Feuerlärm, im tiefsten Schlafhabit, am Kammerfenster der schon im Geymüller'schen Palais der Wallnerstraße vielbesuchten Maitresse des um den Aufstand wegen seiner dreifarbigen Fahne von dort gewichenen Botschafters Generals Bernadotte, nachmaligen Königs von Schweden, zum Gräuel der Säcularisanden zu erblicken war!" — Später heirathete der Fürst eine Leykam, noch später eine Zichy, welche beide Familien der Verfasser ins Schwärzeste zeichnet.

Am übelsten kommt das Finanzsystem Metternichs in dieser Broschüre weg. Vergl. S. 70: „Niemand auf Erden diktirte, meisterte, musterte und kanzelte Andern konservativer und wirthschaftete für sich selbst korrosiver und destruktiver, als Clemens, der Sohn, aus innerer angeborner Lust an aller Verflüchtigung, aus Haß gegen alle Gebundenheit und Beständigkeit: dabei der rechte Oberpriester einer endlosen Stabilitätspredigt. — Ordnung und Evidenz in den Finanzen war ihnen Beiden, Vater und Sohn, ungleich widerwärtiger und verhaßter, als die tollste Vergeudung und strafbarste Beamtendieberei und prasserischer Weiberlug und Trug gegen sie selbst, als ein anderes Gegentheil, als ängstliche und gewissenhafte Ordnung und Treue eines Dieners, dessen sie sich, zumal wenn er von ihnen selbst Aufschlüsse und Belege begehrte, baldmöglichst in gütlicher Weise entledigten. — Hübsche und wohlredende Frauen, Schwestern und Töchter mit ihren vom Himmel verliehenen Naturreizen involvirten hierin freilich wesentlich mildernde Variationen. Dem alten Fürsten Franz Georg konnte man einen größeren Gefallen nicht erzeigen, als sich für einen Bastard von ihm auszugeben und mit großartiger Unverschämtheit Geld und Gut aus diesem Titel von ihm anzusprechen. Clemens der Sohn verlangte aber doch dazu die Unterlage einiger Probabilitäts-Stammbäume, wie auch sein Gentz, obgleich er die Unmöglichkeit selber eingestand, doch stets sehr geschmeichelt war über alle ihm zugewälzten Paternitäten von unantastbarer Blondheit. — Einen treuen Vertheidiger voll Rechtlichkeit und gesunden Menschenverstandes hatten die Metterniche dennoch inmitten der nichtswürdigen Prellereien gefunden an dem würzburgisch-toskanischen Geschäftsträger von Obelga, der sie mancher nichtswürdigen Ueberlistung, frechen und durchaus lügenhaften Ansprachen erledigte und später beim Verkaufe von Staats- und geistlichen Gütern die schönsten Gelegenheiten benutzte, auch durch unschwer erworbene und belassene Darlehen große Summen festgestellt hat. Wer wollte hier noch reden von den französischen Kontributions- und Entschädigungsmillionen, von den endlosen Reluitionen und Arreragen, — von den Metternichisch-Rothschild'schen Theilungstraktaten und Cours-Auf- und Abdrücken, von den Deutschlands Wehrstande so lange Jahre

Digitized by Google

vorenthaltenen Festungsmillionen?? Wer möchte die in dreißig Friedensjahren unübersehbaren ostensibeln Geschenke, seit Sevres „service pour service“ 1810, wer alle die bezahlten oder herabgehandelten Pariser, Gitschiner, Reichenbacher, Töplitzer, Frankfurter ꝛc. Friedens- und Loskaufs-Uebereinkünfte, Bußgelder gleich den Ochsenhausen'schen, — wer möchte alle die Evacuations-, Ausgleichungs-, Erwerbs- und Schiffsahrtsmillionen zählen, die wohl in die Hunderte betragen, wo es aber gar zu häufig hieß: Wie gewonnen, so zerronnen! oder: Unrecht Gut gedeiht nicht!“ Beiläufig wird auch erzählt, wie Metternich Ochsenhausen verkauft habe (S. 7).

Ungeheure Summen verschlang die geheime Polizei unter Metternich. Dazu gehörte denn auch die Besoldung der geheimen Postpolizei. „Durch ganz Deutschland theilten sich die Taxis'schen Postbureaus in Postlogen und Nichtlogen (mit dem Wiener Chiffrekabinet Verbundene und Nichtverbundene), Logisten und Nichtlogisten. — Erstere waren zugleich gut besoldete und numerirte Beamte des Wiener Chifferkabinets, in welchem auch der ganze Reichthum der Chemie, Mechanik und sinnreichsten Kochkunst auf der Retorte entfaltet war. — Uebrigens wurde Wiens Hauptpost Schlag sieben Uhr geschlossen und ging scheinbar ab: die respektiven Felleisen fuhren aber rasch zum Chiffrekabinet in den geschlossenen Hof der Stallburg. Hier wurden die verdächtigen Gesandtschafts-, Bankiers- und sonstigen auswärtigen Korrespondenzen blitzesschnell und umsichtig ausgesucht, gemustert, geöffnet und abgeschrieben, was fast immer bis über 11 Uhr, oft bis 1 Uhr dauerte; dann erst fuhr die Post wirklich ab. Die Polizei legte ihren Nachtrapport über die Gesandtschaftsorgien, über geheime Konferenzen und Winkelverständnisse über etwa neue Liebschaften und Anhäkelungen des „Diplomatenpacks“ dem Chiffrekabinetsberichte bei, und beide Fascikel, auch über alle verdächtigen Häuser, schickten in der jüngsten Zeit, etwa von Karlsbad bis zur Julirevolution (1819—1830), die Hofräthe Cronenfels oder Eichenfeld meist noch dem aus seiner Siebenuhrmesse kommenden Kaiser in sein Arbeitskabinet hinüber, der nun daran sein großes Morgenplaisir hatte und seine joyeuse entrée in der Intriguenwelt, wie man ihn und seine größern Vorgänger glauben gemacht: denn nicht nur der gerne finassirende und intriguirende, allen Lüsten ergebene Leopold, sondern sogar Joseph unterhielt sich mit Nichts angelegener und lieber, als mit Polizeikünsten jeder Art. — Eine eiserne Maske, ein Casanova konnte bei ihm alles Andere verdrängen und beschäftigte ihn weit mehr. Was aber der Sache die höchste Bedeutung gab, war, daß die Taxis'schen Logen über ganz Deutschland, von den baltischen Küsten bis Ostende und durchs ganze Innere, ein jedem Staats- und Familiengeheimniß in die Länge unentrinnbares Netz spannten!! Freilich blieb dieses nicht lange verborgen durch die Wichtigkeit und Größe der Entdeckungen, z. B. seit Leopold I über alle die Intriguen zur spanischen, zur polnischen, zur schwedischen Königswahl, oder viel später über den ganzen Verkehr zwischen Berlin und Petersburg wegen Polen und im Türkenkriege, die der Postloge zu Mainz 1772 in die Hände gefallen, wo der unkluge, heftige Herr von Dietz residirte, auch noch schreiendere Fälle. Deßhalb wurden auch schon früh Territorial-Posten angelegt und die Taxis'schen streng ausgewiesen von Preußen, von Sachsen, von Hannover. — In geistlichen Staaten, bei der Hanse, in Reichsstädten, wie Augsburg, Nürnberg, wo immer Wiens Reichs- und Kreisgesandte ihren Schild darüber halten und die Ruthe schwingen konnten, in den vielen, oft trefflich gelegenen Gebieten der Reichsritterschaft blieben sie unangetastet, ja sie operirten nicht einmal immer vorsichtig und decent. — Oesterreich that Alles, sie zu erhalten oder einzudrängen. Freilich gingen 1805 durch die Riesenschläge von Ulm und Austerlitz die vordern Reichskreise endlich ganz verloren und der Preßburger Friedensschmach folgte allzubald der Rheinbund. Aber nach acht Jahren, wo die Taxis wieder Fuß faßten gleich Raubvögeln (1814), war wieder die alte Geschichte, und es hat z. B. das Frankfurter deutsche Haus die Rolle der ehemaligen von der Wiener Stallburg übernommen, beim Attentate den Wiener provocateurs, Naderern und Pilaten gut vorgearbeitet, anderer solcher Logen nicht weiter zu erwähnen, die, wie der Influenzpunkt Eisenach, die besten Dienste gethan.“

Vom Kaiser Franz sagt Herr von Hormayr eben so wenig Gutes, wie von Metternich. Insbesondere bemüht er sich, den Glauben an die vermeintliche Gutmüthigkeit dieses Herrschers zu zerstören. „Franzens Eifersucht wider seine begabteren Brüder, namentlich Karl, stiftete viel Unglück, viele Verfolgungen! Franz konnte gegen Diebe und Mörder, ja (wo Joseph unerbittlich und grausam war) gegen Staatskassenangriffe barmherzig seyn: nur gegen politische Vergehen oder Verbrechen, gegen Verachtung seiner Person, Legitimität und Absolutism und gegen Ungehorsam war er, wie es manche alte Betschwestern von Königen in Sacrilegienfällen oder Verunehrungen der Bilder gewesen, unerbittlich und der eigentliche persönliche Rächer seines droit divin, das wohl kein Fürst persönlicher genommen: — ein wahrer Ludwig XI., kaum etwas verwässert und gemildert nach den Sitten und der Empfindung der neuesten Zeit. Wie Ludwig XI. über das Jammerflehen des unschuldigen Kardinals im eisernen Käfig der Kerkernacht zu Loches nur harte Verweise für seinen Henker Tristan hatte, daß der verwünschte Käfig an Eisen und Holz viel zu theuer gekommen sey, hat man von Franz ähnliche Aeußerungen über lombardische Staatsgefangene auf dem Brünner Spielberge, wovon dem einen der Fuß abgenommen werden sollte und nun die Frage entstand, wie er dennoch die schwere Kettenstrafe tragen sollte?? — Ein junger Mann von Erziehung desertirte zweimal, weil sein Major ihm wegen angeblich inkorrigibeln Liberalism das Leben zur Hölle machte. Die Offizierswillkür war auch in Oesterreich bis 1797—98 schlimmer, als die Galeeren. Das Kriegsrecht verurtheilte ihn zur großen Spießruthenstrafe. In der Verzweiflung des Schmerzes reißt er einem begleitenden Unteroffizier seine Muskete weg und schießt auf den die Exekution kommandirenden Major, den er aber trotz der großen Nähe fehlt. Er hofft nun den Tod: auch rückt das Kommando sogleich ein und das Kriegsgericht spricht ihm die Kugel zu. Wegen der Seltenheit wird der Fall ins Kabinet abgefordert und erhält den Bescheid: „Er will sterben? Er soll nicht sterben: Er ist begnadigt zu fünf Jahren Festungsarbeit und alle Jahre am Jahrestage seiner Insubordination zum Gassenlaufen!“

Uebrigens läßt Hormayr auch nicht einmal dem Erzherzog Karl seinen guten Ruf. Nachdem er dessen Kriegführung im Jahr 1809 bitter getadelt, macht er ihm zum Vorwurf, daß er 1844 in demselben Regensburg, wo er seine kläglichste Niederlage geschildert, sich als Retter Deutschlands habe anfingen lassen.

Gelegentlich schweift der Verfasser auch auf das französische Gebiet hinüber und erzählt unter anderm, wie Metternich als österreichischer Gesandter in Paris der Königin von Neapel, Joachim Murats Gemahlin, den Hof gemacht habe. „Noch im Februar 1814, als die Alliirten bereits die Marne und Seine berührten, wurde von einer englischen Brigg ein neapolitanisches Fahrzeug weggenommen und in selbem, mit vielen andern hochwichtigen Korrespondenzen, zwei köstliche Liebesbriefe des Fürsten Metternich an die Königin Caroline Murat, ihr die triftigsten Warnungen ans Herz legend über die gefährliche Zweideutigkeit ihres Gatten, Königs Joachim, die unmöglich gut ausschlagen könne, die auch nur sein Verderben und sein niedrigtragisches blutiges Ende bezweckt hat. — Der General Graf Nugent

überschickte diese Briefe ins Hauptquartier der Alliirten nach Troyes, an seinen Freund, den hannöverschen Kabinetsminister, den Grafen Münster, als eine höchst merkwürdige Variante über Metternichs gleichzeitige Bourbonsche Hyperlegitimitätsansichten bezüglich Spaniens, beider Sicilien, Parmas ꝛc. Auch Lord Castlereagh machte über diese zärtlichen Episteln solche essigsaure Gesichter."

Genug, wer mehr solche Skandale sucht, wird sie in diesem Büchlein finden.

## Schauspielkunst.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

(Schluß.)

Der siebenjährige Krieg zersprengte die Neuber'sche Truppe, die Neuberin selbst starb während desselben. Dagegen bildete Schönemann in Lüneburg eine neue Gesellschaft anfangs im Leipziger Geiste, bei der sich die seltensten Talente zusammenfanden, Eckhof, Ackermann, Schröder ꝛc. Wenn man den Glanz dieser Namen kennt, so erstaunt man, in welch ärmlichen Verhältnissen sie die Geschichte zuerst findet. „Welch einen Aufschluß gibt uns ein Blick in Schönemanns Rechnungsbuch, bei Eröffnung seines Theaters in Lüneburg! Da beträgt die Summe der wöchentlichen Gehalte für das gesammte Personal 16 Thlr. 8 Gr. Ackermann, Heydrich und Frau Schröder beziehen die größten Gagen, wöchentlich 2 Thlr., die geringste ist 1 Thlr. 8 Gr., gerade so viel erhalten die Schneidergehülfen, deren vier beschäftigt sind. Eckhof bekömmt 1 Thlr. 16 Gr., das ist wenig über 5 Gr. auf den Tag, während als Tagelohn für den Zettelträger und einen Zimmermann 6 Gr. notirt sind. Auch steht diese Einnahme in einem peinlichen Verhältnisse mit den Preisen nothwendiger Bedürfnisse; z. B. findet sich von Schönemann der Posten notirt: „Vor mich ein Paar Schuh 1 Thlr. 4 Gr." Wenn der arme Eckhof also dergleichen kaufen mußte, so blieben ihm gerade 12 Gr. von seiner Wochengage übrig. Man möchte annehmen, daß zu diesen geringen Gehalten, die obenein in der Fastenzeit, wo nicht gespielt werden durfte, noch vermindert wurden, ein Freitisch hinzugekommen sey, nur erscheint die wöchentliche Haushaltungsausgabe des Prinzipals zwischen 4 und 5 Thlr. dafür nicht ausreichend. Schönemanns wöchentliche Hausmiethe betrug 2 Thlr., die Zettel kosteten für jede Vorstellung 20 Gr., die Beleuchtung des ganzen Theaters wurde mit 1 Thlr. für Talglichter bestritten, die „Musike vor einen Tag 1 Thlr. 8 Gr. — Mit diesem Ausgabe-Etat konnte vor hundert Jahren ein Theater eröffnet werden." Doch kam die Schönemann'sche Gesellschaft in etwas bessere Umstände, als sie 1751 vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin in bleibende Dienste genommen wurde. Hier entfaltete Eckhof sein ganzes Genie und stiftete schon 1753 eine Schauspielerakademie, die sich Vollendung in der Mimenkunst zum höchsten Zwecke setzte. „Eckhofs Aeußeres war den Liebhaberrollen ungünstig; er war klein, hochschultrig, von eckigem Knochenbau, der sich besonders in den stark hervortretenden Knöcheln der Beine markirte; eine plebejische Gestalt. Sein Gesicht, von starken Zügen, die in reiferen Jahren einen eben so energischen als weichen Ausdruck und eine entschiedene Würde zeigten — wie sie uns aus dem von Graff gemalten Porträt entgegentritt — mag in der Jugend wenig Anmuth gehabt haben. Das Auge aber, wie Iffland sagt, „wenn auch nicht groß, war von einem Email, welches weithin glänzte und des heftigsten wie des sanftesten Ausdrucks fähig war, und mit einer Stimme war er begabt, welche an donnernder Macht, Zartheit und Wohllaut seines Gleichen auf der deutschen Bühne noch nicht gefunden hat." So war Eckhof also von Natur wesentlich darauf angewiesen, durch die geistige Gewalt des Wortes, auf das Gemüth und die Urtheilskraft, auf die Seele des Zuhörers zu wirken."

Mittlerweile übernahm Koch in Leipzig das Theater und leitete es mit vielem Geschick. Durch ihn wurde auch Lessings Sara Sampson aufgeführt. „Der Schauspielkunst leistete er den unschätzbaren Dienst: ihrem verworrenen Umherschweifen nach Vorbildern und Regeln ein Ende zu machen, er stellte sie auf den Boden der eignen, nationalen Denk- und Empfindungsweise, brachte sie wahrhaft zur Besinnung über sich selbst und gewann ihr die volle Sympathie des Publikums. Lessings spätere Stücke haben diese volksthümliche Eigenheit noch viel präciser und energischer ausgeprägt, aber mit der Sara war sie gefunden. Dieß Stück war das Ei des Kolumbus in unserer dramatischen Literatur. Von nun an war der Schauspieler von allem Herkömmlichen, von allen Kunstmustern fort an die Natur gewiesen. Er hatte Menschen, er hatte Leidenschaften, Schwächen und Tugenden darzustellen, Gedanken und Empfindungen auszusprechen, wie er sie kannte, wie er sie im eigenen Leben fand, oder doch durch nicht allzuferne Analogien finden konnte. Die Geschichte des deutschen Herzens war Gegenstand seiner Kunst geworden. Er brauchte die Natur nicht mehr durch ein französisch geschliffenes Glas zu betrachten, er sah ihr gerade ins Auge." Noch viel größern Erfolges erfreute sich Lessings Minna von Barnhelm nach dem siebenjährigen Kriege, zumal in Berlin, wo man dieses treffliche Stück nach seinem ganzen patriotischen Werthe schätzte. Es trug wesentlich dazu bei, endlich auch in Berlin den alten schlechten Geschmack der Haupt- und Staatsaktionen und Possen zu verdrängen und Döbellin zu gestatten, durch seine neue hier etablirte Gesellschaft die Leipziger und Schweriner Reformen auch Berlin zu Gute kommen zu lassen, doch erst im Jahr 1768.

Jedoch das Größte zu leisten, war Hamburg vorbehalten. Hier gründete der schon genannte Ackermann 1764 eine Gesellschaft, der auch Eckhof beitrat, bei welcher Ackermanns Stiefsohn, der nachher so berühmte Schröder zuerst auftauchte, und deren Primadonna die berühmte Madame Hensel war. Diese Gesellschaft fühlte als das erste Bedürfniß, das Wanderleben der Komödianten müsse aufhören, nur ein stehendes Theater könne befriedigen. Herr Devrient bemerkt hinzu: „Damals fiel es wohl Niemanden ein, daß eine Zeit kommen werde, deren Stimmführer in Sachen des theatralischen Geschmacks die Stabilität und den geordneten Zustand unserer Bühne beklagen, die Wiederkehr zum Wanderleben als ein Belebungs- und Erneuerungsmittel der Schauspielkunst darstellen könnten; daß man den Fortschritt im Rückschritt suchen würde. Es ist in unsern Tagen vielfach behauptet worden: ein heimath- und besitzloser Zustand versetze das ganze Leben des Schauspielers auf ein unabhängig poetisches Gebiet, das seiner Produktionskraft einen ungebundenen Schwung vergönne; das geniale Vagabundenleben halte sein Blut und seine Phantasie lebendig und frisch. Man hat gefolgert: der Verfall der Schauspielkunst habe in dem gemächlicheren, ja in dem sittlicheren Zustande der Schauspieler seinen Grund. Ob es sich verantworten läßt, das Gedeihen einer Kunst durch bürgerliches und moralisches Elend fördern zu wollen, soll hier nicht untersucht werden, nur auf den geschichtlichen Hergang mögen wir sehen, um uns über diese Streitfrage aufzuklären." Nun erzählt der Verfasser, wie arg

Digitized by Google

es bei dem Zigeunerleben der Schauspieler hergegangen sey, welches Elend, welche Entsittlichung unter ihnen eingerissen sey ꝛc. Wir müssen das alles zugeben, allein dadurch wird der Vorwurf nicht entkräftet, daß es sich die modernen kaiserlichen, königlichen, großherzoglichen und hochfürstlichen Hofschauspieler, bei lebenslänglichen Anstellungen doch gar zu bequem gemacht haben, und daß das Komödiantenvolk nur aus einem Extrem ins andere gerathen ist. Immerhin erscheint es uns aber dem Wesen des Mimen angemessener, die freie Weide als die Stallfütterung zu genießen und lieber mit den Zigeunern auf eine geniale Weise zu hungern, als den hohen Kragen und Zopf eines lebenslänglichen Staatsdieners zu tragen. Auch spürt das lustige Völkchen wohl, daß es nicht in den Käfig, sondern in den Wald gehört, und wer irgend noch Geist und Feuer hat, geht durch und läßt den bequemsten Dienst im Stich, nur um zu wechseln und nur um einmal wieder etwas von der Luft zu athmen, in deren den Zigeunern so überwonnig wohl ist. Herr Devrient faßt in dieser Beziehung das Komödiantenwesen nicht genug von seiner romantischen Seite auf.

Also die Ackermann'sche Gesellschaft nahm ihren festen Wohnsitz in Hamburg und richtete sich auch gleich so fein bürgerlich ein, daß sie einen Theaterkritiker anstellte, welcher dem Publikum, falls es noch zu dumm war, die Feinheiten des Schauspiels auseinandersetzen sollte. Eine Naivetät ohne Gleichen. Bekanntlich war es Lessing, der dieses kritische Amt übernahm, woraus seine unsterbliche Hamburger Dramaturgie entstanden ist. Allein wie meisterhaft auch diese Kritiken Lessings sind, so gab er sich doch einer argen Täuschung hin, wenn er je glaubte, ein Theaterkritiker könne es den Schauspielern Recht machen. Wie begeistert auch die Hamburger Schauspieler damals für die Sache waren, konnten sie ihre Personen doch nicht vergessen, und das feinste, ja selbst das gröbste Lob genügte nicht, weil es nicht das ausschließliche war und Andere loben zu hören oft mehr beleidigt, als selber getadelt zu werden. Genug, Madame Hensel fand das Lob des großen Lessing in Bezug auf ihre schöne Person nicht genügend und drückte ihn fort, wie die Neuberin einst ihren Gottsched. Mit Lessing aber wich der Segen von dem unter so großen Hoffnungen gegründeten Hamburger Theater. Kein Jahr war vergangen, so mußte die Gesellschaft, um Zuschauer zu locken, wieder zu den elendesten Possen greifen.

In Wien erhielt sich unterdeß das alte Regime des Hanswurst unter Stranitzki, Prehauser, Kurz, bis der seichte Sonnenfels, als der Josephinismus 1770 in Wien aufkam, wie alles Alterthümliche, so auch die alte Volkslust der nüchternsten Aufklärerei aufopferte und die erste große Theaterreform unternahm. Mit Recht tadelt Herr Devrient die Suffisance, mit welcher Sonnenfels seine Reform als etwas rein von ihm ausgehendes angesehen wissen wollte und seine norddeutschen Vorbilder, die längst in Leipzig und Hamburg begonnene Geschmacksänderung gänzlich ignorirte, auch den schon längst ausgebildeten norddeutschen Gesellschaften keinen Zutritt in Wien gestatten wollte. Dagegen vermissen wir in Herrn Devrients Darstellung eine gerechtere Würdigung der deutschen Posse. Er faßt sie fast immer nur von ihrer rohen und widrigen Seite auf, ohne des romantischen, phantastischen, mährchenhaften Zaubers zu gedenken, der sie niemals ganz verlassen hat. Nicht erst das Donauweibchen und die Zauberflöte, noch weniger die viel späteren köstlichen Stücke von Raymund begründeten die Romantik des Leopoldstädtertheaters, dieselbe war ihm vielmehr von Anfang an zum Erbtheil gegeben und in der That lebte in Hans Wurst viel mehr Geist, als unter den klassischen Perücken der französischen Tragödie und unter den breiten Hüten der schäferlichen Singspiele. Unser Volk war nun einmal roh und ist es zum Theil noch, aber diese Rohheit war nicht ohne Geist und Phantasie. Die Posse gefiel sich nicht bloß in eulenspiegelartigen Brutalitäten, sie nahm auch das Wunderbare in sich auf, sie verlor nie ihre Wahlverwandtschaft mit dem Mährchen. Diesen echt nationalen Zug hätte der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst tiefer ergründen, genauer verfolgen sollen. Warum fühlen wir Deutsche uns Shakespeare so unendlich näher verwandt, als Corneille und Sophokles? Einfach deßhalb, weil wir bei Shakespeare die ewigen und unveräußerlichen Grundelemente des deutschen Drama, Humor und Mährchenzauber, wiederfinden. Diese sind bekanntlich auch die Elemente des indischen Dramas, das uns deßhalb viel mehr anheimelt, als das klassische. Alle Bemühungen, das deutsche Drama klassisch zu machen, waren vergebens und werden es bleiben. Es war der richtigste Griff, den Goethe je gethan, daß er dem alten deutschen Puppenspiel seinen weltberühmten Faust entlehnte, obgleich er ihn nicht im echten sagenhaften und volksthümlichen Geiste durchzuführen wußte. Jeder große dramatische Dichter der Deutschen wird diesen und Shakespeares Gang wieder einschlagen, wie Tieck und Heinrich von Kleist auch gethan haben. Fehlt immer noch viel, um allen Anflug des Zeitgeschmacks abzustreifen und alle Schwächen und Einseitigkeiten oder Ueberlieferungen zu besiegen, so sollte doch der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst den Dramatikern den allein nationalen Weg, den sie zu wandeln haben, vorzeichnen und sich nicht dem klassischen Vorurtheile gefangen geben, wie Gervinus.

Wir kehren zu Eckhof zurück, der nach dem Mißlingen des Hamburger Versuchs sich der Seyler'schen Gesellschaft anschloß und mit derselben in norddeutschen Städten umherzog, bis sie 1775 in Gotha vom Herzog angestellt wurde. Hier fand Eckhof seine alte Wirksamkeit wieder und zog Ifflands junges Talent sich nach. Von hier bekam er noch einen Ruf nach Mannheim, wo Karl Theodor das Theater in Flor brachte, und 1778 nach Weimar, wo er Goethe kennen lernte und starb. Hier erhielt der Vielgeprüfte eine ehrenvolle Todtenfeier.

Von nun an hatte es mit dem Aufkommen des deutschen Theaters keine Noth mehr. Schröder in Hamburg führte wieder Shakespeare bei uns ein, nachdem derselbe schon vor mehr als hundert Jahren in einer freilich sehr freien Uebertragung von Romeo und Julie über die deutschen Bühnen gegangen war. Durch Goethe's Götz kam eine große und wohlthätige Neuerung in die Kostüme, die fortan mehr studirt und ihrem Zeitalter angemessen waren. Die guten Dichter und Schauspieler, die Theater selbst und ihre fürstlichen Gönner vermehrten sich. Doch Herr Devrient geht über Schröder nicht mehr hinaus, die spätere Geschichte des deutschen Theaters vielleicht einem dritten Bande vorbehaltend.

Sein Werk ist alles Lobes und Dankes werth; wenn wir darin der klassischen Richtung mehr Rechnung getragen sehen, als der romantischen, und dieß in unsern Augen ein Vorwurf ist, so hindert uns dieß nicht, die großen Verdienste dieser geschichtlichen Arbeit anzuerkennen, und Herr Devrient wird wohl auch über unsere romantische Reklamation lächeln können, da er versichert seyn darf, daß die dermalige Mehrheit nicht dafür ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 8.** Dienstag den 30. Januar 1849.


## Pflanzenkunde.

Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Leopold Voß, 1848.

Bekanntlich hat Herr von Martius in München vor einigen Jahren eine interessante Abhandlung über den gleichen Gegenstand geschrieben und die Beseeltheit der Pflanzen behauptet. Auch schon vor ihm sind einige Gelehrte zu dieser Vermuthung gelangt. Alle übertrifft aber an Scharfsinn und poetischem Gefühl der früher unter dem Namen Mises bekannte ungemein geistreiche Verfasser des vorliegenden Buches.

Er meint zwar, ein solches Buch passe in unsere Zeit voll politischer Stürme nicht, allein „ich las einmal, wie bei mancher Art Taubheit leise Stimmen gerade um so besser vernommen werden, je lauter zugleich eine Trommel gerührt wird. Die Erschütterung, die ein waches Ohr betäubt, erweckt das schlafende. Nun weiß ich wohl, daß die Trommel der Zeit nicht zu Gunsten der leisen Stimmen der Blumen gerührt wird; aber könnte sie dem Hören dieser Stimmen nicht auch zu Statten kommen? Wie lange war unser Ohr taub dagegen, oder vielmehr, wie lange ist es her, daß es taub dagegen geworden; und wird es nun nicht um so leichter wieder von diesen verschollenen Stimmen einer frühern Jugendzeit gerührt werden, je fremdartiger und neuer sie in das Rauschen hineinklingen oder davon abklingen. Ja bin ich zu kühn, wenn ich es möglich halte, daß das ungekannte leise Spiel, was sich hier entfalten wird, Manchem wie ein vorgegriffener Akkord aus einer frischen Jugendzeit erklingen werde, die dereinst im Wissen wie im Thun aus dem Grabe erblühen muß, in das mit schon hörbarem Rollen die alte Zeit versinkt.“

Es ist also dem Verfasser ganz Ernst mit seinem Herausfühlen der Seele in der Pflanzenwelt und er hofft bei immer höherer Ausbildung werde die Menschheit künftig dahin zurückkommen, wo die Inder stehen geblieben, nämlich zu einem tiefern Naturgefühl, als es das bei uns gangbare ist.

Vor allem warnt der Verfasser, man solle die Seelenlosigkeit der Pflanzen nicht für bewiesen erachten, weil bisher noch Niemand nach dem Beweise gefragt habe. Schon ganz im Allgemeinen könne man den Pflanzen so gut wie den Thieren eine Seele zuschreiben, wenn auch mit mehr passiver als aktiver Eigenschaft. Warum sollte es zu den Seelen, die da laufen, schreien und fressen, nicht auch Seelen geben, die still blühen, duften, im Schlürfen des Thaues ihren Durst, im Knospentriebe ihren Drang, im Wenden gegen das Licht noch eine höhere Sehnsucht befriedigen? Ich wüßte doch nicht, was an sich das Laufen und Schreien vor dem Blühen und Duften für ein Vorrecht voraus hätte, Träger einer Seelenthätigkeit und Empfindung zu seyn; nicht, wie fern die zierlich gebaute und geschmückte Gestalt der reinlichen Pflanze minder würdig seyn sollte, eine Seele zu hegen, als die unförmliche Gestalt eines schmutzigen Wurmes? Sieht ein Regenwurm uns seelenvoller an als ein Vergißmeinnicht? scheint uns sein dunkles Wühlen unter der Erde mehr von freiem Trieb und Empfindung zu verrathen als ihr Emporstreben über die Erde in das heitere Reich des Lichts, ihr rastloses Um- und Aussichtreiben?“

Die meisten Völker sahen in ihrer Kindheit die Pflanzen für beseelt an. Die so hochgebildeten Inder thun es heute noch. Herr Fechner citirt die bedeutendsten darauf bezüglichen Stellen aus dem Gesetzbuche Menus und aus indischen Dichtern.

Als Haupteinwurf gilt der Umstand, daß die Pflanzen keine Nerven haben, da doch im Thierreich die Nerven ausschließlich Träger und Leiter der Empfindungen und Triebe, mithin das Instrument der Seele sind. Allein abgesehen davon, daß vielleicht die Spiralgefäße in den Pflanzen die Stelle der Nerven vertreten, braucht ja die Seele, nach der Ansicht des Verfassers, nicht nothwendig an ein fadenförmiges Organ gebunden zu seyn. Er vergleicht die Nerven mit den Saiten eines Instruments. Zerreißen sie, so hört das Instrument auf zu tönen, wie das Thier, wenn seine Nerven zerstört werden, aufhört zu leben. „Wenn ich aber finde, daß die Flöte tönt, ohne Saiten zu haben, so weiß ich nicht, warum nicht auch die Pflanze subjektive Empfindungen soll erzeugen können, ohne Nerven zu haben. Die Thiere könnten ja eben die Saiten-Instrumente, die Pflanzen Flöten-Instrumente der Empfindung seyn. Dann würden freilich auch beider Empfindungen sich eben so subjektiv unterscheiden müssen wie die Empfindungen, welche Saiten- und Blas-Instrumente hervorbringen, sich objektiv unterscheiden; aber es könnten doch in beiden gleich laute und gleich melodisch oder harmonisch zu psychischer Einheit verknüpfte Empfindungen seyn.“ Herr Fechner braucht für dieselbe Sache noch ein anderes sinnreiches Bild. „Die Flammen unserer Lampen und Lichter brennen mittelst Dochten, aus Fäden zusammengedreht. Unsere Seelenflammen auch. Die Sonne, eine Gasflamme, brennt ohne Docht. So wird es auch wohl Seelenflammen geben können, die ohne Docht aus Fäden brennen. Lichter und Lampen mit Dochten haben freilich ihre Bequemlichkeit; sie lassen sich leicht allwärts hintragen, Gasflammen nicht; aber brennen diese deßhalb weniger hell, und haben sie nicht auch ihrerseits Vortheile? So sind die Thiere tragbare, die Pflanzen feststehende Seelenlampen. Warum soll die Welt bloß mit tragbaren Lampen erleuchtet seyn? Jeder große Saal ist sogar mehr mit festen

Digitized by Google

als tragbaren Lampen erleuchtet; die Welt ist aber der größte Saal. Und in Wahrheit können wir die Seelen recht eigentlich mit Flammen vergleichen; weil ohne sie die Welt ganz dunkel wäre."

Wer irgend einmal selber mit Seele in die Pflanzenwelt geblickt hat, meint der Verfasser, dem könne auch das Seelenleben der Pflanzen nicht entgangen seyn. „Ich stand einst an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter glatt über das Wasser gebreitet hatte und mit offener Blüthe sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieser Blume seyn, dachte ich, die oben in die Sonne, unten in das Wasser taucht, wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, sollte sie nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es bloß als Gegenstand müßiger Betrachtung darzustellen, zumal da tausend Wasserlilien verblühen, ohne daß sie Jemand betrachtet; viel mehr muthete mich der Gedanke an, sie habe die Wasserlilie deßhalb so gebaut, um die vollste Lust, die sich aus dem Bade im Nassen und Lichten zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpfe in vollstem Maaße zu Gute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu lassen." Damit führt uns der Verfasser in die Tiefe seiner Anschauung ein. Er sieht nämlich in den Pflanzen beseelte Wesen, die vorzugsweise zum Genuß des elementaren Lebens und der großen elementarischen Prozesse geschaffen seyen. Kein Mensch, kein Thier könne das Licht, die Luft, das Wasser, selbst die Erde empfinden und genießen, wie die Pflanzen. Daher die verschiedenartigen Pflanzen für jedes Klima, für das Ueberwiegen jedes Elements, für jeden besondern Charakter der Landschaft und der Luft. „So dachte ich nun weiter, die Natur habe auch wohl nur darum die Bergpflanze anders gebaut und an andern Ort gestellt, um ebenso die Frische und Reinheit der Bergluft und was sonst der Berg noch anders haben mag als der Teich, einem Wesen zu recht reinem, vollen Genuß zu bringen." Wer fühlt und schmeckt die Erde, wenn nicht die wurzelfühlige Pflanze? Wer genießt jeden Wechsel der Luft, jede Süßigkeit des Zephyrs, jedes kraftvolle Packen des Sturmes mehr als die Pflanze? Wer erfreut sich mehr des Thaues und des Regens, jenes Wechsels feuchter Berührungen, welche feinerer Art sind, als sie der ewig im Wasser lebende Fisch empfinden kann? Nur die Pflanze genießt die volle Wonne des befruchtenden Regens. „Fassen wir endlich das, was für die Pflanze das Höchste seyn mag, das Licht, nochmals ins Auge. Auch unser Auge ist für das Licht empfänglich; dieses bleibt nicht ungenossen, wenn auch die Pflanze nichts davon genösse. Aber wie ganz anders mag es noch von der Pflanze genossen werden, deren ganzes Leben sich im Lichtleben gipfelt. Wer von uns mag mit geradem Blicke in die Sonne schauen? Nicht die Sonne, nur was sie ansieht, wagen wir anzusehen. Ja, wenn sie uns auf den Scheitel scheint, setzen wir Hut oder Mütze auf. Es ist im Ganzen ähnlich mit den Thieren. Selbst der Adler, indem er nach der Sonne fliegt, zieht seine Nickhaut über das Auge. Die Blume aber thut sich ganz und gar gegen das Licht auf, ja wird durch das Licht mit aufgethan; je mehr das Licht auf sie scheint, desto mehr thut sie sich auf, indeß wir unser Auge um so mehr dagegen schließen; und sie gedeiht herrlich und freudig darin, wenn ihr nur nachher wieder die Labung des Regens und Thaues wird. Aber wir lassen das Alles wieder nicht für genossen gelten. Es soll bloß Wesen geben, die neben der Sonne weg sehen, sich in den Abfällen des Sonnenscheins sonnen dürfen. Ich meine aber vielmehr, wer nur neben der Sonne weg sehen mag, beweist eben damit, daß ihm ihr Glanz mehr Nebensache ist als dem, wer gerade hinein sehen will." Ueberhaupt sieht Herr Fechner in der Blume das Organ des feinsten Genusses in der Natur. „Wie Vieles in der Natur ungenossen bleiben möchte, wenn nicht der Pflanzenkelch der Kelch wäre, es zu schöpfen, können wir, die selbst nicht aus diesen Kelchen trinken, freilich schwerlich ahnen."

Auf alle Weise kämpft der Verfasser gegen die triviale Voraussetzung, als sey die Pflanzenwelt nur unsertwegen da, um uns auf Erden nützlich zu seyn. „Sollte es bloß für unsern Nutzen seyn, wäre es ja besser gewesen, es wüchsen gleich Scheite und Breter, Tische und Stühle statt der Bäume." Wenn die Pflanzenwelt nicht für sich selber da wäre, zu ihrem eigenen Genuß, so wäre das Schönste an ihr kaum erklärlich.

Eben so wenig läßt sich der Verfasser durch den Einwurf aus dem Felde schlagen, es sey eine lächerliche Sentimentalität, sich die Pflanzen beseelt zu denken, weil daraus ein Mitleid mit Tod und Wunden der Pflanzen folgen müßte, was ins praktische Leben einmal nicht paßt. Herr Fechner begegnet diesem Einwurf einfach damit, daß er an die vielen tausend Thierchen erinnert, die wir täglich unwissend umbringen, abgesehen von den großen Thieren, die wir eben so mitleidlos zu unserer Nahrung schlachten.

Auch der Mangel an Freiheit bei den Pflanzen scheint Herrn Fechner das Vorhandenseyn einer Seele nicht auszuschließen. Es gibt ja auch viele Thiere, welche angewachsen sind, so wie es andererseits einige Pflanzen gibt, die sich theilweise selbstständig zu bewegen vermögen.

Der Verfasser geht nun die einzelnen Lebenserscheinungen der Pflanzen durch, die ihm auf eine Seele hinzudeuten scheinen. Dahin gehört das Sehnen nach Licht, die Bewegung gegen dasselbe, der Pflanzenschlaf, die Reizbarkeit einiger Pflanzen gegen jede Berührung, endlich der Orgiasmus der Blüthen. Sonderbarerweise ist die thierische Bewegung bei niedern Pflanzen noch deutlicher ausgeprägt, wie bei höheren. „Die kleine Alge, Vaucheria clavata Agdh. (Ectosperma clavata Vauch.) überzieht, in zahlreichen Individuen vereinigt, in Form kleiner polsterförmiger Rasen, die Oberfläche der Steine seichter rasch fließender Gewässer des mittlern Europa. Sie stellt im entwickelten Zustande einen verzweigten ungegliederten Schlauch von $^{87}/_{10000}$ Wien. Zoll Durchm. dar, der seine grüne Farbe dem inwendigen Chlorophyll verdankt. Unter normalen Verhältnissen erscheint nun an der Spitze der Endtriebe in dem ursprünglich einfachen Schlauche eine Querwand, und in der dadurch entstandenen obern Abtheilung geht aus einer ungefärbten, schleimig-körnigen Substanz die Bildung eines an die ursprüngliche Haut sich anschmiegenden Schlauches (Sporidium) vor sich, der aus einem Flimmer-Epithelium gebildet wird. In seinem Innern ist nur eine geringe Spur von Organisation zu erkennen. Durch Anschwellung der reifenden Sporidie gleichzeitig mit der Verdünnung der Spitze des Mutterschlauches durch Resorption (Ausdehnung) berstet diese und die Sporidie drängt sich durch die enge Oeffnung „eigenmächtig" und endlich sogar mit drehender Bewegung heraus. Dieser Vorgang dauert wenige Minuten. Die Sporidie hat nach dem Austritt eine birn- oder eiförmige Gestalt, die sich allmählig in eine regelmäßig ovale oder ellipsoidische ändert. Vom Mutterschlauche befreit „erhebt sie sich erst in freudiger rascher Bewegung im Wasser und kreiset nach verschiedenen Richtungen ähnlich einem Infusorium herum ꝛc." Das ist also gleichsam eine Pflanze, welche lebendige Jungen gebiert.

Jedenfalls fließen die Grenzen des Pflanzen- und Thierreichs in den niedrigsten Organismen so zusammen, daß es äußerst schwer ist, sie zu unterscheiden und daß die Naturforscher

Digitized by Google

noch gegenwärtig dasselbe Geschöpf bald unter die Thiere, bald unter die Pflanzen versetzen.

Herr Fechner sieht in ihnen nur die beiden einander ergänzenden Seiten desselben großen Organismus. Bekanntlich kann die Thierwelt nicht ohne die Pflanzenwelt, die ihr zur Nahrung dient, existiren. Ganz eben so kann aber auch die Pflanzenwelt nicht existiren, wenn ihr nicht durch den Athem, durch die Excremente und durch Verwesung der Thiere der zu ihrer Nahrung nöthige Kohlenstoff geliefert wird „Im Winter erstarrt unser Athem zu Blumen am Fenster, im Sommer schießen die lebendigen Blumen der Wiese daraus an. Gott, sagt man, hauchte den Menschen die Seele ein, umgekehrt, kann man sagen, hauchen die Menschen den Pflanzen den Leib ein. Die Menschen und Thiere müssen also athmen und leben, damit die Pflanzen wachsen und leben; ja die Lungen der Menschen und Thiere lassen sich geradezu als Organe ansehen, welche den Pflanzen dieses nothwendigste Lebensbedürfniß zuzubereiten haben. Wir halten Kühe, uns die Milch in ihren Eutern zu bereiten, den Pflanzen werden von Gott Menschen und Thiere gehalten, die Kohlensäure für sie in den Lungen zu bereiten. — Indem die Pflanze aus dem Athem und den Produkten des Feuers Nahrung schöpft, hat sie freilich gleich eine Gegenleistung dafür zu machen. Nähme sie die Kohlensäure aus der Luft nicht an sich, würde diese immer mehr verderben, weil die Kohlensäure als Produkt des Athmens oder Verbrennens selbst nicht mehr dienen kann, das Athmen oder Feuer anzufachen und zu unterhalten, vielmehr erstickt beides, wo die Luft sich mit zu viel Kohlensäure beladet. Nun aber stellt die Pflanze, indem sie diesem Gase seinen Kohlenstoff entzieht, daraus wieder die Lebensluft (den Sauerstoff) her, welche ursprünglich für Athmen und Verbrennen diente, und erhält durch Rückgabe derselben an die Atmosphäre diese immer frisch und munter für Unterhaltung von Leben und Feuer. So ergänzen sich Pflanzen- und Thierwelt in ihren Zweckleistungen. Die Pflanze athmet die Kohlensäure ein, welche das Thier ausathmet, und das Thier athmet den Sauerstoff ein, welchen die Pflanze ausathmet.“ Deßhalb glaubt der Verfasser auch, die Pflanzenwelt könne nicht vor der Thierwelt entstanden seyn, sondern, weil eine der andern von Anfang an bedurft habe, müsse auch ihre Schöpfung gleichzeitig erfolgt seyn.

Weiterhin bemüht sich der Verfasser die Seele der Pflanzen von derjenigen der Thiere zu unterscheiden. Die thierische Seele ist im Allgemeinen die menschliche, nur ohne Vernunft; die pflanzliche, meint der Verfasser, sey die thierische, nur ohne Erinnerung und Vorgefühl, eine reine Sinnesempfindung der Gegenwart, aber vielleicht um so intensiver. Wie das Thier beim Mangel der Vernunft stärkere Begierden und Triebe und schärfere Aeußerungen der höhern Sinne zeigt, so dürfte bei den Pflanzen wieder die ausschließlich vorherrschende niedere Sinnesempfindung um so stärker vorwalten. Dabei verwahrt sich der Verfasser gegen die Meinung, als ob das Leben der Pflanzen bloß ein Traumleben sey, oder als ob höchstens in der Blüthezeit eine Art thierisches Leben in ihnen erwache. Er macht darauf aufmerksam, wie die Pflanzen beständig Oberflächen zu bilden, das Innere herauszukehren und mit allen ihren Theilen Licht, Luft, Wasser und Erde in sich zu fangen suchen. „Wie hat der Zustand der kontinuirlich aus sich herauswirkenden und schaffenden, mit allen Sinnesreizen im lebendigsten Konflikt stehenden Pflanze auch so gar keine Aehnlichkeit mit unserm Schlafe, wo die Wechselwirkungen mit der Außenwelt vielmehr ruhen oder auf ein Minimum reducirt sind, nichts Neues entsteht, sondern nur das Alte fortgeleitet wird. Nur der Zustand der Pflanze im Winter kann nach frühern Bemerkungen mit unserm Schlafzustande einigermaßen verglichen werden.“ Von der Blüthezeit aber hegt der Verfasser eine sehr hohe Meinung, die er in folgenden etwas mystischen Worten kund gibt. „Meines Erachtens ist in der Pflanze der geschlechtliche Prozeß nur höher erhoben und mehr in eine besondere Entwickelungsstufe verlegt als beim Thiere. Bei diesem bricht die Sinnesentwickelung mit der Geschlechtsreife ab, dort bricht ein neuer Kranz schönerer Sinnesthätigkeiten hervor; das ganze Sinnesleben steigt auf eine höhere und über sich selbst hinausweisende Stufe. Man möchte sagen, die Pflanze bringt es schon hienieden zu dem dritten höhern himmlischen Leben, was wir erst in einem Jenseits erwarten und von dem wir die Seligkeit der Liebe als einen Vorschmack halten. Und eben darum gibt auch die Blüthe so manche Andeutungen für unser künftiges Leben, ein eben so schönes Symbol als der Schmetterling, wie ich schon früher erinnert; nur daß sie freilich bloß ein sinnliches Bild davon gibt. So ist die Pflanze in ihrer Niedrigkeit doch gewissermaßen wieder viel mehr erhöht als wir selbst.“

Im Allgemeinen vergleicht der Verfasser das Thier mit dem Manne, die Pflanze mit dem Weib. Diese Vergleichung ist sehr poetisch. „Die Pflanze bleibt wie das Weib immer in ihren engen Lebenskreis gebannt, den sie nur fortgerissen verläßt, indeß das Thier wie der Mann ungebunden ins Weite streift; sie weiß aber in ihrem engen Wirkungskreise Alles auf das beste zu nutzen, sicher leitenden Instinkten folgend, ohne es je zu der höhern Intelligenz des Thieres zu bringen, und diesem, wie das Weib dem Manne, den weitern Vorblick und Umblick und die umgestaltenden Eingriffe in die Außenwelt überlassend. Die Pflanze bleibt, wie das Weib dem Manne, immer dem Willen des Thieres unterthan, kommt ihm aber selbst im schönsten Verhältniß, wie es der Schmetterling zur Blume zeigt, nicht entgegen. Sie plaudert gern duftend mit ihren Nachbarinnen. Sie sorgt für die Nahrung des Thieres, bäckt Brod (in den Aehren), bereitet Gemüse für dasselbe. Ihr liebstes Geschäft aber bleibt bis zur Blüthezeit ihres Lebens, sich schön zu schmücken und ihre Gestalt immer neu und schön darzustellen. Gibt es doch sogar manche Blumen, die wie die Frauen in Weißzeug aufstehen, und sich erst später bunt kleiden, ja wohl mehrmals umkleiden. Aber nachdem die Zeit der jungen Liebe vorbei, wird die Pflanze zu einem neuen Beruf geweiht. Nun wirft sie den bunten Flitterstaat bei Seite, und ihr erster und einziger Gedanke ist die Sorge für ihre jungen Kindlein, die sie hegt und trägt, und die, nachdem sie sich endlich von ihr losgemacht, sie noch längere Zeit umstehen.“

Eine gewisse höhere Tendenz der Pflanzen aber findet der Verfasser ausgedrückt in ihrem Bezuge zur Sonne. Das Thier lebt mehr der Erde und sich selbst, die Pflanze trachtet nach dem höhern Lichte. „Man halte die so allgemeine Spiraltendenz der Pflanze gegen die im Thiere mehr vorwaltende Tendenz zu in sich zurücklaufender Form und Kreislaufbewegung. Dann kann man sagen, die Pflanze richte sich im Gestaltungs- und innern Bewegungsprozesse mehr nach der Form der jährlichen (scheinbaren) Bewegung der Sonne am Himmel, welche bekanntlich eine spiralige ist, das Thier mehr nach der täglichen Bewegung derselben, welche merklich eine kreisförmige ist, oder strenger genommen, nur eine einzige Windung der jährlichen Spiralbahn der Sonne darstellt; und man kann sich dabei daran erinnern, daß auch in Schlaf und Wachen die Pflanze mehr der jährlichen, das Thier mehr der täglichen Periode folgt.“ Damit wäre der Gegensatz der beiden organischen Welten wohl am tiefsten und schärfsten bezeichnet und ein echt naturphilosophischer Gedanke ausgesprochen.

Digitized by Google

Um diesen Gedanken ranken sich spielend noch manche poetische Bilder, die das ganze geistreiche Buch durchziehen. Die Beziehung der Pflanzenwelt zur Thierwelt findet ihren schönsten Ausdruck im Verhältniß der Blumen zum Schmetterling. Der Schmetterling entsteht aus der Puppe und diese aus der Raupe, wie die Blume aus der Knospe und diese aus dem Zweige. „Die Pflanzenseele baut sich ihren Leib als eine Treppe, deren Gipfel die Blüthe ist, die untern Stufen bleiben; der Schmetterling fliegt scheinbar über seine frühere Stufe empor, trägt sie aber im Grunde mit sich in die Lüfte und macht sie eben dadurch zu einer höhern, deßwegen verschwindet sie als tiefere. Die Raupe lebt von dem Kraute, das ihr Bild ist, der Schmetterling von der Blüthe, die sein Bild ist. So schließen beide, Schmetterling und Pflanze, erst zusammen ihren Lebenszirkel ab. Eine Erinnerung an das Jenseits mag sich wieder daran knüpfen. Die Raupe findet das, womit sie sich im niedern Zustande beschäftigt hat, auf höhere Stufe gehoben in einem höhern Lichtreiche wieder; so mag der Mensch den Lebenskreis, in dem er hier lebte, auch dereinst auf höhern Zustand gehoben wiederfinden; aber wie der Schmetterling dann über tausend andere Blumen schweifen darf, mag es dereinst mit uns seyn. Der Pflanze mag es wehe thun, wenn die Raupe an ihren Blättern nage. Sie denkt gewiß: die böse Raupe! Wenn dann aber der Schmetterling zur Blüthe kommt, mag es ihr so süß thun, wie es ihm thut. Hätte nun aber die Pflanze die Raupr nicht früher mit Schmerzen genährt, könnte der Schmetterling dereinst ihr nicht Lust bringen. So können wir uns denken, daß das, was wir im jetzigen Leben mit Schmerzen Andern opfern, uns einmal im künftigen Leben in Lust von Engeln zurückgebracht wird."

Was sich nun auch von strengwissenschaftlicher Seite gegen dieses Buch des Herrn Fechnrr wird einwenden lassen, es enthält dennoch einen Funken jener Wahrheit, die kein Maaß menschlicher Beweiskraft ermißt; und es ist von solcher Schönheit des Gefühls durchglüht, daß ihm wenigstens die Wirkung einer lieblichen Dichtung niemals fehlen kann.

---

## Dramatische Dichtkunst.

### H. Hertz. Svend Dyring's Haus. Romantische Tragödie. Leipzig, Lorck, 1848.

Von dem bekannten dänischen Dichter, dessen „König René's Tochter" ziemlich viel Aufsehrn gemacht hat. Auch die vorliegende Tragödie enthält manchen rührenden und frappanten Zug, allein das Ganze steht doch zu sehr auf Schrauben. Wer die altdänischen und altschwedischen Volkslieder kennt, sieht sogleich, aus welchen Quellen Herr Hertz geschöpft hat. Aber er hat ziemlich unvereinbare Quellen vermischt. Nach einem tief rührenden Volksliede kommt die verstorbene Mutter aus dem Grabe zum Bette der von der Stiefmutter mißhandelten Kinder und pflegt sie. Dieses Volkslied gab dem Herrn Hertz den Gedanken ein, auch in seiner Tragödie die verstorbene Mutter Helvig als Geist erscheinen und in die Geschicke ihrer Kinder eingreifen zu lassen. Aber das älteste dieser Kinder ist schon ein erwachsenes Mädchen und der Geist der Mutter kommt bloß, um sie vor einem Giftbecher zu warnen, den ihr die Stiefschwester darbietet. Um nur einigermaßen den Zauber des alten Volksliedes beizubehalten, hat zwar Herr Hertz diesem erwachsenen Mädchen noch zwei jüngere Knaben zu Geschwistern gegeben, an deren Bette der Geist der Mutter ganz in der Weise des alten Volksliedes singt:

Alf! Du mein Erster, mein Herzensblatt!
Sag', Wer so hart Dich gebettet hat?
Du warst ja immer so munter so fein;
Wer steckte Dich hier in den Winkel hinein?
Dein dacht' ich ja immer bei Nacht und Tag;
Sag, wer Dich so streng nun behandeln mag?
Wie gehst Du im groben Linnenkleide?
Wie ist Dein Röckchen zerrissen und schlicht?
Wir seyd Ihr nicht drüben beim Vater Beide?
Wie reitest Du doch auf dem Rößlein nicht?

Aber diesr Anwendung des alten Volksliedes paßt hier gar nicht, denn das Haus, von dem es sich handelt und in der die böse Stiefmutter waltet, läßt es an äußerem Anstand und Rücksichten für die Kinder durchaus nicht fehlen, Gäste erfüllen das Haus, werben um die Mädchen, die sich, obgleich Stiefschwestern, ganz gleich verhalten; die Dame des Hauses versieht ihr Amt mit Würde. Der Geist der Mutter hat also, wenn seine Erscheinung auch durch die beabsichtigten Verräthereien und Morde bedingt wird, keineswegs im Sinne des alten Volksliedes zu erscheinen, um auf Stroh liegende gänzlich verwahrloste kleine Kinder zu pflegen. Herr Hertz hat deßfalls den Reiz und Zauber des alten Volksliedes nur bei den Haaren herbeigezogen, um eine Rührung mehr in seine Tragödie zu bringen.

Die zweitr Quelle seines Gedichts ist in denjenigen verschiedenen altdänischen Volksliedern zu suchen, in denen der Verwandtenhaß in seiner trotzigsten Härte so oft hervortritt. Diese Verhärtung der Herzen ist der Grundcharakter vorliegender Tragödie und Herr Hertz hätte besser gethan, sich rein an diese herbe Quelle zu halten, und sie nicht mit der oben bezeichneten süßen Quelle rines andrrn Vollsliedes zu vermischen.

Svend Dyring hat von seiner ersten Frau Helvig eine erwachsene Tochter Regisse und zwei Knaben; seine zweite Frau Guldborg hat aus erster Ehe eine erwachsene Tochter, Ragnhild Der schöne Ritter Stig Hvide kommt ins Haus aus heimlicher Liebe zu Regisse, Ragnhild aber, bereits verlobte Braut des Tage Bolt, verliebt sich in Stig Hvide und Frau Guldborg, die nichts davon weiß, daß dieser Regissen liebt und der er sehr gefällt, ist sogleich bereit, den Tage Bolt heimzuschicken und Hvide zum Schwiegersohn anzunehmen. Diese Hast kommt ihr aber theuer zu stehen, denn kaum ist Tage Bolt fort, so erkläre ihr Stig Hvide, daß er nicht Ragnhild, sondern Regisse liebe. Da kann nichts helfen als eine Verschwörung der bösen Stiefmutter mit ihrer Tochter. Regisse soll aus der Welt geschafft werden durch einen Gifttrunk, den ihr Ragnhild reicht; aber die gute Mutter Helvig erscheint als Lichtgestalt und verhindert das Verbrechen. Ragnhild stürzt sich aus Verzweiflung ins Meer. Stig Hvide erhält Regissen und wird am Schluß durch den Geist der Mutter eingesegnet, die auch der bösen Stiefmutter noch eine Strafpredigt hält. — Unverkennbar ist hier die rauhe Kraft des altdänischen Volksliedes in moderne Sentimentalität abgeschwächt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 9.** Sonnabend den 3. Februar 1849.

## Neueste Werke über Nordamerika.

**1) Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Nach mehrjährigen Erfahrungen besonders zur Belehrung für Ansiedler geschildert von Jakob Naumann aus Meuselwitz. Leipzig, Hinrichs, 1848.**

In diesem übersichtlichen Werke wird hauptsächlich von den Staats- und Kircheneinrichtungen, politischen und kirchlichen Parteien, der Rechtspflege, den Finanzen und den Banken, so wie von den Sitten und dem im öffentlichen und Privatleben sich ausprägenden Charakter der Nordamerikaner gehandelt. Ohne das Tüchtige, insbesondere die männliche Thatkraft, die hier überall vorschlägt, zu mißkennen, glaubt der Verfasser doch auch auf die Härten des nordamerikanischen Charakters und Lebens aufmerksam machen zu müssen, damit namentlich der Auswanderer sich nicht getäuscht sehe, wenn er hinüberkomme.

Wir wollen einige dieser Schattenseiten des Bruder Jonathan ins Auge fassen, ohne auch unsererseits die Lichtseiten zu verkennen. Das erste, was dem Fremden auffällt, wenn er hinüberkommt, ist die Flegelhaftigkeit der einheimischen Reisenden. „So ist die ekelhafte Gewohnheit, Tabak zu kauen, fast allgemein unter ihnen und sogar unter denen, die da meinen, eine gute Erziehung empfangen zu haben. Auch sieht man bisweilen die feinsten Gentlemen in den wunderlichsten, unanständigsten Stellungen, mit in die Höhe gezogenen, über die Stuhllehnen hinweg oder selbst gar zum Fenster hinausgestreckten Beinen sitzen oder an einem öffentlichen Orte auf Tischen und Stühlen oder manchmal, gleichsam zur Schau, auf den Ladentischen der Kaufleute hingestreckt liegen. In den Gerichtssälen legen Richter und Advokaten die Füße über Tische und Stühle hinweg; wird es ihnen zu unbequem, so ziehen sie die Röcke aus, legen die Halsbinden ab u. s. w. Ausgenommen in der Kirche und im Courthause erscheint der Amerikaner überall mit bedecktem Kopfe, auch grüßt er nie durch Abziehen des Hutes. Jedoch setzt er sich nie bedeckt zu Tische, weder in seiner eigenen Wohnung noch sonst in einem Privat- oder Gasthause. In den Städten fangen die Gebildeten jetzt auch an, jederzeit nach dem Eintritt in das Zimmer den Hut abzulegen, vorzüglich wenn Damen zugegen sind. Im Binnenlande sieht man im Sommer, zumal in kleinen Städten und auf dem Lande, häufig Mannspersonen in bloßen Hemdeärmeln in der Kirche, hingegen auf den Dampfbooten schreibt das Regulativ vor, daß sich keiner der Herren ohne Rock zu Tische setzen dürfe."

Ein zweiter Umstand, der dem ehrlichen, an patriarchalische Verhältnisse, an Liebe zur Heimath und zum altbekannten Eigenthum gewohnten Deutschen in Amerika alsbald unangenehm auffällt, ist der Spekulationsgeist, der alles feil hat und feil macht. Schon Talleyrand pflegte zu sagen, er kenne keinen Amerikaner, der nicht seinen Hund und sein Pferd verkaufen würde. Eine Menge Amerikaner kaufen in den Westländern Grund und Boden, bebauen ihn, gründen ein Haus und verkaufen die ganze Ansiedlung nach wenigen Jahren mit Vortheil, um dieselbe Spekulation auf neuem Boden zu wiederholen. In zwei Jahren kann ein Amerikaner zehnerlei Gewerbe und Geschäfte treiben. Hier bankerott schlägt er seine Boutique gleich in der nächsten Stadt wieder auf. Es ist ein Rückschritt der Industrie aus dem Agrikulturstaat ins Nomadenleben.

Drittens vermißt der Deutsche, wenn er nach Amerika kommt, alle seine gewohnten Sonntagsfreuden, Spaziergänge, Alleen, Gärten. Der Amerikaner hat für alles eher Sinn, als für Schönheit, sowohl in der Natur als Kunst. Nur das Nützliche gilt ihm allein, auf Verschönerungen versteht er sich lediglich nicht. Dieß zeigt sich auch in dem höchst geschmacklosen Kirchenbau und in der schmählichen Vernachlässigung der Kirchhöfe. Auch der so stark entwickelte kirchliche Sinn der Nordamerikaner entbehrt jedes ästhetischen Sinnes.

Ferner fällt dem guten Deutschen die Inhumanität auf, mit der man in Nordamerika die Sklaven, aber auch die freien Farbigen behandelt. Es gereicht den deutschen Einwanderern zur besondern Ehre, daß, wie viele Millionen Deutsche auch schon in den Vereinigten Staaten längst angesiedelt sind und zum Theil die größten Reichthümer sich erworben haben, doch von keinem Einzigen bekannt ist, er habe jemals in Sklaven spekulirt. Ein Werk des William Grimshaw, welches 1836 in Philadelphia erschien, erwähnt dieses Umstandes mit Bewunderung für das sittliche Gefühl der Deutschen. Der Deutsche vermeidet die Sklavenstaaten, kauft nie selber Sklaven und verstärkt die große Partei der Abolitien. Herr Naumann erzählt übrigens einige schauderVolle Beispiele von der üblen Behandlung der Schwarzen durch die Nordamerikaner, die mit dem übereinstimmen, was Dickens in seinem Reisewerk berichtet hat. Schon von andern Seiten ist oft behauptet worden, unter allen Weißen seyen die Engländer die härtesten und gefühllosesten Herren gegen ihre Sklaven.

Uebergehend auf das kirchliche Gebiet bemerkt Herr Naumann, daß es mit der vielgepriesenen Toleranz der Nordamerikaner eine sehr zweideutige Sache sey. Er erinnert an die Zerstörung des Nonnenklosters in Boston im Jahr 1834. Die Nonnen widmeten sich der Erziehung junger Mädchen und genossen die allgemeinste Achtung. Als blinder Glaubenshaß und jener dämonische Pöbelschmutz, der nichts sittlich Reines und Hohes in seiner Nähe ertragen kann, das Kloster zu verleumden begannen, stellten die Behörden eine Untersuchung an und

Digitized by Google

gaben den Nonnen das ehrenvollste Zeugniß. Aber alles half nichts. Der aufgehetzte Pöbel stürmte, plünderte und verbrannte das Kloster. Man zog die Schuldigen vor Gericht, aber die Geschwornen sprachen sie frei. Ganz eben so roh wütheten die Amerikaner gegen die Sekte der Mormonen, wobei es fast ausschließlich auf die Beraubung dieser reich gewordenen Sekte abgesehen war. Nachdem man sie zweimal mit Gewalt aus ihrem Eigenthum vertrieben, brach man ihnen die Kapitulation und ermordete ihre Häupter im Gefängniß, 1844.

Die Gerichte gewähren keinen Schutz gegen die Willkür des Pöbels. Früher waren die Gerichte noch unabhängiger, in neuerer Zeit sind sie immer abhängiger und unfreier geworden. „Ja in manchen Staaten ist es schon so weit gekommen, daß sich die Macht der Geschwornen nicht bloß auf die Feststellung der Schuld oder Nichtschuld beschränkt, sondern sie im ersteren Falle selbst den Umfang der Strafe festsetzen, so daß der Richter — dem z. B. in Tennessee förmlich untersagt ist, zu den Geschwornen über den Thatbestand zu sprechen — nun eigentlich wieder zum bloßen Sprachrohr dieser herabsinkt. In Folge des sich auf diese Weise kund gebenden Mißtrauens gegen die Richter ist z. B. in Missouri im Jahr 1831 ein Gesetz passirt, welches die Bestimmung der Strafe den Richtern gänzlich entzogen, und den Geschwornen übertragen hat. — Es geht in Amerika mit diesem Gegenstande, wie mit so manchem andern: man kann die Mittelstraße nicht gut finden. In den Vereinigten Staaten hat das Uebergewicht der demokratischen Lehren die Folge gehabt, daß es die Unabhängigkeit der Richter minderte, indem man sie in den meisten Staaten für absetzbar erklärte. Sie werden in den meisten Staaten auf längere oder kürzere Zeit ernannt. Die Richter des obersten Gerichtshofs werden aber in der Regel auf einen längern Zeitraum gewählt, als die andern, und sind auch nicht überall unbedingt absetzbar, sondern können in ihrem Amte bleiben, so lange sie es gut verwalten. — Das in einem Freistaate ohne Zweifel doppelt gefährliche Herabziehen der Richterwürde von dem hohen sichern Standpunkte, worauf sie, über jeden Parteigeist erhaben, stehen sollte, ist aber nicht einmal auf die Gerichtshöfe der einzelnen Staaten beschränkt geblieben, sondern hat sich selbst bis auf das höchste Bundesgericht erstreckt, welches in gewissen Fällen auch über Verfassungsfragen, so wie über peinliche Anklagen des Präsidenten und Vicepräsidenten zu entscheiden hat. Dessen Mitglieder werden nämlich durch den Präsidenten mit Zustimmung des Senats ernannt. Bei einer Wahl eines Vorsitzers für dasselbe ereignete sich der bisher beispiellose Fall, daß, bloß aus politischer Parteiwuth, nicht etwa das fähigste und verdienstvollste Mitglied dieses Gerichts, nämlich der als solches bereits 25 Jahre im Amte gewesene Herr Joseph Story, der von allen Unparteiischen und Einsichtsvollen als der Würdigste bezeichnet war, mit dieser Stelle bekleidet wurde, sondern statt seiner ein Anderer, dem so vollgültige Zeugnisse völlig abgingen." — Während eine Menge Unschuldiger durch die rohe Volksjustiz abgeurtheilt werden, sprechen noch öfter die Geschwornen aus politischer Parteirücksicht bei notorischen Verbrechen ihr Nichtschuldig aus. Dazu kommt die Abneigung der Amerikaner vor den Kerkerstrafen. Ohne Zweifel leitet sie hierin ein richtiges Gefühl, aber es wird mißbraucht. Der reiche Schuldige wird gegen Kaution entlassen. Bei weitem die Mehrzahl der Schuldigen aber wird, wenn er nicht durch die Geschwornen für nicht schuldig erklärt wird, nachträglich begnadigt. „Wirklich hat sich denn auch, um nur einige Beispiele anzuführen, im Staate Newyork bei 3175 Verbrechern, welche von 1810 bis 1823 in die Strafanstalten aufgenommen wurden, die Zahl der Begnadigungen auf 2343 belaufen. Eben dort wurden von 975 Sträflingen aus den drei Jahren von 1816 bis 1818, 803 oder mehr als ein Fünftheil begnadigt, und von 817 in fünf Jahren entlassenen Sträflingen hatten nur 77 ihre ganze Strafzeit ausgehalten, 740 aber waren, zum Theil auch aus Mangel an Raum, begnadigt worden. — Eben so wurden in Pennsylvanien in den 22 Jahren von 1799 bis 1820 von drei auf einander folgenden Gouverneuren nicht weniger als 2508 Verurtheilte begnadigt, und in der Stadt Philadelphia allein von 1787 bis 1832 2488, durchschnittlich also in jedem Jahre 54, und 1819 allein 134. — Im Staate Ohio erhielten von 797 in den Jahren 1815 bis 1829 aufgenommenen Sträflingen 501 ihre Begnadigung, 128 büßten ihre Strafzeit ab, die übrigen entsprangen oder starben." Die Begnadigungen werden meist durch Unverschämtheit erpreßt oder durch unerlaubte Mittel erschlichen, ja es gibt Spekulanten, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, gegen gute Bezahlung Begnadigungsgesuche durchzusetzen. „Die Begnadigung wurde um so leichter bewirkt, da sich bald Mäkler fanden, die, aus den Bewerbungen um ihre Erlösung ein regelmäßiges Gewerbe machend, Unterschriften für sie von schwachen und gutmüthigen Leuten erschlichen, und nun die Gouverneure bestürmten, bis sie ihren Zweck erreichten, und bald 600 Dollars, bald ein schönes Stück Land als Preis ihrer Bemühung von den Verwandten oder Freunden des der strafenden Justiz entzogenen Missethäters davon trugen."

Von den politischen Parteien in den Vereinigten Staaten macht Herr Naumann eine sehr gute Schilderung. Er begnügt sich aber nicht damit, die zwei großen Parteien der Whigs und der Demokraten zu charakterisiren, sondern er macht auch auf die große Bedeutung des Gegensatzes aufmerksam, der sich zwischen den Natives (Stockamerikanern) und Fremden (Einwanderern und deren Freunden) je mehr geltend macht, je rascher die Bevölkerung fortschreitet. Auch den Gegensatz zwischen Freimaurern und Antifreimaurern läßt er nicht unbeachtet.

Welche gewaltige Löcher durch dieses Parteiwesen in den Rechtsboden der Vereinigten Staaten geschlagen werden, zeigt der Verfasser an vielen Beispielen. Die stärkere Partei nimmt sich Satisfaktion, wie ihr beliebt, und kein Gericht ist im Stande, sie davon abzuhalten oder den Frevel zu bestrafen. Daß die Presse der Gegenpartei zerschlagen, das Haus zertrümmert, der Redakteur des Gegenblattes persönlich mißhandelt, wohl gar ermordet wird, ist nichts Seltenes in Amerika. Unter den auffallendsten Beispielen wird hier erwähnt die Ermordung des Redakteurs Hanson und seiner achtbaren Freunde, der Generale Lee und Lingan, so wie des Buchdrucker Wagner von der föderalistischen Partei zu Baltimore im Jahr 1812 durch die demokratische Partei. Ferner die gewaltsame Entführung eines gewissen Morgan, der 1826 in Batavia die Geheimnisse der Freimaurerei in einem Buche bekannt machen wollte. Ferner die Ermordung des für Sklavenemancipation thätigen Redakteur Lovejoy in St. Louis, im Jahr 1836. Der gröbste Exceß war der Sturm der Natives in Kensington und Philadelphia gegen die katholischen Irländer, denen zwei Kirchen und 48 Häuser zerstört und viele Menschen getödtet und verwundet wurden, im Jahr 1844. Ermordungen von Abolitionsmännern, d. h. solchen, die sich auf irgend eine Weise beigehen lassen, die Sklaven emancipiren zu wollen, kommen sehr häufig und unter den grausamsten Umständen vor. Aber auch ganz unschuldige Dinge sind leicht im Stande, den Geschmack des Pöbels zu beleidigen und den Reiz zur Volksjustiz zu wecken. So hatten im Jahr 1835 die sogenannten Dampfdoktoren, Anhänger eines gewissen Thomson, der die Kranken hauptsächlich mittelst Räucherungen

Digitized by Google

und Dampfbädern heilte, das Mißfallen des Pöbels auf sich gezogen „und es wurden im Juli 1835 in Hinds-County im Staate Mississippi zu gleicher Zeit zwei Dampfdoktoren und dreizehn Schwarze, wegen eines angeblichen Versuchs zum Aufruhr, ohne allen Prozeß von einer Pöbelrotte aufgehenkt.“ In allen diesen Fällen gab es keine Genugthuung noch Bestrafung des Verbrechens. Wenn auch die Geschwornen ihr Urtheil sprachen, so lautete es immer Nichtschuldig.

Natürlicherweise sind die Gerichte am ohnmächtigsten in den neuen Staaten des Westens. Hier bekümmert sich kein Mensch um Gesetz und Obrigkeit. „In den neuen Westländern haben sich eine Menge unberechtigte Ansiedler auf den noch unverkauften Staatsländereien oder auf Kongreßland, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, niedergelassen. Diesen Squatters hat man das Vorkaufsrecht auf das Land, auf welchem sie sich niederließen, zugestanden, daß sie nämlich dasselbe, wenn die Regierung nach vollendeter Vermessung einen Distrikt zum Verkauf ausbietet, für den festgesetzten Preis, zu 1¼ Dollar den Acre, behalten können. In neuester Zeit sind aber diese Leute immer widerspenstiger geworden, — vorzüglich in dem beispiellos rasch sich bevölkernden Territorium Wisconsin — sie haben sich zusammengerottet und anstatt daß sie ihren Willen, das Vorkaufsrecht ausüben zu wollen, vorschriftmäßig erklärt und den geringen Preis für das Land erlegt hätten, sind sie oft schon so weit gegangen, den Besitz trotzig zu behaupten und die rechtmäßigen Käufer ohne Weiteres zu verjagen. So hat sich in jenen fernen Westländern ein Widerstreben gegen die Bundesregierung ausgebildet, dessen Frechheit im Jahr 1837 so weit ging, daß die Squatters in Wisconsin ein förmliches Landamt errichteten, welches die schönen auserlesenen Ländereien, auf die sie Ansprüche zu haben behaupteten — die aber oft nur durch Fällung einiger Bäume, durch Ziehung einiger Ackerfurchen um eine Präriefläche oder Verbrennung eines Haufens Gesträuch erworben waren — zu 8 bis 10 Dollars den Acre verkaufte. Das eingesetzte Landamt der Regierung konnte zu dem festgesetzten Preise von 1¼ Dollar keinen Acre verkaufen, während die Squatters auf ihrem Landamte, da sie alles werthvolle Land mit sogenannten Ansprüchen (Claims) belegt hatten, sehr gute Geschäfte machten. Hätte aber irgend Jemand die Kühnheit gehabt, nicht von den Squatters, sondern von der Regierung Land zu kaufen, wie es das Gesetz vorschreibt, so würde er seine Verwegenheit gewiß mit einer Kugel durch den Kopf oder einem Messer durchs Herz haben büßen müssen.“ — Man kann sich denken, was unter diesen Umständen die armen Mormonen in Californien von ihrem Besitz und Recht behalten werden, nachdem sie, zum zweitenmal aus ihrem Eigenthum vertrieben, gerade dort große Länderstrecken gekauft haben, wo jetzt der Goldsand in so ungeheurer Menge entdeckt worden ist. Schon jetzt sind Tausende von Abenteurern an den Goldfluß gewandert, die den Grund und Boden für sich in Anspruch nehmen und weder den Mormonen noch der Regierung etwas dafür geben.

Der Verfasser hat überhaupt keine gute Meinung von dem Bestand der bisherigen Rechtsverhältnisse. „Noch so manches ließe sich hier über die Verhältnisse der verschiedenen Volksklassen in Betreff der mannigfaltigen Beschäftigungen zu, und ihrem Benehmen gegen einander sagen; so manches über die häufigen Tumulte der Arbeiter zur Erzwingung höheren Lohnes, ihre hämischen Verfolgungen der wohlfeiler Arbeitenden und die Verhängung einer Art Bannes über diejenigen, die diesen Arbeit geben, sowie über die Unzufriedenheit mit den Staatsregierungen und den öftern Widerstand gegen sie, wegen der Beschäftigung der Sträflinge und der dadurch entstehenden Konkurrenz. Aber nothwendig muß hier noch erwähnt werden, daß in dem sogenannten freien Lande die Reichen und Wohlhabenden vor den Armen und den diese bearbeitenden und aufhetzenden Zeitungsschreibern immer in stiller Furcht schweben, die von dem aufmerksamen Beobachter überall und zu allen Zeiten deutlich wahrzunehmen ist, und welche die Glücklichen hindert, ihres rechtmäßigen Besitzes so froh zu werden, wie sie es wünschten und auch verlangen könnten.“

Schließlich erörtert der Verfasser die fast unglaublichen Bankschwindeleien der Nordamerikaner und den erfolgreichen Kampf, den die unter einander eng verschwornen Schwindler mit dem Präsidenten Jackson und van Buren geführt haben. Selbst der eisernste Wille und die klarste Darlegung des Uebels hat den Widerstand zahlloser und engverbundener Interessen nicht besiegen können und selbst Gesetze konnten in einem Lande nichts fruchten, wo man das Recht zu drehen schon lange gewohnt ist. „Auf das Leben und den Verkehr im Innern hat das alte böse System äußerst nachtheilig gewirkt, indem es nicht nur eine Spekulationswuth im Handel hervorrief und begünstigte, die ihres Gleichen noch zu keiner Zeit und bei keinem Volke hatte, sondern auch den Betrug im größeren öffentlichen Verkehr gleichsam zur Sitte gemacht hat. Wohl haben in jüngst vergangener Zeit Wissenschaft und Erfahrung deutlich genug die Mittel angegeben, die man nothwendig anwenden muß, wenn die Mängel und Gebrechen jenes Systems allmählig beseitigt und geheilt und die dadurch herbeigeführten Uebel entfernt werden sollen, — nächst der Sklaverei gewiß die größten, die auf dem amerikanischen Volke lasten! — aber dennoch ist bis heute nur sehr schwache Hoffnung vorhanden, daß das amerikanische Bankwesen jemals auf einen völlig gesunden Fuß kommen wird. Denn an Verletzung und Beseitigung des Buchstabens wie des Geistes der Verfassung und aller Gesetze in Betreff des Geldwesens ist man nunmehr zu sehr gewöhnt, und der Kongreß wird wohl schwerlich im Stande seyn, die Staaten, und diese die Banken, ihre Ritterschaft und ihre Kreaturen, von dem, was ihnen durch langen Gebrauch zur zweiten Natur geworden, wieder zu entwöhnen.“ Wie es scheint, ist die böse Natur stärker, als die gute Theorie. Die Schwindelei gehört zu den angebornen Charakterzügen der Amerikaner, deßhalb ist sie unüberwindlich. Das Volk würde nicht mehr es selbst seyn, wenn es diesen Naturfehler ablegen sollte.

## 2) Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der Auswanderung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem neuen Staate Wisconsin, von Alexander Ziegler. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Obgleich dem Verfasser nicht alles in Amerika gefallen hat, spricht er doch im Allgemeinen die größte Bewunderung für den Freistaat und seine Bürger aus. Er gehört nicht zu den vornehmen englischen Reisenden, denen die republikanischen Sitten ein ewiges Naserümpfen abzwingen. Er geht mehr von einem bürgerlichen, oder sogar bäuerlichen Standpunkt aus und erwägt die großen Vortheile der Kolonisation für arme Deutsche. Vor allem erfreut an dieser Darstellung die Einfachheit und unverkennbare Wahrheitsliebe.

Der Verfasser besuchte fast alle Hauptstädte der Vereinigten Staaten und schildert das Leben daselbst, so wie auf den Dampfschiffen, Eisenbahnen rc. Er entwirft eine Schilderung der politischen Parteien (Theil I. S. 131 f.). Er erwägt die

Digitized by Google

ungeheuren Erweiterungen, welche das Gebiet der Vereinigten Staaten durch seine Eroberungen in Mexiko und durch die Gründung neuer Staaten in bisher nur von den Indianern bewohnten Westländern erfahren hat. Zu diesen letztern gehört Wisconsin, auf das der Verfasser hauptsächlich sein Augenmerk richtet. „Wisconsin ist der nordwestlichste Staat der Union, liegt ungefähr zwischen 42½ bis 49 Grad nördlicher Breite und zwischen 10° 8' und 18° westlicher Länge (von Washington), wird im Osten von dem großen Michigansee, im Westen von dem Mississippi begränzt, hat unzählige, das Land durchschneidende Flüsse und bietet durch den von Chicago nach dem Flusse Illinois angelegten Kanal die zweckmäßigste Verbindung mit dem fernen Westen des Landes."

Wisconsin wurde 1848 als neuer Staat den Vereinigten Staaten einverleibt, nachdem es bis 1835 ein unbekanntes Jagdgebiet der Wilden gewesen war. In diesem Jahre wurde die erste Niederlassung daselbst, Milwaukee, gegründet. „Im zweiten Jahre der Begründung, im Juni des Jahres 1836, zeigte die Stadt schon eine Einwohnerzahl von 1200 Köpfen, welche sich bis zum September 1843 auf 7000 vermehrt hatte, gegenwärtig aber auf mehr als 12,000 angewachsen ist. Kein Land der Erde vermag ein solches staunenerregendes Resultat der Zunahme der Bevölkerung einer Stadt aufzuweisen wie Amerika, das jugendlich frische, täglich neue Blüthen treibende Amerika. Rochester im Staat Newyork ward früher als diejenige Stadt angesehen, welche sich des schnellsten Wachsthums der Bevölkerung erfreute, indem sie, gegründet 1812, im Jahr 1820, also nach einem Zeitraum von acht Jahren, 1500 Einwohner zählte; Milwaukee enthält nach Verfluß desselben Zeitraums seit der Begründung über 6000 Bewohner, mithin mehr als die vierfache Bevölkerung der Stadt Rochester." Herr Ziegler hatte vorher von diesen raschen Fortschritten der Stadt Milwaukee nichts gewußt, glaubte nur in ein Dorf zu kommen und war nicht wenig überrascht, eine ansehnliche Stadt zu finden und in einem prächtigen Hotel an einer Tafel von 200 Personen zu speisen. Die vielen hier angesiedelten Deutschen befinden sich sehr behaglich: „Die Deutschen in der Stadt Milwaukee treiben ansehnliche Gewerbe und Geschäfte. Die Handwerker und Professionisten haben Arbeit vollauf, die Handarbeiter und Tagelöhner verdienen bei der hier nie fehlenden Beschäftigung und Arbeit täglich ¾ bis 1 Dollar Lohn, die deutschen Wirthe machen gute Geschäfte, und der Bauer, resp. Landwirth kann nach meiner Ansicht keinen günstigeren Platz zur Ansiedlung wählen als Wisconsin."

Insbesondere räth Herr Ziegler deutschen Mädchen, dahin zu gehen. „In den neu angesiedelten Ländern macht sich gewöhnlich zuerst der Mangel an heirathsfähigen Mädchen bemerkbar, da in ihnen, so auch in Wisconsin, zuerst nur Männer sich niederlassen und ihre Existenz zu begründen suchen. Die meisten Männer, und es gibt darunter viele von ziemlicher Bildung in Milwaukee, haben ihr Geschäft, das sie ernährt, und besitzen Alles, was sie wünschen, bis auf eine Frau. An jungen und vorzüglich an gebildeten heirathsfähigen Damen fehlt es daselbst sehr, und ich zweifle keinen Augenblick, daß eine unter zweckmäßiger, umsichtiger Leitung organisirte Auswanderung von weiblichen Heirathskandidaten, im Falle Deutschland damit hinreichend versehen seyn sollte, woran ich ebenfalls nicht zweifle, jung müßten sie freilich seyn, in Wisconsin glücklichen Erfolg und segensreiche Wirkungen haben würde. Der Census von 1840 gab in dem Territorium von Wisconsin die Zahl der Männer auf 18,600, und die des weiblichen Geschlechts auf 11,900 an. Die deutschen Mädchen werden wegen ihres Fleißes, ihrer Häuslichkeit und Bescheidenheit in Amerika überhaupt sehr hoch geschätzt und können dort, wenn sie die ihnen eigenthümliche Liebenswürdigkeit durch einige Gewandtheit in der englischen Sprache zu erhöhen wissen, leicht die glänzendsten Eroberungen machen. Die Hochachtung, ich möchte sagen Ehrfurcht der Amerikaner vor dem weiblichen Geschlecht ist weltbekannt und läßt dasselbe jenseits des Meeres viel leichter ein Paradies finden, als es den Männern möglich ist. Die amerikanischen Damen besitzen Schönheit und Anmuth im vollkommensten Grade und erfreuen sich überall der größten Aufmerksamkeit und Galanterie von Seiten der Herren; eine Dame kann, durch die allgemeine Hochachtung fast mehr geschützt als durch Gesetze und Verfassung, ungehindert von einem Ende der amerikanischen Union bis an das andere reisen, ohne jemals der geringsten Unannehmlichkeit von Seiten der Herren ausgesetzt zu seyn."

Dagegen warnt der Verfasser die Deutschen vor jeder Auswanderung nach Texas. Er lernte einen Deutschen kennen, der Texas und Mexiko bereist hatte und das Schicksal der armen Deutschen, die dorthin gegangen, nicht genug beklagen konnte.

Unter den vielen Einzelheiten, über welche der Verfasser spricht, je nachdem sie ihm auf seinem Wege aufgestoßen, fällt uns sein Urtheil über die Mormonen auf. Bekanntlich hat die ganze aufgeklärte Presse Europas, wenigstens Deutschlands, den Kreuzzug gegen diese fanatische Sekte gutgeheißen und es ist ihr nicht eingefallen, die Akten des Prozesses näher zu untersuchen. Herr Ziegler gibt zu verstehen, daß es bei dem Kreuzzug gegen die Mormonen wesentlich auf die Beraubung dieser reich gewordenen Sektirer abgesehen gewesen sey und daß man, um einen Vorwand gegen sie zu haben, ihnen Laster angedichtet habe, von denen sie wahrscheinlich eben so entfernt gewesen, als früher die Albigenser und die Tempelherrn, gegen die im alten Europa ähnlich verfahren wurde. „Wie man uns, sagt der Verfasser II. 61, mittheilte, sollten die bisherigen Nachbarn nach dem schönen, fruchtbaren Besitzthume der Mormonen lüstern geworden seyn und deßhalb einen Kriegszug gegen sie unternommen haben. Andererseits führte man als Veranlassung zu diesem Kampfe an, daß sich die Mormonen viele Mißbräuche und Laster hätten zu Schulden kommen lassen, wodurch die Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie die öffentliche Moral gefährdet worden wäre. In Folge der unter ihnen bestehenden Gütergemeinschaft hätten ihre Priester auf skandalöse Weise mit den Weibern in sogenannter „spiritueller Ehe" gelebt u. s. w. Mag nun dieß oder jenes der Grund ihrer Vertreibung gewesen seyn, so wird es stets für die freien Bürger der Vereinigten Staaten eine unwürdige, schmachvolle That bleiben. Der Staat Illinois oder vielmehr einige Counties desselben haben sich hier ohne Wissen der Bundesregierung eine Selbsthülfe, eine Art mittelalterlichen Faustrechts angemaßt, die denselben durchaus nicht zukommt und zugleich einen Beleg dafür gibt, wie wenig überhaupt Person und Eigenthum in dem Westen des freien Amerikas vor Eigenmächtigkeit und räuberischen Eingriffen gesichert sind."

Als eine Sonderbarkeit wird Theil I. S. 43 aus Newyork berichtet. „Wir ergötzten uns eine Zeitlang auf dem Broadway in dem (der großen Aufschrift nach zu schließen) größten Kegelhaus der Welt, in welchem sich sechs elegante Kegelbahnen in einem prachtvollen Saale nebeneinander befanden, an der Geschicklichkeit der Amerikaner in dem Zehnkegelspiel, da das Spiel mit neun Kegeln — aus echt republikanischem Grunde — verboten ist."

Nachdem der Verf. einen Abstecher nach der spanischen Insel Cuba gemacht, brachte er noch einen Winter in Newyork zu.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 10. Dienstag den 6. Februar 1849.

## Zeitgeschichte.

**Einiges aus der Mappe des Freiherrn von Blittersdorf, vormaligen großh. bad. Staatsministers und Bundestagsgesandten. Mainz, Kupferberg, 1849.**

Blittersdorf war, wie bekannt, geraume Zeit hindurch der unpopulärste Namen in Baden. Man beschuldigte diesen Minister, nicht nur überhaupt absolutistisch gesinnt und ein Feind konstitutioneller Freiheit, sondern auch insbesondere ein Werkzeug Metternichs zu seyn.

Derselbe Minister theilt nun Aktenstücke mit, die im höchsten Grade interessant sind, natürlicherweise nicht sofern sie ihn und das kleine Baden betreffen, aber sofern sie das hellste Schlaglicht in das Getriebe des alten Bundestags werfen. Was Herrn von Blittersdorf selbst betrifft, so gereichen diese Aktenstücke allerdings in vieler Beziehung zu seiner Rechtfertigung, indem sie beweisen, daß er zu Gunsten der Einheit und selbst der Freiheit Deutschlands Opposition gegen Münch-Bellinghausen und Metternich machte in derselben Zeit, in welcher ihm in der badischen Kammer nur Reaktionspläne und sklavische Abhängigkeit vom Bundespräsidium in Frankfurt und von der Staatskanzlei in Wien zum Vorwurf gemacht wurden.

Gegenüber dem vormaligen Bundespräsidio befanden sich die Bundestagsgesandten der kleineren konstitutionellen Staaten, sie mochten persönlich konservativ oder liberal seyn, sie mochten Blittersdorf oder Wangenheim heißen, ziemlich in der nämlichen Lage. Man verzieh ihnen die konstitutionellen Konsequenzen nicht, auch wenn sie noch so unschuldig daran waren. Man verzieh ihnen nicht einmal das Minimum davon. Man abstrahirte von langbewährter Loyalität, wenn nur ein mißliebiges Aber gewagt wurde. So wurde Blittersdorf, eines solchen Aber wegen, während er in Baden als Metternichs Satellit verschrien war, durch denselben Metternich von den Wiener Ministerialkonferenzen ausgeschlossen.

Im Jahr 1833 verlangte Fürst Metternich vom Freiherrn von Blittersdorf ein Memoire über die Lage des deutschen Bundes, nachdem die ersten Stürme der Julirevolution vorüber waren. Blittersdorf fertigte das Memoire aus, es ist das erste der hier gedruckt vorliegenden Aktenstücke. Er stellte darin die sehr vernünftige Behauptung auf, daß die Gefahr für Deutschland noch nicht vorüber sey, und daß die Regierungen große Maßregeln für das Wohl und namentlich für die Einheit Deutschlands ergreifen müßten, wenn nicht immer neue, immer ernstere Stürme drohen sollten. Er schlug demnach Ausschüsse vor, die aus dem Bundstag hervorgehend alle Gesammtangelegenheiten Deutschlands rührig in die Hand nehmen sollten; unter diesen Ausschüssen aber sollte ein diplomatisches Comité die erste Stelle einnehmen. „Es wäre, heißt es S. 17, indessen zu gewagt, wenn man der Bundesversammlung eine solche erhöhte Thätigkeit ansinnen wollte, ohne zugleich darauf Bedacht zu nehmen, ihr auch die gehörige moralische Kraft zu verleihen. Diese moralische Kraft kann die Bundesversammlung zunächst nur in der Entwicklung der Attributionen des Bundes als einer europäischen Macht finden. Will man bei dem Vollzuge der Bundesbeschlüsse nicht sofort zur Anwendung materieller Mittel schreiten, so muß bei den einzelnen Bundesstaaten das Gefühl sehr rege gemacht werden, daß durch den Bund ihre Existenz und ihre politische Bedeutung bedingt sey. Dieses Gefühl kann aber im Bunde so lange nicht vorherrschend werden, als der Bund keine geregelten Beziehungen zum Auslande besitzt, und die politischen Interessen des gesammten Vaterlandes nicht durch seine gemeinsame Behörde berathen und vertreten läßt. Auch kann nicht unbeachtet bleiben, daß das Streben nach Nationalität und Höherstellung des deutschen Namens ein gerechtes ist, das nicht unbefriedigt gelassen werden darf, wenn es sich nicht auf andern Wegen geltend machen soll. Zu dem Behuf scheint es erforderlich zu seyn, den Ausschuß für die diplomatischen Verhältnisse zu ernennen, der bereits bei dem Beschlusse vom 12. Juni 1817 über die auswärtigen Verhältnisse vorausgesetzt, allein niemals in Wirksamkeit getreten ist. An diesen Ausschuß müßten alle politische Fragen, welche, so weit sie zur Erörterung kamen, bisher abusive dem Militärausschuß übertragen wurden, überwiesen werden; in diesem Ausschusse müßte sich die politische Bedeutung des Bundes concentriren, und er müßte eben deßhalb aus den Gesandten der ersten Bundesmächte (jedenfalls denen von Oesterreich, Preußen, Bayern u. s. w.) bestehen, und mehr nicht als fünf Mitglieder zählen." Andere Kommissionen oder Ausschüsse sollen für Vollziehung der Bundesbeschlüsse sorgen, die Preßverhältnisse ordnen ꝛc. Endlich sollen die Bundesverhandlungen die ausgedehnteste Publicität erhalten. Nur so, meinte Herr von Blittersdorf, könne der Bund wieder Ansehen gewinnen, aus seiner tiefen Unpopularität sich herausarbeiten und einen Damm gegen die drohende Revolution bilden. Herr von Blittersdorf schließt: „Sehr freuen sollte es den Verfasser, wenn er sich in seinen Befürchtungen täuschte, und wenn es in der That an der früheren Negativität des Bundes genügte, um Deutschland vor künftigen Erschütterungen zu bewahren."

Er wollte also die negative Thätigkeit des Bundes in eine positive umsetzen, die Bundesgewalt möglichst centralisiren und den gerechten Forderungen der Zeit nachgeben. Das war genug, um ihn damals bei Metternich zu discreditiren. Der im folgenden Jahre 1834 zu Wien stattfindenden Ministerkonferenz durfte Blittersdorf bloß wegen jenes mißliebigen Memoire nicht beiwohnen.

Das zweite Aktenstück ist ein von Blittersdorf aufgezeichnetes Gespräch mit Münch-Bellinghausen, vom Jahr 1837, betreffend

Digitized by Google

die badische Kammer. Münch verlangte, die badische Regierung sollte absolutistisch dreinfahren, Blittersdorf wahrte die konstitutionellen Formen und vertheidigte die vorsichtige Politik der Regierung.

Im dritten Aktenstück schüttet Blittersdorf sein Herz gegen den General Tettenborn aus. Man erkennt daraus den ganzen Mann. Durch und durch konservativ hat er kein Vertrauen mehr zu denen, welche das konservative System stützen und tragen sollen. „Die Stärke und Kraft meiner Worte besteht, wie Sie wissen, in der unverrückten Aufrechthaltung des Bundessystems. Gerade dieses System hat aber in der neueren Zeit, ich kann es nicht verbergen und habe es Ihnen öfters schon bemerkt, Stöße erlitten, von denen es sich schwerlich mehr erholen wird. Die Wirksamkeit des Bundes, die Entwicklung seiner Gesetzgebung hat in der neueren Zeit nicht nur keine Fortschritte, sondern evidente Rückschritte gemacht. — Vergebens wurde durch die belgischen Vorgänge an den Pforten des Bundes gerüttelt, vergebens hat der König von Hannover im eigenen Hause die Fenster zerschlagen; die Wächter des Bundes schienen es nicht bemerken zu wollen, und zu glauben, daß auch alle übrigen Bewohner des Hauses ruhig schlafen könnten. — Wenn man mitten in den Geschäften sich befindet, wie ich, wenn man berufen ist, Unbilden mancher Art gut zu machen oder abzuwenden, wenn man sogar noch für das äußere Decorum einstehen soll, so fühlt man es nicht ohne innern Schmerz, wie wenig wahrer Zusammenhang unter den Bestrebungen der Höfe ist, und wie schwer, ja wie unmöglich es ist, alles durch seine Persönlichkeit zu ersetzen."

Das vierte Aktenstück ist ein Schreiben des Verfassers an den Grafen Münch vom Jahre 1842 über die badische Kammer und insbesondere über die Urlaubsfrage, die damals an der Tagesordnung war. Er rechtfertigt darin wieder die badische Regierung. Nr. 5 ist die kurze Antwort Münchs. In Nr. 6, einem abermaligen Schreiben an Münch von demselben Jahr weist Blittersdorf die Vorwürfe zurück, die man ihm wegen seines Benehmens in der badischen Kammer gemacht hatte. Man ersieht daraus, wie es bisweilen Ministern ums Herz ist, während man glaubt, sie stünden auf der Höhe ihres Glücks: „Wie lange wird es mir möglich seyn, in einer solchen Stellung zu beharren? Von allen Seiten werden Anforderungen an mich gestellt, die ich nicht befriedigen kann. Ich habe mit meiner Person bezahlt so lange und so viel es nur möglich war, es handelt sich dermalen aber nicht mehr um Personen, sondern um Sachen, und diese vermag ich nicht herzuzaubern. — Als Lohn für mein Veranstellen machte man mir Vorwürfe über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, der doch lediglich das Produkt früherer Fehler der Regierung ist, die man niemals gründlich zu verbessern verstanden hat. Selbst Eure Excellenz glauben, daß ich in einer oder der andern Beziehung geschickter hätte manövriren können, allein man muß solche Verhandlungen persönlich durchgemacht haben, um zu wissen, wie schwierig es ist, im Drange des Augenblicks das Rechte zu ergreifen und wie manchmal ein unvorhergesehener, ganz zufälliger Umstand den besten Kalkül verrückt. So war die Abstimmung in der Manifestfrage zu Gunsten der Regierung entschieden, wenn der Präsident der Kammer mir keine unrichtige Zusicherung ertheilt hätte, und ich am Schlusse der Sitzung durch persönliche Angriffe des Abgeordneten Welker nicht unmuthig geworden wäre und es daher unterlassen hätte, nochmals das Wort zu ergreifen. Ich gestehe Eurer Excellenz offen, meine Neigung treibt mich immer mehr dazu, meine Stellung aufzugeben. Für den Ruhm, in der badischen Kammer zu glänzen, gebe ich nicht das Geringste, und mich täglich allen Verleumdungen und Intriguen ausgesetzt zu sehen, bin ich nachgerade müde." Nr. 7 die Antwort. Nr. 8 bezieht sich auf Blittersdorfs Rücktritt aus dem Ministerium. Im 9ten Aktenstück räth Blittersdorf im Jahr 1846 selber zu einem Ministerium Bekk.

Von besonderm Interesse sind die letzten Aktenstücke Nr. 10, ein Schreiben an den Grafen Münch vom 5. Nov. 1847, welches, den Sturm des nächsten Jahres schon vorausahnend, noch einmal aufs dringendste die Bundesrevision empfiehlt. „Wenn die Wiener Schlußakte von 1820 bereits einen Rückschritt von der Bundesakte enthielt, so war im Schlußprotokoll der Konferenzen von 1834 ein weiterer Rückschritt nicht zu verkennen, so gut auch die damals gefaßten Entschlüsse gemeint gewesen seyn mögen. Indem man aber auch der Bundesversammlung mehr und mehr den Charakter von Ministerialkonferenzen, und zwar von Ministern, die keinen persönlichen Einfluß besaßen, aufzudrücken suchte, konnte der Erfolg kein günstigerer seyn. Auf diesem Wege mußte nothgedrungen der Geist und die Anwendung der Bundesgesetze der Erhaltung einer scheinbaren Einigkeit der Bundesfürsten geopfert werden und es konnte nicht ausbleiben, daß der Bund von Jahr zu Jahr in eine größere Passivität verfiel, bis er auf den Punkt angelangt ist, daß er nur noch der Form nach besteht, und Jedermann sich sagen muß, daß er der Lösung seiner Aufgabe und den Bedürfnissen der Zeit in keiner Beziehung mehr genügt. Eine nothwendige Folge des seither eingehaltenen Ganges war, daß die Souveränität der einzelnen Bundesstaaten eine ungemessene Entwicklung und Ausdehnung erhielt, durch die sie der Einwirkung einer höheren wahrhaft bundesgemäßen Politik täglich unzugänglicher wurden, während die Ausübung der Souveränitätsrechte den Händen der Souveräne entgleitete und in die Hände der Büreaukratie und der Ständeversammlungen überging. Sonach sind dermalen die Rechtssubjekte der That nach gar nicht mehr vorhanden, mit denen man sich über ein streng bundesgesetzliches System verständigen und dasselbe zur Ausführung bringen könnte." Von nicht geringem Gewicht erscheint die aus langer Erfahrung vom Verfasser in den folgenden Worten niedergelegte Ansicht: „Indem ich mich an Ew. Excellenz wende, muß ich fragen, was kann Oesterreich von dem deutschen Bunde wollen und wie ist das, was Es will, zu erreichen. — Erwäge ich den Gang, den das österreichische Kabinet seit 25 Jahren in allen Bundesangelegenheiten konsequent eingehalten hat, so ist es mir nicht zweifelhaft, daß dasselbe kein in sich geschlossenes Deutschland mit nationalen Tendenzen und gemeinschaftlicher centraler Aktion will und wollen kann. Ein solches Deutschland könnte sich nur auf Kosten des Partikularismus der einzelnen Bundesstaaten bilden, und da Oesterreich seinen Partikularismus nicht mit dem Deutschlands verschmelzen und in demselben aufgehen lassen kann, eben so wenig aber auch von Deutschland wird ausscheiden wollen, so ist es selbst verstanden, daß der k. k. Hof der Bildung eines solchen neuen Deutschlands entgegen seyn muß. Hierin begegnet sich das Interesse Oesterreichs mit dem Interesse der Dynastien der mindermächtigen Bundesstaaten. Eher noch würde sich Oesterreich mit der Einführung des reinen Repräsentativsystems in den einzelnen Bundesstaaten, als mit der Unterordnung dieser Staaten unter eine centrale Gewalt befreunden können." Von diesem neuen Deutschland aber glaubte Blittersdorf damals schon: „Nun ist aber das neue Deutschland bereits im vollen Anzuge begriffen. Mit dem Regierungswechsel in Preußen ist der Damm durchbrochen worden, durch den sein Fortschreiten früher aufgehalten wurde. — An ein Wiederherstellen dieses Dammes ist nicht mehr zu denken, wenigstens nicht in voriger Weise. Man wird demnach gezwungen seyn sich nach andern Mitteln umzusehen. Das neue Deutschland, man darf es sich nicht verhehlen, schöpft seine Kraft aus wirklichen und nicht bloß aus eingebildeten Bedürfnissen der deutschen Völker. — Der Zollverein und die sonstigen Vereine über gemeinnützige Gegenstände sind nicht bloße Geburten neuerungsfüchtiger Politiker, und es ist deßhalb auch mit dem Regiren und Verwerfen derselben keineswegs gethan. — Dieses neue Deutschland findet seine eifrigsten Vertreter in den Ständeversammlungen,

Digitized by Google

und da die Regierungen täglich abhängiger von den Ständeversammlungen werden, eben so in der Beamtenklasse. Als Aushängeschild dient die Nationalität Deutschlands und gegen dieses magische Wort wagt so leicht Niemand sich aufzulehnen.“

Der Verfasser fühlte sehr richtig, daß den immer lauter und mächtiger werdenden Ständeversammlungen gegenüber auch der Bundestag immer mehr ein Parlament werden müsse. Doch wagte er den letzten Gedanken nicht auszusprechen, wie Bassermann. „In einer Zeit, sagt er S. 58, wo die Regierungsgewalt immer mehr aus den Händen der Souveräne in die konstituirter Behörden übergeht, die nach bestimmten Formen berathen und dem Einfluß der öffentlichen Meinung anheim gegeben sind, kann mißliebigen Ergebnissen nur durch eine ebenmäßig konstituirte öffentliche Behörde entgegengewirkt werden. Deßhalb halte ich den Weg der Einwirkung durch die Kabinette nicht mehr für ausreichend, vielmehr muß den konstituirten Behörden der einzelnen Staaten eine andere konstituirte Behörde entgegengestellt werden, und diese konstituirte Behörde, ich wiederhole es, kann keine andere seyn als die Bundesversammlung.“ Nr. 11, 12 sind weitere Schreiben an Münch.

Im 13ten Aktenstück, einem Schreiben an F. v. L. vom 18. December 1847 wird über den Bund das strengste Urtheil gesprochen. „Ew. kennen das Thun und Lassen in Frankfurt auf das Genaueste, und werden mit mir einverstanden seyn, daß es keinen schreienderen Widerspruch gibt, als dieses Thun und Lassen mit der Größe und dem Umfang der zu lösenden Aufgabe. — Vernachlässigt, mißachtet, bei Seite geschoben und gestoßen, wie es die Laune oder Eingebung des Augenblicks will, gleicht der Bundestag eher dem allgemeinen Sündenbock der Juden, als einer politischen Institution, die der größten und mächtigsten Nation Europas würdig wäre. Wo man das Auge in Deutschland hinwendet, erblickt man ein reges Leben in guter oder schlimmer Richtung, ein freilich meist erfolgloses Streben Neues zu schaffen, um den Bedürfnissen der Gegenwart abzuhelfen; in privat- und öffentlichen Vereinen, in Kongressen und Versammlungen von Bevollmächtigten der Staaten und specieller Administrationen, in Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, Lübeck, Kiel, und wie die Städte alle heißen, überall, überall wird von gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands gehandelt, nur nicht in Frankfurt, wo die Bevollmächtigten der Fürsten tagen, um die spärlich einkommenden, in düstern Kanzleien gefertigten Instruktionen über außerwesentliche Gegenstände zu distilliren und als weisen Dunst zu der Retorte hinausspazieren zu lassen. Keinem Bundestagsgesandten ist die geringste selbstständige Bewegung gestattet; Alles wird von speciellen Instruktionen abhängig gemacht, und wenn ein Bundestagsgesandter unter Zugrundelegung der klarsten bundesgesetzlichen Bestimmungen von den allgemeinen Interessen und Rechten Deutschlands sprechen wollte, so würde es von seiner Regierung wie ein Auflehnen gegen die souveräne Gewalt seines Kommittenten betrachtet werden. Um billig zu seyn, muß ich freilich hinzufügen, daß die Kommittenten der Bundestagsgesandten, die Souveräne und deren Ministerien, selbst keine freie Hand mehr haben, und daher auch keine Verhandlungen und Beschlüsse zulassen können, für die sie im Inlande nicht einzustehen vermögen. Unter diesen Umständen erscheint der deutsche Bund nur noch wie ein Plakat, das an einen großen Pfosten angeschlagen ist, der von den ringsum wogenden Gewässern täglich mehr unterwühlt, und bei dem nächsten heftiger wüthenden Sturme umgestürzt werden wird.“

Es folgt noch ein zweites Schreiben an denselben und der denkwürdige Vortrag, den Herr von Blittersdorf am 8. März 1848 beim Bundestage hielt, dessen strengste Kritik enthaltend. Endlich die amtlichen Schreiben, die sich auf die Pensionirung des Verfassers beziehen.

Man ersieht aus diesen Mittheilungen, daß Herr von Blittersdorf, welche sichere Sprache er auch immer in der badischen Kammer führte, doch das Unsichere der Bundesverhältnisse und des Bestehenden überhaupt klarer und schärfer als irgend ein Anderer erkannt hatte. Schade, daß er kein Wort über die Zukunft hinzugefügt hat. Sonst hätte er wohl sagen dürfen, daß, wie sich seine Vorschläge von 1833 und 1847 nur als ein Surrogat zu dem verhalten, was das Jahr 1848 wirklich errang, hinwiederum die Resultate des Jahrs 1849 sich wahrscheinlich nur als Surrogat zu dem verhalten werden, was Deutschland wirklich bedarf.

## Memoiren.

Denkwürdigkeiten über Italien von General Wilhelm Pepe. Mit einer Einleitung über italienische Memoirenliteratur. Dritter Theil. Zürich, Schultheß, 1849.

Wir haben die frühern Bände dieses interessanten Memoirenwerks unsern Lesern vorgeführt und können nicht unterlassen, nun auch noch den Schluß zu besprechen. Pepe schildert in diesem Bande die neapolitanische Revolution von 1821, an der er bekanntlich den wesentlichsten Antheil genommen hat. Er findet, gegenüber den untreuen Berichten Carrascosas und Colletias Vieles zu berichtigen, und stellt überhaupt jenen Kampf, den man gewohnt ist, im lächerlichsten und verächtlichsten Lichte zu sehen, von einer ernsteren Seite dar.

Die starke Partei der Carbonari in Neapel nöthigte den König Ferdinand, sich die spanische Konstitution gefallen zu lassen, überschätzte aber offenbar ihre Kräfte, wenn sie hoffte, die Konstitution ohne französischen Schutz behaupten zu können, da das Jahr 1823 bewies, daß das noch stärkere und zudem abgelegenere und dem Einfluß der h. Allianz viel mehr entzogene Spanien sie nicht mehr behaupten konnte. Zudem logen sich die Freisinnigen in Neapel in die Fiktion hinein, als könne es der König mit der Konstitution ernstlich meinen, und indem sie ihm die gesammte ausübende Macht anheim gaben, setzten sie ihn in den Stand, daß er alles, was nöthig war, um die Konstitution zu sichern und zu vertheidigen, verkehrt anfangen und der Reaktion in die Hände arbeiten konnte.

Die Sicilianer hatten sich empört. Pepes Bruder, Florestan, war mit einer neapolitanischen Armee auf die Insel hinüber geschickt worden, sie zu unterwerfen, schränkte auch wirklich die Revolution auf die Stadt Palermo ein und benahm sich so schonend, daß der Friede leicht herzustellen war, in welchem Falle nicht nur Florestans Armee nach Neapel hätte zurückkehren können, sondern auch die Sicilianer selbst bereit waren, mit bedeutenden Streitkräften die gemeinsame Sache der Konstitution zu unterstützen. Damit würde die konstitutionelle Armee, welche bald darauf Neapel gegen die Oesterreicher vertheidigen sollte, wenigstens um ein Drittel verstärkt worden seyn. Aber eben deßhalb wußte der Hof die Versöhnung mit Sicilien zu verzögern, und Florestan von Wilhelm Pepe geschickt zu trennen.

Die h. Allianz hielt ihren Kongreß zu Laibach ab und lud den König Ferdinand ein, dabei zu erscheinen. Da er die Miene annahm, als ginge er dahin, um die Konstitution zu vertheidigen und den Zorn der h. Allianz von seinen geliebten Völkern abzuwenden, ließ man ihn gehen und traute seinen Versprechungen. Sein Sohn Franz blieb als sein Stellvertreter im Lande und spielte die konstitutionelle Rolle mit größter Verschlagenheit fort. Wilhelm Pepe organisirte damals die Bewaffnung des ganzen Landes und erfuhr, während er öffentlich vom Regenten die wärmsten Freundschaftsversicherungen empfing, hinterrücks nichts als böswillige Verzögerungen, z. B. bei den Anstellungen der

Digitized by Google

von ihm vorgeschlagenen tüchtigsten Offiziere. Zugleich verstand man es, die Eitelkeit der Professoren und Advokaten in der Deputirtenkammer auszubeuten, um zwischen der Civil- und Militärpartei Hader zu erregen. Als Pepe eine allgemeine Musterung in Neapel abhielt, setzten die parlamentarischen Schwätzer ihre Sitzung fort, ohne der Parade zuzusehen, um den alten General ihre Ueberlegenheit und seine Unterordnung fühlen zu lassen. Gleichzeitig wurde die Kirche in Anspruch genommen, der Erzbischof erließ einen Hirtenbrief so antikonstitutionell als möglich. Inzwischen ließ der nach Laibach abgereiste König nichts von sich hören, außer höchst erfreuliche Nachrichten über seinen Gesundheitszustand.

Da auf einmal kam die österreichische Erklärung, daß Neapel sich zu unterwerfen habe, unterstützt vom Anmarsch einer bedeutenden österreichischen Streitmacht; eine Zuschrift des Papstes in gleichem Sinne und die Botschaften von Rußland und Preußen, die wenn es an Oesterreich nicht genug wäre, noch mit ihrer weitern Macht drohten. Die Deputirtenkammer in Neapel benahm sich bei diesen Nachrichten ganz wie bisher, nämlich schauspielermäßig. „Der rechte Flügel der Oesterreicher stand in Piacenza, Cremona und Castelmaggiore, von welchen drei Plätzen aus er binnen weniger Stunden den Po überschreiten und in 12 Tagen an den Tronto gelangen konnte. Aber die Advokaten im Parlament hatten sich in dem Glauben verrannt, daß die verbündeten Fürsten es nicht wagen würden mit Heeresmacht heranzurücken, ohne zuvor ihre eigenen gelehrten und spitzfindigen Beweisgründe bekämpft zu haben. Einer der beredtesten unter diesen Deputirten sagte am Tage, wo er seine Rede hielt, zu mir: Meine morgige Rede wird eine Revolution in Europa hervorbringen.“ Als die letzte Maske gefallen war, wagte Niemand im neapolitanischen Parlament zu sagen „der König hat uns verrathen,“ sondern man log in seinem Sinne fort, blieb in der Illusion, als meine er es redlich konstitutionell, und bedauerte ihn nur, als er sich unter dem Zwange und in der Gefangenschaft befinde.

Der Regent Franz ging so weit, von Pepe zu verlangen, er möge alle Feindseligkeiten unterlassen, bis er selbst im österreichischen Lager gewesen und mit seinem Vater gesprochen habe. Als dieß nicht anging, sorgte der Regent wenigstens dafür, daß Pepe nicht die gesammte Streitmacht Neapels leitete, sondern stellte das erste Korps unter den Befehl des zweideutigen Carrascosa, dessen ganze Aufgabe war, dieses Korps zu isoliren, sich fern von Pepe zu halten und diesen im Stich zu lassen. Wären Carrascosas und Florestans Truppen, die so nutzlos zerstreut standen, unter Pepe's Befehl vereinigt gewesen, so würde der Widerstand natürlicherweise viel mehr Nachdruck gehabt haben. Zum Ueberfluß mußte auch noch Colletta Kriegsminister werden.

Nachdem so von neapolitanischer Seite Niemand schlagfertig war, außer Wilhelm Pepe mit seinem kleinen Korps, und den Oesterreichern dieß hinlänglich gesteckt war, so beschränkte sich auch der Kriegsplan der Oesterreicher einfach darauf, mit ihrer gesammten Macht das schwache Korps des Pepe in den Abruzzen zu umzingeln. Von Carrascosa und dem Regenten absichtlich verrathen und im Stich gelassen, faßte Pepe einen Augenblick den kecken Entschluß, sich durch eine Seitenbewegung frei zu machen, die Oesterreicher hinter sich zu lassen und rasch nach Piemont zu ziehen; was nicht gethan zu haben, er nachher bitter bereute. Genug, er wurde von den Oesterreichern bei Rieti angegriffen und obgleich sich seine Leute mehrere Stunden lang muthig schlugen, sah er sich doch bald genöthigt, der Uebermacht zu weichen. Sobald aber der Rückzug angetreten war, bemächtigte sich seiner Truppen panische Furcht, sie rissen aus und er konnte sie nicht mehr zusammenbringen. Colletta hat diese Niederlage als eine ohne Schwertstreich dargestellt, aber Pepe bemerkt: „Nach dem, was ich bereits über das Gefecht bei Rieti erzählt habe, brauche ich weiter nichts mehr beizufügen um zu beweisen, daß Colletta, welcher alles nicht wie ein Militär, sondern wie ein Romanschreiber erfunden, die ehrenvollen Seiten dieser That gänzlich verschwiegen hat, und diese bestanden darin, daß unsere jugendlichen Schaaren sechs Stunden lang sehr tapfer gegen einen wohlerfahrenen und gut kommandirten Feind gefochten, dessen Reiterei mehreremale zurückgeworfen wurde. Das von Colletta erwähnte Geschrei über Verrath ist ganz und gar aus der Luft gegriffen. Carrascosa sagt bloß, meine Miliz sey durch den Donner der feindlichen Artillerie in die Flucht geschlagen worden. Menschen, welche so viel beigetragen, um ihre Landsleute ins Elend zu stürzen, häuften hinterdrein noch Verachtung über die Häupter derselben.“

Ein letzter Versuch Pepe's, das Parlament und den Sitz des Widerstandes nach Calabrien zu verlegen, scheiterte an der bereits eingetretenen Muthlosigkeit und dem allgemein ausbrechenden Verrathe. Während die Oesterreicher in Neapel einzogen, floh er zu Schiffe nach Spanien. Als er von Madrid weiter nach Lissabon reiste, überfielen ihn Räuber und nahmen ihm alles. Er fand jedoch in Lissabon und später in London, wo er längere Zeit lebte, die achtungsvollste Theilnahme und Unterstützung. Mit dem größten Entzücken spricht er von den Engländerinnen, die sich seiner verbannten Landsleute annahmen, und dem alten General entschlüpft das dichterische Wort „sie sind von Herzen, was sie von Gestalt sind.“

Unterdeß mußte der österreichische Feldherr Frimont in Neapel die Wuth mäßigen, mit welcher der heuchlerische König Ferdinand über seine alten konstitutionellen Freunde herfiel. Schon hatte er gegen sechzig der tüchtigsten Offiziere zum Tode verurtheilen lassen, als Frimont ihn nöthigte, ihnen das Leben zu schenken; 32 aber ließ er aufs grausamste auf einer abgelegenen Insel in Ketten schmachten, zusammengefesselt mit gemeinen Galeerensklaven.

Im Jahr 1823 hoffte Pepe, Spanien werde sich der Franzosen erwehren und dieß vielleicht eine neue Insurrektion in Neapel begünstigen; er begab sich daher wieder nach Spanien, sah aber seine Erwartungen getäuscht und kehrte nach London zurück. Dort fand er Carrascosa, der ihn zum Zweikampf forderte. Pepe entwaffnete ihn und schenkte ihm das Leben. Carrascosa war so unedel, auf der Fortsetzung des Kampfs zu bestehen, empfing nun aber eine Wunde. Diese Begebenheit erregte damals in England wie in Frankreich großes Aufsehen und erwarb dem General Pepe zahlreiche Freunde.

In Brüssel, wo er sich einige Zeit aufgehalten, erfuhr er 1830 die großen Ereignisse in Paris und eilte nun dahin, um für sein Vaterland zu wirken. Aber Louis Philipp hielt ihn hin und machte ihm die nicht unvernünftige Bemerkung, daß die Macht des Zeitgeists und des französischen Beispiels zuverläßiger die Konstitution in Neapel herstellen würde, als es eine Invasion und ein neuer Insurrektionsversuch vermöchten. Lafayette und Lamarque waren die, mit denen Pepe damals am meisten verkehrte. Am fieberhaftesten war Pepe aufgeregt, als 1831 die Revolution in Bologna ausbrach und er nicht in Neapel seyn konnte, um sie von dort aus zu unterstützen. Doch ehe er nur einen Plan fassen konnte, um abgesehen von der ihm stets versagten französischen Hülfe, etwas in Italien zu thun, hatten die Oesterreicher schon wieder den ganzen Aufstand niedergeschlagen.

Pepe mußte sich nun in Geduld fassen und vertrieb sich die Zeit mit Schreiben; 1833 gab er seine erste Schrift heraus (über die Mittel, welche zur Unabhängigkeit Italiens führen könnten), dann eine andere über das Militärwesen Italiens, eine dritte l'Italie politique, eine vierte über die Armeen beider Sicilien, endlich die hier vorliegenden Memoiren.

Die große Revolution des Jahres 1848 hat Wilhelm Pepe endlich nach Italien zurückgeführt und wie bekannt, zog er mit einer neapolitanischen Heeresabtheilung nach Venedig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 11.** Sonnabend den 10. Februar 1849.


## Deutsche Mythologie.

1) Mythologie der Volkssagen und Volksmährchen; eine Darstellung ihrer genetischen Entwicklung. Von F. Nork. (Band IX des Klosters.) Stuttgart, Scheible, 1848.

Ein umfangreiches Buch von mehr als tausend Seiten. Der bekannte Verfasser hat darin ein ungeheures Material zusammengehäuft und möglichst geordnet. Man muß der Geisteskraft, mit der er den Stoff zu überwältigen getrachtet hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man auch die Anwendung seiner bekannten mythologischen Methode auf die deutsche Sagenwelt nicht in allen Punkten zu billigen vermag. Wenn nämlich in Bezug auf die gewiß nicht prüden Mythen der Alten Herr Nork von der auf geschlechtliche Verhältnisse hinweisenden Auslegung einen allzuverschwenderischen Gebrauch macht, so fällt diese Methode noch viel mehr auf, wenn sie auf die keusche germanische Sage angewendet werden will.

Außerdem gibt sich Herr Nork zuweilen einer euhemeristischen Neigung hin, welche für rein mythische Gestalten einen historischen Boden sucht. So hat er unter andern den sonderbaren Einfall, die Feen von „Jungfrauenvereinen für religiöse Zwecke" herzuleiten (S. 834). Wenn auch in den Sagen nicht selten menschliche Frauen und Jungfrauen als Zauberinnen mehr oder weniger Feencharakter annehmen, so bleibt den eigentlichen Feen doch ohne Zweifel die Bedeutung von mütterlichen Naturgöttinnen und wenn sie nicht als herrschende Feenköniginnen, sondern in Menge erscheinen, als Elfen, d. h. als Personificirungen von Elementarkräften, Naturreichen, Jahrszeiten ꝛc. gesichert.

Zum Glück hält sich der Verfasser in vielen und zwar den wichtigsten Punkten von jenen Einseitigkeiten frei und dringt in die Tiefe der Sage ein. Sein Hauptverdienst besteht in der richtigen Auffassung jener fast unzählbaren Sagen, die sich auf den deutschen und überhaupt abendländischen Glauben an die Unterwelt beziehen. Vollkommen richtig weist er S. 520 die wesentliche Identität der untermeerischen und unterirdischen Unterwelt nach, sofern seeanwohnende Völker die geheimnißvolle Welt mehr im Meere, berganwohnende dagegen mehr im Innern der Gebirge vorauszusetzen eine natürliche Veranlassung hatten. Vollkommen richtig bezieht er ferner die vielen hundert Sagen von versunkenen Städten, Schlössern, Klöstern, deren Glocken man noch aus dem Meer oder aus einem Sumpf oder Berge vernimmt, auf die heidnische Unterwelt. Eben so die zahlreichen Sagen von verborgenen Schätzen, die ein schwarzer Hund, oder eine Schlange, oder eine Jungfrau mit den Schlüsseln bewacht. Eben so die Sagen von den im Berge schlummernden alten Kaisern, von der aus dem Berge fahrenden wilden Jagd ꝛc. Vollkommen richtig bringt er auch Geburt und Tod gleichmäßig mit jener Unterwelt in Verbindung, so zwar, daß die Todten nicht nur ins Meer oder in den Berg kommen, sondern auch umgekehrt alle irdische Geburt aus dem Brunnen, und alle Wiedergeburt aus dem Berge. Ueberall bricht sich der richtige Gedanke in den weit ausgebreiteten Erörterungen des Verfassers Bahn. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß er die Resultate der einzelnen Erörterungen irgendwo zu klarer Uebersicht gebracht hätte.

Insbesondere wäre es darauf angekommen, den Verkehr mit der Unterwelt auf den Verlauf des Sonnenjahrs zurückzuführen. Die Unterwelt öffnet sich, nach allgemein übereinstimmender abendländischer Sage, am Johannistage. An diesem Tage erscheint die verwünschte Jungfrau mit dem Schlüssel und öffnet die Pforte im Berg oder im versunkenen Schloß, die zu den verborgenen Schätzen führt. An diesem Tage thun sich alle Schätze der Erde auf, aber auch alle Geister der Unterwelt kommen herauf, die Hexen gelangen zu ihrer höchsten Macht. Um sich vor ihnen zu schützen, sucht man das höllebezwingende Johanniskraut, jagt man das Vieh durch das Johannisfeuer, springt selbst hindurch ꝛc. Das alles hat nun seinen Grund einzig in der mit der Sommersonnenwende drei Tage vor Johanni beginnenden Abnahme der Sonnenkraft. Von diesem Zeitpunkt an werden die Tage kürzer, die Nächte länger, es beginnt das Reich der Nacht und des Winters, identisch mit dem Reiche der Unterwelt. Gerade umgekehrt verhält es sich daher mit der Weihnachtsfeier, welche drei Tage nach der Wintersonnenwende eintritt. Von diesem Zeitpunkt an werden die Tage wieder länger, die Nächte kürzer, das Licht gewinnt neue Kraft. Daher dachte man sich, um diese Zeit werde das Reich der Nacht, des Winters, also auch der Unterwelt wieder geschlossen, das Geisterheer kehrt wieder in die Unterwelt zurück. Daher das Toben der wilden Jagd um diese Zeit. Herr Noel zieht S. 60 gewiß nicht mit Unrecht auch das Heulen des Windes herbei, um es auf die wilde Jagd zu beziehen, doch ist die eigentliche Bedeutung der wilden Jagd immer die des ausziehenden und heimkehrenden Geisterheeres. Ja es scheint den beiden Geisterzügen eine noch viel ältere Idee zu Grunde zu liegen, nämlich überhaupt das Ein- und Austreten der Seelen in die irdische Körperwelt und aus derselben. Bekanntlich nahmen die Pythagoräer den Eintritt der gefallenen Geister aus dem Himmel in die irdische Natur vermittelst der Milchstraße im Zeichen des Krebses, also Johanni an, indem sie wie die Inder davon ausgingen, die gefallenen Geister treten aus einem lichten himmlischen Zustande in einen finstern irdischen. Dem entsprechend nahmen sie an, die Rückkehr der durch Buße gereinigten Seelen erfolge wiederum durch die Milchstraße im Zeichen des Steinbocks, also zu Weihnachten. Dieser gewiß sehr alten Vorstellungsweise

Digitized by Google

entspricht nun auch noch der Ein- und Auszug des wilden Heeres in der deutschen Sage, nur mit dem Unterschied, daß der Zug vom Berge ausging, in dessen Inneres man Himmel wie Hölle versetzte.

Am glücklichsten scheint uns das Verhältniß zur Unterwelt vom Verfasser in seiner schönen und ausführlichen Erklärung der böhmischen Sage von der Libussa dargelegt zu seyn.

Eben so richtig, übrigens nach längst, namentlich von Grimm geltend gemachten Regeln der Kritik, faßt der Verfasser die zahlreichen Sagen von der weißen Frau als heidnischen Mythus auf. Doch verleitet ihn die euhemeristische Ansicht und hin und wieder der allzu große Werth, den er auf etymologische Mährchen legt, zuweilen, das Mythische der Sage zu verkennen. Je mehr deutsche Sagen gesammelt werden, in der Art wie zuletzt Kuhn, Wolf, Müllenhoff und Panzer gesammelt haben, um so deutlicher stellt sich heraus, daß ein und dieselbe Sage an Dutzenden, ja an Hunderten von verschiedenen Lokalitäten geknüpft ist. Dieß ist ein fast untrügliches Zeichen des Ursprungs der Sage aus altheidnischem Mythus. Durch Panzer ist dieß in Bezug auf die Sagen von den drei Jungfrauen und auf die Sage von den zwölf Welfen bis zur Evidenz erwiesen. Viele Sagen, die für mehr oder weniger lokal und historisch galten, fallen unter denselben Gesichtspunkt. So die Tellensage, nicht minder die Sage von den Weinsperger Weibern.

Mit voreiligen Erklärungen ist es freilich in diesem Gebiete nicht gethan. Man muß erst das ungeheure Material beisammen haben und vergleichen können. Noch ganze Gegenden sind unerforscht. Was Hoffmann von Fallersleben für das schlesische Volkslied, was Panzer für die bayerische Sage geleistet, sind Ideale, die noch in keinem andern Lande erreicht sind. Und doch müßte auf gleich umfassende Weise die Sagengeographie von ganz Europa uns klar seyn, ehe wir ein sicheres Resultat ziehen könnten. Unumstößlich aber bleibt Grimms Grundsatz, daß der Hauptinhalt aller Volkssagen der altheidnische Mythus ist. Und das ist der Kompaß, der in dem wogenden Sagenmeer uns niemals trügt.

Eine Vergleichung der erst umfassend gesammelten Sagen der verschiedenen europäischen Völker würde darthun, wie viel von dem uralten Heidenthum eines jeden Hauptvolks sich erhalten hat. Wie wir in unsern deutschen Sagen überall auf die alten Götter der Edda stoßen, so kehrt in den walachischen und neugriechischen Sagen die hellenische Götterwelt wieder, wenn auch wunderbar phantastisch umgewandelt. Eben so würden wir durch genauere Erforschung der französischen, italienischen, spanischen und englischen Sagen dem Druidenthum noch besser auf die Spur kommen. Es ist dafür noch unendlich viel zu thun. In Frankreich bildete sich einmal eine Societät für Erforschung keltischen Alterthums. Sie gab Annalen heraus, die leider nicht fortgesetzt worden sind. Darin finden sich mannigfaltige Beweise von der langen Dauer derselben mythischen Vorstellungsweise im Volke. Um ein Beispiel zu geben, so erzählt Plinius der Aeltere in seiner Naturgeschichte XXIX. 3 vom Schlangenei der Druiden, welches dadurch entstanden seyn soll, daß jährlich an einem gewissen Tage alle Schlangen sich versammelten und in die Luft bliesen, worauf aus ihrem Athem jenes Ei, schwebend in der Luft, sich bildete. Dieser Glaube herrscht noch jetzt unter dem Landvolk in Frankreich, und zwar mit einem mährchenhaften Zusatz von sehr poetischem Reize. Nach den mémoires de l'académie celtique II. 215 nämlich bildet das gemeinschaftliche Hauchen der Schlangen nicht sowohl ein Ei, als vielmehr einen Karfunkel von unschätzbaren Gaben und Kräften. Diesen zu erlangen ist aber fast unmöglich, weil ihn in der Luft die Schlangen schützen, und weil sie ihn, sobald sie fertig sind, ins Wasser fallen lassen. Einmal jedoch haschte ihn ein Nußheher im Fluge und trug ihn in sein Nest. Wie er nun so zwischen den Jungen lag, nahmen die Flügel derselben den himmelblauen Glanz von ihm an, der seitdem dieser Vogelgattung geblieben ist. Herr Nork citirt S. 957 den Plinius, ohne der französischen Sage zu erwähnen. — Von einer reicheren Sammlung und gründlicheren Vergleichung französischer Volkssagen ist noch manches auch für unsere deutsche Mythologie zu hoffen. Wir wollen nur auf die zerstreuten Spuren der Sage vom Roß Bayard hindeuten, die mit einem uralten Mythus vom Rheinfluß in nahem Zusammenhange zu stehen scheinen.

Unter den Erklärungen des Verfassers, die uns weniger zugesagt haben, bemerken wir S. 192 die Behauptung, die Hauskobolde seyen Seelen der einst im Hause Ermordeten. Das ist wohl richtig von bestimmten Plagegeistern, gilt aber gewiß nicht von den neckischen und lustigen, oder hülfreichen Koboldeu. S. 212 stellt der Verfasser die gewagte Vermuthung auf, der berühmte Ritter Tanhäuser sey ein nomen collectivum und bedeute einen, der in einer Tanne hause, d. h. in einem Tannenbaum begraben sey, also überhaupt alle Todten. S. 450 gibt er dem Todtenschuh, der in nordischen und deutschen Heidengräbern vorkommt, die Bedeutung einer indischen Yoni, was erstens ganz gegen den Geschmack nordischer und deutscher Mythologie ist und zweitens sich auch durch den Umstand widerlegt, daß in den Gräbern, auf die sich der Verfasser bezieht, weniger Schuhe als vielmehr Füße, einen z. B. als vollkommen unbeschuhter plastischer Menschenfuß, und daß neben diesen Füßen auch symbolische Hände vorkommen. S. 724 will der Verfasser im König Artus der britischen Sage das orthodoxe Druidenthum, in seiner leichtfertigen Gemahlin Ginevra dagegen den Neodruidismus personificirt sehen. Das sind Deutungen, von denen sich die sagenbildende Vorzeit wohl nichts geträumt hat. S. 883 beliebt der Verfasser, Herrn Daumer zu Gefallen, in gewissen gespenstischen Wagen den von Herrn Daumer erfundenen Opferwagen wiederzuerkennen, in welchen christliche Priester ihre Menschenopfer zur Schlachtbank geführt haben sollen. Doch können uns die kleinen Auswüchse, die uns mehr launenhaft als überlegt vorkommen, nicht abhalten, das große Verdienst anzuerkennen, welches sich der Verfasser durch seine Vergleichung und Prüfung der wichtigsten abendländischen Sagenkreise erworben hat.

## 2) Rodenstein und Schnellerts, ihre Sagen und deren Bedeutung für die deutsche Alterthumskunde von Dr. W. Wolf. Darmstadt, Leske, 1848.

In dieser kleinen Schrift sind alle Sagen gesammelt, die sich in der Umgegend des Rodensteins und Schnellerts im Volk erhalten haben. Herr Wolf sucht daraus den Beweis zu führen, daß von der Ruine Schnellerts aus der altdeutsche Gott Odhin zu Roß mit seiner wilden Jagd ausreite, von der Ruine Rodenstein aber der Gott Thor mit einem friedlicheren Zuge ausfahre, jener Krieg, dieser Frieden vorbedeutend. Der Gegensatz an sich scheint uns sehr richtig aufgefaßt zu seyn, nur die beiden Götter dürften etwas willkürlich gegriffen seyn. Mit Bezugnahme auf das, was wir oben über den Ein- und Auszug des Geisterheeres zur Zeit der Solstitien beigebracht haben, scheint uns auch in dem Gegensatz des Schnellerts und Rodenstein nichts anderes zu liegen, als der wilde, kriegerische, zerstörende Herauszug des Geisterheeres beim Beginn, und die friedliche, neuen Jahressegen verheißende Heimkehr desselben am Ende der Nachtzeit des Jahres. Die Friedensattribute, welche Herr Wolf dem Gott Thor vindicirt, passen sämmtlich auch auf die Verheißung des neuen Lichts und Segens zu Weihnachten, im Gegensatz gegen die drohende und kriegerische Aufregung zu Johanni.

Digitized by Google

Damit stimmen auch die Sagen vom verborgenen Schatz auf dem Rodenstein, von der Schlange mit dem Schlüssel, von der als Schlange oder Kröte durch drei Küsse zu erlösenden Jungfrau, die sich an den Rodenstein knüpfen, überein. Denn diese Sagen, die überall in Deutschland wiederkehren, beziehen sich auf nichts anderes als auf die Wiedereröffnung der Erdfruchtbarkeit im neuen Jahre, oder auf die Wiedererlösung der vom Winter verwünschten und gefangenen Vegetation.

---

## Dichtkunst.

**Aus dem poetischen Nachlasse von Ernst Wilhelm Ackermann. Mit einem Vorwort vom Geh. Rathe Dr. Ernst Raupach. Herausgegeben vom Vater des Verewigten. Leipzig, Gebr. Reichenbach, 1848.**

Der junge Dichter, dessen Reliquien hier mitgetheilt werden, war 1821 zu Königsberg in Preußen geboren, studirte in Berlin, wurde Hofmeister in einer russischen Familie (durch Raupachs, seines Pathen, Verwendung), begleitete diese nach Italien und starb zu Neapel 1846. Ein frühreifes Genie von schwächlicher Körperkonstitution und äußerster Reizbarkeit der Phantasie erlitt er das Loos, das so viele poetische Jünglinge und Mädchen vor ihm getroffen, und von dem man immer noch nicht weiß, ob man es mehr ein beklagens- oder beneidenswerthes nennen soll. Das eine, weil große Kräfte untergegangen sind, ehe sie die rechte Arbeit gethan; das andere, weil sie in der Pracht und in vollem Duft ihrer Blüthe gestorben sind, ehe der Wurm die Frucht annagte. Man kann nicht umhin, solche Individualitäten unter einen Gattungsbegriff zu bringen. Die Geschichte der Poesie, besonders der deutschen, kennt ihrer gar viele, die in der Treibhaushitze der Schule und Literatur zu früh gezeitigt, zu früh hinwelkten.

In der neuesten Zeit wirken die giftigen Stoffe, die so reichlich unsere Schule und Literatur durchdringen, wesentlich mit, junge Naturen von zu großer Reizbarkeit zu verderben. Man denke an den Selbstmord des jungen Karl von Hohenhausen, der, noch nicht zwanzig Jahr alt, doch schon weltmüde geworden war. Andere bewegt der Kampf der Zeit zu ungeheuer. Sie sind nicht stark genug, alle diese Erschütterungen auszuhalten. Herr Raupach sagt im Vorwort von dem jungen Ackermann: „Der Kampf der Zeit spiegelte sich vollständig in ihm ab, wie wohl selten in diesem Alter; da war alles vom Höchsten bis zum Geringsten in Frage gestellt, und rastlos ja ängstlich rang er nach Lösung. Dieser durchgreifende innere Kampf mußte ihm bei seiner, wohl von der Mutter ererbten, Reizbarkeit gefährlich werden ꝛc.“

Die schlechte Schule, in welche der edle junge Geist gerathen, verräth sich bald in mehreren seiner Gedichte. Die suffisante und lüsterne Persiflage des Christenthums, wie Heine sie aufgebracht im echten Shylocksgeist, um lange Judenschmach endlich an den Christen zu rächen, wir finden sie auch von unserm jungen Königsberger arglos adoptirt:

> Und willst Du mich lieben,
> Holdseliges Kind,
> Mußt erst eine Christin
> Du werden geschwind.

D. h. du mußt glauben, ich sey dir treu, wenn du auch dabeiständest, während ich eine andere küsse ꝛc. Oder:

> Am reinen Glauben laß, o Maid, uns halten;
> Wir glauben fest an die Dreieinigkeit.

D. h. ich bin das Seyn, du bist mein Entfalten und unsere Vereinigung ist der Kuß, also der Hegel'sche Selbstvergötterungsprozeß.

In einem dramatischen Fragmente „Don Juan und Maria“ sitzt Don Juan im „tiefsten Höllenkreise für die Wollüstigen“ und spottet:

> Das also ist der Abgrund Deiner Qual schon,
> Die Grenze Das der Pein, die Du erdenken
> Gekonnt für einen Sünder — groß wie Ich! —
> O armer Gott! wie hat die Einsamkeit
> Gelähmt Dir doch die schaffende Erfindung! —
> Zwar einsam bin ich auch — doch um mich kreisen
> Die Bilder all', um denen mindestes
> Ich wieder jach aus Deiner Sel'gen Ring
> Losriffe mich, sehnsüchtig abwärts stürzend.
> Und spukt auch rings widrige Zerrgestalt,
> Find' ich das liebe Leben doch heraus,
> Das ich umschlungen stets, wie sich es bot
> Mit allen seinen Reizen, allen Blößen.
> Nicht Du — Ich sah die Welt — und sie war gut!

In diesen Blasphemien geht es fort, bis Don Juans Geliebte und dann die Mutter Gottes selber erscheinen und ihn in den Himmel abholen. Das geht also noch viel weiter, als Goethes Faust. Goethe nöthigte doch seinen Faust wenigstens, sich selber zur Madonna hinzubemühen; Ackermann aber nimmt keinen Anstand, die Madonna zu Don Juan in die Hölle zu schicken, um ihn zum Lohn für alle seine Unverschämtheiten in den Himmel abzuholen. Wenn es nicht die Absicht war, darzulegen, wie weit die Verwirrung der sittlichen Begriffe bei unserer Jugend geht, so hätte der Vater wohl die Manen des Sohnes besser geehrt, wenn er dieses Fragment „Don Juan und Maria“ ungedruckt gelassen hätte.

Zudem ist dieser Don Juan nichts weniger als der frische derbe Natursohn, der herkulische Sinnenmensch. Er ist im Gegentheil schwermüthig, phantasirt in Tod- und Grabgedanken, stellt dem warmen vollen Leben ausdrücklich dessen leeren Schatten entgegen und grübelt in Erinnerungen an eine Leiche, während doch der wahre Don Juan sich gerade durch den Leichtsinn der Lebenslust charakterisirt, die alles Alte vergißt, um nach neuem Vergnügen zu haschen:

> Doch vor mir streckt sich öd' und inhaltslos
> Die Ewigkeit, ob deren Schreckbild ich
> Leis schauernd oft herzinniglich gelacht. —
> Ich lache noch — und stolzer, fester jetzt.
> Denn spinne endlos aus die zähe Zeit
> Und sieh', ob je erscheint der Augenblick,
> Wo ich mich matt gefühlt und matt gedacht
> Sey's nur an meines vollen Lebens Schatten.
> Ja, mit den bleichen Schemen kann ich buhlen;
> Wie einst mit Ihr, die schon bei der Geburt
> Ihr Engel mit der Todeslilie warnend rührte,
> Daß nimmer in des Lebens bunte Lust
> Die bleiche Schöne sich verirren möge,
> Nein — auf den Heimruf harrend, einsam welke. —
> O sie verduftete so langsam kühl
> Bis ich sie heiß und rasch zu Tod' geliebt! —

Digitized by Google

In meinen Armen hast Du's einst geseufzt:
Du tödtest mich! — und Deinen letzten Hauch
Noch hab' ich Gott und Tod hinweggeküßt. —
Bei Gott, ich bin auf meine Sünden stolz
Und möchte Der nicht seyn, der sie bestraft.
Sey Du mein Zeuge, junge Mutter Du,
Die Schmerz um Schmerz Du duldetest für Nichts,
Bis ich den Sohn der Liebe Dir geschenkt,
Ob denn in allem Weh und aller Schmach
Nicht süßer noch Dein schuldig Dulden war,
Als Dein unselig reines Märterthum.
Wie ich nur Deiner denke, fühl' ich schon
Das Blut durchglühn den bleichen Schattenleib.

Die Erzählungen in Prosa sind besser. Es sind moderne Mährchen, die ein wenig an Callot-Hoffmann erinnern, aber weit weniger feste Gestalten darbieten und weit weniger in sich geschlossen sind. Bald überwallt das lyrische Gefühl in kurzen Sätzen mit vielen Gedankenstrichen. Bald geht die Phantasie mit dem jungen Dichter davon. Diese Phantasie ist reich und würde sich in spätern Jahren wahrscheinlich in Bezug auf die Ausschweifungen ermäßigt, in Bezug auf den Nerv gestählt haben. Sie ist zu traumhaft, weich, verschwommen. Hier eine Probe des Zartesten, was sie bietet. Der knabenhafte Dichter träumt im Wald und Moor unter dem Einfluß eines Elfenmädchens. „Der Köhlermichel stürmte mit dröhnenden Schritten einher, und die breiten Nüstern schnaubten Dampf wie ein Meiler, der ewige Jude brach sich, stöhnend zum Tode, mit wildem Ingrimm oben durch das Gestrüpp der eisgrauen Tannen hindurch, und die dunkeln Moorjungfrauen wanden in der schwarzen Tiefe ihren sinnverwirrenden Ringeltanz um den Versinkenden. Und düsterer und düsterer webte es mein Sinn, da schlug mir das Schwesterlein, das schon lange vor Angst leise gesungen, lachend auf den Mund. „Komm, ich will Dir unser Spielzeug zeigen," rief sie. Ich schwebte an ihrer Hand aus dem Walde fort und bald über die Bettchen holder, schlummernder Mädchen hin. Die Engelchen lagen lächelnd, oder traumlauschig da, Schwesterchen aber klopfte mit dem Elfenfingerchen an die kleinen Herzen; da thaten sie sich auf, und ich sah die allerliebsten Träume, die das künftige Leben wie im kleinen durchsichtigen Ei herum trugen und kollerten. Da zog die häusliche, trauliche Puppenwelt auf und nieder, und in den vielgeräthigen, kleinen Palästen reihten sich aus Morgen und Abend die Tage wie Korallenschnüre aneinander. Bisweilen aber guckten derbe, rothbackige Jungengesichter zu dem Fensterchen hinein, und vor ihrem vollhalsigen Lachen schütterte das Haus, und die Püppchen flohen, doch oft mit Lächeln die zierlichen Köpfchen wendend. — Und wie wir so weiter hinflogen über die Welt, da kehrte ich mich nur zu ihr hin und sah Alles noch kleiner und niedlicher als in der Vogelperspektive in ihren klaren Spiegelaugen, und zugleich sah ich die treue, tiefblaue Seele drunter, über die all' das wechselnde Gebilde anmuthig hinflirrte. Da schoß es mir plötzlich ins Herz und auch gleich auf die Lippen: „O Du, ich bin ja schon lange todt, und lebe nur noch in Dir!" — „Wirklich?" sagte sie und ward unter dem Blick ernster und größer. „Hast Du verlassen Vater und Mutter und Alles, was Dein war? Nun dann stirb auch recht, damit Du nicht wieder von mir mußt!" Und sie segnete mein Herz mit den kühlen Fingern zum Sterben ein. Da sank ich nieder rückwärts in das schwellende Grün. Ich war aber schon gar weich geworden, also daß ich fühlte, wie die große Erde unter mir pulsirte, und wie sie alle die Säfte, die da kreisen in der prangenden, bunten Erscheinung, wieder zum schlagenden Centralherzen zurücksog, daß sie mit langziehenden Schmerzen zurückflossen, und in langsam-mildem Zucken die grünen Kinder zusammensanken. Und nun öffnete sich auch mein Herz und leise, Perle für Perle, wie ein sanft-plätschernder Quell, stahl sich das Blut hervor, und jeder Tropfen hauchte sein ungestümes Leben in die Lüfte aus, die es spielend davon trugen. Die tiefste Sehnsucht meines ganzen ehemaligen Seyns hinaus zu strömen, außer sich zu seyn, war erfüllt. Und sie neigte sich über mich und war wieder die Mutter. Mutterherz über mir, Mutterherz unter mir — so fühlte ich die Wonne des Vergehens, eine nie geahnte Wollust des Schmerzes. Schon kreiste ich ein freier aus der Muschelschaale entbundener Perltropfen mit im All nach seines Rhythmus Schwall, und hatte doch noch die so ganz eigene liebende geliebte Liebe über mir. Vom Ich schon befreit noch ein Mein und Dein. — „Erlösung," lispelte ich, „Erlösung! — Maria! Du tödtest süß! so wars Deinem Sohne!" — Und so schwand ich hin, bis ich nur noch ein zitternder Ton war, und in leisen Schwingungen dann auch verhauchte, und wie eine Goldwelle in die Lüfte verperlte." Aus dieser Probe kann man die ganze geistreiche Konfusion unseres Dichters erkennen.

Zum Glück kehrt in diesen prosaischen Erzählungen die antigeistliche Marotte und das Kokettiren mit der Negation viel seltener wieder. Nur einmal wird der Satan zum guten Weltprinzip erhoben, im Geschmack jener wohlfeilen Sallet-Schefer'schen Manier, die ihre Originalität in der einfachen Umkehr des Heiligen ins Unheilige und vice versa erkünstelt. Der Redende ist ein Maler, der die Bildhauerkunst nicht leiden kann; um aber seinen Haß gegen sie auszudrücken, erfindet er folgende Mythe: „Ihr habt gehört, daß Gott die Welt im Anfang gut geschaffen hat, aber schwerlich dachtet Ihr Euch was Klares dabei. Ich habe es aber aus sicherer Tradition, daß er sie plastisch erschaffen hat, um den plastischen Granitklumpenkern herum Alles in reinem, schuldlos-farblosem Weiß. So strebte Alles bloß mit pflanzlicher Sicherheit seine Form zu erfüllen, so war Alles gleich, Alles einig und geschwisterlich. Aber Satan, der aus dem ersten Strahlenblick Gottes durch das trübe Medium hindurch entstanden war, er der Urfarbige, konnte das nicht ertragen, denn das Entsetzen, was noch heute oft den Strebenden, Wild-Ringenden, mich wenigstens, unter Statuen erfaßt, trieb ihn in grauser Pein umher. Da hauchte er die Kreatur an mit dem lohen Flammenodem, und das Leben schoß zu farbiger Erscheinung hervor. Die ganz des Teufels sind, behielten Nichts vom Urweiß. Es schieden sich die Einfarbigen und die Vielfarbigen. Mit der Farbe kam das Begehren, mit ihm das hin und her wogende, gemeinsame, austauschende Leben, die Elektricität der Geister. Die Tonleiter des Gemüths entfaltete sich, der Reiz erfaßte die Seele durchs Auge, und so erst gab sie den Ton. Und der Prometheus-Funken, das irdische Licht mit seinen Effekten, und seinen eigenen Wirkungen, war das Feuerprodukt der Erde gegen den Himmel. Die Leidenschaften, denen die alte, heilige Tradition die Farben zuordnet, entfalten sich auch da erst in der gebrochenen Seele. Und die letzte Reaktion gegen den Abfall, der letzte Versuch, das ancien régime wieder herzustellen, war die Sündfluth. Und da die nicht gelang, so werden die kleinen Reaktiönchen der Territorialgötter wohl auch nicht viel fruchten."

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 12.** Dienstag den 13. Februar 1849.

## Humoristische Dichtkunst.

**Tutu. Phantastische Episoden und poetische Excursionen von A. von Sternberg. Illustrationen von Sylvan. Leipzig, J. J. Weber, 1848. Groß 8.**

Herr von Sternberg hat sich hier wieder einem Genre zugewendet, in dem er ohne Zweifel Melster ist. Das Mährchenhafte, Phantastische weiß er mit dem köstlichsten Humor zu handhaben und damil die vornehme und literarische Welt (insbesondere Berlins) aufs feinste zu persifliren.

Sein Tutu ist rin gefallener Engel, der so viel von der schönen Eva gehört hat, daß er nicht ruhen und rasten kann, bis er auf unsern Planelen herunlerkommt, wo er denn freilich die Multer Eva nicht mehr findet, desto mehr aber schöne Töchter Evens. Zuerst führt ihn der Zufall mit dem Studenten Don Zerburo zusammen, als derselbe in magische Studien vertleft, die Pforten der Geisterwelt öffnet. Bald sind die beiden jungen Leute, der himmlische Gast und der Student, innig befreundet und erzählen einander ihre Vergangenheit, worauf sie mit einander rine Reise durch die Welt und zwar zunächst durch die vornehme Welt machen, um die Zustände derselben, insbesondere ihre Korruption kennen zu lernen, gelegentlich aber auch auf dle Unzuträglichkeiten anderer Stände und nicht minder der Literatur abzuschweifen. Man sieht, dieser Engel hat nichts mit dem gefallenen Engel des Thomas Moore gemein, desto mehr aber mit dem diable boiteux des Lesage, der gleichfalls mit einem spanischen Studenten zusammentrifft und gleiche Wanderungen und Beobachtungen mit ihm anstellt. Der Sludent stammt von einer alten Adelsfamilie und bemerkt: „Der Ursprung des Namens Zerburo ist dunkel. Während einige Genealogen, die unfehlbar die Absicht hatten, der Familie zu schmeicheln, ihn direkt vom Höllenhund Zerberus ableileten, der, wie die ganze Mythologie ihre Namen und ihren Wohnort veränderte, ebenfalls in den Privalstand überging und ein Grande von Spanien wurde und, zwar mit Beibehaltung seiner drei Köpfe, welche ihm in drei nacheinander folgenden Revolutionen, immer einer zur Zeit, abgeschlagen wurden. Ich sehe in dieser abentenerlichen Sage eine passende Allegorie. Dieser Don Zerburo mit den drei Köpfen stellte das Feudalsystem des Mittelalters vor und gab im Bilde den Staatskörper wieder, der drei sich bekämpfende Köpfe auf einem Schulterpaar tragen mußte und dieses politische Ungeheuer mußte nothwendig unlergehen." Zerburo erzählt hierauf die komischen Abenteuer seines Urgroßvaters die (übrigens echt spanisch) ein wenig ins Cynische ausschweifen. Dann die Geschichte seines Großvaters, der unter der Garde in Potsdam diente und eine hübsche Putzmacherin unler Vermittlung des Marquis d'Alembert heirathete.

Dann folgt die klägliche Geschichte einer Geldheirath. Ein schönes reines Mädchen wird an einen buckligen Glückspilz verkuppelt und dadurch erst im Herzen verdorben und ausschweifend. Ferner die sehr gute Charakteristik einer „Tochler Thaliens." „Welch ein beklagenswerthes Loos ist das einer Schauspielerin, die da alt wird und noch Liebhaberinnen spielt. O welch ein verwüstetes Leben! Zahllose erlogene Liebeserklärungen hal sie angehört und zu jeder hat sie gelächelt und jede dankbar angenommen. Unter papiernen Rosen hat sie geträumt und das erste keusche Erwachen der Liebe geheuchell; Seufzer hat sie empor gesendet in den bestaubten Theaterboden, und was alle andere Mädchen als das süßeste Geheimniß tief im Busen verbergen, damit eilte sie an die Theaterlampen und schrie die Worte der Liebe, die man nur flüstern darf, laut dem Publikum zu. Armes Herz! Hundert ungeübte Histrionen, deren Athem von der Schenke duftete, deren Liebeszauber in irgend einer unreinen Küche zusammengebrüht worden, werfen ihre Arme um dich und tasten sich an dir heran zu der Virtuosität, die dann der Pöbel der Galerie wiehernd beklatscht! O, und jeder Romeo, jeder Faust, jeder Egmont ist dir zuletzt recht; du bist für Jeden Julia, Gretchen, Margaretha. Dein abgenutztes Herz hat nur seine Marionettenzuckungen, die ihm eingelernt sind und die es täglich, wenn die Uhr sieben geschlagen, öffentlich abspielt. Armes, armes Kind! Wie oft sank der Vorhang und sah dich bekränzt als glückliche Braut, beneidet und bewundert, im Lichtglanz und im Lächeln; aber kaum war die Scheidewand gefallen, welche die kleine Gruppe *auf* der Bühne von der großen Gruppe *jenseits* derselben trennte, so lösten sich die Arme deines Bräutigams von der Taille; schläfrig und gähnend sieht er sich nach dem Diener um, der ihm den Mantel reicht, um nach Hause zu gehen. Deine Mutter, deine Schwestern, die dich eben so heiß umschlossen hielten, dein alter Vater, der dich mil Thränen im Blick segnete, die edlen Freundinnen, die den Brautkranz über deinem Haupte hielten — Alle wenden sich rasch von dir ab und eilen keuchend und schreiend über die Bühne. Du stehst allein. Eine Dienerin hält Dir die warmen Winterschuhe hin, du schlüpfst hinein und wenige Minuten darauf sitzest du in deinem einsamen Stübchen und starrst in die kalte Winternacht hinaus. Welch ein armseliger Hochzeitabend! Wie viel Lüge! Und morgen bist du wieder Braut — und übermorgen wieder und dann wieder, und diesen Brautabenden folgt nie eine glückliche Nacht, nie ein Morgen, wo du als junge Frau aufwachtest — du bist bestimmt ewig jung zu seyn — ewig hoffend — Ach eine jammervolle Jugend, eine erbärmliche Hoffnung!"

Höchst ergötzlich ist sodann das Kapitel von den Familiennasen. Die Vignette über diesem Kapitel zeigt Großmutter,

Digitized by Google

Mutter und Tochter in der verschiedenen Tracht ihrer Zeit, alle aber mit der gleichen Aspasianase prangend. Eine zweite Illustration führt eine ländliche Beamtenfamilie in die Menagerie und vor den Käfig eines Affen, der genau dieselbe Physiognomie hat, wie das Publikum, das ihn betrachtet.

Von da erhebt sich das Mährchen wieder zu höherm poetischen Schwunge. Der Engel entschließt sich, in schwarzem Frack mit dem Studenten das gastliche Haus einer geistreichen Berliner Gräfin zu besuchen und hat das süße Unglück, sich in diese Gräfin zu verlieben. Doch läßt diese von seiner Seite sehr stille und bescheidene Liebe Zeit genug übrig, um in pikanter Unterhaltung die literarischen Notabilitäten Berlins die Revue passiren zu lassen. Eine Illustration, die zwar nicht schmeichelt aber doch sehr anspricht, zeigt uns die Gräfin Hahn, die verstorbene Frau von Paalzow und Bettina Arnim, wie sie traulich beisammen sitzen. Herr von Sternberg legt der geistreichen Gräfin Folgendes über sie in den Mund. „Man gebe diesen drei Damen ein Thema; es soll in dem Kerne aller Romane, in den einfachen drei Worten bestehen: „Hans heirathet Gretchen" — wie wird die erste es behandeln? Sie macht vor allen Dingen Hans zu einem Grafen oder Baron, sie gibt ihm Augen, deren Iris goldbraun ist, sie gibt ihm ferner eine kleine Hand, einen kleinen Fuß; dann wenn er alles besitzt, was ihm zukommt, läßt sie ihn sich in Gretchen verlieben. Gretchen ist verheirathet; sie hat einen dummen Mann; Hans ist zwar auch nicht gescheut, aber er ist einmal Hans, Hans der Liebhaber, Hans der Seducteur; Hans der süperb reitet, der gute Toilette macht, der ein magnifiker Schütze ist und sich auf Schulden, Duelle und Tänzerinnen versteht. Alles das versteht Gretchens Mann nicht; darum ist er eben dumm. Die Sache geht vorwärts, sie kommt zum Schluß: Hans heirathet endlich Gretchen. Die zweite dagegen hat irgend ein altes Schloß, ein chateau d'Espagne, dahinein setzt sie Gretchen, die bei ihr eine feudale Person ist, ein Geschöpf, das sich in Brokat kleidet, und dessen Füße so klein sind, daß sie nur in einer Sänfte vom Schloßberge herabgetragen werden kann. Hans ist ein Marquis mit einem sehr langen feudalen Titel. Irgend eine alte Familienkonfusion hat die beiden Schlösser von Gretchen und Hans in einander verwickelt. Es gibt Dokumente, Papiere, Wandschränke, geheime Fächer im Getäfel; ferner gibt es tugendhafte Grafen und unschuldige Kinder. Auch hier geht die Sache vorwärts, sie kommt zum Schluß: Hans heirathet Gretchen. Die dritte findet es unter ihrer Würde, nichts als eine Geschichte zu schreiben: sie macht irgend einen großen Mann zu ihrem Hans und sich zu seinem Gretchen. Die Sache geht nicht vorwärts; sie kommt auch nicht zum Schluß, — Hans heirathet Gretchen nicht. Die Erste macht aus ihrem Roman zwei Theile, die Zweite drei und die Dritte einen. Die Erste benennt ihr Werk schlechtweg „Hans", die Zweite nennt es „John Castle", die Dritte gibt ihm den Titel „Dieß Buch gehört Hans".

Ungerecht dagegen ist, was der Dichter über Ludwig Tieck sagt und wie er ihn in einer Illustration aufführt. Herrn von Sternberg kam es keinesfalls zu, da er selbst nie besondere Opfer des Patriotismus gebracht hat, unserm greisen Tieck vorzuwerfen, er habe sich zu wenig um sein Volk bekümmert. Und nicht minder ungerecht ist es, die königliche Pietät, mit welcher Friedrich Wilhelm IV. das Alter des großen Dichters vor Sorgen geschützt hat, mit einem vorausgesetzten Servilismus von Seite des Empfängers in Verbindung zu bringen. — Eine ganze Reihe von Illustrationen betreffen des Fürsten Pückler-Muskau abyssinisches Stillleben und sind so gut, daß wohl Niemand sie, ohne zu lachen, sehen wird.

Folgen noch phantastische Geschichten von tollgewordenen Automaten und einem Nußknacker, und eine antike Erzählung, der Mord der schönen Metella durch den grausamen Nero. Dann die kleine äußerst leicht behandelte Mythe von der Leda, die auf einer Illustration als moderne Prinzessin auf ihrem Ei sitzt und brütet. Sie ist, obgleich sehr frei, doch von der muntersten Laune eingegeben. Auch das Mährchen von der Kunstgalerie ist sehr lustig. Die vielen schlechten Saturn und Bilder empören sich gegen ihre Urheber und mißhandeln sie. „Eine Venus zeichnete sich besonders durch Grausamkeit aus; sie hatte ihren Schöpfer Bernini in der kolossalen Hand, preßte ihm hohnlachend den Leib zusammen, indem sie dazu rief: Hab ich dich endlich, Armseliger! Jetzt stirb in meinen Händen! Warum hast du mich so häßlich geschaffen! Unglücklicher, ich kann auf meinen Füßen nicht stehen, mit meinen Armen mich nicht regen; so wie ich da bin, kann ich nicht existiren! Und ich soll eine Venus seyn, und ich bin häßlich, daß sich Gott erbarm! — Ein mißgestalteter Herkules schlug statt auf die Hyder auf seinen unglücklichen Schöpfer los, der sich zu seinen Füßen krümmte, und mit den dünnen Beinchen in der Luft herum focht. Eine Minerva hatte ganz kaltblütig den Meister, der sie geschaffen, wie einen Frosch auf ihre Lanze gespießt. Es war ein Grauen und ein Entsetzen anzusehen. Ich zitterte an allen Gliedern. Mit den Gemälden ging es nicht besser. Eine Judith hob ihr Schwert, streckte es aus dem Bilde heraus und machte sich bereit, dem Maler, der sie gemalt, den Kopf abzuschlagen. Eine übelgerathene Büste des Sokrates hüpfte wie ein großer Frosch auf dem Boden und sprang endlich dem Unglücklichen, der sie geschaffen, auf den Leib, indem sie wie ein Alp ihm die Kehle zuschnürte."

Zum Besten in diesem Buche gehört noch die Charakteristik der Fußstellungen, reichlich illustrirt. Schließlich erfahren wir, der Engel habe durch einen Kuß, den er der schönen Gräfin gegeben, sein Recht an den Himmel verloren und müsse auf der Erde bleiben, was ihm um so mehr zum Schmerz gereicht, als die Gräfin sich unterdeß schon wieder einen andern jungen Liebling auserkoren hat.

Die Illustrationen sind zu loben, das Ganze gewährt eine angenehme Unterhaltung. Freilich ist es nur eine Sammlung der heterogensten Stoffe, nur lose durch den Faden der Engelsgeschichte zusammengehalten; doch hat auch diese Flüchtigkeit ihren Reiz für den, der eben nur blättern will und einen flüchtigen Reiz sucht. Erst die Nachwelt wird es bedauern, daß ein so talentvoller Dichter es verschmäht hat, seine Kraft in gediegenen und gehörig durchgearbeiteten Werken zu concentriren. Fast alle Schriften Sternbergs sind schön geschrieben und niemals ohne Geist, aber er führt selten oder nie eine Erfindung durch, ohne willkürlich abzuschweifen und, unbekümmert um die Idee des Ganzen, dem ersten besten Reiz der Unterhaltung nachzujagen.

---

## Reise.

Reise zu Lande um die Welt in den Jahren 1841 und 1842. Von Georg Simpson, Obergouverneur des Gebiets der Hudsonsbay-Gesellschaft. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Zweiter Theil. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Diese Reise ist, so weit sie im zweiten Bande beschrieben wird, keine Land-, sondern eine Seereise, zuerst an den Ufern

Digitized by Google

Californiens, dann durch das stille Meer nach den Sandwichinseln.

Die Schilderung Californiens ist sehr interessant, obgleich der Verfasser das neue Eldorado noch nicht kannte, das seit Kurzem dort aufgefunden wurde und durch seinen Goldreichthum die alte Welt närrisch zu machen angefangen hat. — Californien leidet an allen Gebrechen, welche die spanischen Verwaltungen in Amerika überhaupt bezeichnen, zumal seitdem sie von Spanien unabhängig und republikanisch sind. Der frühere große Einfluß der Geistlichkeit und der Missionen erwies sich besonders heilsam in Bezug auf die Bekehrung, Gesittung oder wenigstens Befriedigung der Indianer. Unter den republikanischen Regierungen sind aber wie bekannt, nicht nur in Californien, sondern in allen spanischen Kolonien Amerikas die Missionen entvölkert, die Missionäre vertrieben, die Indianer zerstreut und der frühern Wildheit zurückgegeben worden. Was insbesondere Californien anlangt, so hilft sich dort die Regierung einfach mit Razzias. Wenn ihr die Indianer lästig werden, unternimmt sie einen Kriegszug gegen sie, dem die Indianer durch die Flucht ausweichen. Die zurückbleibenden Weiber und Kinder werden erst gewissenhaft getauft, dann abgeschlachtet. Keine Rothhaut darf leben bleiben, die in die Hände der Spanier fällt. Ausrottung ohne Erbarmen ist das herrschende System, was natürlich die Indianer nur noch feindseliger und rachlustiger macht.

Nicht weniger beklagt der einsichtsvolle nordamerikanische Verfasser die elende Finanzverwaltung Californiens. Nun die ganze Provinz durch den Sieg der Nordamerikaner über Mexiko den Vereinigten Staaten einverleibt ist und bald eine anglogermanische Bevölkerung sich an die Seite der spanischen drängen und dieselbe bemeistern wird, dürften sich auch bald alle Verhältnisse hier anders gestalten.

So ungünstig das allgemeine Urtheil Simpsons über die politische Tugend und Weisheit der Californier ist, so läßt er doch ihren spanischen Privateigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren und rühmt besonders die Frauen. „Es ist nicht leicht für einen Fremden, sagt er S. 52, von den Frauen und ihrem bezaubernden Benehmen mit Unparteilichkeit zu sprechen, da unsere Eigenliebe natürlich für diejenigen spricht, die bei jedem Blicke, jedem Tone und jeder Geberde offenbar keinen andern Zweck haben, als uns zu gefallen. Was aber ihre physischen Reize, außer den durch Erziehung erlangten Vorzügen, betrifft, so ist es schwer, zu übertreiben, selbst wenn man wollte. Achtete man auch nicht auf die Regungen ihrer Gefühle und auf ihre Bewegungen, so würden schon ihre strahlenden Augen, ihre glänzenden Haare es unmöglich machen, sie geistlos oder fade zu finden, während ihre Sylphengestalten bei jedem Schritte neue Reize zeigen und die inwohnende Anmuth ihrer beredten Züge durch die höhere Schönheit des Ausdrucks noch verdunkelt wird. Allerdings sind sie sich ihrer Reize vollkommen bewußt, aber man muß es den Californierinnen zum Ruhme nachsagen, daß sie ihre Zeit nicht vor dem Spiegel zählen, da sie im Gegentheil bei weitem die betriebsamere Hälfte der Bevölkerung sind. In Californien sind weiße Diener durchaus unbekannt, da weder Männer noch Weiber ihre Freiheit in einem Lande verhandeln mögen, wo Lebensbedürfnisse werthlos und Kleider fast überflüssig sind, und da von geistiger Beihülfe nicht die Rede seyn kann, sieht man selbst die vornehmsten Frauen in der Provinz, zumal wenn sie, was von den einheimischen Ehemännern selten geschieht, mit Wohlwollen und Achtung behandelt werden, die leichteren Pflichten des Haushalt mit Fröhlichkeit und Stolz verrichten. Ihr schlichter und einfacher Anzug verräth wenig von der mühevollen Kunst des Putztisches. Ihre Kleider sind so kurz, daß sie den zierlich geformten Fuß und Knöchel in dem weißen Strumpfe und schwarzen Schuhe sehen lassen, während sie, seltsam genug, den Kopf in ein Tuch hüllen, das all ihre Haare bis auf eine einzige Locke auf beiden Wangen verbirgt. Um die Schultern wickeln sie einen Shawl, und wenn sie ausgehen oder die Messe besuchen, werfen sie über den ganzen Anzug die schöne und geheimnißvolle Mantilla."

Eine der sonderbarsten Sitten in Californien ist die Verbindung der compadres und commadres. Man kennt nur unter den südöstlichen Slavenstämmen (Serben) eine ähnliche Sitte, die aber nicht das elterliche, sondern das geschwisterliche Verhältniß auf Andere überträgt, die feierliche Einsegnung von freiwilligen Geschwistern. In Californien sind es freiwillige Eltern. „Der Name scheint von dem Umstande herzustammen, daß die compadres und commadres gegenseitig sich verpflichtet haben, bei ihren Kindern Pathenstelle zu vertreten, so daß das geistlich verbundene Paar zu Mitvätern und Mitmüttern eines und desselben Kindes gemacht wird, das verbunden ist, dem angenommenen und dem natürlichen Vater gleiche Verehrung zu widmen. Zwischen den betheiligten Parteien selbst ist die Verpflichtung wichtig und bedeutend, da jede verbunden ist, der andern beizustehen unter allen Umständen, und trotz allen Unbequemlichkeiten, Beschwerden und Kosten. Für Männer, zumal auf Reisen oder bei schweren Unglücksfällen, ist diese Sitte besonders wohlthätig, und man kann sich leicht denken, in wie vielen Fällen dem schönen Geschlechte eine Vertraute, die durch diese heilige Verbindung zur Treue verpflichtet ist, nützlich und angenehm werden kann. Nichts gibt vielleicht einen bessern Begriff von der Innigkeit dieser Verbindung, als daß Brüder und Schwestern oft ihre natürliche Verwandtschaft in den übereinkünftlichen Titeln compadres und commadres aufgehen lassen."

Von Californien bog der Verfasser ab und schiffte durch das stille Meer bis zu den Sandwichinseln, auf deren Bedeutung als Centralpunkt des Verkehrs und Handels im großen Ocean er aufmerksam macht, und über die er überhaupt viel Anziehendes sagt. Die merkwürdige und höchst imposante Inselgruppe ist durch vulkanische Thätigkeit aus dem Meer erhoben worden, die einzelnen Berge erreichen von 11,000 bis 16,000 Fuß Höhe. Aus der regelmäßigen Richtung der Winde, die in diesen Breiten wehen, erklärt Herr Simpson die Abstammung der Insulaner von den Malaien und die nahe Verwandtschaft derselben mit den weit entfernten Bewohnern von Otaheiti. „Betrachtet man auf der Karte die ziemlich zusammenhängende Kette von Inseln und Inselgruppen von Sumatra bis zu den Marquesas-Inseln und das ziemlich offene Meer zwischen diesem letzten Gliede und dem Festlande Amerikas, so wird man, so lange kein Beweis vom Gegentheile vorliegt, den Schluß ziehen, daß Polynesien, so gewiß als Austral-Asien selbst, seine Bevölkerung nicht aus der neuen, sondern aus der alten Welt erhalten hat. Man wird diesen Schluß durch die Thatsache bestätigt finden, daß nach jeder annehmbaren Voraussetzung die Inseln des stillen Meeres ihre Ansiedlungen lange vorher erhalten haben, ehe eine einzige Menschenfamilie auf den östlichen Küsten jenes Meeres wohnte, und man würde bei weitern Nachforschungen weit mehr Spuren von Asien als von Amerika in den ethnographischen Eigenheiten der Inseln Polynesiens finden. Die einzige, durchaus einzige Antwort auf all dieß ist die physische Thatsache, daß der Passatwind aus Osten längs der ganzen Breite des Weges weht, den wir eben für die ursprünglichen Ansiedler auf den Inseln dieses größten aller Meere bezeichnet haben. Einem so bestimmten Beweise für den

Digitized by Google

asiatischen Ursprung gegenüber hat das Zeugniß für den amerikanischen Ursprung gar kein Gewicht. — Aus welcher Gegend Asiens stammen denn die Polynesier? Man kann fast mit moralischer Gewißheit behaupten, von einem Punkte oder vielmehr von Punkten zwischen dem südlichen Ende Malaccas und der westlichen Grenze Japans. Diese Antwort scheint eine Bestätigung zu erhalten durch den entscheidendsten unter allen Zügen der Aehnlichkeit, die Gleichheit der Sprache." Der Verfasser hält es nicht für unmöglich, daß sogar Amerika von den ihm westlich liegenden Inseln des stillen Ozeans aus wenigstens zum Theil bevölkert worden sey.

Die Einwohner bieten eine seltsame Mischung von Kultur und Barbarei dar. Im Ganzen sind sie ein schönes Geschlecht Menschen, diese Sandwichsinsulaner, die Männer tapfer, die Weiber höchst reizend, aber jene haben noch viele Tücken der alten Barbarei und diese können sich mit ihrer heidnischen Weitherzigkeit und natürlichen Koketterie noch gar nicht in das strenge System der englischen Missionäre finden, die aus diesen üppigen Kindern der Natur prude Puritanerinnen haben machen wollen. Lange wehrte sich das alte Heidenthum und das alte Naturell gegen die moderne Civilisation, bis es dem König Kamehameha gelang, das Christenthum und die modernen Reformen mit Gewalt einzuführen, wodurch zugleich die alte ziemlich lockere Aristokratie dem absolut monarchischen Regiment unterworfen wurde. Die Vermittler der Civilisation waren die Missionäre, die vom König bevorzugt, das unterworfene Volk dressirten. Doch ging dieß Werk nicht ganz ohne Störung vor sich. Die Mannschaften fremder Schiffe waren immer nur zu geneigt, mit Umgehung der Vorschriften, welche die Missionäre gegeben hatten, das Volk auf den alten Weg des Lasters zurückzuführen, und Frankreich machte einigemal die Rechte katholischer Missionen gegenüber den englischen geltend.

Als ein Beispiel von der alten Kraft des Volks führt Herr Simpson an, daß sich vor einiger Zeit eine Frau aus einem untergesunkenen Schiffe durch dreißigstündiges ununterbrochenes Schwimmen ans Ufer gerettet habe. „Der Mann und seine Frau hatten sich bedeckte Wassereimer verschafft, die ihnen als Boyen dienten, und indem sie mit den übrigen nach Kahulawe steuerten, fanden sie sich am andern Morgen allein mitten auf dem Meere, nachdem sie den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht unter Entbehrungen und Mühsalen zugebracht hatten. Ihr Unglück wurde noch vermehrt, da der Eimer der Frau bald nach Tagesanbruch in Stücke ging. Sie mußte, so gut sie konnte, ohne Beistand und Hülfe ihren Weg machen, und in den Nachmittagstunden wurde der Mann so schwach, daß er nicht weiter kommen konnte, bis die Frau ihn wieder etwas zu Kräften brachte, indem sie ihm im Wasser die Glieder warm rieb. Sie sahen nun Kahulawe vor sich liegen, nachdem sie gegen vier und zwanzig Stunden auf ihrer traurigen Reise zugebracht hatten. Trotz diesem erfreulichen Anblicke aber fiel der Mann wieder in eine solche Erschöpfung, daß die Frau seinen Eimer für sich nahm und ihm ihr Haupthaar als Schlepptau in die Hand gab, und als selbst diese Anstrengung für ihn zu schwer war, zog die treue Gattin, nach vergeblichen Ermahnungen zum Gebete, seinen Arm um ihren Hals, hielt ihn mit der einen Hand fest und schwamm mit der andern nach der nahen Küste. Nur noch eine kurze Strecke hatte sie zurückzulegen, als sie bemerkte, daß der Mann todt war; sie ließ den Leichnam fallen und erreichte das Ufer vor Anbruche der Nacht, nachdem sie gegen fünf und zwanzig Meilen zurückgelegt hatte und fast dreißig Stunden den Unbilden der Witterung ausgesetzt gewesen war."

Als ein Gegenstück moderner Civilisation erwähnt der Verfasser folgende Gerichtsscene: „Ein Fremder hatte eine nächtliche Prügelei mit einem Manne, der so betrunken war, daß er sich mit seinem Antheile an der Straße nicht begnügen wollte. Zwei Tage nachher wurden beide vor den Richter geladen, der nach bedächtiger und gründlicher Untersuchung der Sache beide Theile, jeden um sechs Dollar bestrafte, wegen der verübten Gewaltthätigkeiten, dem einen der Angeklagten aber zweimal eine gleiche Geldbuße auflegte, weil er betrunken gewesen war und die nächtliche Ruhe der Nachbarn gestört hatte, und damit nicht zufrieden, ließ er jeden der vier Zeugen zehn Dollar bezahlen, indem er treffend bemerkte, daß sie, wenn sie ruhige und gehorsame Unterthanen gewesen wären, sich nicht um Mitternacht in den Straßen herumgetrieben haben würden."

Nur einmal wurde das Regiment der englischen Missionäre erschüttert, als sie sich gegen ein paar französische Missionäre und die von denselben zum Katholicismus Bekehrten empörende Grausamkeiten erlaubten. Ein französisches Kriegsschiff, die Artemisia, forderte 1839 dafür Genugthuung und erzwangen die Wiedereinführung katholischer Missionen, die Herr Simpson selbst in voller Thätigkeit fand.

Uebrigens sind die Sandwichsinseln unabhängig, zum Vortheil sämmtlicher Seestaaten, die sich sonst um den Besitz derselben streiten müßten. „Die Russen sollen einst ein Auge auf die Sandwichsinseln gehabt haben, indem sie einige bedenkliche Bewegungen in Kauai zeigten und den Antrag machten, das Hochland auf der Insel Mowi zum Anbau von Weizen zu pachten, aber abgerechnet, daß sie dabei nie als Nation auftraten, werden sie jetzt in dieser Beziehung so wenig beargwohnt, daß sie nicht einmal, wie England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, aufgefordert wurden, die Unabhängigkeit der Inselgruppe anzuerkennen. Diese drei Mächte haben, durch die Anerkennung der gänzlichen und unbedingten Oberherrlichkeit der Regierung in Hawaii, nicht nur jedes Recht und jede Absicht, sich der Inselgruppe als eines herrenlosen Gebietes nach völkerrechtlichen Grundsätzen zu bemächtigen, für sich selber aufgegeben, sondern es auch in der That übernommen, für alle andern Staaten eine solche Entsagung geltend zu machen. Unter der Gewährleistung Amerikas, Frankreichs und Englands sind die Sandwichsinseln so wirksam als irgend ein anderer Staat gegen fremde Einmischung gesichert, ausgenommen, daß sie durch ihre Lage und die Unerfahrenheit ihrer Beherrscher dem Falle ausgesetzt sind, gerade mit den Gewährleistern ihrer Unabhängigkeit in Zwiespalt zu gerathen. Ihre Lage schon wird es in Beziehung auf die Handelsinteressen Englands und Amerikas sehr schwierig, ja unmöglich machen, in dem unseligen Falle eines Krieges zwischen diesen verwandten Staaten ihre Neutralität zu behaupten, während jede Verletzung des Völkerrechtes in dieser Hinsicht gewiß zu einer Besetzung der Inselgruppe von Seiten Englands führen würde, entweder um selbst erlittene Unbilden zu rächen, oder gegen die Rache Amerikas Schutz zu leisten."

Weiter fuhr Simpson nach Sitka (Neu-Archangel) der Hauptniederlassung der Russen im äußersten Norden von Amerika, einem kleinen, schmutzigen, kranken Neste.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Sonnabend den 17. Februar 1849.

## Biographie.

Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Von Dr. Ph. L. Adam und Dr. A. Kölle. Ulm, Stettin'sche Verlagshandlung, 1849.

Die Lebensgeschichte des berühmten Philosophen Wagner, der einst als Professor in Würzburg wirkte, bearbeitet und herausgegeben von dem Sohn seines ältesten Freundes Adam und von einem seiner ältesten und treuesten Schüler. Da Wagner einen weiten Kreis von Anhängern hat und einige seiner Werke noch jetzt in neuen Auflagen erscheinen, verdiente er auch eine so ausführliche Biographie, die überdieß von mannigfachem Interesse für die Kunde seiner Zeit und namentlich der Wissenschaft und der gelehrten Zustände am Ende des vorigen und am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist.

Wagner wurde 1775 in Ulm geboren und hatte noch nicht sein zwanzigstes Jahr erreicht, als er den Beruf des Dichters in sich fühlte und durch eine Mesaide sich würdig dem Dichter der Messiade an die Seite zu setzen hoffte. Sein Jugendfreund Adam meinte zwar, er werde sich besser für die Philosophie, als für die Poesie eignen, was jedoch Wagner damals heftig bestritt. Erst zwanzig Jahr alt verlobte sich Wagner, ehe er auf die Universität ging, mit seiner nachherigen treuen Lebensgefährtin, einer Ulmerin. Dann begab er sich nach Jena, wo er bald in die Sphäre der philosophischen Studien tief und immer tiefer hineingezogen wurde, hauptsächlich durch Fichte, der damals (1795) in Jena wirkte. Er mußte aber von seinem kleinen Vermögen zusetzen, denn die regierende Stadtaristokratie in Ulm bewilligte ihm kein Stipendium. Er äußert sich darüber in einem Briefe vom Jahr 1795. „Ich hatte, wie ich von Ulm abreiste, ein Memorial an den geheimen Rath zurückgelassen, um einige Unterstützung zu erhalten. Vor einigen Wochen übergab mein Vater dieses Memorial, und ich erhielt — nichts. Der Baron von Welser gab meinem Vater den Bescheid, daß er mir es selbst schon gesagt hätte, ich hätte sollen ein Handwerk lernen, und es sey bloßer Eigensinn, daß ich studirt habe. Ich hatte die besten vortheilhaftesten Zeugnisse von den hiesigen Professoren ebenfalls eingeschickt, aber der Rathsältere v. Seutter nannte sie Schluderei. Ein anderer gab mir den Rath mit zwei Jahren nach Hause zu gehen. — Sie sehen, Liebste! daß die Wohlgebornen und Hochwohlgebornen Herren es darauf anlegen, mich nicht aufkommen zu lassen, und mir den Muth zu nehmen, damit ich es ja nie wage, auf irgend mehr als eine Kanzellistenstelle Anspruch zu machen, und einen der jungen Herrchen aus beliebten Familien zu verdrängen. Aber die Herren erreichen ihren Zweck leider nicht. Mein Muth und meine Kraft bleiben sich gleich, und mein Kopf wird sich gewiß immer den Lohn zu erringen wissen, den er verdient, wenn auch die Herren von Ulm mich ihrer Gnade nicht würdigen sollten." So war es damals in den sogenannten freien Reichsstädten bestellt.

Der große Philosoph Fichte erkannte in Wagner einen Kopf, der weit über andere vorrage und nahm sich seiner eine Zeitlang mit sichtbarer Vorliebe an, versprach ihn, sobald er erst etwas Selbstständiges geleistet habe, zu Anstellungen zu empfehlen und rieth ihm einstweilen, nach Göttingen zu gehen. Das that Wagner, allein es gefiel ihm in Göttingen nicht und er sehnte sich nach einer Anstellung, bei der er etwas verdienen könne, da es sein edles Herz nicht ertrug, dem armen Vater irgend etwas von dessen eigenem oder vom mütterlichen Vermögen zu entziehen. Dazu kam, daß seine Braut in Ulm in seines Vaters Haus gegangen war, aber mit der neuen Stiefmutter (sein Vater hatte seine bisherige Magd geheirathet) nicht harmonirte. Unter solchen Umständen wollte Wagner um jeden Preis sein Brod selbst verdienen. Fichte, an den er sich wandte, fiel in einer echten Philosophenlaune auf den abenteuerlichen Gedanken, Wagner als Hofmeister seines erst sieben Vierteljahr alten Kindes anzustellen, und Wagner ging ohne alles Bedenken auf diesen Plan ein. Diese Anekdote ist für die deutsche Philosophie zu charakteristisch, als daß wir nicht den Brief Fichtes mittheilen sollten (vom 10. Oktober 1797): „Diesen Winter werden Sie wohl noch zu leben haben; wenn Sie nichts besseres wissen, so kommen Sie künftiges Ostern zu mir nach Jena, und erziehen Sie mir meinen Knaben. Sie haben selbst sehr richtig bemerkt, daß es Ihnen vortheilhaft wäre, mit Kindern ihre Begriffe vollständig entwickeln zu lernen, und einmal wieder im Schooße einer Familie zu leben. Mein Knabe wird zwar bis dahin erst sieben Vierteljahr alt, und es wird Sie befremden, daß ich ihm schon einen Erzieher halten will; aber er lernt bis dahin reden, und ich und mein Weib können uns seiner nicht annehmen. Er soll daher immer in vernünftiger und gesetzter Gesellschaft seyn, und so behandelt werden, als ob er schon vernünftig wäre. Denn nur auf diese Weise lernt er selbst vernünftig werden." Zur Ergänzung noch die Stelle eines Briefs, den Fichte acht Tage vorher über denselben Gegenstand geschrieben: „Meine Hauptregel ist, daß das Kind beim ersten Erwachen seiner Vernunft gleich als völlig vernünftig behandelt werde, daher unablässig in verständiger und gesetzter Gesellschaft sey, die sich mit ihm unterhalte, als ob es selbst verständig sey. So wird er es. Dann daß er zuerst mit der reellen Welt bekannt gemacht werde, ehe er in die trockenste aller Zeichenwelten, in die des todten Buchstabens eingeführt werde: dann, daß er diese Bekanntschaft auf die einzige fruchtbare Weise mache, auf

Digitized by Google

die praktische. Mein Knabe soll vor allen Dingen die Welt, die ihn umgibt, nach Zeichen und Gebrauch kennen und mit den Dingen alles machen, was sich mit ihnen machen läßt. Dieß Geschäft anzufangen ist das Kind reif, sobald es gehen und einige artikulirte Töne, als Zeichen bestimmter Gegenstände, aussprechen kann. Dieß wird, rechne ich, mein Knabe dann können. Wollen Sie diesen Knaben ins Leben einführen — und dabei sich selbst? (Goethe sagt darüber in Meisters Lehrjahren ein sehr wahres Wort, das Ihnen vielleicht nicht entgangen ist.) Ich würde Ihnen nicht, und keinem Menschen, dieses Geschäft abtreten, wenn ich und mein Weib und der Knabe selbst davon leben könnten. Schreiben Sie mir hierüber Ihre Gedanken, und ich theile Ihnen dann meine bestimmtern Gedanken über meinen Erziehungsplan mit, über welchen wir vorher völlig einverstanden seyn müssen" rc. Wagner ging mit Entzücken darauf ein, aber es wurde aus der Sache nichts. Fichte schrieb am 31. März 1798: „Verschiedene Gründe nöthigen mich, mir meinen Wunsch, Sie in meinem Hause zu sehen, und Ihre Talente meinem Kleinen nützlich zu machen, zu versagen. Schon damals, als ich Ihnen zuerst den Antrag machte, hätte ich bedenken sollen, daß mein Kleiner, dann 1½ Jahre alt, schlechthin keine Capacität für Ihre Beschäftigung mit ihm haben würde. Dieß zeigt nun die Erfahrung. Er kann noch nicht zwei Worte deutlich sprechen." Wagner war sehr betrübt und ein wenig ungehalten auf Fichte, der ihm aber noch im nämlichen Sommer eine gute Anstellung als Sekretär bei dem Kaufmann Leuchs in Nürnberg verschaffte.

Der Wohlstand, in den sich Wagner hier plötzlich versetzt sah und die philosophischen Passionen des Herrn Leuchs wirkten belebend auf Wagner, der seine neue Lage zum Entzücken fand. „Hier lebe ich, schreibt er, in einem äußerlichen Wohlstande, der mich nicht die geringste Sorge kostet, denn für alle meine Bedürfnisse sorgen andere, und geben mir noch ein hübsches Geld dazu. Mein Kaufmann, Leuchs mit Namen, ist ein junger Mann, der viel Kopf, gründliche Kenntnisse in mehreren Fächern, Welt und einen edeln Charakter hat. Wir stehen auf dem glücklichsten Verhältnisse zusammen." Allein zwei Jahre später lautet es anders. „Ich kann Dich versichern, daß der Druck meiner ökonomischen Lage, verbunden mit dem meiner Geschäfte und Verhältnisse mit L., meine Phantasie so herabgestimmt und getödtet haben, daß ich oft darüber weinen möchte." Der Herausgeber fügt hinzu: „Er hatte keine Zeit, sich mit der Produktion von Ideen zu befassen, viel weniger sie auszubilden, welches beides ihm bereits zum unabweislichen Lebensbedürfniß geworden war. Eben so wenig ließ sich auf diese Stellung eine Familie gründen, ein Ziel, wornach sein Streben schon vier Jahre lang unverwandt gerichtet war. Er fühlte die Nothwendigkeit einer Aenderung. Nach mehrfachen Berathschlagungen entschied er sich endlich, ganz auf eigene Kraft vertrauend und seiner Natur vollkommen gemäß, zu dem Wagniß, als Privatgelehrter sich zu vermählen, und, von einer damals erschienenen Reisebeschreibung durchs Salzburgische von Vierthaler für Salzburg eingenommen und nach brieflicher Rücksprache mit diesem in seinem Vorhaben bestärkt, entschloß er sich, Salzburg zu dem Orte des Aufenthalts für sich und seine künftige Gattin zu wählen. Wie er aber fast nichts unternehmen konnte, ohne daß sich ihm Hindernisse entgegenstellten, so blieb sich sein Schicksal auch bei seiner Trauung darin treu. Er war mit seiner Braut in einem einfachen Hochzeitkleide zu Fuß nach Erlangen gegangen, um die kirchliche Handlung dort vollziehen zu lassen, da vermißte der Geistliche in den vorgelegten obrigkeitlichen Urkunden der Ulmischen Behörde noch eine Förmlichkeit, und das Brautpaar mußte unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen und bis zu deren Ergänzung sich gedulden. Acht Tage verstrichen noch, und erst der 21. September 1801 vereinigte endlich die Schwergeprüften. Alles war unterdessen zur Reise nach Salzburg vorbereitet worden. Die Neuvermählten traten sie über Ulm an, um dort noch einige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Von da zu Fuß den Weg fortsetzend kamen sie endlich im December 1801 bei Regen und Schnee in Salzburg an."

In Salzburg begann Wagner zum erstenmal eine großartige philosophische Thätigkeit zu entwickeln. Sein hauptsächlichster Freund und Gönner daselbst war Vierthaler, der josephinischen Richtung angehörig, ein Mann von der edelsten Humanität. Wie aber früher Fichte auf die philosophische Entwicklung unseres Wagner eingewirkt hatte, so von nun an Schelling. Nachdem er schon eine Philosophie der Erziehung, eine neue Theorie des Lichts, eine Philosophie der Mathematik ausgearbeitet, schrieb er eine Abhandlung über das Lebensprinzip, von der er unterm 23. Juni 1803 einem Freunde meldet: „Bei diesen günstigen Zeichen entwickelt sich denn meine Kraft vollends ganz, und fühlt sich voll. Was ich jetzt schreibe (eine Abhandlung über das Lebensprinzip) trägt das Gepräge vollendeter Wissenschaft, und das System der praktischen Philosophie, das ich dieses Jahr noch zu liefern hoffe, soll sich den Meisterwerken unserer Tage an die Seite stellen. Nie fühlte ich meine Gewalt über die Wissenschaft so. Diese volle Entwicklung zur Freiheit und Kraft verdanke ich auch vorzüglich einer Stimmung, in welche mich Schellings Bruno und das 2te Heft seines physikalischen Journals versetzte. Es war nämlich die Stimmung, in welcher Correggio sein berühmtes: anch' io son pittore! ausrief. Seitdem veracht ich, was ich bisher schrieb, und fühle mich ermächtigt, das Ideal viel herrlicher darzustellen. Ich bin entschlossen, mich an das südliche Deutschland zu halten, weil ich einsehe, daß die Pole der deutschen Geisterwelt sich umgekehrt haben. Wie nämlich jetzt in vielfacher Hinsicht die Kultur des nordischen Deutschlands stille steht, so erhebt sich dagegen die südliche, und der Katholicismus, jetzt in den unterdrückten Stand des vormaligen Protestantismus gesetzt, sieht sich genöthigt die protestirende Rolle zu übernehmen, indeß der Protestantismus auf seinen Lorbeern einschläft. So genöthigt zu streiten muß der Katholicismus sich entwickeln und heben, und dieß um so herrlicher als er in seiner Mythologie eine Seite der Humanität aufbewahrt hat, die dem abstrakten Protestantismus entging. In dieser Ansicht begreife ich, daß unsere pragmatischen Annalen im Plane der Vorsehung liegen, und daß es nicht vieler Weissagung bedarf, um einzusehen, daß sie nicht nur sich erhalten, sondern selbst die nordischen Institute verdrängen werden. Die bayerischen Universitäten, auf welche so gewaltige Summen wirklich verwendet werden, müssen dazu beitragen dem Süden das Uebergewicht der Kultur zu verschaffen. — Ich wünschte Dich in meine Begeisterung für diese Ideen hineinziehen zu können." Schelling nahm die Schrift über das Lebensprinzip günstig auf und trat in Briefwechsel mit Wagner. Als dieser bald darauf zum Professor der Philosophie in Würzburg ernannt wurde, schrieb er es hauptsächlich dem Einfluß Schellings zu. „Meine Gegner haben Himmel und Erde gegen mich bewegt. Schelling handelte ohne meinen Auftrag und Wissen für mich, bat sich mich zum Kollegen aus, und drang durch."

Allein als sich die beiden Philosophen persönlich kennen lernten, mißfielen sie einander. Wagner fand Schelling zu vornehm, Schelling aber jenen zu familiär. Schelling hatte doch wohl nicht Unrecht, die erste Anrede Wagners „sind Sie Schelling?" für unschicklich zu halten. Bald darauf ersehen wir aus Wagners Briefen, daß er Schelling als seinen entschiedenen

Digitized by Google

Gegner betrachtet. Diese rein äußerlichen Verhäkelungen blieben dann nicht ohne Einwirkung auf die innerste Werkstätte des philosophischen Geistes. Wagner schreibt 1804 in Bezug auf Schelling. „Indeß hat mich seine neueste Schrift: Philosophie und Religion dahingebracht, mich auf dem Katheder und in meiner Idealphilosophie von seinem Systeme ganz loszusagen, indem mich jene Schrift überzeugte, daß in seinem Systeme das nie lag, was ich hineinlegte, so daß ich nun meine bisher gehabte Ansicht seines Systems wirklich als eine ihm ganz fremde und eigenthümliche erkenne, seine Ansicht aber als den aufgewärmten Neoplatonismus streng verwerfe. Diese Verwerfung habe ich bereits auf dem Katheder ausgesprochen, und sie wirkt schon unter den Studenten, die Regierung sieht es gerne. Zwischen mir und Schelling ist also auch literarisch iacta alea und es gilt jetzt Leben oder Tod. Das eigenthümliche meiner Philosophie wirst Du in dem erwähnten Buche stark genug ausgesprochen finden. — Ich sehe ruhig dem Erfolge entgegen, der mich oder Schelling nothwendig vernichten muß. Du wirst gestehen müssen, daß ich einen tapfern Gegner habe."

Eine Zeitlang kam Wagner in engere Freundschaft mit dem phantastischen Kanne, dessen Pietismus ihn aber später ganz von ihm wieder entfernte. Von diesem Kanne nahm Wagner die Neigung zu mythologischen Studien an, die ihn damals schon zu dem Straußischen Resultate führten, daß nämlich die christliche Geschichte bloße Mythe sey. „Der abrahamitische Monotheismus ist in Indien zu Hause, und Abraham ist bloß die verjagte monotheistische Bramasekte. Die christliche Dogmatik von Dreieinigkeit und Versöhnung (welche allerdings in der Lehre Christi nicht, wohl aber in der Lehre seiner Apostel liegt) ist ebenfalls indisch und das mythisch-historische von der Geburt des Jesukindes, von Leiden, Tod und Auferstehung des Gottessohnes ist — Inhalt der heidnischen Mysterien." So willkürlich glaubte Wagner von einer philosophischen Voraussetzung aus die Mythologie behandeln zu können. Zugleich wollte er mit der Spekulation fast alle Gebiete der Empirie, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Medicin, Jurisprudenz bemeistern und hoffte, alles Wissen davon zu erschöpfen. Man darf diese Vermessenheit indeß nicht zu streng tadeln. Sie beweist wenigstens, wie kühn er strebte, und in welcher glücklichen Täuschung er lebte. Er theilte diese Täuschung überdieß mit allen Philosophen, die sogar heute noch, in einer Zeit, in der die Empirie ihre Rechte tyrannisch geltend macht, immer noch zäh an dem Traum der Oberherrlichkeit des Gedankens festhalten.

Interessant ist, daß Wagner, während er mit Kanne wegen dessen Pietismus zerfiel und bereits das Christenthum auf eine heidnische Mythe zurückführte, gleichwohl in München von seinen Feinden des Obscurantismus verdächtigt wurde. Als im Jahr 1809 Würzburg an den Herzog von Toskana fiel, wurde Wagner pensionirt und ging nach Heidelberg, wo er sich bis 1814 ganz wohl befand. Als Würzburg wieder bayerisch wurde, kehrte auch Wagner dahin zurück und wirkte daselbst durch seine Vorlesungen, wie durch seine Schriften, rüstig fort, bis er 1834 plötzlich noch in der vollen Kraft seines Geistes und seiner akademischen Thätigkeit quiescirt wurde. Er selbst gibt der ultramontanen Partei die Schuld und beklagt, dießmal als Illuminat, wie früher als Obscurant verdächtigt worden zu seyn. Er blieb indeß noch in Würzburg, in besonders freundschaftlicher Verbindung mit dem Grafen von Giech, und fuhr fort zu schreiben, da er nicht mehr reden durfte. Der Herausgeber, Herr Adam, der früher schon in Würzburg sein eifrigster Schüler gewesen war und auch nachher in steter Verbindung mit ihm blieb, erzählt einen schönen Zug von ihm aus dieser Zeit. „Ueber seinen Geist war er wohl Herr und konnte sich allenfalls im Bewußtseyn seines Werthes über die Vernachlässigung seiner Zeitgenossen hinwegsetzen; allein ein anderer Gedanke bekümmerte ihn oft, der an die Zukunft seiner Gattin, wenn ihn der Tod vor ihr ereilen sollte. Das Einzige, was zu ihrer Sicherstellung in seiner Hand lag, war die ausgedehnteste Sparsamkeit. Als einmal das Gespräch in der Konversationsstunde diesem Gegenstande sich zuwendete, fragte ihn Graf Giech mit der zartesten Rücksicht, ob er doch sorgenfrei leben könne? „Ich könnte es wohl, antwortete er, wenn ich nicht für meine Frau zurücklegen müßte. Es muß etwas gespart werden. (Ganz leise:) Ich erlaube mir seit der eigentliche Winter eingetreten ist, nicht mehr ein eigenes Zimmer für mich heizen zu lassen, ich arbeite im Zimmer bei meiner Frau, wo auch die Magd mit sitzt. Wenn nun Besuch zu meiner Frau kommt, da reiße ich aus und gehe auf die Harmonie."

Nachdem Wagner noch mit dem Verkauf seines Hauses in Würzburg viele Noth gehabt, zog er auf den Wunsch seines treuen Freundes und Verlegers Adam im Jahr 1840 nach Neu-Ulm, wo ihm dieser eine anmuthige Wohnstätte bereitet hatte, wo er aber schon im folgenden Jahre starb. Schon 1825 hatte er einmal an Adam geschrieben, Worte, welche dieser ihm am Schluß der Biographie nachruft: „Ich habe es nie verhehlt, daß ich mich als Vollender und Meister der Wissenschaft erkenne und fühle, und nie habe ich bei den Götzen des Tages durch Weihrauchstreuen um Verzeihung meines Werthes gebettelt."

In eine Charakteristik des Systems und der Schriften Wagners einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir setzen sie auch als hinlänglich bekannt voraus. Nur die Schilderung seiner Person wollen wir hier mittheilen. „Er war von mittlerer Größe und schon in seinem Mannesalter wohlbeleibt. Sein Kopf verrieth den Philosophen. Er hatte eine hohe breite, und dabei gewölbte, man möchte sagen thronende Stirn, die dadurch noch imposanter war, daß der Scheitel schon im Mannesalter kahl wurde, wie er ja selbst in seinen Briefen erzählt, daß man bei seinem Tode wenig Locken von seinem Haupte würde nehmen können. Das Gesicht war voll, nicht besonders oval, die kräftige, nicht spitze Nase gebogen und sich etwas nach unten senkend, die Unterlippe etwas über die kurze Oberlippe hervorstehend, das etwas gespaltene Kinn entschieden, und der Hals darunter voll. Die weichen Haare waren blond, die Gesichtsfarbe lebhaft. Dieses kräftige Ensemble wurde durch Augen belebt von größter Klarheit. Sie waren von heller blauer Farbe und in Folge des angestrengtesten intensiven Lebens mehr zusammengezogen als offenstehend, sein Blick eben so durchdringend, wenn er beobachtete, als voll leuchtenden Wohlwollens, wenn sein Gemüth sich angesprochen fühlte. Daß man diesem Gesichte ansah, welche Kämpfe, welche ungeheure Arbeiten und Anstrengungen die Seele schon bestanden, welche Blitze sie schon durchzuckt hatten, läßt sich denken; er sagte selbst einmal, es sey nicht zu verwundern, daß sein Gesicht nicht schön, sondern durch alles, was er in seinem Geiste durchlebt habe, zerrissen worden sey. Seine Aussprache verrieth die schwäbische Mundart in ihren hervorstechenden Eigenthümlichkeiten. Doch war der Ton selbst angenehm und zum Herzen gehend. Da sein Gesicht nicht gut und der Körper schwer war, die Beine im Verhältniß zum Oberleib kurz, was ihm anfangs das Reiten erschwerte, auch die Uebung des Körpers in gar keinem Verhältniß zu der Anstrengung, die er seinem Geiste zugemuthet stand, so gab ihm dieses einen leisen Anschein von Unbehülflichkeit. Das tiefe unausgesetzte Versenktseyn in seine innere Welt im Zusammentreffen mit seinem nach außen so abgeschlossenen Leben machte auch, daß ihn Ueberraschungen von Personen und plötzliche Ereignisse unangenehm afficirten.

Digitized by Google

Er konnte empfindlich erschrecken, wenn Jemand unerwartet vor ihn trat, und seine Freunde unterließen nie die Rücksicht, entweder ihre Anwesenheit ihm wissen zu lassen, ehe sie vor ihn traten, oder wenn dieß nicht ging, mit einer gewissen Vorsicht ihm zu nahen."

---

## Altdeutsche Literatur.

**Dichtungen des deutschen Mittelalters. Siebenter Band. Mai und Beaflor. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1848. 279 und XVIII S. 8.**

Die Göschen'sche, resp. Cotta'sche Verlagshandlung fährt auch in diesen bewegten Zeiten fort, die von ihr in ruhigeren Tagen begonnene Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte zu vervollständigen und zwar liefert der vorliegende Band ein bisher ungedrucktes Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts, das den Sieg der ehelichen Liebe und Treue feiert, die aus Drangsalen und Verfolgung geprüft und geläutert hervorgeht; somit in einfachster, ältester Gestalt die bekannte Geschichte von der geduldigen Helena. Doch kommt gleich im Eingange eine andere, eigenthümliche Beziehung hinzu. Telion, ein mächtiger König von Rom, entbrennt nach dem Tode seiner Gemahlin Sabin gegen seine schöne Tochter Beaflor. Diese flüchtet aufs hohe Meer und wird ans Land des jungen blühenden Fürsten Mai getrieben. Er nimmt die schöne Fremde zum Gemahl, worüber seine Mutter Eliacha in Zorn entbrennt und auf Verderben sinnt. Mai muß nach Spanien in den Kampf ziehen; inzwischen genaß Beaflor eines schönen Knaben; Eliacha, auf Klaremunt sitzend, verleumdet in Briefen bei Mai sein Gemahl; durch wiederholte Briefe und Täuschung gelangt der Befehl heim, Beaflor und das Kind sogleich zu tödten. Von Mitleid bewegt bringen die Diener sie auf ein Schiff, das, während Mai heimkehrt, den Betrug entdeckt, nach Rom treibt. Hier erkennt der bei der Flucht früher schon behülflich gewesene Schiffer Tibalt dasselbe für das seinige und nimmt Beaflor und den Knaben Lois auf, den er acht Jahre lang als den seinigen erzieht. Da kommt Telion der Vater wallfahrtend nach Rom, herbergt bei Tibalt und Vater und Tochter erkennen sich wieder.

Der nicht genannte, aber schon nach seiner sorgsamen Behandlung des Textes wohlerkennbare Herausgeber macht geltend, daß diese Erzählung während der Kreuzzüge aus Griechenland gekommen seyn müsse, da in ihr Mai's Reich in griechischen Landen liegt; und weiter über Italien nach Frankreich und so nach Deutschland. Die Mischung der Namen spricht dafür: Benigna, Hobeal(t), Tibalt weisen nach Italien; auch Mai (Mei, Majo); Beaflor, noch mehr Lois (früher Scheiflorie genannt) verrathen französischen Durchgang; wie auch wohl der Ortsname Klaremunt und Anderwile (die Hauptstadt des Mai'schen Reiches).

Der Herausgeber verfolgt verwandte Behandlungen und führt außer dem Volksbuche von der geduldigen Helena, der Fürstentochter aus Konstantinopel, namentlich eine gleichfalls nach französischer Quelle von Hans dem Büheler im Jahr 1400 in Reime gebrachte Darstellung an, in welcher statt Rom und Griechenland Paris und Engelland erscheint. Außerdem theilt der Herausgeber S. IX—XV aus einer Münchener Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts eine andere, seinem Gedichte näher liegende Fassung mit, worin aus dem Könige von Rom ein König von Riuzen (Reußen) geworden ist, übrigens Griechenland (freilich auch der Papst und der Rhein); der Herausgeber hat aber nicht beachtet, daß jene ganze Papierhandschrift im Wesentlichen nichts als eine Prosaauflösung der Reim- oder Weltchronik von Johann Enenkel dem Wiener ist, welcher denn dort auch denselben Stoff in 644 und nach den verschiedenen Handschriften in noch mehr Reimzeilen behandelt und zwar am Schlusse seines Werkes, anhebend mit den Worten:

> Nû süln wir âne schande
> von der Riuzen lande
> von dem künege heben an,
> wie der dar nâch richsen began.
> er was gewalticliche starc.
> er hete goldes manic marc.
> er hete ein schœne wîp,
> diu was im liep sam der lîp.
> dar zuo het er ein tohter guot,
> der was er vrô und wolgemuot.
> sie was sô schœne, daz ist wâr etc.

Der Herausgeber hat ferner übersehen, daß die Grundlage nach dem Italienischen, unter Andern aus Straparola (Le tredici piacevolissime notti. Venedig, 1601. 8.) von Büsching bereits 1814 in seinen Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtspielen und Schwänken (Breslau, I. 26 ꝛc.) mitgetheilt worden ist. Hier heißt der Vater der Beaflor (hier Doralice) Thebaldo und ist Fürst von Salerno. Die Tochter flieht aus gleichem Grunde vor und von dem Vater, nach Engeland (vergl. den Büheler!), wo Genese sie zum Gemahl nimmt und zwei Söhne mit ihr zeugt, die Thebaldo tödtet. — Es ist nicht zu verkennen, daß der Schiffer Tibalt in unserm deutschen Gedichte Jenes Namen überkommen und behalten hat. — Im Gedichte wird Beaflor in ein Schiff gesetzt, das bei Enenkel sich in ein Faß verwandelt; in einem verwandten Gedichte von Perault (Peau d'une) wird sie sogar in eine Eselshaut gehüllt. Der das Ganze aber begründende Zug unsers deutschen Gedichtes, daß der Vater die Tochter freien möchte, kehrt auch in einer von Kuhn und Schwartz in ihren jüngst erst herausgegebenen norddeutschen Sagen ꝛc. (Leipzig, Brockhaus, 1848) von Kaiser Heinrich dem Vogler mitgetheilten Sage (S. 184), doch nur vorübergehend vor.

Der Name unsers deutschen Dichters war schon 1462 dem Püterich von Reichertshausen unbekannt geblieben. Aber seine Heimath, seine Eigenthümlichkeit und die dichterische Gabe, nicht minder über die beiden allein zu Gebote stehenden Handschriften des Gedichtes und ihren Werth läßt der Herausgeber sich S. XV—XVIII kurz, aber mit an ihm gewohnter Sicherheit aus. Im Texte selbst ist uns gleich von vorn herein der willkürliche Wechsel von si und sie aufgefallen. Zu Z. 5 frägt der Herausgeber in den Anmerkungen (und Lesarten) S. 247 selber an, ob nicht næmen zu lesen sey. Aber schon Z. 1 sollte wohl sagt', wenn nicht sagte, seite stehen.

---

### Berichtigung.

In Nr. 12, S. 46, Sp. 2, Z. 8 v. o. l. Statuen st. Saturn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 14.** Dienstag den 20. Februar 1849.


## Biographisches.

### Achtundvierzig Briefe Sr. Kais. Hoheit des Erzherzogs Johann von Oesterreich an Johann von Müller. Schaffhausen, Hurter, 1848.

Briefe vom Jahr 1799 bis zum Jahr 1806, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, in welchem Preußens Niederlagen erfolgten. Bekanntlich hatte Johannes Müller durch eine berüchtigte Broschüre voll Kriegsfurie das preußische Volk zum Haß gegen Frankreich aufgestachelt und in seiner Stellung in Berlin wesentlich zu der übereilten Kriegserklärung Preußens an Napoleon beigetragen. Kaum aber war die Schlacht bei Jena geschlagen und Napoleon in Berlin eingerückt, so trat Johannes von Müller zu ihm über, wurde von Jerome nach Kassel gerufen und hielt die bekannte Rede, durch die er den Deutschen ankündigte, sie seyen nie etwas gewesen, sie könnten erst durch Napoleon etwas werden. Daß in diesem Zeitpunkt nun die Briefe des Erzherzogs an Müller aufhören, erklärt sich leicht. Der Erzherzog glühte für das deutsche Vaterland. Müller ist des erzherzoglichen Vertrauens niemals werth gewesen. Er war von jeher nur ein sentimentaler Heuchler und Diener aller Parteien, je nachdem es ihm Vortheil brachte.

So unerfreulich es nun erscheint, daß die Briefe des Erzherzogs voll der edelsten patriotischen Gesinnung an keinen Mann gerichtet sind, der sie hätte mitempfinden können, und daß sie größtentheils in der Sprache des Volks geschrieben sind, von dem alles Unglück kam, über das die Briefe sich beklagen; so genügt es doch, daraus die unwandelbare Treue, mit welcher der Erzherzog an der deutschen Sache hing, und die umfangreiche Thätigkeit seines Geistes in den Zeiten des Kampfes zu erkennen.

Von vorzüglichem Interesse ist der 46ste Brief vom 20. Februar 1805, worin der Erzherzog sagt: „Ich habe gesprochen, gebeten, alles mögliche gethan, um die Idee einer freundschaftlichen Einigung Oesterreichs mit Preußen zu empfehlen; man hat auch die Wahrheit dessen anerkannt, — aber Sie kennen unsere Langsamkeit, es ist zum Verzweifeln. Wenn Rußland sich mit Frankreich einigt, hat unsere Stunde geschlagen.“ — Der 48ste Brief von 1806 klagt bitter über den Verlust des herrlichen Tirol, spricht aber das festeste Vertrauen aus, daß alles wieder gut werden, daß ganz Deutschland sich erheben werde. „Mon espoir est fondé sur un moment de crise où la nation allemande succombant sous le fardeau des oppressions de l'orgueil et des actions arbitraires de la France prendra un élan et secouera ce joug si deshonorant. — Ma ferme résolution fait que je regarde tranquillement dans l'avenir; je gémis seulement des maux que notre lenteur et insouciance peut attirer à nos braves peuples; arrive ce qui arrive jamais je ne tournerai le dos à ma patrie; que la providence me procure seulement les moyens de pouvoir servir mon maître, comme je le désire.“

Seitdem dieß geschrieben ist, sind mehr als vierzig Jahre vergangen. Der edle Erzherzog hat erst als Greis Gelegenheit gefunden, die deutsche Sache als gewähltes Oberhaupt der Deutschen in die Hand zu nehmen. Es ist ihm damit ergangen, wie unserm großen Feldherren Blücher, der vom siebenjährigen Kriege bis 1813 warten mußte, ehe er dahin gestellt wurde, wohin er gehörte. Möchte Blüchers Glück auch dem edeln Erzherzog zu Theil werden! Leider haben sich aber die Schwierigkeiten seiner Lage nur vermehrt.

Wie tief schmerzt es, wenn man diesen, in so langer Zeit treubewährten Charakter und die große Idee der deutschen Einheit zusammenfaßt und ihm gegenüber die Dinge sieht, wie sie trotz der Errungenschaften des vorigen Frühjahrs wirklich sind!

Wir erklärten, alle Deutsche gemeinsam, im letzten Frühjahr, fortan einig seyn zu wollen. Wir wählten das erste große deutsche Nationalparlament. Dieses wählte den Reichsverweser, den Einen Höchsten, der über alle gebieten sollte, und die Wahl war würdig. Einig im Innern mußten wir auch stark nach außen werden. Wer hätte diesem wiedergebornen Deutschland nicht zujauchzen, wer hätte uns nicht um diese wunderbare Erhebung zum Nationalbewußtseyn, zur Einheit und Größe beneiden sollen! — Aber was ist daraus geworden?

Ein halbes Jahr nach unserer großen Erhebung zur Nationaleinheit feierte das deutsche Elsaß uns zum Hohn das Jubelfest seiner Vereinigung mit Frankreich, und zwar einstimmig, setzten die Zeitungen spöttisch hinzu. Die deutsche Schweiz schickte uns die Horden Struves zu und lachte uns noch hintendrein aus und korrigirte unserm Reichsgesandten sein Pensum. Das deutsche Holland gab uns gleichfalls seine tiefste Verachtung zu erkennen und läßt im Limburgischen unsere Fahnen durch den Straßenkoth ziehen. Das stolze Frankreich empfing unsern Gesandten erst, nachdem es ihn vier oder fünf Wochen lang hatte antichambriren und durch Herrn Bastide spöttisch apostrophiren lassen. Das noch stolzere England empfing ihn herablassend, wie einen überkompletten Gesandten, als wenn ihn der Fürst von Reuß oder Vaduz geschickt hätte. Dänemark schloß seinen Waffenstillstand mit Preußen, nicht mit Deutschland ab und Deutschland hatte das Zusehen und in Frankfurt schlug man sich und beging greuelhafte Morde, ohne in der Hauptsache irgend etwas ändern zu können. Den Posener Polen wurde eine Schutzwehr gegen das Deutschthum gewährt, gerade in dem Augenblick, in welchem das Deutschthum stärker und nicht schwächer als je hätte auftreten sollen. Rußland überschwemmte

Digitized by Google

mit seinen Truppen die Moldau und Walachei. So beachtete man die deutsche Einheit von außen her. Im Innern aber geschah alles, sie wieder in Zwietracht aufzulösen. Wie mag man es England oder Rußland vorwerfen, daß sie sich in unsere Angelegenheiten mischen, wenn wir ihnen durch unsere eigene Uneinigkeit, selber in der Paulskirche, vorarbeiten? Fast verschwunden ist die deutsche Partei, man sieht nur noch eine preußische und österreichische. Wer noch auf einen Kaiser hofft, wagt doch nicht, ihn so mächtig zu denken, daß er, wenn österreichisch, die preußische, wenn preußisch, die österreichische Rivalität überwinden könnte. Die kühnste Hoffnung geht nicht weiter als bis zum Jahr 1806, in welchem wir zum letztenmal einen Kaiser hatten neben dem völlig selbstständigen Preußen, Hannover, Bayern ꝛc. Und in der That, das Prinzip der Vereinbarung kann höchstens dahin führen, wenn es überhaupt den mächtigern Kabinetten beliebt, der Frankfurter Versammlung in Bezug auf ein Oberhaupt, das mehr wäre als der frühere Bundespräsident, Zugeständnisse zu machen. Noch haben sie sie nicht gemacht, und es ist sehr die Frage, ob sie es ihrem Interesse, ja dem Interesse Deutschlands angemessen erachten werden, sie zu machen. Man vergesse nicht, daß Oesterreich und Preußen nur genau so lange (zum Heil Deutschlands) gute Freunde waren, als Oesterreich nicht mehr die deutsche Kaiserkrone besaß und insofern Preußen übergeordnet war. Sobald einer dieser beiden Staaten durch Uebertragung der höchsten Reichswürde wieder dem andern übergeordnet wäre, würde auch augenblicklich die alte Eifersucht zwischen beiden Kabinetten wiederkehren (zum Unheil Deutschlands). Das muß auch der wärmste Freund der deutschen Einheit anerkennen und gegenüber dieser unumstößlichen Wahrheit sollte man nicht mehr um den Schein einer gefährlichen Centralgewalt streiten, sondern sich mit einer Verstärkung des Föderativverbandes begnügen.

---

## Seelenkunde.

**Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Nach dem Französischen des Calmeil bearbeitet von Dr. Rud. Leubuscher. Halle, Schwetschke und Sohn, 1848.**

Das französische Werk ist hier auf zweckmäßige Weise abgekürzt; insbesondere ist die allgemeine Einleitung weggelassen, die nichts enthält, was wir in Deutschland nicht schon wüßten, da bekanntlich das Studium des Wahnsinns seit geraumer Zeit bei uns mit dem glücklichsten Erfolge getrieben wird.

Der Verfasser sowohl als der Uebearbeiter bekennen sich zu der Ansicht, nach welcher alle Visionen, Ekstasen ꝛc. nur Seelenstörungen sind. Alle vermeintlichen Seher und Propheten gelten ihnen als Wahnsinnige, alle vermeintlichen Dämonischen als Wahnsinnige, alle Somnambulen und Geisterseher als Wahnsinnige. Die Ansicht, welche Görres in seinem großen Werk über die Mystik, welche Justinus Kerner in seinen Schriften über das Hereinragen des Jenseits ins Diesseits, welche die vielen Vertheidiger des thierischen Magnetismus aufgestellt haben, wird hier von vorn herein verworfen. Dieß scheint uns doch zu extrem. Wenn auch allerdings zugegeben werden muß, daß Dummheit und Aberglaube in frühern Jahrhunderten eine Menge natürliche Erscheinungen zu Wundern gestempelt haben, so geht man andererseits doch zu weit, wenn man alles natürlich erklären will und Shakespeares Spruch vergißt: unter dem Mond ist vieles, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.

In der Einleitung wird der individuelle Wahnsinn vom socialen unterschieden und unter dem letztern werden alle die großen Exaltationen begriffen, die sich zu verschiedenen Zeiten der Massen bemächtigt haben. Dahin gehört nicht nur z. B. der Hexenwahn, der panische Schreck vor unmittelbarer Teufelsnähe, der ganze Bevölkerungen ergriff; sondern auch die Aufregungen gewisser Sekten, zumal in Zeiten der Noth, bei Waldensern, Wiedertäufern, in den Cevennenkriegen ꝛc. Allein wenn der Verfasser konsequent seyn wollte, so müßte er am Ende auch die ganze religiöse Begeisterung der Kreuzzüge für einen socialen Wahnsinn erklären; ja er könnte kaum umhin, auch die Exaltationen der ersten Christengemeinde und die ganze Entstehung der Kirche in das Gebiet des Wahnsinns zu verweisen. Die evangelischen Wunder, der Glaube an eine höhere Welt, Bibel und Katechismus können schwerlich vor dieser Theorie des socialen Wahnsinns bestehen. Aber auch der Seelenlehre wird durch diese diktatorische Theorie jeder Fortschritt in einer gewissen Richtung abgeschnitten, indem alle Erscheinungen des Magnetismus entweder auf wissentliche Täuschung oder auf Wahnsinn zurückgeführt werden.

Uebrigens legt der Verfasser den Accent immer auf den Wahnsinn und nicht auf die absichtliche Täuschung. „Wir können uns, heißt es S. 19, der Masse von andern Thatsachen gegenüber, welche dieselbe pathologische Entwicklung zeigen, nicht entschließen, das Hexenwesen für eine bloße Erfindung fanatischer Priester und Mönche zu halten. Es gibt eine methodische Raserei, die in tausend Köpfen den gleichen Weg durch tausend festbestimmte Einzelnheiten nimmt. Sind denn die Kinderfahrten, die Hysterie und Nymphomanie in den Klöstern, die uns bald in großen Zügen entgegentreten wird, der Tarantismus in Italien, die Konvulsionärs am Grabe des heil. Paris, die Methodistenschulen, die Wahnsinnigen in den Cevennen, die jumpers und shakers, endlich die Predigtkrankheit in Schweden, eine Krankheit unserer Zeit, etwas Anderes, als ein methodischer Wahnsinn?"

Das Werthvollste an diesem Buch ist die reiche Sammlung von Beispielen aus der Geschichte, namentlich aus der französischen. Wenn wir gleich der Auffassung des Verfassers keineswegs immer beipflichten können, so müssen wir doch schon dem Fleiße, der so viele Materialien sammelte, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Reihe der Akten beginnt mit der Geschichte der Jungfrau von Orleans. Herr Calmeil erklärt dieses unsterbliche Mädchen schlechtweg für eine Närrin. „Im Jahre 1410 wurde Johanne d'Arc in einem Flecken des alten Lothringen geboren, 1431 starb sie auf dem Scheiterhaufen. Kaum hatte sich das Grab, in das Karl VI. nach mehr als dreißig Jahren eines verderblichen Wahnsinns hinabgestiegen war, geschlossen, und die Zeit war nicht mehr fern, wo Karl VII., der sein Königreich aus der Hand der Jungfrau empfangen hatte, von finsterm Argwohn befangen, seinen Tod durch freiwilliges Hungern beschleunigte, und mit dem Verdachte eines Mordes belastet bestieg Ludwig XI., ein finsterer Tyrann oder besser Monomaniakus, den Thron von Frankreich. Die Geschichte von Karl VI., das unglückliche Ende von Karl VII. und die finstere Zeit Ludwigs XI. zeigen hinlänglich, daß nicht der Besitz einer Krone und der Ursprung aus königlichem Blute vor dem Verluste der Vernunft und vor dem Naturgesetz behütet, welches die Krankheiten der Väter auf die andern Geschlechter überträgt. Gegenüber dem düstern Bilde der Könige steht das Beispiel der Jungfrau, wo ein vollkommen ausgebildeter Wahnsinn zu großartigen und heldenmüthigen Thaten begeistert. Es ist schwer zu glauben, daß Johanne d'Arc mit ihrem schnellen und sichern Blicke, ihrem richtigen Urtheil, ihrem festen Willen, ihrem Muthe, ihrer edlen

Digitized by Google

Beredtsamkeit, mit all den Gaben, die das Vaterland und ihren König gerettet, geisteskrank gewesen seyn soll. — Wahrscheinlich in Folge des Fehlens der Menstruation hatte sie schon im dreizehnten Jahre häufige Hallucinationen des Gesichts und Gehörs; Lichtströme blendeten ihr Gesicht am hellen Mittage; unbekannte Stimmen riefen ihr zu, wenn sie sich allein glaubte. Später besuchte sie der Erzengel Michael ꝛc.“ Kurz, die Begeisterung der Heldenjungfrau wird hier lediglich aus Wahnsinn erzeugenden Störungen der körperlichen Entwicklung hergeleitet.

Dann folgt die berüchtigte Vandoisie, der Wahnsinn der sogenannten Waldenser, von denen man im 15ten Jahrhundert glaubte, sie beteten den Teufel an, fräßen Menschen ꝛc. Daran reihen sich ähnliche Geschichten aus Deutschland, wobei es schwer zu entscheiden ist, bei wem mehr Wahn war, bei den Anklägern, oder bei den Beklagten. In der Regel wurden mißliebigen Ketzern Zauberei, Bündniß mit dem Teufel ꝛc. angedichtet und das Geständniß davon durch die Tortur erpreßt. Später brauchte es keinen Ketzer mehr, um denselben Verdacht zu verbreiten, und bekanntlich waren es hauptsächlich die armen alten Weiber, die als Hexen angeklagt und verurtheilt wurden. Das vorliegende Werk führt nicht wenige Hexenprozesse an und stimmt in der Grundansicht mit Soldans bekanntem Werke über denselben Gegenstand insofern überein, indem es das ganze Hexenwesen theils für Wahnsinn der Angeklagten, theils für Unterstellung der Ankläger hält, welche sich aber beide wechselseitig hervorriefen, sofern bald die Angeklagten in ihrer Angst, bald die Ankläger in den Voraussetzungen ihres Verdachts den Faden der Illusion weiter spannen. Der größte unter den französischen Hexenprozessen ist der vom Jahr 1609; damals wurden im Labourd (Departement des Basses-Pyrenées) nicht weniger als 27 Kirchspiele von der Seuche ergriffen. Alles sollte daselbst von Hexen und Zauberern wimmeln; eine Menge Menschen wurden hingerichtet, selbst acht Priester entgingen mit genauer Noth dem Tode. In den Details stimmt das südfranzösische Hexenwesen genau mit dem norddeutschen überein und der Hexensabbath wurde in den Pyrenäen nicht anders gefeiert als auf dem Blocksberge. Daran reihen sich noch andere Hexenprozesse aus Navarra ꝛc. Es ist bemerkenswerth, daß der Verfasser hier überall vorzugsweise nicht Betrug, sondern wirklichen Wahnsinn voraussetzt, daß er wenigstens immer, auch wo er absichtliche Täuschung anerkennt, wirklichen Wahnsinn mitwirken läßt. Bisher fand diese Ansicht weniger Geltung. Man nahm, wenn von der Hexerei die Rede war, entweder in der That dämonische Einwirkungen an, oder man hielt alles für eine Lüge, die den Bekennern nur auf der Folter durch Priester und Juristen eingequält worden sey. Eben so verhält es sich mit den religiösen Entzückungen, Visionen und Inspirationen. Während man sie bisher entweder für wahr oder für Lüge hielt, reklamirt sie unser Verfasser für die Zustände des Irreseyns.

In dieser Weise faßt er auch die merkwürdigen Exaltationen der Camisarden im Cevennenkriege unter Ludwig XIV. rein als Wahnsinn auf, ohne sich vor dem Vorwurfe zu scheuen, der ihn hier wie in Bezug auf die Jungfrau von Orleans zu treffen scheint, er ziehe Heiliges und Hohes in ein zu gemeines Gebiet herunter.

Eine große Menge anderer hier angeführter Beispiele betrifft den ansteckenden Wahnsinn in Klöstern, insbesondere Nonnenklöstern, wobei fast immer hysterische Zufälle vorausgesetzt werden. Ueber die Wirkungen der Einsamkeit und des Klosterlebens denkt der Verfasser ganz so wie Zimmermann in seinem Werke über die Einsamkeit und Weber in seiner Möncherei. Abgesehen davon, daß wohl mancher wahrhaft frommen Nonne Unrecht gethan wird, ist gewiß nicht zu leugnen, daß im Klosterleben arge Dinge vorgekommen sind, die denn auch wie bekannt von den französischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, namentlich von ihrer lächerlichen Seite ausgebeutet worden sind. Im vorliegenden Werke wird alles Gewicht auf den in Klöstern erzeugten socialen Wahnsinn gelegt, mit dem eine Nonne die andere ansteckte.

Eines der merkwürdigsten Beispiele ist das von den Nonnen von Loudun in den Jahren 1632—1639. Auch in diesem berüchtigten Prozesse halten Verfasser und Herausgeber die Ansicht fest, daß keineswegs bloß Betrug, sondern wirklicher Wahnsinn im Spiele gewesen. „Die Vorfälle in Loudun sind sehr oft behandelt und auch in der neuesten Zeit durch einen Aufsatz im „neuen Pitaval“ der Kenntniß eines größern Publikums zugänglich gemacht worden. Man hat meistentheils die Geschichte für Betrügerei, die seltsamen Zufälle der Nonnen für Simulation erklärt, angestiftet von einigen rachsüchtigen Priestern, welche aus selbstsüchtigen Zwecken den Nonnen die Zufälle der Besessenheit einstudirten, um Urban Grandier ins Verderben zu stürzen. Urban Grandier war Pfarrer und Kanonikus in Loudun. Mit glänzenden Gaben ausgestattet hatte er durch seinen Ruf als Kanzelredner, durch sein Glück bei den Frauen, durch seine stolze und hochmüthige Verachtung sich den Haß der übrigen Geistlichen zugezogen. Mignon, der Beichtvater der Ursulinerinnen, figurirt unter seinen Hauptfeinden. Den Haß des Kardinals v. Richelieu soll er sich durch ein anonymes Pasquil gegen ihn zugezogen haben. — Wenn ich trotzdem unternehme, die Vorfälle nach Calmeil, der eine andere Auffassung hat, in einer kurzen Skizze wiederzugeben, so bin ich dabei von folgenden Gesichtspunkten ausgegangen: An Urban Grandier ist ein verabscheuungswürdiger Mord begangen worden. Der Prozeß gegen ihn ist aber für unsere Zwecke von untergeordnetem Interesse; die Zufälle der Nonnen waren nur eins von den Mitteln, deren sich seine Feinde gegen ihn bedienten. Bei der Betrachtung der Krankheit der Nonnen ist eine doppelte Ueberlegung möglich. Entweder bestand die Krankheit schon selbstständig; — es war für Grandiers Feinde dann ein glücklicher Fund; es war leicht, Grandier hineinzuflechten, die Nonnen zu veranlassen, seinen Namen zu nennen, Grandier, den durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Mann, der, wie man aus andern Schilderungen erfährt, ohnehin so tiefen Eindruck auf die weiblichen Gemüther in Loudun gemacht hatte, — oder die Nonnen waren gar nicht krank, sondern simulirten Alles. Wenn die Zufälle in Loudun in der Geschichte der Hysterie, der Besessenheit isolirt daständen, so wäre die Annahme der Simulation in ihrem vollkommenen Rechte; nun aber haben wir schon zu hundertmalen den Symptomenkomplex der Besessenheit aus Hysterie ꝛc. hervorgehen sehen. — Die wunderlichen und widernatürlichen Stellungen der Besessenen in Loudun, die lange Dauer ihrer Anfälle widersprechen zu sehr den Gesetzen, denen ein gesunder Körper selbst bei der größten Gelenkigkeit und Uebung für Gaukelkünste doch immer unterworfen bleibt, als daß man nicht annehmen sollte, ein krankhafter Zustand“ sey hier vorhanden gewesen. Dieß zur Ergänzung dessen, was im neuen Pitaval über denselben höchst interessanten Fall berichtet wird.

Der Verfasser theilt noch eine große Menge verwandter Prozesse aus Nonnenklöstern mit, die sehr viel Pikantes darbieten. Um hier nur ein Beispiel anzuführen, wollen wir den Fall der Magdalena von Kordua erwähnen, wobei die seltsamste Verwechselung der Gesichtspunkte und der keckste Umtausch des Heiligen mit dem Unheiligen auffällt. „Magdalena von Kordua oder a Cruce hat selbst ihr Leben entworfen. Sie wurde von den höchsten Personen für heilig gehalten, aber weil sie bei einer seltenen Intelligenz und reger geistiger Thätigkeit seltsamen Visionen und Sinnestäuschungen nachhing, hielt man sie auch lange Zeit für eine verschmitzte Heuchlerin. Wie sie erzählt, war sie erst fünf Jahr alt, als ihr der Teufel als ein

Digitized by Google

Engel des Lichts erschien, ihr rieth, ihm ihr ganzes Leben zu widmen, und versprach, sie würde dann für eine große Heilige gehalten werden. Das wiederholte sich öfter, und eines Tages erscheint ihr der Teufel als Jesus am Kreuze, und befiehlt ihr, sich selbst zu kreuzigen; sie gehorcht und heftet sich mit Nägeln an die Mauer. Da ihr aber der Teufel in demselben Augenblicke wieder befiehlt, ihm zu folgen, so läßt sie sich auf den Fußboden herabfallen und zerbricht sich dabei zwei Rippen. Im Alter von sieben Jahren zieht sie sich in eine Höhle zurück, um einsiedlerisch zu leben, aber schon nach einer Nacht findet sie sich plötzlich unter den Ihrigen wieder, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen ist. Bald erwählte sie der Teufel immer unter der Gestalt von Christus zu seiner Verlobten; sie sah eine Menge von Teufeln um sich unter der Form des heil. Hieronymus, Antonius, Franziskus, Dominikus u. s. w., und manchmal sogar die heilige Dreieinigkeit. Unwissentlich beugte sie sich vor diesen Trugbildern der Hölle. Aber ihr größtes Verbrechen bestand darin, daß sie sich von einem abgefallenen Cherubim, Namens Balban, hatte verführen lassen, und mehrere Jahre mit ihm in verbrecherischem Umgang gelebt hatte. Ein anderer Teufel, Namens Pithon, hatte ihren Geliebten oft begleitet. Mehrmals hatte sie, aller Welt unsichtbar, Reisen durch die Lüfte gemacht, war nach Rom gekommen und hatte die Gespräche der Menschen heimlich belauscht, besonders in den Männerklöstern. Während ihrer Abwesenheit nahm der Teufel Pithon ihre Gestalt an und vollzog die Funktionen einer Aebtissin. Oft hatte ihr auch der Teufel die Geheimnisse der Zukunft mitgetheilt. 1543 wurde sie krank, und da der Arzt an ihrer Wiederherstellung zweifelte, so sollte sie noch beichten und die letzte Oelung empfangen. Sie verfiel in Zuckungen, als man sich mit den Sakramenten näherte. Da die Zuckungen am andern Tage noch fortdauerten, kam der Beichtvater auf den Gedanken, es könne wohl der Teufel dabei sein Spiel haben, und Magdalene wurde exorcisirt. Da erklärte der von der Gewalt des Exorcismus bezwungene Teufel, er wäre ein Seraphim und habe einen Genossen und Legionen von Teufeln als Knechte, er besäße den Körper der Nonne schon seit ihrer Geburt, er würde sie nicht verlassen, sondern in die Tiefen der Hölle hinabziehen. Alle Nonnen des Klosters waren um Magdalene versammelt, und sie selbst gestand Alles. Sie genas, und die Knechte der Inquisition führten sie in die Gefängnisse des heiligen Gerichts. Sie wurde verurtheilt, sich in ihrem Nonnenhabit, aber ohne Schleier, mit einem Strick um den Hals, einem Knebel im Munde und einer angezündeten Kerze in den Händen, in die Kathedrale von Kordua zu begeben, dann auf einem Schaffot zu erscheinen, das für die Ceremonie ihres Auto da Fé's errichtet war u. s. w., und ihr Leben in einem Kloster außer der Stadt zuzubringen." Der Verfasser spricht sie vom Betrug frei und erklärt alles als Wahnsinn aus Hysterie.

Sehr dankenswerth ist in diesem Werke die wenn auch nur kurze Zusammenstellung der ärztlichen Ansichten, die, namentlich von dem Schweizer Plater an, zuerst vernünftigere Begriffe über Geisteskrankheit verbreitet und auch zuerst zweckmäßige Methoden der Heilung angegeben haben. Von Plater besitzen wir unter andern eine sehr gelungene Charakteristik der verschiedenen Gattungen des Irrseyns. Außer ihm erwarben sich besonders Fernelius, Baillou, Sennert, Willis, Highmore, Glisson, Bartholin und Bonetus vielfache Verdienste um die Lehre vom Wahnsinn.

Im letzten Abschnitt wird der Mesmerismus und mit ihm der ganze thierische Magnetismus für den Wahnsinn vindicirt, was denn doch zu weit geht. Es heißt den Thatsachen Gewalt anthun, wenn man sie erklärt, wie hier geschieht. „Die Erzählungen von der wunderbaren Begabung einzelner Sinne der Somnambulen, daß sie z. B. durch Mauern durchlesen, daß sie Begebenheiten, die in weiter Entfernung geschehen, an Orten, wo sie nie gewesen, genau schildern können u. s. w., sind nicht anders aufzufassen, als daß bei ihnen Reproduktionen wirklich gehabter Sinneseindrücke stattfinden, daß es immer nur eine Modifikation ihres Centralorgans ist, ihres Gehirns, die auf diese Weise zur Erscheinung kommt. — Eben so wenig wie die Theorie der vollkommenen Abschließung der Sinne für den Somnambulismus zuzulassen ist, kann man auch die Theorie der unbeschränkten Ausdehnung (extension illimitée) der Sinnesthätigkeit einräumen. Es ist wahr, daß in manchen Nervenkrankheiten einzelne Sinne einen ungewöhnlichen Grad von Schärfe zu erlangen scheinen, aber wenn ein vollkommen Blinder oder Tauber zu sehen oder zu hören versichert, so sind es nur innere Hallucinationen. — Wir wollen noch ein Symptom berühren. Somnambule haben das Eintreten ihrer eigenen Nervenzufälle, kritische Entleerungen, Blutungen u. s. w. bei sich und Andern vorher mit Genauigkeit angekündigt. Man würde wieder irren, wenn man daraus schließen wollte, daß die Somnambulen in ihren oder in den Organen anderer Menschen lesen können. Nur die im Gehirn festsitzende Ueberzeugung, daß ein solcher Anfall zur bestimmten Zeit eintreten werde, hat die Kraft, eine solche Modifikation der Nerventhätigkeit wirklich hervorzubringen." Es wird kaum nöthig seyn, auseinanderzusetzen, wie wenig diese Erklärungen stichhaltig sind.

Ueberhaupt sollte der Physiologe dem Psychologen nicht gar zu tief ins Revier gehen. Nachdem lange Zeit der Geistliche alles vor sein Forum zog, und nachher der Jurist, kommt jetzt der Arzt und spricht wieder beiden ihre Kompetenz ab. Die religiöse Begeisterung wie die Qual des Sünders will er als Wahnsinn, die verbrecherischen Triebe und Handlungen als Krankheit angesehen wissen. Kein Seelsorger, kein Richter, nur noch ein Arzt soll erforderlich seyn. Wer erinnert sich nicht der berüchtigten literarischen Fehde zwischen Groos und Heinroth, worin solche Behauptungen oft wiederholt wurden? Herr Leubuscher geht kaum weniger weit. Hier aber sollte Maaß gehalten werden, gerade um nicht den Gewinn, dessen sich die Humanität seit einiger Zeit erfreut, durch die Uebertreibung, der bald Gleichgültigkeit und ein Rückschlag folgt, wieder zu verlieren.

Ueberdieß hat den Schleier der Göttin von Sais noch keiner gelüftet. Man steht vor des Menschen Innerm allezeit wie vor einer Sphynx. Niemand sollte das tiefer empfinden als gerade der Irrenarzt, und er sollte sich nicht einbilden, auf einer physiologischen Leiter in das Abgründliche der Psyche eindringen zu können. Eben so wenig, wie der, welcher nur psychische Mittel parat hat, und alle physische Hülfe verschmäht, dem Irren helfen wird. Von beiden Seiten, von der Seele wie vom Leibe aus muß das schillernde Wesen des Wahnsinns erforscht, erkannt und behandelt werden. Denn eben so oft sind es Eindrücke der Seele, die den gesunden Menschen zum Wahnsinn treiben, als krankhafte Dispositionen seines Körpers.

Endlich aber sollte vom heutigen Standpunkt aus kein Schluß auf die Vorzeit gewagt werden, die Propheten und Heiligen sollten nicht vom Maaßstab unserer tabakrauchenden und kaffeetrinkenden Civilisation aus bemessen werden.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 15.** Dienstag den 27. Februar 1849.

## Zeitgeschichte.

Das Jahr 1848. Von Friedrich Bülau. Leipzig, Hinrichs, 1849.

Eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse des verhängnißvollen Jahres 1848, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ohne näher auf den geschichtlichen Inhalt einzugehen, der wohl noch jedem Zeitgenossen in lebhafter Erinnerung ist, wollen wir uns begnügen, einige Bemerkungen an das anzuknüpfen, was der unbefangene und klar urtheilende Verfasser über die Frankfurter Versammlung sagt. Nachdem er über die Zusammensetzung derselben unter Einflüssen, die mehr Niederreißungs-, als Bautalente begünstigten, einiges sehr wahre bemerkt hat, bedauert er, daß die Versammlung von vorn herein einen falschen Weg eingeschlagen habe. Sie betrachtete nämlich die Regierungen als nicht vorhanden und begann ihr Werk allein, in dem blinden Vertrauen, die Regierungen würden sich hinterdrein schon fügen müssen. „Die Regierungen gaben Anfangs ihren Bundestagsgesandten Vertrauensmänner bei und diese, für die sich, neben Bundestag und Fünfzigerausschuß, keine sonstige Wirksamkeit finden wollte, arbeiteten einen Verfassungsentwurf aus, welcher viel getadelt worden, auf den man aber doch im Hauptwerke immer zurückzukommen scheint. Das ist aber auch der letzte Versuch gewesen, sich von der Regierungsseite aus an dem Verfassungswerke direkt zu betheiligen. Was die Gesandten bei der Centralgewalt für eine Rolle spielen, bleibt im Dunkeln. Mag es seyn, daß die Regierungen in ihren besondern Kreisen zu sehr beschäftigt waren; mögen Einige in schlauer Arglist sich geflissentlich von der Sache entfernt gehalten haben, um sich freie Hand zu bewahren; sey es auch gewiß, daß man im Anfang jede Einmischung der Regierungen zurückgestoßen hätte: gewiß ist es auch, daß dieses gänzlich passive Verhalten der Regierungen zu der Sache kein Vortheil für sie und das Werk gewesen ist, daß sie wenigstens in ihren näheren Kreisen hätten vorarbeiten und anbahnen, gegen in ihren besondern Kreisen unausführbare Beschlüsse rechtzeitige Einsprache thun, sich zu dem ganzen, von ihnen mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgenden Verfassungswerke in stete, den Beschlüssen vorausgehende Beziehung setzen können und daß, wenn wahrhaft Gediegenes und Befriedigendes geboten wurde, dieß schwerlich Zurückweisung erfahren haben würde. Aber auch auf der andern Seite wird es sich für die Sicherheit und Ausführung des ganzen Werkes nicht günstig zeigen, daß man den vertragsmäßigen Weg verschmäht hat.“ Und doch schwebte die Idee des Vertrags oder der Vereinbarung den Herren in Frankfurt immer vor. „Das Vorparlament erklärte sie für eine Konstituirende, aber gleichzeitig setzte der Antragsteller (v. Soiron) interpellirend hinzu, daß dieß eine Vereinbarung mit den Regierungen nicht ausschließen solle und nur auf diese Auslegung hin kam der Beschluß zu Stande. Einzelne Regierungen schrieben die Wahlen mit dem Zusatz „zur Vereinbarung“ aus; andere ohne denselben. Die Versammlung nahm die Stellung einer im vollsten Sinne Alleinkonstituirenden an und im Anfange ward auch im Volke von den dazu schweigenden Regierungen die unbedingteste Fügsamkeit gefordert; später kam wenigstens gegen das Prinzip ein Widerspruch nach dem andern. Es lag in der Zeit des Zusammentritts der Frankfurter Versammlungen, daß man das Konstituiren in den Vorgrund stellte und die Regierungen sind auch nicht ohne passive Schuld dabei, daß diese Wendung eintrat. Für das Gelingen und den Bestand des Werkes selbst wäre es aber sichernder gewesen, wenn der Weg des Paktirens eingeschlagen ward, natürlich nicht zwischen der Versammlung und allen Einzelregierungen, aber zwischen Delegirten Beider.“

Nun kann man die Vereinbarung doch nicht umgehen, aber alle Vorlagen sind ungenügend, alle bisher einseitig gethane Arbeit erweist sich als unnütz, weil eben Einer nichts für sich ausrichten kann, wo von Anfang Zwei dazu gehört hätten. Die Grundrechte sind in dem weitem größten Theile Deutschlands noch nicht gültig, die Reichsverfassung ist noch gar nicht ermöglicht. Nachdem Oesterreich sich erklärt hat, wie von ihm gemäß seiner Lage durchaus nicht anders erwartet werden konnte, bleibt der Frankfurter Versammlung die einzige Hoffnung, daß vielleicht Preußen um den Preis der Kaiserkrone alles, was bisher in Frankfurt geschehen ist, anerkennen werde. Allein wenn keine andere Wahl als Preußen mehr bleibt, wird Preußen auch seinerseits Bedingungen stellen. Sogar die Berliner Versammlung wird dergleichen machen wollen. Am Ende wird Preußen trotz des Rechtes und vielleicht sogar der Pflicht, sich an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu stellen, sobald Oesterreich sich dieses Rechts mehr oder weniger bestimmt begibt, doch der Stimmung und dem Einfluß Oesterreichs Rechnung tragen und sich lieber mit Oesterreich verständigen, anstatt es auf eine Theilung Deutschlands ankommen zu lassen. Wir wollen damit nur andeuten, daß, wenn sich Frankfurt mit Oesterreich nicht vereinbaren kann, damit die Vereinbarung mit Preußen noch nicht erwiesen ist.

Die Frankfurter Versammlung ist eine moralische Macht nicht durch den kategorischen Imperativ, sondern lediglich durch die Zweckmäßigkeit ihrer Beschlüsse. Da nun die Theilung Deutschlands nicht zweckmäßig ist, so kommt sie mit dem Programm Gagerns in eine ihr höchst gefährliche Klemme.

Die Frankfurter Versammlung ist darüber mit sich selber einig, daß sie fortdauern soll, das heißt aus der konstituirenden in die legislative Versammlung umgewandelt, mit einem Wort,

Digitized by Google

daß es künftig ein deutsches Parlament geben soll. Nur darüber ist sie mit sich selbst nicht einig, was für eine Art von höchster Reichsregierung ihr künftig gegenüber stehen soll. Der Instinkt lehrt sie aber, eine Centralgewalt zu verlangen, der alle Einzelregierungen sich unterzuordnen haben (sey es ein Kaiser, oder Direktor, oder Präsident rc.). Denn das fühlt sie wohl, daß sie sich nicht halten könnte gegenüber einer Fürstenaristokratie, wie bisher, ohne Reichsoberhaupt. Ein solches Parlament stünde gleichsam in der Luft. Es vermöchte sich neben der Militärmacht Oesterreichs und Preußens und neben den gleich großen Parlamenten von Wien und Berlin auf die Dauer gar nicht zu halten. Ein deutsches Parlament kann nicht bestehen, ohne daß alle Parlamente der Einzelstaaten neben ihm zu bloßen Provinziallandtagen degradirt werden, was nur möglich ist, wenn zugleich alle Fürsten Deutschlands einer starken Centralgewalt unterworfen werden.

Diesem Interesse der Frankfurter Versammlung steht nun die überwältigende Thatsache entgegen, daß sowohl Preußen als Oesterreich jedes für sich zu groß und mächtig sind, um sich eins dem andern oder einem dritten unterzuordnen. In diesem Dilemma war es, wenn die Frankfurter Versammlung gleichwohl ihr Prinzip und die Zukunft eines deutschen Parlaments retten wollte, ohne Zweifel für sie das klügste, sich an Preußen anzuschließen, und Herr von Gagern hat insofern bewiesen, wie durch und durch er mit der Versammlung verwachsen ist. Denn schloß sich die Frankfurter Versammlung an Oesterreich an, so kam das einer Uebergabe auf Gnade und Ungnade gleich und niemals konnten die Frankfurter unter Oesterreich die erste Rolle fortspielen. Mit Preußen dagegen ließ sich traktiren, Berlin ließ sich Frankfurt noch im Nothfall unterordnen. Preußen mußte für die Kaiserwürde, die ihm neu war, ein Opfer bringen; Oesterreich hätte nur einfach seine alte Würde zurückgenommen.

Allein Gagerns Programm ist schlechterdings mit dem eigentlichen Zweck der Frankfurter Versammlung, endlich einmal ganz Deutschland unter einen Hut zu bringen, unvereinbar. Es spricht die Theilung Deutschlands aus, so wie es Oesterreich in einer Nebenstellung beseitigt. Oesterreich kann und wird sich keine Stellung gefallen lassen, die nicht wie bisher entweder die übergeordnete oder wenigstens die des primus inter pares wäre.

Wer eine tabula rasa in Deutschland haben wollte, um von Frankfurt aus die neue Reichsverfassung anzuordnen, der hätte sich zur rechten Zeit an Hecker anschließen und denselben nicht im Stich lassen sollen. Wer sich damals der Truppen von Einzelstaaten bediente, um die rothe Republik im Keim zu erdrücken, der erkannte so thatsächlich als immer möglich den Bestand der Fürstengewalt in Deutschland an, und hatte kein Recht, hatte keine Raison mehr, sich in die Täuschung einzuwiegen, als müßten die deutschen Regierungen sofort gehorsam alles annehmen, was in Frankfurt ohne sie würde beschlossen werden. Diese Täuschung wird nur noch künstlich unterhalten durch die patriotische Hingebung der kleineren Staaten, welche sich in frommem Glauben der Frankfurter Autorität unterordnen, bei einigen Linken vielleicht durch die schwache Hoffnung auf einen neuen Aufschwung der rothen Republik, bei den diplomatischen Talenten der Versammlung aber durch die Möglichkeit, Preußen zu gewinnen, daß es die Frankfurter Autorität um den bekannten Preis anerkenne und alles bisher dort Gewirkte sanktionire. Aber das könnte nur trotz Oesterreich und mit Ausschluß Oesterreichs geschehen, folglich widerspricht es dem Zweck der Versammlung, Deutschland zu vereinigen. Es reißt nur den alten Riß noch weiter auf.

Gerade das, was in Frankfurt um jeden Preis hätte müssen vermieden werden, das geschieht nun. Anstatt den alten Haß zwischen Oesterreich und Preußen noch inniger und dauernder zu versöhnen, als es 1813 möglich war, und dadurch Deutschlands künftige Einheit zu sichern, thut man alles, um diese beiden Mächte wider einander zu hetzen, und dadurch Deutschlands Zerfleischung, statt Einigung herbeizuführen.

So lange im alten deutschen Reiche das progressive und immer mächtiger werdende Preußen Oesterreich untergeordnet war, konnten beide niemals Freunde seyn, beide bewachten sich mit tödtlicher Eifersucht, verbanden sich jeder mit dem Ausland gegen den deutschen Bruder und thaten ihm so viel Abbruch als möglich, wodurch die Gesammtinteressen deutscher Nation immer mehr Noth litten. Erst von dem Zeitpunkt an, in welchem durch Auflösung der deutschen Reichsverfassung Preußen Oesterreich nebengeordnet wurde, nahm jene Eifersucht ein Ende und Preußen ging mit Oesterreich Hand in Hand zum wahren Wohle Deutschlands. Ohne dieses Bündniß wäre Napoleon nie geschlagen worden, ja man darf behaupten, daß wenn Napoleon den deutschen Reichsverband nicht aufgelöst hätte, es seiner Politik leicht gewesen wäre, Preußen fort und fort von Oesterreich getrennt zu halten und einen Staat gegen den andern zu benutzen. Kaum taucht nun in der jüngsten Zeit der Gedanke wieder auf, ein deutsches Reichsoberhaupt zu wählen, so bringt auch schon die bloße Möglichkeit, von den beiden deutschen Großstaaten könne einer dem andern wieder untergeordnet werden, die leidenschaftlichste Aufregung hervor. Die deutsche Partei verschwindet vom Schauplatz, man erblickt nur noch eine österreichische und preußische, etwa wie vor dem siebenjährigen Kriege.

Nun wird die Ueberordnung zwar nie zu Stande kommen, denn Oesterreich wird sich niemals unterordnen, und, dürfen wir wohl hinzufügen, Preußen kann und wird es eben so wenig. Also eine Scheidung wird an die Stelle der Ueberordnung treten; aber diese ist ganz eben so geeignet, wie die Unterordnung, die bisherige Freundschaft in Feindschaft umschlagen zu lassen. Nie würde das ausgeschiedene Oesterreich vergessen können, welchen Einfluß es im übrigen Deutschland gehabt. Nie würde Preußen, wenn es die Kaiserkrone errungen hätte, ruhen können, bis es ganz Deutschland vereinigt hätte. Hier öffnen sich Quellen tödtlicher Feindschaft.

Will man das Unheil vermeiden, so muß man von der Ueberordnung wie von der Trennung gleichermaßen abstrahiren, und einfache Nebenordnung Oesterreichs und Preußens in einer Föderation ohne höchstes Oberhaupt fordern.

So lange man die Größenverhältnisse der deutschen Staaten nicht ändern kann, gereicht eine Föderativverfassung der deutschen Nation mehr zum Heil, als ein jedenfalls verkrüppelter Centralisationsversuch. Man benutze die große Bewegung der Zeit, um die Grenzen des Zollvereins auszudehnen, um die Auswanderung zu befördern, um gemeinsam Gesetzbücher, Maaß und Gewicht rc. durchzusetzen; das kann man alles auch mit einer Föderativverfassung. Aber man quäle sich nicht ab und verliere die kostbare Zeit nicht mit Fehlgeburten von Reichskonstitutionen. Die Vereinbarung, die man doch nicht umgehen kann, wird zu nichts anderm, als zu einer neuen Föderation führen ohne eine Centralgewalt, — oder zur Theilung.

Wir waren, seit wir denken können, für deutsche Einheit begeistert und sahen ihren würdigsten Ausdruck allezeit in einem Kaiser, allein es ist Zeit, Lieblingsgedanken, wenn nicht aufzugeben, doch zu vertagen, wenn von Verfolgung derselben im vermeintlichen Interesse des Vaterlandes dem Vaterland wirklich mehr Gefahr droht, als vom Verlassen derselben. Soll Oesterreich mit Preußen zum wahren Wohle Deutschlands einig bleiben, so muß man sich auch mit einer deutschen Föderation begnügen,

Digitized by Google

welche beide Staaten nebenordnet, nicht einen dem andern unterordnet.

Bei diesem Anlaß wollen wir die ungerechten Vorwürfe zurückweisen, die schon öfters Bayern getroffen haben, weil Bayern sich nicht immer beeilt hat, jedes erste beste Frankfurter Projekt gut zu heißen. Bayern war bisher der dritte unabhängige Staat in Deutschland neben Oesterreich und Preußen. Nun hat Oesterreich eine großartige Unabhängigkeit behauptet, Preußen will man noch mächtiger machen, als es war, indem man ihm die Kaiserwürde anträgt; Bayern aber soll, gleich den kleinsten Staaten, sich unterordnen lassen? Da kann wohl jeder Bayer, er braucht weder Republikaner noch Ultramontan zu seyn, sich erklären, wie sich die Deputirtenkammer in München kürzlich erklärt hat. Nicht zum Vortheil einer Theilung will Bayern sich unterordnen lassen. Ordnet euch alle unter, heißt es da, oder laßt auch uns unabhängig bleiben! Das ist nicht partikularistisch. Wer jede kleine Sonderbündlerei besiegen will, muß auch sich selbst die große nicht zu Schulden kommen lassen. Jeder Sonderbund verschwindet am besten im allgemeinen deutschen Bunde. Nur die Föderativverfassung bewahrt davor, die Centralgewalt würde nur die fruchtbare Mutter der Fraktionen seyn.

Die Frage freilich, wie sich neben einem Bundestage der Fürsten ohne eine Centralgewalt noch ein deutsches Parlament halten soll, bleibt schwer zu beantworten. Ueber jeden Zweifel steht fest, daß nur eine Centralgewalt dem Parlament Dauer gewähren kann. Allein das Haupthinderniß für die Fortdauer eines deutschen Parlamentes liegt nicht sowohl in den Fürsten, die im Gegentheil nach Umständen sehr damit einverstanden seyn können; als vielmehr in der Coexistenz der großen Parlamente in Wien und Berlin. Es hätte schon längst eine Hauptaufgabe der Frankfurter Versammlung seyn sollen, sich gegen diese Nebenbuhlerinnen in die rechte Verfassung zu setzen. Vermag sie diese Konkurrenz nicht einmal moralisch zu überwinden, wie will sie sich über die physische Gewalt der Bayonnette erheben?

## Reisen.

### Reisen in Westafrika, von Whydah durch Dahomey nach Adofudia im Innern (1845 und 1846). Von John Duncan. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Zwei Bände, mit einer Karte. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.

Duncan hatte 1839 die verunglückte Nigerexpedition als „Exercirmeister" mitgemacht. Damals kamen von 300 Engländern nur fünf zurück, unter ihnen Duncan, den seine kräftige Gesundheit und kolossale Gestalt so wie die Abhärtung eines langen Soldatendienstes begünstigte. Wegen dieser Eigenschaften wurde er auch von der königl. geographischen Gesellschaft in London zu einer neuen, wenn auch nur kleinen Expedition ausersehen, die er allein, nur in Gesellschaft eines Dieners, machte.

Er landete in der englischen Kolonie Cape-Coast-Castle an der Goldküste, bereiste die Westküste Afrikas bis Benin, wandte sich dann nordwärts zu den Königen von Whydah und Dahomey, drang mit Vermeidung der den Engländern feindlichen Aschantees in das Konggebirge ein und kam bis nach Adofudia unter dem 13° 6' nördlicher Breite und 1° 3' östlicher Länge.

Sein Diener starb schon bald nach der Landung am Fieber und er mußte einen andern annehmen. Er selbst wurde ebenfalls von dieser gefährlichen Krankheit befallen, der selten ein Europäer unter diesem Himmelsstrich entgeht. In der englischen Kolonie fiel dem Reisenden der große Nachtheil auf, der die Aufhebung der Sklaverei herbeigeführt. Alle Arbeiten, die ehemals von Sklaven verrichtet worden waren, stockten jetzt, da die freien Schwarzen lediglich nichts mehr thun wollten. So mußte eine in der Anlage begriffene sehr nothwendige Straße unvollendet liegen bleiben. Dabei hat man nun doch den Zweck der Negeremancipation nicht erreicht, denn hinter dem Rücken der Engländer wird der Sklavenhandel an diesen Küsten noch eben so stark betrieben, wie je. Die englischen Schiffe, welche auf Sklavenschiffe Jagd machen, helfen den Sklaven nichts, denn die meisten Sklavenschiffe entgehen ihnen doch; die Folge ist aber, daß man jetzt, um weniger zu riskiren, so viel Sklaven als möglich auf einem Schiff zusammendrängt, wodurch der Transport derselben noch viel grausamer wird, als er früher war. Daß die Negervölker selbst von der Emancipation nichts wissen wollen, daß sie den Handel mit ihrem eigenen Fleisch um keinen Preis aufgeben wollen, ist bekannt. Ein Stamm unterwirft und verkauft den andern, der König verkauft seine Unterthanen, der Vater seine Kinder; so war es dort von jeher und so weiß und will man es nicht anders. Duncan hält es für eine rein vergebliche Mühe, der schwarzen Race die Begriffe von Ehre und Freiheit beizubringen, die unter der weißen herrschen. Er bedauert nur die tiefe Corruption, welche unter den schwarzen Naturkindern seit ihrer Berührung mit den Weißen eingerissen ist, denn nur das Schlechte vermögen sie sich von uns anzueignen, nicht das Gute. Die Fantis an der Küste, stets mit Weißen in Berührung, sind viel verdorbener und entarteter, als die Bewohner des Konggebirges und des Innern, die selten oder nie einen Weißen sehen.

Aus Afrika immer etwas Neues! sagten schon die Römer. So bringt denn auch Duncan wieder manche Curiosa mit, von denen wir nur die merkwürdigsten bezeichnen wollen. In Cromantien sollte ein von den Negern heilig verehrter „ewiger Knabe" leben, der von Anfang der Welt an als Kind fortlebte, ohne zu essen und zu trinken. In Ahguay sah Duncan eine Priesterin (Fetischweib), von der er folgendes Bild entwirft. „Sie trug eine sehr große, in Form der aufgestülpten Schiffshüte aus Gras oder Binsen gefertigte Kopfbedeckung, und an ihrem Halse hingen mehrere Zauberamulette. Ihr Gewand oder Ordenskleid bestand in einem dicken Rocke, der aus Grashalmen gebildet wurde, die mit dem einen Ende an einem ungefähr vier Fuß langen Bande befestigt waren. Dieses Band wird um den Leib gebunden, so daß die unbefestigten Enden des Grases, wie ein schottisches Kilt, aber weniger kleidsam herabhangen. Das Fettischweib trägt bei solcher feierlichen Gelegenheit außerdem einen Schaf- oder Ziegenschädel auf ihrer Stirne und in jeder Hand einen plumpen hölzernen Stab. Nach der Musik dieser Stäbe, die sie auf einander schlägt, führt sie ihren Tanz aus und bewegt sich dabei ungefähr eben so anmuthig wie ein Heuhaufen, den der Mäher auf seiner Gabel schüttelt. Ihr Körper ist mit einem sehr feinen, aus Austerschalen bereiteten Leim weiß angestrichen."

In Whydach fand Duncan den berühmten Schlangenkultus immer noch im Gange. Schon ältere Reisende haben ihn beschrieben und die Kunde davon ist in die meisten geographischen Handbücher übergegangen. Die Schlange wird nicht im Bilde, sondern lebendig als Gott verehrt und wehe dem, der einen solchen Gott tödten würde, er müßte augenblicklich selber sterben. — Auch in Dahomey fand Duncan immer noch den berühmten Todtenschädelkultus, dessen frühere Reisende gedenken. Allein der neue König regiert ungleich milder, als seine Vorfahren. Er vermehrt die ungeheure Anzahl der Schädel, die immer noch bei Festen in verschiedenen

Digitized by Google

geometrischen Figuren aufgethürmt und zur Schau gestellt werden, nur selten mit neuem Zuwachs und von den kolossalen Menschenschlächtereien, wie früher, ist jetzt nicht mehr die Rede. Dagegen steht das Amazonenheer, das die weibliche Garde und zugleich den Harem der Könige bildet, noch in voller Blüthe. Alle die vielen tausend Weiber, die der König nimmt, sind militärisch exercirt und bilden Regimenter von eben so ausgezeichneter Haltung als bewährter Tapferkeit im Kriege. Hier eine Beschreibung, wie sie dem Könige huldigen. „Mittlerweile zogen aus allen Richtungen zahlreiche Schaaren weiblicher Soldaten auf, welchen Musikbanden mit höchst barbarischer Musik vorangingen. Die Trommeln, deren man sich bediente, bestanden aus hohlen Baumstämmen, die man mit Ochsen- oder Schafhaut überzogen hatte. Diese weiblichen Heerhaufen lagerten sich in einiger Entfernung, theils der Länge nach, theils kauernd, auf dem Boden, um hier zu warten, bis seine Majestät sie vor sich rufen weede. Es wird dann keine besondere Disciplin beobachtet. Die Regimenter stellen sich einzeln und in unregelmäßiger Kolonne auf, alsdann ruft der Anführer seine Offiziere, die hervortreten und, auf ihre Kniee sinkend, Kopf und Körper mit Staub bedecken. Der Anführer stellt dann die Offiziere seines weiblichen Regiments einzeln vor, und wenn eines dieser kriegerischen Weiber sich auf irgend eine Weise hervorgethan hat, so wird der That Erwähnung gethan und das Weib seiner Tapferkeit wegen belobt und belohnt. Das Regiment, das eben jetzt sich aufgestellt hatte, gehörte einem Sohne des Königs, dem Gouverneur einer Provinz, und trug eine Fahne oder Flagge, die mit dem Bilde eines Löwen geziert war. Nach Beendigung dieser Begrüßungsceremonie und dieses Rühmens tapferer Thaten treten die Offiziere in Reih und Glied zurück, und das ganze Regiment stimmt einen Gesang zu Ehren des Königs an. Hierauf ist es jeder einzelnen Kriegerin gestattet, vor die Feonte zu treten und dem König ihre Treue zu erklären, und so oft eine wieder zurücktritt, wird ihre Stelle von einer andern eingenommen, so daß die Ceremonie sehr ermüdend wird und bei einem einzigen Regimente zuweilen drei Stunden dauert. Wenn Alles abgethan ist, sinken Alle zusammen auf die Kniee, und indem sie den Kolben der Muskete auf den Boden setzen, den Lauf an die Schulter lehnen, scharren sie mit beiden Händen den Staub zusammen und überschütten sich damit. Da der Staub eine hellrothe Farbe hat, so erhalten sie dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Viele haben mit Ausnahme eines kokardenartigen Haarbüschels völlig nackt geschorene Köpfe; andere scheeren ihr Haar nur zwei Zoll breit von der Stirn nach dem Hinterkopfe. Nach dieser Staubbedeckung richten sich Alle wieder auf, doch ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, und ihre Musketen horizontal in beiden Händen haltend, lassen sie ein allgemeines Hurrah erschallen. Dann springen sie plötzlich empor, werfen die Muskete heftig in die eine Hand und stimmen dann, sie hoch in die Luft haltend, ein zweites Hurrah an. Hierauf wird geschultert und das Regiment rennt blitzschnell von dannen. Jede einzelne Kriegerin läuft so schnell sie kann, so daß es ein Wettrennen eines ganzen Regiments von sechshundert Weibern gibt. Die Schnelligkeit dieser Frauen, obgleich sie eine lange dänische Muskete, ein kurzes Schwert und eine Art Keule tragen, würde einen Europäer in Erstaunen setzen. Es wird nicht am unrechten Orte seyn, von der Tracht und Kleidung dieser Amazonen eine kurze Beschreibung zu geben. Sie tragen einen blau und weiß gestreiften Unterrock von derbem einheimischem Baumwollenzeuch ohne Aermel, so daß sich die Arme völlig frei bewegen können. Der Schooß oder das Unterkleid ist so lang wie das Kilt der Hochländer, und die darunter befindlichen kurzen Hosen reichen bis zwei Zoll unter das Knie. Die Patronentasche oder „Agbwadya“ bildet einen Gürtel, der die ganze Kleidung eng und fest umschließt. — Die Zahl der Kriegerinnen, die an diesem Tage vor dem König aufmarschirten, belief sich auf ungefähr sechstausend, und der König ermangelte nicht, mir die bedeutendsten Offiziere dieser Schaaren persönlich vorzustellen und ihre Thaten aufzuzählen.“ Ein andermal waren es ihrer 8000. Sehr ausführlich beschreibt der Verfasser auch ein Manöver dieser Weiber, die Erstürmung von überaus stachlichten und gefährlichen Dornhaufen.

Die Reise durchs Gebirge und ins Innere bietet nicht so viele interessante Mittheilungen dar. Duncan mußte beim König von Tafura, um gut durchzukommen, seine Bekanntschaft mit dem König von Dahomey verleugnen. Im Allgemeinen fand er den Menschenschlag schöner und besser, je weiter von der Küste entfernt, doch bot sich ihm nur ein ewiges Einerlei von neugierigen Negerhaufen in den verschiedenen Ortschaften dar, die er passirte. Interessant ist Theil II. S. 120 beschrieben, wie die Neger im Gebirge das Eisen zubereiten.

Adofudia ist ein beträchtlicher Marktplatz im Innern, sonst aber von andern Negerstädten nicht unterschieden. Das Interessanteste, was uns Duncan von hier berichtet, sind Erinnerungen an Mungo Park, der in der Nähe seinen Tod fand. Parks Ermordung wird Theil II. S. 166 f. ausführlich erzählt.

Von der Natur des Landes hätten wir mehr zu erfahren gewünscht. Ueber das Gebirge sagt Duncan gar wenig. „Das von den Mahis bewohnte Konggebirge besteht im Allgemeinen aus Granit, Marmor, Kalk und Eisensteinen. In den Ebenen oder Thälern fand ich große, über die Oberfläche hervorstehende Massen von geschmolzenem Eisenstein mit runden Kieseln. Ich brach mehrere Stücke davon los, und sie waren eben so schwer wie das reine Erz. Die Außenseite dieser Massen hatte ein glasirtes Ansehen. Von der Nord- nach der Südseite beträgt die Ausdehnung dieser Gebirgskette nicht über 45 bis 50 Meilen.

Was die Völkerschaften betrifft, so leben die Fantis an der Küste, die Mahis im Gebirge und hinter diesen im Innern die Fellatahs, welche jene körperlich und geistig übertreffen. — Aus dem Gebiete der Zoologie erhalten wir Theil I. S. 130 interessante Berichte über eine „fliegende Ameise“, die so groß wie eine Wespe alle Thiere in ihrer Nähe durch ihre Ausdünstung vergiftet. Leider fehlt die nähere Bestimmung. — Merkwürdig ist endlich die Erwähnung der „Perlen von Popoe.“ Es heißt darüber; „Einen andern Handelsartikel bilden die Schmuckkügelchen von europäischer, als auch einheimischer Arbeit, und zu diesen gehören auch die sogenannten Perlen von Popoe, die jedoch sehr selten und theuer sind. Ueber den Ursprung dieser letztern ist nichts bekannt; man findet sie zuweilen, wenn man in der Nähe der Stadt bei der Bereitung von Mörtel in der Erde gräbt. Sie sind gewöhnlich einen halben bis einen Zoll lang, von hellrother Korallenfarbe, röhrenförmiger Gestalt und sehen aus wie kleine Theile eines zerbrochenen starken Pfeifenrohrs, aber obgleich sie, wie ich glaube, von wissenschaftlichen Männern in Europa genau untersucht worden sind, so ist man doch bis jetzt noch zu keinem befriedigenden Resultate gelangt. Man wiegt sie beim Verkaufe mit Gold auf, und es sind daher nur wenige Leute im Stande, sich damit zu schmücken. Der Umstand, daß man sie bei Popoe findet, leitet mich auf die Vermuthung, daß diese Perlen entweder in einer früheren Zeit hier verfertigt wurden, oder daß hier ein Schiff gescheitert ist, welches nebst andern Handelswaaren, von welchen längst keine Spur mehr vorhanden, mit diesen Perlen beladen war.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 16.** Sonnabend den 3. März 1849.

## Kriminalgeschichten.

**Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Dreizehnter Theil. Neue Folge, erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1848.**

Die neue Folge dieses interessanten Sammelwerkes unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, daß darin mehr Rücksicht auf politische Verbrechen und Prozesse genommen ist, wie es dem Geschmack unserer Tage zusagt. Inzwischen geht dabei auch das romantische Interesse, das so viele gemeine Verbrechen erregen, keineswegs leer aus. Das, was Kriminalprozesse, abgesehen vom rein juristischen Standpunkt, dem größern Publikum so anziehend macht, ist auch bei politischen Prozessen immer ein mehr oder weniger romantisches Moment. Die Leidenschaft, der Wahn behaupten ihr Recht, man blickt in eine dämonische Tiefe der Menschenseele, und je mehr ein Prozeß Theilnahme erregt, um so gewisser sind auch die Umstände der That überraschend, abenteuerlich. Wie in einem Trauerspiel theilt sich das Interesse zwischen dem Charakter und dem Schicksal.

Das erste der hier verhandelten Verbrechen ist der berüchtigte Leuenmord in Luzern. Er wird sehr genau und vollständig erörtert, in der Angabe der Thatsachen mit größter Unparteilichkeit. Was die beigefügte Beurtheilung anlangt, so scheint uns das Unrecht der politischen Parteien auf beiden Seiten etwas zu ängstlich abgewogen, um die radikale Partei einigermaßen zu entschuldigen, die doch in diesem bestimmten Fall, wie uns scheint, nicht entschuldigt werden kann. Ehe Jakob Müller, ein lüderliches und verdorbenes Subjekt vom schlechtesten Prädikate, den biedern Familienvater und hochachtungswürdigen Bürger Leu meuchelmordete, hatte er den Häuptern der Radikalen seinen Vorsatz mitgetheilt, hatte ihre Zustimmung und Geldversprechungen bis zu 60,000 Franken von ihnen erhalten. „In Menziken, wo er sich nach dem 8. Dec. einige Zeit als Flüchtling aufhielt, wurde „geschlegelt, gesoffen und gedecht," daß die Gläser manchmal in die Höhe sprangen. Bei den Flüchtlingen hieß es: der Leu, der Siegwart und der Kost müßten fortgeschafft werden. Da faßte er den Gedanken, wenn er ein Ordentliches dafür bekäme, den Leu zu erschießen. Den Andern in der Stadt war nicht so leicht beizukommen. Er war dabei „etwas vom Wein erhitzt." Der Johann Burri fragte ihn: ob es ihm damit auch Ernst sey? — Er bejahte es. Bei dem Verfall standen um ihn her: der Lieutenant Brunner von Kühschwenden, der Hirschwirth Wey von Hochdorf, der Lieutenant Ineichen von Rothenburg und der Amtsrath Hüsler von Eschenbach. Niemand sagte etwas dawider, sie lachten darüber und bezeugten ihre Freude. Der Amtsrath Hüsler sagte namentlich zu ihm, das wäre „herrlich," wenn er so etwas thun würde, es wäre im Jahr 1831 schon gut gewesen, wenn man den Leu weggeschafft hätte. Darauf wünschte Jakob zu wissen: was ihm denn wohl dafür bezahlt würde? Mit dem Johann Burri reiste er deßhalb am schmutzigen Donnerstag 1845 zum Regierungsrath Weller nach Aarau. Burri rieth ihm unterwegs, er solle nicht zu viel fordern, 2000 Francs wären schon ein hübsches Trinkgeld. Burri wollte zuerst mit den Herren vom Comité reden." Das war vor dem zweiten Freischaarenzuge 1845. Es kam damals noch zu nichts. Nach dem zweiten Zuge kam Jakob Müller nach Zürich zu dem dahin geflüchteten Chef der Luzerner Radikalen, Bühler, und trug demselben abermals seine Absicht vor, den Leu umzubringen. „Bühler entgegnete, das wäre recht; ob er denn aber auch das thun könne, und was er dafür wolle? — Jakob sagte: 20,000 Francs, die wolle er gern. Bühler lüftete die Achseln: das sey wohl viel; freilich sey auch die That etwas werth, und wenn er es thun könne, so solle er es nicht verspaeen, für die Summe wolle er sorgen. — Jakob verlangte das Versprechen schriftlich. Bühler wollte nicht daran; er stellte ihm vor: das könnte ungeschickt herauskommen, für ihn, den Jakob, und für ihn, den Bühler, wenn man so etwas bei ihm finden würde. Er habe ja sein Wort, und das werde er halten. — Jakob begriff dieß, und ging mit dem Bescheide zufrieden heim." Müller wandte sich auch an die radikalen Häupter in Luzern selbst. „Der Stadtammann Isaak wies ihn mit den bestimmtesten Worten ab: für so etwas gebe er kein Geld. — Kasimir Pfyffer sagte ihm: er solle das gelten lassen, das wäre kriminalisch, nicht mehr politisch, eine Ohrfeige hätte ihm (Leu?) gehört, aber nicht auf diese Art mit Schießen und Tödten. — Hauptmann Coraggioni dagegen (sagt Jakob Müller im Protokoll des Luzerner Verhörrichters) gab seine Zustimmung sogleich kund. „Der muß schon vorher etwas davon tönen gehört haben, was weiß ich von wem; er konnte mir wenigstens, ehe ich ein Wort davon sprach, sagen: mit der Gült sey nichts; aber wenn ich so etwas thun könnte mit dem Leu, so gebe er dann Geld genug, er verspreche mir 30,000 Francs." Nachher ging er noch zum Amtsrath Hüsler und zum alten Oberstlieutenant Ineichen im Thurme zu Rothenburg. Beiden derselbe Antrag; beide nahmen ihn mit Freuden an! Beide boten ihm, jeder für sich, 5000 Francs, wobei er jedem klug verschwieg, wie viel der Andere, oder die noch Anderen vor ihnen, geboten hatten. „Denn ich dachte, wenn ich ihnen sage, welche Summen mir schon angeboten sind, so geben sie mir dann weniger. — — Ich habe in den Verhören vorher gesagt, der Ineichen hätte mir nur 2000 versprochen. Ich will

Digitized by Google

nun auch die Wahrheit sagen: ich verschwieg dem Thurmludi (Oberstlieutenant Ineichen) etwas, damit es ihn nicht so rauh angehe. Er ist doch auch schon alt, und hat mir von Allen noch am besten Wort gehalten. Nun also, der hat mir auch 5000 Francs veesprochen." Im Ganzen also waren ihm 60,000 Francs zugesichert für die Ermordung des Rathsherrn Joseph Leu (sagte Jakob Müller) und mit dieser Aussicht ging er an sein Werk."

So vor dem Morde. Nach dem Morde wollte Müller das versprochene Geld einstreichen, aber er hatte sich verrechnet. In Luzern bekam er nichts. „Er machte sich im Laufe der Woche nach Zürich auf den Weg, in Hoffnung, doch von dem Bühler den Blntlohn zu empfangen. Dieser (sagt Jakob Müller) führte ihn wieder in das nämliche Zimmer im Wirthshause, wie das erstemal, und fragte ihn: „Hast Du es gethan"? — Lachend antwortete ihm Jakob: „Ja wohl, es wird wohl kein Anderer sich dafür melden; einmal, als ich das letztemal bei Euch gewesen, habet Ihr mir nichts gesagt, daß Ihr noch einen Andern bestellt habet, und ich bin nun da, um zu schauen, was Ihr mir für einmal gebet." Da ging Bühler einige Schritte im Zimmer auf und ab, drehte sich einigemal auf dem Absatze um und antwortete, ihm höchst unerwartet: „Du kannst schauen, wo Du etwas bekommst." — Erschrocken stellte ihm Müller vor: das werde jetzt doch nicht so seyn; er werde doch wohl wissen, was er ihm versprochen habe, und warum er es ihm nicht habe schriftlich geben wollen. — Bühler aber that, als müßte er auf der Stelle verreisen, und sagte, er habe jetzt gar keine Zeit mit ihm zu reden. Weinend, wie er sagt, verließ Jakob wieder Zürich, und beklagte sich bei seinem Bruder in Höngg über Bühlers Wortbruch. Der tröstete ihn: er wolle mit dem Billiger und Brunner in Winterthur reden: „es sey ein miserables Geschäft, Einen zu solchen Sachen anzuhalten, und dann von dem Preise abzugehen." Er ging nun zum Amtsrath Hüsler, von dem er auf Abschlag wenigstens zehn Dukaten begehrte. Der aber entschuldigte sich, er müsse vorerst eine Zahlung in eine Waisenrechnung machen und sey leider nicht gut bei Kasse. Er gab ihm aber doch zwei Fünffrankenstücke und etwas Münze, im Ganzen etwa acht Francs, und versprach für das Uebrige zu sorgen. Der Thurmludi, der alte Oberstlieutenant Ineichen, hielt wenigstens etwas Wort, er gab ihm 24 Fünffrankenthaler." Das war alles, was Müller bekam. Ein Mitwissender verrieth ihn und er wuede bald verurtheilt und hingerichtet. Die Erbitterung der Parteien, die Härte des Verhörrichters Ammann legen allerdings ein Gegengewicht in die Waagschale der Beurtheilung dieses Verbrechens; allein dieser auf Abonnement unternommene, von Vielen vorausgewußte Meuchelmord wird ein Flecken der radikalen Schweiz bleiben, welchen weder Emme, noch Aar, noch Rhein je wieder rein waschen.

Der zweite Prozeß betrifft die Ermordung des Marschall Brune durch den Pöbel in Avignon, 1815. Brune hatte in den hundert Tagen Marseille und den unbotmäßigen Süden für Napoleon im Zaum halten müssen und sich dadurch der royalistischen Partei besonders verhaßt gemacht. Nach Napoleons Sturz wurde er abberufen und wollte anfangs zu Schiffe abreisen, um nicht durch den feindlichen Süden zu Lande reisen zu müssen, unterließ es aber, weil er sich schämte, feig zu erscheinen, und trotzte der Gefahr. Da fiel in Avignon der wüthende Pöbel über ihn her, nachdem man fälschlich ausgebreitet hatte, er sey in der Revolution der Mörder der Prinzessin von Lamballe gewesen. Nachdem man ihn umgebracht, gab man vor, er habe sich in der Verzweiflung selber getödtet. Seine Gebeine wurden erst 1829 bestattet. Die Mörder, obgleich bekannt, blieben ungestraft.

Der dritte Prozeß handelt von einem wenig bekannt gewordenen Vorfall in Vorarlberg im Jahr 1796. Als damals die Franzosen in Deutschland und Italien einbrachen, erhielten die k. k. Behörden in Bregenz von ihrer Regierung die Weisung, sich zurückzuziehen. Das Bauernvolk aber sah ihre Entfernung als feige und treulose Flucht an, und ermordete zu Montafun unter Anführung eines gewissen Tschofen den Landvogt von Indermauer, den Oberamtsrath von Franzin und den Bürgermeister Weber von Bregenz auf die grausamste Weise.

Diesee blutigen Geschichte folgt viertens ein höchst leidenschaftlicher und verbissener Civilprozeß aus Rhode Island in Nordamerika, im Jahr 1786. Das Volk erzwang damals die Ausfertigung von Papiergeld und wollte sich absolut nicht darein finden, daß der Werth dieses Papiers immer wieder sank. Die gesetzgebende Versammlung selbst war von der Papierpartei besetzt; aber den unabhängigen Richtern gelang es, trotz der Aufstellung von Ausnahmsgerichten, endlich der Unvernunft Herr zu werden und den Rechtszustand herzustellen. Ein echt republikanischer Prozeß und ungemein lehrreich für Demokraten.

Einen vielleicht zu großen Umfang nimmt in diesem Bande der Prozeß der Sophie Menges ein, eines listigen Mädchens, die sich in Berlin durch ihren Geist selbst der höhern und gebildetsten Gesellschaft interessant zu machen wußte, und in der man auf einmal eine gemeine und freche Hausdiebin erkannte, weßhalb sie im Zuchthaus endete. Diese Geschichte ist wohl nur für Berliner von einem nähern Interesse.

Psychologisch tiefer ist der Charakter der Mademoiselle Alliot, deren Prozeß hier kurz erörtert wird. Diese Tochter aus gutem Hause sollte einen jungen Mann aus gutem Hause, Namens de Pont, heirathen. Sie wollte nicht, er wollte nicht, aber die Eltern kuppelten sie zusammen. Die Folge war, daß beide einander schon in der ersten Nacht verließen, durch unwiderstehliche Antipathien von einander getrieben. Die unklugen Eltern sahen endlich ihren Mißgriff ein und gestatteten den jungen Leuten, den Ehescheidungsprozeß einzuleiten. Dieser konnte keine Schwierigkeit haben, da beide Theile einverstanden waren. Nun verliebte sich aber noch während des Prozesses der Chevalier de Beauvau in Alliot und sie erwiederte seine Neigung. In der bestimmten Aussicht bald von iheem bisherigen Mann geschieden zu seyn, gab sie dem Chevalier das Jawort. Beide lebten wie Braut und Bräutigam, aber ihre allzu ungestüme Zärtlichkeit hatte Folgen, während der Scheidungsprozeß sich noch immer in die Länge zog. Sie gebar heimlich einen Knaben, den Beauvau durch eine feierliche Urkunde als seinen rechtmäßigen Sohn anerkannte; aber seine eigene Zärtlichkeit verrieth das Geheimniß und obgleich Herr de Pont sich gleichgültig dagegen verhielt, so legten doch Beauvaus eigene habgierigen Verwandten nunmehr Protest gegen seine Erklärung ein und verlangten nach dem Gesetz, daß der junge Sohn Alliots, weil er noch während der Ehe mit de Pont geboren war, auch als legitimer Erbe des den de Ponts gehörigen großen Majorats anerkannt werde. Jedermann, am meisten Beauvau selbst, staunte über die niederträchtige Gesinnung, die das Vermögen der de Ponts zu Gunsten der Familie Beauvau auf diese Weise ausbeuten wollte, und nach langem Streite entschieden sich endlich auch die Gerichte im Sinn Alliots und Beauvaus, welcher letztere seinen Sohn legitimirte, und dem de Pont sein Majorat überließ. Zwar durfte er die geschiedene Alliot als Katholik nicht heirathen, lebte aber dennoch glücklich mit ihr.

Der letzte Prozeß führt uns den berüchtigten Cartouche vor, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch ungleich größern Ruhm erlangte, als Vidocq zu Anfang des jetzigen. Man hat noch alte Biographien von ihm, die auch ins Deutsche übersetzt wurden, mit zahlreichen Anekdoten, die von dem

Digitized by Google

außerordentlichen Scharfsinn und der seltenen List und Geistesgegenwart dieses Pariser Diebes handeln. Viele dieser Anekdoten (z. B. wie Cartouche in einen Kasten versteckt, im reichen Laden eines Kaufmanns, den er ausplündern wollte, unerwartet von einem Hunde bemerkt und angebellt, das Picken einer Uhr nachahmte, um glauben zu machen, der Hund belle nur der Uhr wegen) sind in deutsche Lesebücher übergegangen. Die vorliegende aktenmäßige Darstellung hat aber keine solche Anekdote aufgenommen, sondern erzählt nur die urkundlichen Thatsachen und entwickelt den Charakter. Vor diesen verschwindet der Nimbus, der ihn in der Volksmeinung und Sage verschönert. Cartouche war ein sehr schlauer und kühner, aber doch nur gemeiner Dieb und Mörder, ohne irgend einen Anflug romanhafter Großmuth oder Genialität.

## Geschichte.

### Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Herausgegeben von Th. von Mohr. Erster Band, erstes Heft. Chur, bei Hitz, 1848.

Das erste Heft dieser neuen historischen Sammlung ist vielversprechend. Es enthält die Selbstbiographie des Fortunat von Juvalta, eines bündnerischen Staatsmanns aus den Zeiten des Veltlinermords und des dreißigjährigen Krieges, von C. v. Mohr aus dem Lateinischen übertragen, und die ältesten Urkunden zur Geschichte Graubündens vom 5ten Jahrhundert an. Beides höchst werthvolle Beiträge zur Geschichtskunde.

Juvalta schreibt so männlich, objektiv, klassisch, daß man bei ihm wenn nicht an Tacitus, doch an Machiavelli erinnert wird. Graubünden kann stolz seyn, einen so edeln Geist hervorgebracht zu haben. Er war ein Reformirter, verlebte aber seine Jugend unter starken katholischen Einflüssen, indem er zwei Jahre am Hofe seines mütterlichen Oheims, des üppigen und leichtsinnigen Fürstbischofs Peter von Chur und zwei weitere Jahre unter den Jesuiten in Dillingen zubrachte. Nachdem er in den Staatsdienst seines Vaterlandes getreten war, nahm er 1590 seine erste Frau, eine Planta. Zunächst beschäftigte ihn die von vielen Gutgesinnten damals ersehnte „Reform" im Beamtenwesen. „Schon früher hatte eine zwiefache Pest für die öffentlichen Angelegenheiten und die gesammte Verwaltung unser Bünden ergriffen, es war dieß die Aemtererschleichung und die Habsucht. Anfangs im Verborgenen schleichend, gewannen diese durch Straflosigkeit und träge Nachsicht von Seite der Oberbehörden sehr bald Kräfte und Wachsthum und nahmen endlich so überhand, daß sie fast den ganzen Staatskörper ansteckten und verdarben. Daher kam es, daß diejenigen, welche nach Ehrenstellen und vorzüglich nach jenen einträglichen Aemtern in den Unterthanenlanden trachteten, nicht anders als durch Stimmenerschleichung und Bestechung ihren Zweck erreichen konnten; Alles stand feil, wie andere Waare. Wenn Einer auf öffentlichem Bundestage einen Rechtshandel vortrug, so geschützt durch starkes, unzweideutiges Recht, daß er an dem Siege nicht zweifelte und es daher unterließ, seine Sache auf goldnen Grund zu stützen; der Gegner aber seinem Rechte nicht traute und daher zu kräftigeren und wirksameren Schutzmitteln griff, nämlich zu diesen allzu üblichen Kunstgriffen, die Stimmen der Abgeordneten oder Richter zu kaufen, — so unterlag gemeiniglich das stärkste Recht und die schlechtere Sache siegte." Der Unwille über diese Mißbräuche steigerte sich so, daß endlich eine Kommission ernannt wurde, ihnen abzuhelfen, aber weil die Sache von den Reformirten ausging, wollten die Katholiken nichts davon wissen. Graubünden war nämlich zwischen den beiden Konfessionen getheilt. So wuchs das Uebel. Insbesondere im Veltlin, dem Unterthanenlande, bereicherten sich die Beamten aufs schamloseste, indem sie zugleich dieses Land verwahrlosten und den Unterthanen selbst, die als Katholiken es mit den Spaniern in der Lombardei hielten, um gutes Geld Erlaubniß gaben, zu thun, was der Republik zum höchsten Schaden gereichte.

Zum Unglück Graubündens ließ sich im Jahr 1603 die reformirte Partei von den Venetianern zu einem Bündniß verlocken. Sie hegten die thörichte Hoffnung, dadurch der reformirten Konfession Eingang in Venedig zu verschaffen. Kaum war es geschehen, so verfügte der darüber höchst erbitterte spanische Statthalter in Mailand, Fuentes, eine Grenzsperre, die den Graubündnern so schädlich war, daß sie das Bündniß mit Venedig wieder zu reuen anfing. Hier eine klassische Stelle unseres Autors: „So ist nun einmal der Charakter des gemeinen Haufens, öffentliche Verhandlungen billigt und bestätigt er durch Abgabe seiner Stimme, das günstig Ausfallende schreibt er sich selbst zu, während er alles, was unglücklich geht, immer seinen Lenkern zur Last legt und stets die durch Natur- und Glücksgaben Bevorzugteren, ohne es sich jedoch merken zu lassen, für feindselig und verdächtig hält und bei gegebenem Anlasse mit Schadenfreude zu stürzen und zu unterdrücken sucht." Fuentes ließ hart an der Grenze des Veltlin die nach ihm genannte Veste Fuentes bauen. Juvalta wurde als Beamter ins Veltlin geschickt und fand, daß die Veltliner selbst Holz zum Bau jener Veste lieferten und mit daran bauen halfen. So verwahrlost war die Verwaltung. Inzwischen kam es damals noch nicht zum offenen Bruch mit Spanien.

Dagegen wurde Graubünden selbst durch eine Revolution heimgesucht. Die äußere Veranlassung dazu gab die unbegründete Nachricht, ein lothringisches Heer in Frankreichs Solde werde vermöge der mit Frankreich bestehenden Traktate durch Graubünden marschiren. Die Furcht vor diesem Heere, von dem man Plünderungen und grobe Excesse erwartete, regte das Volk auf und gab den Demagogen freien Spielraum. Die Behörden in Chur wurden gestürzt, 1607. „Uebrigens konnte man bei den Aufrührern die Wahrnehmung machen, daß Diejenigen, welche früher Achtung genossen und obrigkeitliche Stellen bekleideten, nun von Verachtung und Verdacht verfolgt lebten und daß auf der andern Seite Leute aus der Hefe des Pöbels, früher ohne Ansehen und Namen, frech, verwegen, denn sie konnten nur von Zwistigkeiten etwas, vom Frieden nichts erwarten, — Leute, welche früher Niemand anzugehören gewürdigt hätte, in diesen unruhigen Zeiten die Vornehmsten aller waren, daß bloß ihnen der einfältige Pöbel geneigtes Ohr lieh und in allen Gefahren nachfolgte, so daß hier das alte Wort vollkommen anwendbar ist: Pessimus in turbis semper sortitur honores. *)" In Folge dieser Revolution wurde von den Aufständischen unter andern auch ein österreichischer Vogt, Beli, und der Priester Rusca hingerichtet, was den Erzherzog Maximilian in Tirol tief verletzte. Das berüchtigte Blutgericht in Thusis zerrüttete die Republik aufs tiefste. Eine Menge angesehener Männer, vor allen Rudolf Planta, mußten auswandern, um dem Tode zu entgehen. Ungeheure Geldstrafen wurden den Beschuldigten und Abwesenden auferlegt; auch Juvalta wurde davon betroffen.

Es war die reformirte Partei, die den Aufstand lenkte, und die Geistlichen spielten dabei die größte Rolle. Daher die blutigen Herausforderungen der Tiroler und Spanier, daher ein neues Bündniß mit Venedig. „Die Geistlichen rühmten sich damit, die spanische Partei ausrotten zu wollen, und es wäre ganz in der Ordnung gewesen, wenn sie Einen ergriffen hätten, welcher, durch Geschenke und Versprechungen verlockt, diese Faktion zum Schaden der Republik begünstigt hätte, aber alle Gegner des venetianischen Bündnisses wurden für Spanier gehalten, denn, sagte man, sie thun ja eben das, was die Spanier haben wollen, die ja auch dem venetianischen Bündnisse Hindernisse in den Weg

*) In unruhigen Zeiten ist immer der Schlechteste oben an. A. d. R.

Digitized by Google

legen. Viele waren demselben entgegen, aber weder aus Haß gegen Venedig, noch aus Rücksicht für die Spanier, sondern lediglich, um für die Ruhe des Vaterlandes zu sorgen, und dennoch wurden sie für diesen (wie es der Erfolg später lehrte) dem Staate heilsamen Rathschluß von Denjenigen gestraft, welche das Vaterland verderblichen Parteizwecken verkauft hatten. Den Geistlichen waren zwar nur Staatsvergehen zur Beurtheilung zugewiesen, aber sie bemächtigten sich alles dessen, was ihnen verzeigt wurde, selbst der Scherzreden." Mittlerweile brach der dreißigjährige Krieg in Böhmen aus, und die herrschende Partei in Graubünden beeilte sich, dem neuen Böhmenkönig Friedrich eine Gesandtschaft zu schicken. Friedrich erkannte die ganze Wichtigkeit der Alpenpässe und gab den Gesandten viertausend Goldstücke mit, um das Veltlin wirksamer zu vertheidigen, aber die Gesandten steckten das Geld in ihre Taschen. Diese Vorgänge muß man in Erwägung ziehen, um die Wuth der katholischen Partei und den berüchtigten Veltliner Mord, die Vernichtung aller Protestanten daselbst, zu begreifen. „Die Erbitterung der Gemüther wurde noch dadurch erhöht, daß die Richter zu Davos viele der angesehensten katholischen Unterthanen, wie sie es zu Thusis gethan und vergebens zu einiger Mäßigung ermahnt worden waren, inzwischen mißhandelten und verfolgten und nicht eher davon abließen, als bis die gemißbrauchte Geduld in Wuth und Aufruhr ausbrach und jenes schreckliche Blutbad zur Folge hatte, in welchem so viele unschuldige Menschen reformirten Glaubens auf das Frevelhafteste grausam und verrätherisch niedergemetzelt wurden; wer dem Schwert aber entrann, verdrängt aus der Heimath, in Bünden und der Eidgenossenschaft zerstreut, sein Leben durch mit Noth und Elend zu kämpfen hatte. Im Einverständniß mit den Spaniern stimmten auch Gueffier, der französische Gesandte, und verschiedene unserer Verbannten diesem Aufruhr bei."

Juvalta erzählt weiter, wie er mehreremale an den Erzherzog abgesandt worden sey, den Frieden zu vermitteln, wie ihn aber seine eigenen Landsleute, indem sie eigenmächtig die Verträge brachen und hinter seinem Rücken den Krieg anfingen, in die äußerste Gefahr gebracht hätten. Während er noch in Imbst unterhandelte, schlagen die Graubünder los und wurden schimpflich zurückgewiesen. Doch wurde Juvalta mit seinen Gefährten, als an diesem Friedensbruch unschuldig, vom Erzherzog gnädig entlassen. Die Oesterreicher besetzten Graubünden und erst die Excesse, die sie ihrerseits begingen, erzürnten die Prättiganer so, daß sie sich ermannten und die Soldateska aus ihrem Thale hinausschlugen. Allein sie kehrten verstärkt zurück. Als die Oesterreicher endlich wieder anderswo beschäftigt waren, kamen die Franzosen, um sich mit Venedig durch Graubünden in Verbindung zu setzen und ihre Soldaten plagten das Land nicht weniger, als vorher die Oesterreicher. So geht es allezeit. Erst Revolution, dann Kriegsdrangsal.

Juvalta beklagt bei dieser Gelegenheit aufs tiefste, wie Frankreich mit Graubünden nur sein Spiel getrieben, lediglich seinen eignen Vortheil verfolgt, Graubünden benutzt, ausgesaugt und dann wieder im Stich gelassen habe; „denn im Jahr 1626 im Monat März kamen die Franzosen mit den Spaniern zu Monsonio überein, die Bündner in Betreff der von de Coeuvres vorgeschlagenen Artikel aus dem Veltlin auszuschließen; und zwar geschah dieß in Abwesenheit der Bündner, um deren Schicksal es sich hier handelte, ohne dieselben zu erinnern, anzuhören, ja selbst zu begrüßen, gerade als ob dieß ganze Geschäft sie nicht im Mindesten anginge. Die Franzosen versprachen überdieß, die Bündner zur Einhaltung des Vertrags zwingen zu wollen, im Falle sie widerstreben sollten. War dieß die gegebene Zusage? Würden die Franzosen wohl so gehandelt haben, wenn sie die Bündner nicht als ihre Sklaven betrachtet hätten? Statt eines Bündnisses gingen wir auf diese Weise eigentliche Knechtschaft ein. Diese Uebereinkunft zwischen Frankreich und Spanien fand auch ohne Vorwissen der Venetianer statt, welche so viele Unkosten bei dem ganzen Zuge gehabt hatten. Als daher die Franzosen unter dem Herzog von Rohan später abermals ins Veltlin drangen und öfters die Venetianer aufforderten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, weigerten Letztere sich dessen beharrlich, indem sie mit der neulich erprobten Treulosigkeit derselben nichts mehr zu schaffen haben wollten." So patriotisch, so verständig urtheilt der Verfasser durchgängig.

Kaum waren die Franzosen fort, so kamen aufs neue Kaiserliche ins Land, das große Heer, das sich gegen Mantua bewegte, voran der berüchtigte Merode, dessen Soldatengesindel den Marodeurs Ursprung und Namen gab. Unser Juvalta bekam damals den nicht minder berüchtigten Herzog von Lauenburg ins Quartier, von dem er folgende charakteristische Züge mittheilt. „Vier Tage lang hielt sich der Graf Franz Heinrich von Lauenburg mit seinem Gefolge bei mir auf. Was dieser außer dem Ruhme seiner Ahnentafel und dem äußern Anstand seiner Gestalt eines Fürsten Würdiges an sich hatte, kann ich nicht sagen; unordentlich in seinen Sitten, ungebildet, war er noch so unverständig und einfältig, daß er bei Erzählung der Kriegszüge, welchen er beigewohnt, sich rühmte, dreimal in Gefangenschaft gerathen zu seyn. Von der damit verbundenen Schande glaubte er dadurch sich rein zu waschen, daß Diejenigen, welche bei Beginn des Kampfes sogleich fliehen, nicht gefangen werden, die aber im Kampfe tapfer ausharren, oft in Gefangenschaft gerathen. Dieß waren seine Triumphe. Zu dem übrigen vielfältigen Schaden, den ich litt, kam auch der hinzu, daß die Troßbuben und Stallknechte ganze, noch unausgedroschene Getreidegarben den Pferden unterstreuten, und anderes Stroh, dessen genug vorhanden, verschmähten. Als ich mich hierüber beim Hofmeister beklagte, erhielt ich zur Antwort: „Ihr müßt Euch mit ihnen vergleichen und etwas schenken, so werden sie es nicht mehr thun." Und so mußte ich mich wirklich mit ihnen abfinden, damit sie mein Getreide schonten und sich des Strohs bedienten. Solcher Art war die häusliche Zucht des albernen Fürsten. Meinen Wein jedoch ehrte er so weit, daß er damit, so wie mit gekochtem und rohem Fleische, gesalzenem und geräuchertem Speck ein Pferd belud und mit sich von dannen führte. Und alles dieß bezahlte er bei seiner Abreise mit folgenden Worten: Hab Dank, mein Wirth, ich will Guts von Euch sagen." — Kaum waren wieder diese abgegangen, so kamen abermals die Franzosen, dießmal von einem Reformirten, Herzog von Rohan, angeführt, um den Graubünder Reformirten weniger zu mißfallen und da es auf eine lange Besetzung des Landes abgesehen war. Diese wurde denn auch der armen Republik so drückend, daß sie am Ende die Spanier und Oesterreicher selbst um Hülfe bitten mußte. Diese waren großmüthig genug, das Veltlin freiwillig an Graubünden zurückzugeben. „Die Zurückgabe dieser Lande, welche wir von den Freundschaft heuchelnden Franzosen niemals zu erlangen vermochten, erhielten wir zuletzt von unsern Feinden selbst, den Spaniern, und nach fortwährenden zwanzigjährigen Unruhen, Aufständen, Kriegsverheerungen, Elend und dem allertraurigsten Druck wurde durch Gottes Hülfe Friede und Freiheit im Bündnerlande wiederhergestellt." — Juvalta legte 1641 seine Aemter nieder und starb 1654 in hohem Alter.

Dieser ausgezeichneten Biographie reihen sich die alten Urkunden Graubündens an, zuerst die von den Bischöfen von Chur im 5ten und 6ten Jahrhundert, dann die karolingischen rc. bis zum Jahr 877. Hier bricht das erste Heft ab. Möchte diese reiche Sammlung bald fortgesetzt werden.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 17.** Dienstag den 6. März 1849.

## Reise.

**Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842 von Felix Fürst Lichnowsky. Zweite Ausgabe. Mainz, Victor von Zabern, 1848.**

Die traurige Berühmtheit, welche dem jungen Fürsten sein schaudervoller Tod verliehen hat, wendet auch seiner litterarischen Reliquie ein neues Interesse zu. Man kann seine Reise nach Portugal nicht lesen, ohne darin Beziehungen auf sein künftiges Schicksal zu finden. Zugleich aber legt sie ein glänzendes Zeugniß ab von der Liebenswürdigkeit seines Geistes.

Nachdem er in den dreißiger Jahren, wie bekannt, im Baskenlande einen Feldzug für Don Carlos mitgemacht, längst aber wieder heimgekehrt war, bekam er noch einmal Lust, die pyrenäische Halbinsel zu besuchen, dießmal aber in sehr friedlicher Absicht. Er reiste nämlich mit dem ungarischen Grafen Teleky nach Portugal, bloß um die Schönheiten dieses Landes kennen zu lernen. Auf der Seereise fiel ihm ein alter Marine-Lieutenant auf, der als Admiralitätsagent das Postpaquet begleitete. „Jeder im Kriegsdienste ergraute Soldat ist gewiß höchst achtungswerth, aber ein alter Seefahrer, der auch im tiefsten Frieden mit täglichen Gefahren spielt, Orkane bekämpft und nun am Abende seiner Tage das Veteranenbrod auf offenem Meere fröhlich und wohlgemuth verzehrt, ist eine besonders ehrwürdige Erscheinung. Ich konnte mich nie eines wehmüthigen Gefühls erwehren, wenn ich den alten Lieutenant Wise, im Strohhut und blauen Frack mit einer schon schwarz gewordenen Epaulette geschmückt, so ruhig und gemüthlich auf dem Hinterdeck herumspazieren sah, als erginge er sich auf den grünen Rasenplätzen vor dem königlichen Hospital von Greenwich.“ In diesem wehmüthigen Gefühl des jungen Fürsten liegt etwas, wie eine leise Ahnung, daß ihm selbst kein Alter beschieden sey.

Die Reisenden landeten in Vigo, in dessen Hafen im spanischen Erbfolgekriege die spanische Silberflotte versenkt wurde, weil man, von den Engländern verfolgt, nicht mehr Zeit fand, sie auszuladen. Man hatte den Hafen mit einer Kette versperrt und glaubte sich sicher. Die Engländer aber ließen aus London eine eigene Maschine kommen, die Kette zu sprengen. Jetzt hat man abermals eine Maschine aus London kommen lassen, um das Silber vom Meeresboden wieder heraufzuziehen. Fürst Lichnowsky knüpft an diese Anekdote eine sinnige Bemerkung an: „So müssen, durch sonderbares Zusammentreffen, aus demselben Lande die beiden Maschinen kommen, die eine welche die Millionen versenkte, und die andere durch die sie wieder zum Vorschein kommen sollen. Wäre dieß vielleicht ein Wahrzeichen, daß England, das so viel an Spaniens Untergang gearbeitet, auch einmal zu seinem Aufschwunge thätig seyn werde?“

Zu den ersten Eindrücken auf der pyrenäischen Halbinsel gehörte die landübliche Melodie der Munieira, geblasen auf dem Dudelsack. Der Verfasser wurde dadurch an einen interessanten Auftritt, den er in seinem nordspanischen Feldzug erlebt hatte, erinnert. España hatte sich absichtlich einige Dudelsackpfeifer verschafft und ließ dieselben, als er dem Feinde gegenüber lagerte, die Munieira spielen. Da liefen, von den heimathlichen Tönen wunderbar angezogen, aus den Reihen der Feinde alle herbei, die aus der Gegend von Coruña stammten, und gingen zu España über, wie dieser klug berechnet hatte.

In Lissabon angelangt, macht der Verfasser eine nicht unwichtige geologische Bemerkung, indem er berichtet, wie bei dem großen Erdbeben im Jahr 1755 alles in der Stadt zusammengestürzt sey, was auf Kalkboden stand, während die Gebäude, die auf Basaltgrund standen, stehen blieben. Unter den seltsamen Alterthümern Lissabons vergißt er auch nicht, einer forca dos fidalgos zu gedenken, das ist ein Galgen, an den nur Edelleute gehenkt werden durften. Unter den lebenden Notabilitäten war es vor allen der Herzog von Terceira, der dem Verfasser die größte Theilnahme einflößte und in dessen Palast er die vergnügtesten Tage zubrachte. Das edle Herz und die wahre Ritterlichkeit des Fürsten Lichnowsky gibt sich darin zu erkennen, daß er mit der größten Discretion von allen den Personen spricht, deren Gastfreundschaft er genossen hat, eine Zartheit des Gefühls, die so manchem andern berühmten Touristen zu wünschen wäre. Neben dem Herzog von Terceira war es der von Palmella, der unseres Reisenden Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich zog; sodann der berühmte Minister Cabral, der englische Gesandte rc.

Es versteht sich von selbst, daß er auch bei Hofe war, wo man ihn sehr gütig aufnahm. Die junge Königin hat mit großer Energie die Fesseln der alten Etikette von sich abgestreift und die Tyrannei der Camarilla gebrochen. „Bei dem Hofpersonal in Spanien und Portugal hörten die Verwandtschaften gar nicht auf oder es gab wenigstens eine Parität der Interessen, ein gegenseitiges Helfen und Heben, Nagen und Stürzen unter den divergirendsten Charakteren und entferntesten Stellungen. Dieser ganzen unsaubern Wirthschaft ist jetzt zum Wohle des Landes ein Ende gemacht und es gibt am Hofe keine occulte Influenz und keine geheimnißvollen Kanäle mehr, sie mögen von Oben oder von Unten ausgehen. Dem geraden deutschen Charakter des Königs war dieses gesindelhafte Einschmeicheln und unmerkliche Eingreifen vom ersten Augenblicke an zuwider; auch die Königin zeigte sich diesem inveterirten Unfuge nicht hold, und so bedurfte es nur einer Anregung, um das längst Beschlossene durchzuführen. Ein glücklicher Zufall stellte die Insolenz

Digitized by Google

einiger Häupter der Camarilla Ihrer Majestät gegenüber in das grellste Licht; der König war eben abwesend; doch die Königin, der man gar zu gern an manchen Orten Mangel an Energie vorwerfen möchte, handelte allein, rasch und durchgreifend. Hochstehende Personen, die ihr zu trotzen versuchten, erhielten augenblicklich aus dem Munde Ihrer Majestät ihre Entlassung; als Andere insistiren wollten, ward ihnen derselbe Bescheid. Man zog sich in Masse zurück und glaubte wieder gerufen zu werden, doch geschah es nicht und Krone und Land sind von dieser Hofplage befreit. Es gibt Monarchen, die keine Frauen sind und das doppelte Alter dieser jungen Königin haben, die aber, auch bei voller Einsicht, sich ihrer nächsten Umgebung nicht so kräftig zu entledigen verstehen." Doch hat der portugiesische Hof noch gar viel Alterthümliches in der äußern Erscheinung bewahrt. Der Verfasser selber war Augenzeuge, wie die Infantin Anna, Marquise von Loulé, ein Fest des Herzogs von Terceira in einem noch mit Ochsen bespannten Wagen verließ. Als die Königin die Thronrede vor den Ständen hielt, umgab sie noch ein Gefolge im Farbenkleide des vierzehnten Jahrhunderts. Die Pairs trugen sämmtlich noch das altspanische Kostüm von schwarzem Sammt mit Spitzenkrause, Hermelinkragen 2c. Ja der Verfasser fand Reliquien der ältesten Hofzeiten, wie sie wohl kein anderes Land aufzuweisen hat, nämlich eine große Sammlung alter Staatswagen vom 12ten Jahrhundert an. „Die Gallakutsche des Königs Affonso Henriques (reg. von 1128 bis 1185), mit sieben venetianischen Spiegelgläsern, jede acht bis neun Spannen im Gevierte, mit Sitzen von brochirtem Goldstoffe, Malereien, Vergoldungen und Aufsätzen von Goldbronze, ist sehr merkwürdig; die Gegenstände von Goldbronze insbesondere gleichen den schönsten Arbeiten im Pariser Or-moulu oder übertreffen sie noch. Daneben steht ein in Brasilien angefertigter häßlicher Kasten Johanns VI., der über und über vergoldet ist. Ein gleich reicher Wagen des großen Königs Emanuel ist noch überdieß mit guter, erhabener Arbeit bedeckt. Auch des Königs Diniz (reg. von 1279—1325) Gallawagen ist hier zu sehen; der Kasten ist auf Goldgrund mit Blumen und Wappenschildern ganz kunstreich bemalt, inwendig ist er mit Goldbrocat ausgefüttert." Und so noch viele andere. — Außer dem königlichen Paar lernte der Fürst auch die beiden Infantinnen, die schon genannte Donna Anna und ihren schönen Gemahl, und Donna Isabella, die noch immer feurige ehemalige Regentin kennen, nicht aber die Kaiserin Mutter, geb. Herzogin von Leuchtenberg, von deren segensreichem Wirken, Wohlthaten 2c. er jedoch das Rühmlichste meldet.

Da er Portugal in großer politischer Aufgeregtheit fand, verfehlt er nicht, auch die Septemberpartei zu charakterisiren. Sie erscheint ihm, wie ihm später die äußerste Linke in Frankfurt erschienen ist. Er äußert seine Entrüstung über die Zügellosigkeit der Presse und über die Rohheiten, die in der Deputirtenkammer vorkamen. „Die portugiesischen Kammern, sowohl die erbliche als die elektive, sind wahrscheinlich in der Ausübung ihrer Rechte noch zu neu, um sie gehörig würdigen, ihre Reden abhobeln, deren Ausdrücke von Schmutz und Schlacke befreien zu können. Daher scheint es oft weniger der Salon einer gebildeten Versammlung, als die Taverne eines tumultuarischen Klubs; von Sammt und Seide und feinem Auftreten ist hier nicht mehr die Rede, man bewegt sich auf der Gasse und bewirft sich mit Koth und Pflastersteinen; statt des attischen Salzes verbrämt man die Reden mit den gröbsten Schimpfworten, des gros mots.... Da sagt ein Oppositionsmitglied einem Minister der Krone: „Unter Deiner Verwaltung ist Alles Konkussion und Simonie"; der Minister erhebt sich und schreit dazwischen: „Als Du im Kabinet warst, stahlst Du noch viel toller!" — „Nein", ruft der Andere, Du bist der größte Dieb." Der Präsident klingelt vergeblich mit aller Kraft seines Armes, Keiner gibt darauf Acht oder hört des Andern Wort; die Meisten erheben sich, drehen sich um einzelne Bänke und peroriren durch einander, während die Galerie, von oben laut einfallend, diesen Sabbat accompagnirt." Ahnte wohl der arme Reisende, als er dieß schrieb, daß er einst einen ähnlichen Sabbat in Frankfurt am Main erleben, aber nicht überleben würde? Unwillkürlich gedenkt er des edlern Anstandes in Frankreich. „Die französische Deputirtenkammer ist wohlerzogener, manierlicher, sie bewegt sich auf dem Parquet und auf Teppichen, und wenn sie noch so sehr schreit oder tobt, so bleiben es immer die liebenswürdigen Vertreter einer fein gebildeten Nation; sie werden nie pöbelhaft, ihre Angriffe, mit seltener Ausnahme, sind elegante, spitze Pariser Klingen, Waffen der guten Gesellschaft, nicht dicke Kolben oder schwere Knüppel, mit denen grob und derb hin und her geschlagen und gestoßen wird." Schwebten seiner ahnenden Seele nicht die dunkeln Bilder des September 1848 vor?

Mehr Freude als an dem politischen Parteigetriebe fand der Verfasser an der portugiesischen Armee, die auf englischen Fuß gesetzt ist und durch die lange Verbindung mit England sehr gewonnen hat. Nur bedauert er, daß Portugal viermal so viel Offiziere zählt, als es bedarf, weil jede neue Regierung neue ernannte und alte absetzte.

Merkwürdig ist, was der Reisende über die kirchlichen Zustände sagt. Leider sagt er darüber nur zu wenig. Einerseits stand der allvermögende Minister Cabral zugleich als Großmeister der portugiesischen Maurerei vor und der Verfasser fand, daß es eine für die Regierung dringend nothwendige Politik gewesen sey, sich eines so mächtigen Hebels, wie es die Maurerei war, zu bemeistern. Das deutet also, bei dem bekannten Gegensatz zwischen Kirche und Loge, auf ein bedeutendes Herabsinken des kirchlichen Ansehens. Dazu gesellen sich die bekannten Maßregeln, welche schon Don Pedro ergriffen, nicht nur die Aufhebung aller Mönchsorden und die Einziehung ihrer Güter, sondern auch eine cäsaropapistische Anmaßung, wie sie wohl noch nie in einem katholischen Staate vorgekommen ist. Don Pedro ernannte nämlich, ohne den Papst zu fragen, nicht nur Bischöfe in wirklichen Sprengeln, sondern auch in partibus infidelium. Er ernannte nämlich den bekannten Almosenier der Königin, Padre Marco (nun cartistischen Deputirten für Oporto), zum Erzbischof von Lacedaemon. Trotz alledem aber hat sich beim eigentlichen Volk die Religiosität erhalten, „was besonders erhebenswerth erscheint, wenn man die Demoralisation der großen spanischen Städte dagegen hält. Als ich an einem Sonntag die Kathedrale von Cadix besuchte, war sie während des Hochamtes beinahe leer; in Lissabon hingegen alle Kirchen an Festtagen stets zum Erdrücken voll. Während der noch in ganz Portugal üblichen öffentlichen Prozessionen habe ich nie ein bedecktes Haupt oder eine unanständige Störung bemerkt, obwohl einige Theile dieser Feierlichkeiten oft weit eher einer Fastnachtsposse, als einer geistlichen Ceremonie gleichen. Es gibt mehrere gut katholische Länder, die im besten Einvernehmen mit Rom stehen, von denen man aber nicht das oben Angeführte behaupten könnte." — Es bleibt ein Problem, was aus den romanischen Völkern werden würde, wenn sie die Autorität der römischen Kirche verließen, ohne die Kraft und den sittlichen Ernst zu besitzen, sich wie Deutsche, Skandinavier, Engländer und Nordamerikaner einer neuen, in mancher Beziehung noch strengern unterzuordnen.

Der Verfasser besuchte noch einige bedeutende Städte des Landes außer Lissabon, namentlich Oporto und die Universität Coimbra. Ueber diese äußert er Einiges, was auch auf unser deutsches Universitätswesen Anwendung findet. Er macht nämlich darauf aufmerksam, wie günstig es für den Staat und andererseits

Digitized by Google

auch für die Jugend selber sey, daß die portugiesischen Studenten sich von der Hauptstadt fern befänden. „Es mag in allen Ländern viel dagegen einzuwenden seyn, die Hochschulen in Hauptstädte zu verlegen, in Lissabon aber, wo junge Leute voll Kraft und Feuer durch oftmalige Zusammenrottungen, Straßenexcesse, Revolten, von ihrer ersten Jugend an einschreitend und absprechend sich in Regierungsangelegenheiten einmischen würden, ist eine konsequente Verwendung ihrer Studienjahre nicht denkbar, abgesehen von den tausend Verführungen und Zerstreuungen, die eine so korrupte sinnliche Hauptstadt, das beständige Straßenleben der südlichen Völker und so viele Dinge ihnen darbieten müßten, denen sie im stillen, häuslich ländlichen, entlegenen Coimbra gänzlich fremd bleiben. Ich habe öfter mir erlaubt zu bemerken, daß die konstitutionelle Einwirkung und Theilnahme an den Staatsverhältnissen, sie mag nun legal oder revolutionär seyn, sich in Portugal zumeist auf die zwei Hauptstädte des Landes, auf Lissabon und Oporto beschränkt, und daß die kleineren Städte, das flache Land, die Orte, die fern vom gangrenirenden Kontakte der fremden Schiffe bleiben, überwiegend indifferent sind. Den größten Beweis für das Gesagte liefert Coimbra, wo troß einer zahlreichen und turbulenten Jugend, die aus allen Theilen des Reiches hier zusammenströmt, man sich wenig um Politik, Ministerialveränderungen oder Konstitutionswechsel kümmert und gar nicht an Aufstände und politische Excesse denkt.“ Wir möchten nicht so viele Bedenken äußern, wie der Verfasser, uns dahin auszusprechen, daß auch in andern Ländern Staat und Jugend in beiden Theilen gewinnen würden, wenn die Universitäten wieder aus den großen Hauptstädten in kleinere Städte verlegt würden.

Fürst Lichnowsky besuchte auch die merkwürdigsten Schlösser des Landes, das paradiesische Cintra, das öde Queluz, das feenhafte Penha. Schon vom Meer aus sah der Reisende diese hohe Burg über Lissabon ragen. „Dieses schöne Penha, das ich später so oft und so gern besucht, kam mir immer wie der Horst eines königlichen Adlers vor, und es war gewiß ein glücklicher Gedanke des jungen ritterlichen Fürsten, den Deutschland diesem Reiche zum Könige gegeben, seine Ritterburg auf diese höchste Spitze zu bauen, wo König Emanuel täglich Vasco de Gamas rückkehrende Flotte erspähte. Nun soll kein König von Portugal seine Blicke nach dem Meere wenden; von dort hat sein Land nichts mehr zu erwarten. Diese hohe Spitze aber bleibt dennoch symbolisch reich; von ihr schaut man herab auf viele Thäler, Felder, Fluren, auf das öde Mafra, das einem Giganten-Sarkophage gleicht, auf den königlichen Tagus, der so verlassen dahinrollt und nicht mehr Wimpeln aller Nationen in seinen blauen Fluthen abspiegelt, auf alles Elend in Lissabon und im ganzen Lande, auf diese herrliche, von Gott so reich begabte Landschaft, die doch so unendlich melancholisch aussieht als wollte sie dahinsterben. Das Alles hat der junge königliche Herr von dort oben täglich vor Augen und er wird viele Wunden heilen, so Gott ihm ein langes Leben schenkt.“ Penha war früher nur ein Kloster. „Als die Klöster säcularisirt und verkauft wurden, fiel Penha einem Privatmanne zu, von dem der jetzige König das halb verfallene Gebäude erkaufte und mit Liebe und Kunst zu einer Ritterburg umstaltete. Die Bauart des heutigen Schlosses dürfte nach Murphys Klassifikation in die Kategorie der neuern normännisch-gothischen gehören, die zu Ende des zwölften Jahrhunderts aufblühte und durch die Normänner eingeführt, in vielen Küstenländern des südlichen Europa einheimisch ward. Ein Donjon, mehrere Seitenthürme, crenelirte Ringmauern und ein freier Hofraum umgeben und überragen die zwei Hauptgebäude. Alles ist zwischen die höchsten Felsenspitzen und kolossale Basaltklumpen hineingebaut und gleichsam eingepferchi; die Ueberreste des alten Klosters sind gewissenhaft beibehalten und restaurirt worden, wie einige Arkaden, die Schloßkapelle und ein kleiner, in bunter Fayence getäfelter Hof beweisen, die in ihrem jetzigen Zustande von den Hieronymiten herrühren, und in denen nur die abgefallenen Stücke wieder angepaßt und die wenigen Fehlenden kunstreich ersetzt wurden.“ Bekanntlich nach Anleitung unseres Landsmanns Heideloff in Nürnberg. „Es gibt am Rhein und in den bayerischen Alpen königliche und kronprinzliche Burgen, über die in Prosa und in Versen viel geschrieben wird und denen das Terrain eine größere Ausdehnung gestattet; wie ärmlich und schülerhaft sind aber ihre Verzierungen im Vergleiche zu den feinen Schnörkeln und fantastischen Arabesken, die mittelalterlichen Spitzenkrausen gleich, in Penha sich an die Arkaden schwingen, wie Epheu um die Säulen winden, von den Zinken und Erkern herabhängen, so geisterhaft weiß in dunkelblauer südlicher Luft, wie arabische Träume und Romanzen.“

Unter den kirchlichen Gebäuden rühmt der Verfasser vor allem die Kathedrale von Braga, das Kloster Batalha und das Kloster Alcobaça. In letzterm liegt die berühmte Inez de Castro begraben. Man weiß, wie diese Geliebte des Don Pedro grausam ermordet wurde, wie er aber noch ihre Leiche als Königin krönen ließ und sein Leben lang ihr Andenken innig bewahrte. Seine treue Liebe spricht er rührend in dem Grabdenkmal aus, das er unter seinen Augen im Alcobaça ausführen ließ. „Zwei sechzehn Spannen lange, sieben Spannen hohe und fünf Spannen breite Sarkophage von weißem Marmor stehen sich gegenüber; sie sind beide mit den feinsten Arabesken und Hautreliefs bedeckt; die mehr als lebensgroßen Gestalten des liebenden Paares sind auf ausdrücklichen Befehl Pedros Fuß an Fuß so gestellt, daß wenn sie in derselben Richtung am jüngsten Tage auferstehen, nach dem Himmel sie zuerst sich in die Augen blicken müssen. Donna Inez liegt in faltenreicher Kleidung da, deren kurze Aermel zwei runde Arme zeigen, die sich über der Brust kreuzen; die Hände sind lang, schmal und für die Größe der Figur klein; die eine ist mit einer halblangen Mitaine gantirt; ihr Mieder ist knapp anschließend, mittelst Streifen und antiken Knöpfen (den ungarischen gleich) zugehalten; eine Perlenschnur, die ihren Hals umschlingt, hält sie in der einen und einen Handschuh in der andern Hand. Da die ungalanten Franzosen nicht einmal die Nase der schönen Frau verschont haben, ist es schwer geworden, ein ungestörtes Bild der Züge zu erhalten, die der Künstler (ein Zeitgenosse) offenbar schön wiedergeben wollte: das Gesicht ist etwas voll, doch nicht ohne Grazie; die Ohren sind durch eine eng anliegende Haube ganz bedeckt; ein kleiner Mund und ein Grübchen am Kinn geben auch dem Stein etwas Piquantes. Wenn man erwägt, daß König Pedro, der gewiß ein Kenner war, vor seinen Augen dieses Mausoleum meißeln ließ, muß man annehmen, daß wenigstens etwas Aehnlichkeit vorhanden ist. Sie trägt auf dem Haupte eine offene königliche Krone und ein kleiner Baldachin ist darüber ausgespannt; sechs kleine Engel sind um Inez beschäftigt, stützen ihr Haupt, schwingen Weihrauchgefäße und halten den Saum des Kleides. Den ganzen Grabstein tragen sechs sphinxartige Figuren, von denen aber nur zwei weiblich sind, die andern haben bärtige und unbärtige Mannsgesichter. Längs der Friese alternirt das Wappen von Portugal mit den sechs Pfennigen des Hauses Castro. Pedros Sarkophag wird von sechs Löwen getragen; sein ernstes bärtiges Gesicht, das glücklicherweise die gerade schöne Nase behalten, hat denselben milden edlen Ausdruck, den alle Gemälde ihm geben; ein langes Faltenkleid bedeckt ihn und er greift mit beiden Händen nach dem Schwert; zu seinen Füßen liegt ein Jagdhund von der Race, die in England nach König Karl II. heißt; leider fehlt dem hübschen Thier ein Theil des Kopfes.“

Nach kurzem Aufenthalt in Portugal nahm der Fürst seinen

Digitized by Google

Rückweg über Gibraltar, wo er mit dem gleich ihm zu früh verstorbenen Erzherzog Friedrich zusammentraf, und über Barcellona, wo unerwartet der Tod an seine Thür klopfte, mit denselben Schreckenstönen, unter denen er später sein edles Leben wirklich ausathmete. Obgleich er nämlich mit einem Passe des spanischen Gesandten in Lissabon versehen war, ergriff man ihn dennoch als einen ehemaligen Parteigänger des Don Carlos und warf ihn ins Gefängniß. In dieses drang nun das aufgehetzte Volk mit Gewalt ein, um ihn zu ermorden, und nur mit genauer Noth konnte man ihn durch die schnellste Flucht in ein anderes Gefängniß retten. Armer Lichnowsky! Jener Pöbel in Barcellona heulte dir zum erstenmal das Lied vor, unter dessen gräßlichen Mißtönen dich bald der Frankfurter Pöbel abschlachten sollte!

Das vorliegende Buch wird ein ehrenvolles Zeugniß bleiben für die innerste Gesinnung des Hingemordeten, dem man gewiß nichts vorwerfen kann, als eine kleine Eitelkeit seines Standes und eine zu naive Sorglosigkeit um sich selbst.

---

## Geschichte.

**Die französische Revolution vom ersten Ausbruch bis zur weitesten Ausdehnung von 1789 bis 1807. Von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, Campe, 1848.**

In einen mäßigen Band kurz zusammengefaßt und mit sehr viel Ruhe geschrieben gehört diese Geschichte der französischen Revolution unter den vielen, die schon geschrieben sind, zu den besten. Sie hat es sich hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, wie in den Thatsachen treu, so im Urtheil gerecht zu seyn und hält insofern die Mitte zwischen den zwei Extremen, „die in der Beurtheilung der französischen Revolution ihre Verfechter und Vertheidiger gefunden haben. Auf der einen Seite nämlich die lobende Hervorhebung alles dessen was von den Revolutionsmännern gethan worden ist, auf der andern die gänzliche unbedingte Verwerfung aller dieser Erscheinungen und Thätigkeiten. Wenn jenes Extrem besonders in der nächsten Gegenwart, vermöge der radikalen Tendenzen, hervorzutreten und sich geltend zu machen scheint, so war wohl das zweite das bisher gewöhnliche. Gewiß aber ist es durchaus verkehrt die Revolution als etwas Gemachtes, künstlich Vorbereitetes, dem Volke von Außen her gleichsam durch ein Komplott Aufgedrungenes hinzustellen. — Eben so darf man wohl dem Vorwurf, daß Manche, immerhin sogar Viele durch unreine Motive geleitet wurden, mit gutem Fug die Frage entgegen halten, ob denn auf der andern Seite Alles rein war? Vollends ungerecht ist es, wenn selbst die im antiken Sinn erhabensten Charaktere der Revolution, nachdem alle andern Verunglimpfungen doch nicht passen wollen, wie bei der Frau Roland, dem ehemaligen Maire Bailly, der Charlotte Corday, der Gironde, wenigstens gemeiner Eitelkeit bezüchtigt werden. Es gehört eine ganz besondere Verblendung oder Befangenheit dazu, um die Handlungen und Worte dieser unglücklichen Opfer ihrer Idee aus Prahlerei und Eitelkeit abzuleiten, und es dürfte schwer seyn, zwischen ihnen und ähnlichen Erscheinungen des Alterthums, etwa den Spartanern Agis und Kleomenes und ihren Frauen, der Römerin Arria und ihrem Gemahl Pätus, einen andern Unterschied als den der Zeit und des Raumes zu finden. Wenn den Mitgliedern der Gironde es verargt wird, daß sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung keinen Beichtvater kommen ließen und ihnen deßwegen die charakterlose Persönlichkeit des Generals Cüstine als nachahmungswerther Kontrast gegenübergestellt wird — was soll man zu einer solchen eines Historikers ganz unwürdigen Sophistik sagen? Während aber auf der einen Seite von einem ultra-konservativen Standpunkte aus das wirklich Große und Erhabene in den Staub zu zerren gesucht wird, bemüht sich freilich andererseits die Geschichtschreibung unserer Tage, den socialen Tendenzen aus der Revolution her eine Berechtigung nachzuweisen. Hier ist das bedeutendste Werk das von Louis Blanc, das obwohl erst bis zum Ausgang von 1789 vorgeschritten, dennoch in demselben Sinne geschrieben ist, der seine Geschichte der zehn Jahre durchdringt. Sein Werk ist bestimmt eine Anklage des Bürgerstandes zu werden, der dem Volke die ursprünglich auch ihm bestimmten Vortheile entzogen habe. Abgesehen davon, daß diese willkürliche Klassifikation der Proletarier als des Volkes, auf welchen Titel doch wohl nicht sie allein Anspruch zu machen haben, eine der mannigfaltigen doktrinären Thorheiten der Gegenwart ist, so läuft diese Anklage ganz auf die Vorwürfe hinaus, die man wegen der Augsburgischen Konfession den Reformatoren zu machen pflegt, weil diese Formel dem bereits die Schranken zu übersprudeln drohenden Strom Einhalt that und dem Fortschritt wieder eine nothwendige und heilsame Grenze setzte. Anziehend und pikant mögen diese und ähnliche, auch auf deutschem Boden aus Charlottenburger Fabrik entstammte Tendenzgeschichten allerdings seyn, aber die eigentliche Geschichte wird durch sie eben so wenig gefördert als die durch die Kenntniß der Geschichte beabsichtigte Einsicht in die Dinge."

Louis Blanc hoffte in der Februarrevolution zu erreichen, was er wollte. Allein ist die französische Geschichte damit an ihr Ziel gelangt? Ist seine Arbeiterrepublik nicht dennoch in der Minorität geblieben? Ohne Zweifel ist durch die ungeheure Steigerung der Konkurrenz und Häufung der Kapitalien in wenigen Händen ein Mißverhältniß in die industrielle Bevölkerung gekommen, das um jeden Preis Aenderung und Besserung fordert. Eben so natürlich ist es, daß indem diese Frage jetzt in den Vordergrund getreten ist, auch die dabei betheiligte Bevölkerung die erste Rolle übernommen hat. Allein daraus folgt noch nicht, daß die industrielle Bevölkerung allein und für immer allen übrigen Gesetze vorzuschreiben haben wird. Die denkwürdige Abstimmung, durch welche Louis Napoleon zum Präsidenten der französischen Republik erwählt wurde und die sehr geringe Stimmenzahl, welche dabei auf Ledru-Rollin, den Kandidaten der Arbeiter fiel, beweist zur Genüge, daß man in den Provinzen und auf dem Lande ganz anders denkt, als es sich Louis Blanc träumen ließ.

Darin aber haben die Socialisten Recht, daß eine sociale Revolution etwas Neues und zwar das einzige Neue wäre, zu der es die Bewegung in Frankreich noch bringen könnte, wenn sie nicht, ein bestimmtes Ziel gänzlich verlierend, ihren Kreislauf gleichsam mechanisch und bis zur Erschöpfung wiederholen will. Seit 1815 ist in Frankreich trotz alles Anlaufs und aller Hitze nichts Neues geschehen. Rokkoko und Jesuiten hatte man schon vorher, konstitutionelles Königthum deßgleichen, eine Republik deßgleichen, einen Napoleon deßgleichen. Alles ist abgenutzt. Daher darf man wohl fragen, wo will es mit dem rastlosen Echauffement der Franzosen, mit ihrem immer wiederkehrenden Revolutioniren und Aendern hinaus, wenn sie doch immer nur ohnmächtig in irgend einen schon dagewesenen Zustand zurückfallen?

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 18.** Sonnabend den 10. März 1849.

## Politische Schriften.

**1) Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin, Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1849.**

Eine Korrespondenz, die geständlich zum Zweck der Veröffentlichung arrangirt wurde. Als Verfasser wird ein preußischer Staatsmann bezeichnet aus der Reihe derer, „die aus den ersten Decennien des Jahrhunderts, in welche ihre Jugendeindrücke fielen, das politische und sittliche Erbe jener großen Zeit in die Enge und Sprödigkeit späterer Zustände unverkümmert mit hinüber nahmen.“ — Der eine Korrespondent frägt meistentheils und der andere antwortet. Dem letztern ist daher der überwiegende Theil der Arbeit zugewiesen und durch ihn erhält sie den Charakter einer zusammenhängenden Reihe von Beurtheilungen der Ereignisse und Personen im Jahr 1848, so wie die innere Einheit der Tendenz.

Obgleich er nun die neuesten Dinge in Deutschland einer ziemlich scharfen Kritik unterzieht, bekennt er sich doch zu der Ansicht, daß eine Veränderung in der politischen Lage Deutschlands und speciell Preußens nothwendig gewesen sey und gesteht, daß er die Märztage des Jahres 1848 freudig begrüßt habe, wie eine aufgehende Sonne des Auferstehungsmorgens.

Indem er unparteiisch genug ist, Oesterreich die Wahrung seiner besondern Interessen zuzugestehen, glaubt er doch, es sey von Preußen, welches nicht das gleiche Interesse hatte, nicht politisch gewesen, sich während des langen Friedens in so hohem Grade dem Metternich'schen System unterzuordnen. Hier müssen wir uns erlauben, von vorn herein den Zweifel zu äußern, ob dieß denn wirklich in so hohem Grade der Fall gewesen ist? ob nicht vielmehr Preußen (man lese nur das Portefolio) oft genug der specifisch österreichischen Politik entgegengetreten ist? und ob, wenn und in wie weit Preußen mit Metternich beim deutschen Bundestage Hand in Hand ging, dieß nicht lediglich als preußische Politik aufgefaßt werden muß, ohne daß man dabei an ein Nachgeben, an ein Ungernthun, an eine Unterordnung unter einen fremden Geist und Willen zu denken braucht? Es will uns bedünken, als ob der treffliche Verfasser einen Theil dessen, was er als Verschuldung anerkennt, von Preußen abwälzen möchte und Oesterreichs Schultern für derb genug hielte, um es diesen aufzubürden. Preußen sollte doch in dieser Beziehung für vollkommen zurechnungsfähig erkannt werden. Welcher Politik es folgen wollte, es war immer sein eigener Wille, und nicht nur dieß, sondern es handelte auch immer nur in seinem eigenen, mehr oder weniger wohlverstandenen Interesse.

Doch davon abgesehen, enthält die kurze Bezeichnung der schiefen Stellung, in welche Preußen gegen das Zeitbewußtseyn gekommen war, wie wir sie hier S. 13 lesen, nur zu viel Wahres. „In dieser Hinsicht habe ich es nun immer für den augenfälligsten und tiefgreifendsten Fehler bei uns in Preußen gehalten, den stets bitterer werdenden Haß gegen das auch bei uns halb recipirte österreichisch-absolutistische System sich in so maßloser Weise aufsteigern zu lassen, ohne zu rechter Zeit zu versöhnenden Gegenmitteln zu greifen. Wir haben zu unserer Zeit hinlänglich darüber geseufzt! Bestand denn nicht das alte System in Preußen, wie es unter der letzten Regierung sich immer mehr verknöcherte, eigentlich nur noch in der mechanischen Ausführung der einmal gegebenen Gesetze? eine fortbildende Lebensbewegung hatte es doch wahrlich nicht. Dem politischen Denken und Thun des Volks war in den Provinzialständen nur ein enges und trocknes Gebiet vergönnt. Sie haben manches Gute gewirkt: in politischer Hinsicht waren sie nutzlos. Als Zierrath mochten sie an die Staatsmaschine angeschraubt oder abgenommen werden, einen Unterschied im Gange brachte das nicht hervor. Auch besondere Garantien gewährten sie nicht, viel eher konnten solche für die „Errungenschaften“ oder „Gegebenschaften“ seit 1806 in der Büreaukratie, der vielverschrieenen, gefunden werden. Intakt bestanden damals noch immer alle jene Institutionen aus der alten freisinnigen Zeit vor 1820, und die Wohlthaten derselben hatten sich, z. B. durch die Ablösungen und Separationen, immer weiter über die Monarchie verbreitet. Wer die preußische Administrativgeschichte vor 1840 mit durchlebt hat, wird sich wohl noch der stillen und dauernden Kämpfe zu erinnern wissen, welche um Erhaltung oder Verkümmerung dieser Institutionen zwischen dem sogenannten liberal-knöchernen Beamtenthum und dem sogenannten abgestorbenen, neugalvanisirten Feudalismus geführt wurden. Jede Partei hatte dabei wie gewöhnlich in dem Recht, was sie von der andern Uebles aussagte. Das Beamtenthum, erzogen in dem Geiste der liberalen Zeit, vertheidigte den geschlossenen Kreis der Gesetzgebung mit zäher Hartnäckigkeit: die Gegenpartei umschwärmte die Festung mit aristokratischer Petulanz, bereit in jede Lücke einzudringen. Ja es ist bekannt und uns Allen noch gegenwärtig, welcher heimliche Terrorismus in Ansehung der „guten Gesinnungen“ damals ausgeübt ward, und wie beinah jede freiere Entwicklung oder Erhebung der individuellen Ueberzeugung darunter vertrocknete. Wie lange Jahre ist z. B. Eichhorn das Opfer dieser durch österreichische Verdächtigung verstärkten Richtung gewesen! Diese Opposition des Beamtenthums konnte nur gleichsam eingeschmuggelt werden, und es ist nicht zu leugnen, daß das System Nachtheile und Zurücksetzungen in erfinderischer Mannigfaltigkeit für solche Gegner in Bereitschaft hielt. Es ist niemals in die Oeffentlichkeit gedrungen, was in diesem traurig-langweiligen Ringen von beiden Seiten geleistet worden ist: nur das war jedem klar, daß Kraft und Gegenkraft sich paralysirten, und ein reines Resultat des Kampfes fast nie

Digitized by Google

herantrat. Der Staatswagen schien vorn und hinten gleichmäßig bespannt, und gerade dieser entgegenstrebenden Anstrengung halber kam er nicht vom Fleck. Inzwischen arbeitete der Geist des Volkes in seiner Weise weiter und entfernte sich zugleich immer weiter von beiden im Kampf liegenden Richtungen."

Hierauf wird das Patent vom 3. Febr. besprochen, was Niemand genügte, weder dem Liberalismus, noch dem Beamtenstaate, und es wird mit Recht bemerkt, daß es, indem es in Bezug auf die Wahlen und die Periodicität noch zu illiberal war, es die wahrhaft konstitutionelle, also in heutigem Sinn immerhin konservative Partei, bedeutend geschwächt und dagegen der demokratischen in die Hände gearbeitet habe. Ein Extrem hat das andere hervorgerufen. Das Geschrei nach direkten Wahlen würde bei weitem nicht so laut geworden seyn, wenn man früher etwas mehr gewährt und die rechte Mitte des konstitutionellen Systems eingehalten hätte. So hat man von zu weit rechts auf zu weit links gerathen müssen.

Wenn S. 43 kurz erwähnt wird, wie sich Fürst Metternich über das Patent geäußert, und wie er schon früher sein Gutachten in der damals erst noch in Aussicht gestellten preußischen Verfassungsangelegenheit abgegeben habe, so wäre dabei wohl Manches zu ergänzen. Daß der Fürst „viel eingehender und entgegenkommender" gewesen, als man erwartet, kann wohl nur in formeller Beziehung verstanden werden. In materieller Beziehung war das Gutachten niemals etwas anderes als eine Warnung. Der Herr Verfasser hätte hier vielleicht auch Ludwig Philipps und noch manches andern erlauchten Begutachters aus dem Jahr 1845 gedenken können.

Vom Vergangenen zum Gegenwärtigen fortschreitend kann sich der Verfasser des satirischen Lächelns über die Berliner Demokratie nicht enthalten, wie ernst auch die Sache aussehen mag. Er erinnert an die berüchtigte Formel „beschränkter Unterthanen-Verstand", die einst mißliebigen Bittstellern und Rathgebern aus dem Bürgerstande entgegengehalten wurde. Jetzt wäre man an diesem beschränkten Verstande froh, wenn man sich nur nicht den unbeschränkten Unverstand der vierten Klasse müßte gefallen lassen! Wohl sehr mit Recht schreibt der Verfasser einen großen Thei des wilden und ungeschickten Gebarens der preußischen Konstituante der frühern Versäumniß aller konstitutionellen Vorbildung zu. Das Bevormundungssystem des Polizeistaats schloß jeden Nichtbeamten von der Theilnahme an den Staatsangelegenheiten aus, auch den, der dazu befähigt gewesen wäre. Nun wird ins Blaue hinaus gewählt und man muß sich die unfähigsten Mitregierer gefallen lassen. „Unsere neuen Politiker mahnen sowohl an den kindischen Caspar Hauser, der in seiner Höhle den Gebrauch der Hände, Füße und Augen nicht lernen konnte, als an jenen unverschämten Paphlagonier des Aristophanes, von dem Sie einst erzählten, der in seiner Dummheit alles zu besitzen glaubte was zur athenischen Staatsverwaltung erforderlich sey. — Ich glaubte wohl — dieß werde ich erst jetzt gewahr — die Deutschen wären weiter. Welche Masse von Gemeinheit, Selbstsucht, Beschränktheit, Mißgunst und Niedrigkeit macht sich nicht breit auf Grund — der errungenen Freiheit! Dieß Alles brodelt aus dem Kessel hervor, dem der Deckel abgenommen wurde, und sieht sich wahrlich an wie ein Hexengebräu von Ungeziefer und Krötengift — schwer abzusehen wie hieraus das Lebenselixir sich abklären wird. Glauben muß ich dennoch daß es wird: nur nach irgend welcher Größe, Hingebung und lauteren Wahrheit sieht man sich bis jetzt vergeblich um. Von dem heiligen Willen Gottes ist nirgend mehr die Rede — nur noch von dem heiligen Willen des Volks! und zwar von seinem Urwillen, den z. B. die provisorische Regierung in Frankreich officiell erklärte über die künftige Staatsform erforschen zu wollen. Als ob das möglich wäre, und das eigentliche Volk einen andern als einen oktroyirten Willen haben könnte! Die Schmeichelei, mit der dieß „souverain" gewordene dann gegängelt werden muß, ist wohl der schmählichsten Aufgaben eine, und seine Führer haben einen harten Stand."

Weiterhin deutet der Verfasser an, daß der König (von dem er, wie von seinem Vater eine vortreffliche Charakteristik entwirft) „die Lüge der demokratischen Monarchie wohl nicht werde acceptiren" können; daß man also zur Republik gelangen müsse, oder daß die allerbreiteste demokratische Grundlage der Monarchie durch ein eingeschränkteres Wahlsystem wieder auf die immer noch hinlänglich breite Grundlage der Bourgeoisie müsse zurückgeführt werden.

Von Preußen geht nunmehr die Betrachtung auf Oesterreich über, verweilt jedoch hier nur kurz, um hauptsächlich den Fürsten Metternich zu charakterisiren und nachzuweisen, daß die Nachwelt von den leidenschaftlichen Urtheilen der Mitwelt über ihn ohne Zweifel abstrahiren werde, und daß er jedenfalls einer der bedeutendsten Männer aller Zeiten sey, weil sich Europa sonst seinem Einfluß schwerlich eine so lange Zeit unterworfen hätte.

Ganz eben so mild urtheilt er über Louis Philipp. Es ist wahr, sagt er, dieser König und Guizot regierten mit der Korruption, aber nur weil sie diese Korruption schon vorfanden und nicht im Stande waren, sie zu ändern. Sie bemühten sich aber, sie wenigstens zum Dienst des Guten zu dressiren. „Ich wüßte nicht, daß Louis Philipp oder Guizot die sogenannte Korruption auf schlechte Dinge gewendet hätten, und wenn man Recht, Ordnung und Unterstützung eines vernünftigen Systems erkaufen muß, so trifft die Schande doch zumeist Die, welche sich ihre Pflicht bezahlen lassen."

Endlich kommt der Verfasser auch auf Frankfurt zu sprechen und verfolgt die Bemühungen der Partei, welche die Einheit Deutschlands will, aufmerksam und unparteiisch, mit dem Blick eines Historikers. Er unterscheidet aufs genaueste die radikale Oppositionspartei, die jetzt eine rein demokratische geworden ist, in den Einzelstaaten von der Nationalpartei in Frankfurt, wenn er auch zugibt, daß die letztere, ehe sie den Neubau des deutschen Reichs vornehmen konnte, die Zerstörungskräfte der erstern benutzen mußte. „Die Studentenherrschaft in Wien, die Nationalversammlung in Berlin. Kastanienwäldchen- und Zeughausscenen, alles das vermehrte die Ueberzeugung, daß Oesterreich und Preußen eigentlich nur noch als Material existirte, gut genug in Deutschland aufzugehen, doch ohne Kraft, ein Wort bei seiner Gestaltung mitzusprechen; das allmächtige einzig kompetente Frankfurt müsse allein für Deutschlands Wohlfahrt sorgen, wolle im allgemeinen deutschen Interesse den von radikalen Bewegungen bedrohten Einzelstaaten, falls sie sich der Centralgewalt unterordneten, zu Hülfe kommen." Gleichwohl war die Frankfurter Nationalpartei gezwungen, ihren positiven Pol dem negativen der Demokratie entgegenzusetzen und im Kampf mit Hecker und Struve die Militärkräfte der Einzelstaaten in Anspruch zu nehmen. So schien Frankfurt wenige Monate lang die höchste Autorität in Deutschland zu seyn, indem es jedoch von den Demokraten, zum Theil in seiner Mitte selbst, diskreditirt wurde, kam auch die geschwächte Fürstenmacht in den Einzelstaaten wieder zu Geltung.

Die Gravitation der Parteien gegen einander ist sehr verwickelt. Von den Demokraten werden sowohl Frankfurt als die Regierungen der Einzelstaaten verworfen. Frankfurt muß sich sowohl der Demokraten als der Partikularinteressen in den Einzelstaaten erwehren. Die Regierungen der Einzelstaaten aber haben ihre innere Autorität mühsam gegen die Demokratie, und obendrein ihren äußern Bestand gegen die Centralisationsprojekte von Frankfurt aus zu vertheidigen. Endlich sind die Interessen, wenigstens der größern Regierungen, wieder unter sich nicht leicht zu vereinbaren, und wenn eine derselben sich durch die Hinneigung zur Demokratie oder zur Nationalpartei in Frankfurt zu stärken, oder wenigstens zu fristen hoffte, hat sie um so gewisser

Digitized by Google

die andern zu Gegnern. Der Verfasser meint deßhalb, eine Verwicklung, wie die gegenwärtige, sey noch nie dagewesen. Allein wenn er ein wenig in die deutsche Geschichte zurückblicken will, so wird er finden, daß solche Verwicklungen in Deutschland schon sehr oft dagewesen sind, ja vielleicht noch complicirtere. Die deutsche Geschichte kennt den Gegensatz einer schwachen Centralgewalt mit mächtigen Fürsten und leidenschaftlichen politischen und kirchlichen Parteien schon längst. Die deutsche Geschichte ist seit fast zwei Jahrtausenden immerwährend in dieser Verwicklung befangen. Seit man der Einheit in Deutschland gänzlich entsagte, ist der erste Faktor der Verwicklung abhanden gekommen, jetzt hat er sich in Frankfurt wieder eingefunden, aber die neue Parteistellung ist lediglich nichts neues, sondern — unsere alte Geschichte.

Ueber die gegenwärtige Konstellation sagt der Verf. S. 196: „Es ist bekannt, daß Preußen gleich Oesterreich und Bayern die provisorische Centralgewalt ursprünglich nicht einheitlich, sondern dreiheitlich konstituiren wollte. Frankfurt hat die einheitliche Form gewählt. Nun unterwirft sich Preußen nur sehr unvollkommen, Oesterreich gar nicht und bei der Nichttheilnahme Preußens fehlen alle Mittel Oesterreich zu nöthigen. Es war leicht vorherzusehen, daß Preußen ohne Antheil an der Centralgewalt vor der bloßen Doktrin des einheitlichen Deutschlands nicht das Knie beugen würde. Hat Frankfurt bei der Konstituirung des Provisoriums den theoretischen Vortheil der Einheit vorgezogen, so mußte es auf den praktischen der Dreiheit, der unbedingteren Autorität, verzichten. Es sollte sich also bis zum Definitivum an dem Maaß von Hingebung genügen lassen, welches Preußen ihm unter solchen Umständen bieten kann und wirklich bietet. Man wird inzwischen erkennen, daß ein Deutschland, von dem man Preußen ausschließt, kein Deutschland ist. Dieß dringt schon jetzt bei vielen Mitgliedern der Frankfurter Versammlung durch, zumal da man gesehen hat, daß Preußen nichts Unbilliges, sondern nur das verlangt was ihm gebührt. Doch gibt es auch jetzt noch dort eine Partei, welche Preußen provisorisch zu nichte machen möchte, um hernach bei der Definitiv-Gestaltung Deutschlands nicht mehr durch dasselbe genirt zu seyn. — Ueberſieht man noch einmal die Lage, so ist sie die complicirteste geworden, die es geben kann. In Deutschland wirken eine Anzahl widerstreitender Ideen und Kräfte, wovon die eine die andere zwar wohl hemmen und kreuzen, aber nicht sich unterwerfen kann. Jede dieser Ideen und Kräfte aber bedarf der andern, kann ihrer nicht entbehren. So wünscht Frankfurt zwar Preußen schwach, um es zur Unterwerfung bringen zu können, aber nicht zu schwach, es möchte sonst mit sammt Frankfurt von der demokratischen Bewegung über den Haufen geworfen werden. Eben so wünscht Preußen, daß weder Frankfurt so viel Kraft gewinne um die Subjektion der Einzelstaaten zu erzwingen, noch so viel Kraft verliere um vom demokratischen Süden vernichtet zu werden. Beide erkennen in der Republik ihren gemeinsamen Feind und das verbindet sie; beide wollen aber den Schwerpunkt der Widerstandskraft vorzugsweise ein jeder in sich erkennen — Frankfurt in Frankfurt, Preußen in Preußen — und das hält sie aus einander. Daher weder rechte Freundschaft noch Feindschaft, ein halbes unerfreuliches Wesen, ein Schaukelsystem auf allen Seiten."

So weit der Konflikt zwischen Frankfurt und Preußen, nun der zwischen Frankfurt und Oesterreich S. 274: „Frankfurt verlangt, wie gesagt, zunächst den Anschluß von Deutschösterreich an den deutschen Centralstaat, muß ihn verlangen. Das große Prinzip der Nationalität was Frankfurt vertritt: daß in staatlicher Hinsicht eins werde was in nationaler eins ist, die Realisation der 45 Millionen Deutschen, duldet nicht, daß die 12 Millionen Deutschösterreicher ausscheiden. Sie haben ein Recht auf Deutschland und Deutschland hat ein Recht auf sie. Deutschlands Einigung soll nicht anfangen mit Deutschlands Zertrennung; hat man so viel Anstrengung darauf verwandt, einige deutsch redende Schleswiger zu gewinnen, die nie zu uns gehört, wie viel mehr muß man die ältesten Landestheile Deutschlands festzuhalten suchen. Dynastische Interessen, die sich entgegenstellen, dürfen gegen das große deutsche Interesse nicht aufkommen, dürfen dem Recht des Landes sich inniger dem großen Gesammtvaterlande einzufügen nicht widerstreben. — Aber wenn Deutschland der deutschösterreichischen Lande bedarf, so bedarf Oesterreich ihrer noch mehr. Sie bilden den Stock und Stamm der ganzen Monarchie, an welchen die außerdeutschen Theile sich angesetzt, die starke Veste von welcher aus die Fremdländer in Abhängigkeit und Ordnung erhalten werden können. Man entziehe Oesterreich diese Disposition, das Recht über die Kräfte seiner deutschen Lande unumschränkt nach allen Seiten zu gebieten, so ist es zertrümmert und seine nichtdeutschen Kräfte für Deutschland verloren. Allein Oesterreich beabsichtigt nach wie vor seine bisherige Bundespflicht gegen Deutschland zu erfüllen, in demselben Verbande wie früher zu ihm zu bleiben. Thut es dieß, so hat es auch wie früher das Recht, an der Berathung und Leitung der deutschen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und darf nicht davon ausgeschlossen werden." — Der Verfasser schlägt folgenden Ausweg vor: „Wie, wenn man Oesterreichs Kaiser als deutschen Kaiser an die Spitze eines großen Ganzen stellte, in welchem nicht nur dessen Erblande, sondern Deutschland, ja selbst die slavischen, magyarischen und italienischen Länder Oesterreichs jedes nach seinem Maße aufgingen? Wäre der Konflikt nicht am besten geschlichtet, die Kraft sowohl Oesterreichs als seiner Fremdländer nicht Deutschland am sichersten gewonnen, wenn diese nicht mehr von Deutschösterreich, sondern vom gesammten Deutschland aus beherrscht würden? Dann wäre diese verschiedenen Nationalitäten zusammenzuhalten nicht mehr schwer, wenn das Gewicht nicht von 12, sondern 45 Millionen gegen sie in die Wagschale fiele. Wenn die Kaiserkrone ausschließlich und erblich einem Fürstenhause zufallen solle, sagt man, wie es Frankfurt wolle, so könne es ohnehin nur Oesterreich seyn. Nicht nur das historische Anrecht spreche dafür, sondern ein Verein fast aller andern Umstände. Zunächst würden die Fürsten und Partikularstaaten Deutschlands bei Besetzung des erblichen Kaiserthrons Oesterreich vor allen andern, namentlich vor dem jüngern Preußen den Vorzug geben. Aber auch die Völker und Stämme rc." Allein mit Recht wendet der Verfasser selber ein, daß seine absolute Ueberordnung einer Dynastie über alle andern in Deutschland nicht räthlich sey und mehr die Uneinigkeit, als Einigkeit befördern dürfte, da namentlich Preußen nicht wohl untergeordnet werden könne, und er kommt daher auf das Triumvirat mit einem Turnus zurück (ähnlich den drei frühern Vororten der Schweizer Eidgenossenschaft).

In diesem Gedanken hat die Centralisation alles Positive verloren. Der Turnus ist nur die Beseitigung der wirklichen Einheit, der Ausschluß jeder wahren Centralmacht durch gegenseitige Uebereinkunft, ein Nichts in einem idealen Mittelpunkt, um den die einander abstoßenden Realitäten graviren, das Resultat wechselseitigen Neides der Einzelstaaten unter einander, nicht die Schöpfung eines großen und starken Nationalwillens. Da überdieß der Turnus wenigstens formell und zeitweise eine Ueberordnung des Gleichen unter den Gleichen oder wohl gar des Stärkern unter den Schwächern bedingt, so ist er unpraktischer, als es der alte Bundestag war, welcher wenigstens den unbestreitbaren Vorzug hatte, durch Gleichstellung aller Betheiligten dem Neide und der Eifersucht zu begegnen.

Das Schlimmste, was wir von allen bisherigen Versuchen, zur wahren oder nur Quasi-Einheit in Deutschland zu gelangen, sagen müssen, ist, daß sie bisher nur darauf hinaus liefen, Oesterreich und Preußen zu verfeinden. Das wechselseitige Vertrauen dieser beiden Staaten zu einander und ihr Bund zu Schutz und

Digitized by Google

Trutz ist die einzige Bedingung, unter welcher Deutschland hoffen darf, sowohl im Innern zu dem ihm möglichen Grade von Einigkeit zu gelangen, als auch nach außen stark genug zu seyn gegen jede Einmischung Rußlands, Englands oder Frankreichs. Indem wir dieses niederschreiben, kommt die Nachricht, Russen seyen in Siebenbürgen eingerückt. Wem verdankt Deutschland diese verhängnißvolle Russenhülfe? wem anders, als der Spannung, die seit einiger Zeit zwischen den beiden Grosstaaten Deutschlands eingetreten ist? Wäre Oesterreich und Preußen im Januar ein Herz und eine Seele gewesen, so würde im Februar kein Russe die Grenze überschritten haben. Sollte jene unheilvolle Spannung fortdauern, so erleben wir vielleicht in nicht langer Zeit, daß sich auch Frankreich in die Angelegenheiten unseres Südens einmischt, denn wenn heute weder Preußen noch das südwestliche Deutschland im Stande ist, Oesterreich die russische Hülfe entbehrlich zu machen, so wird vielleicht in dem als möglich gedachten Fall einer französischen Einmischung Oesterreich und Preußen eben so wenig im Falle seyn, sie in Süddeutschland abzuwenden.

Weh uns, wenn uns die Bemühungen, zur Einigkeit zu gelangen, nur zu einer Uneinigkeit führen, welche viel gefahrvoller und schmählicher für uns ist, als es je die Zustände unter dem alten Bunde waren, die wir verdammen.

Wird das Frankfurter Parlament die Einheit Deutschlands retten? Es ist zu bezweifeln, da es sich ganz unter den Einfluß des österreichisch-preußischen Dualismus gestellt hat. Der Verf. bemerkt darüber S. 284: „Welch traurigen Anblick die Frankfurter Versammlung in ihrer jetzigen Zerfahrenheit gewährt, vermag ich nicht zu sagen. Sie wissen ich bin stets ein guter Deutscher, aber nie ein Frankfurter Enthusiast gewesen: ich habe die Fehler der Versammlung von Anfang an zu erkennen geglaubt. Dennoch schmerzte es mich, sie jetzt in solch moralischer Vernichtung zu sehen, das Einheitsorgan Deutschlands zum Denkmal deutscher Uneinigkeit geworden. Es sind so viele edle geschente Männer da, so mancher liebe treffliche Freund. Aber die Geschichte lehrt ja, daß solche Versammlung, als Totalität, etwas ganz Anderes ist als die bloße Summe ihrer Mitglieder. Alle Mäßigung und Weisheit der Einzelnen kommt nur im seltensten Fall dem Ganzen zu Gut. Hätte die Versammlung von Anfang an sowohl die Fundamente ihrer Macht als auch die Gefahren ihrer Stellung besser erkannt, so würde sie jetzt die ideale papierne Einigung Deutschlands vielleicht weniger, die reale wesenhafte Einigung aber jedenfalls weiter gefördert haben. Die Quelle ihrer Macht war der Drang des Volks auf deutsche Einheit, zum großen Theil Produkt seines Hasses gegen seine Partikular-Regierungen, welche man so der Einheit wie der Freiheit feind hielt. Quelle der Macht war ferner für sie die Ohnmacht der Einzelregierungen, die durch die Märztage hindurchgegangen. So wie die deutschen Volksstämme sich allgemach mit ihren populär reformirten Regierungen wieder versöhnt oder wegen mancher bittern Frucht der Märztage auch der Märzfreiheit abhold wurden, mußte natürlich das Interesse sich von Frankfurt abwenden. In Wien und Berlin erfolgten selbstständige Machtentfaltungen Seitens der Regierungen und stellten sie wieder auf eigene Füße. Alles das hätte Frankfurt weniger berührt, wäre die Versammlung nur ihrer eigentlichen Aufgabe — der Erschaffung des deutschen Verfassungswerks — treuer geblieben. Aber der Souverainetätsschwindel ergriff auch sie, nicht explicite, wohl aber implicite, nicht ihren Worten, sondern ihren Thaten nach. Sie schuf sich ohne alle Noth ein Central-Regierungsorgan; sie schloß durch dessen einheitliche Form zwei Drittheile Deutschlands davon aus, ohne Oesterreich dafür zu gewinnen; sie formirte Ministerien, schickte Gesandte, führte Unterhandlungen, gerirte sich als allein berechtigte deutsche Großmacht. Allein die Unterhandlungen führen zu nichts, die Gesandten werden nicht anerkannt, die Minister nur zu Interpellationsmaschinen gemißbraucht. Die inzwischen gekräftigten Regierungen entziehen sich ihrerseits dem Frankfurter Gehorsam, stellen sich wieder auf den nie aufgegebenen Boden der Vereinbarung; die Reichsgesetze bleiben unpublicirt, die Reichsdekrete unbefolgt, die Reichskommissarien, obwohl in der Regel ausgezeichnet gewählt, richten nichts aus. Die Reichsfinanzen leben von den milden Beiträgen der Regierungen, die selbst noch etwas haben. Nun endlich dieser letzte parlamentarische Stoß gegen Gagern und seine Partei, man sage was man wolle, doch eine sehr respektable. Jetzt soll nun aufs Neue an einer Majorität gearbeitet werden: man hofft, etliche sollen sich besinnen, in Klubs und Wirthshäusern wird eifrig dafür geworben. Aber die Oesterreicher in Massen, die Klerikalen, die Demokraten, die Schutzzöllner sind nicht Leute sich zu besinnen. Sie wissen was sie wollen und warum sie es wollen.“ Aber ihr Ziel liegt über Frankfurt hinaus.

Die Ohnmacht Frankfurts und die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen kommt der rothen Republik zu Gute. Wie kläglich auch die bisherigen Feldzüge dieser Partei ausgefallen sind, der Verfasser gesteht ihr doch eine gefährliche Macht zu. „Ueberall, sagt er Seite 223, sind bei den untern Klassen Hoffnungen erregt worden, die nothwendig getäuscht werden müssen, wovon man hernach die Schuld abermals den Besitzenden wird zugeschoben sehen. Es ist ein Stand der Dinge herbeigeführt, der an sich die bedenklichen Folgen erzeugen muß, die allerbedenklichsten vielleicht, wenn man Schritte thun wollte ihm abzuhelfen. Wie soll man auf eine Einrichtung zurückkommen, welche die gebildeten Mittelklassen wieder mehr in den politischen Vordergrund stellt? Ist es wahrscheinlich, daß gesetzgebende Versammlungen, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen, zu Gunsten des beschränkten Wahlgesetze machen werden? Ich sehe nicht wie das möglich seyn soll. Erst wenn die besitzlosen ungebildeten Klassen durch Erfahrung gelernt haben, daß kein Staatsrecht der Welt Brod ohne Arbeit, Leben ohne Sorge schaffen kann, mögen sie gegen die Politik gleichgültiger werden; aus dieser Indifferenz mögen dann bessere Wahlen kommen.“ Wenn nicht bessere, möchten wir hinzufügen, doch wenigstens andere, wie in Frankreich, wo die Wahlen gegen die rothe Republik ausgefallen sind, wenn auch nur für Bonaparte.

Man muß zugeben, daß der ungeheure Irrthum, in den gegenwärtig die Genossen der kleinen Gewerbe verfallen sind, dem Staat Gefahren droht; allein eben weil es ein Irrthum ist, wird er in nicht zu langer Zeit der Wahrheit weichen müssen. Die Herde der Revolution sind bei uns, wie in Frankreich, bekanntlich die Bevölkerungen der größern Städte und zwar derjenige Theil derselben, der den niedern Gewerben angehört. Weit mehr als in Frankreich sind die Genossen dieser niedern Gewerbe in Deutschland zur Unzufriedenheit und zum Aufbegehren berechtigt, weil allzu lange zu wenig für ihr Wohl geschehen ist, ja weil die Gesetzgebung in der einseitigen Aufhebung aller innungsmäßigen Schutzmittel sie officiell Preis gegeben hat. Nun liegt aber der ungeheure Irrthum dieser revolutionären Gewerbsgenossen darin, daß sie das Heil von einer Bewegung erwarten, die allen Besitz in Frage stellt und allen Kredit vernichtet, also der gewerblichen Arbeit ihre reichste Quelle abschneidet. Und so lange Regierungen und Parlamente auch ihrerseits noch in dem alten liberalen Irrthum der absoluten Gewerbefreiheit verharren, also die Gesetzgebung selbst der Revolution in die Hände arbeitet, kann allerdings von einer Beruhigung der gedachten Klassen nicht die Rede seyn. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 19.** Dienstag den 13. März 1849.

## Politische Schriften.

**1) Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin, Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1849.**

(Schluß.)

Andererseits ist doch nicht zu verkennen, daß sich die im vorigen März so tief erniedrigte Fürstenmacht wieder erhoben und gekräftigt hat. Radetzki's Sieg bei Custozza bezeichnet die Wendung der Dinge. Bis dahin wankte sogar hie und da das Militär und aller Bestand schien in Frage gestellt, wenn die bewaffnete Macht sich gegen ihren Ursprung kehrte. Aber Radetzki's Sieg elektrisirte alle Soldatenherzen, nicht nur in Oesterreich, und gab den Heeren mit der alten Treue auch die ganze Wucht zurück, mit der sie in der Wagschale der Monarchie wiegen. Was vermögen die Bankette der Demokratie gegen diese Bayonnette der Monarchie? Deßhalb liegt es nahe, an einen Sieg der Fürstenmacht als solcher zu denken, sowohl gegenüber der Frankfurter Nationalpartei als der Demokratie. Diese alte deutsche Fürstenmacht, wurzelnd in dem Sonderinteresse der Stämme, hat etwas unendlich Zähes. Sie ist nie überwunden worden, so lange es eine deutsche Geschichte gibt. Wenn auch alles in Deutschland wich und wankte, der Partikularismus und die Fürstenmacht blieben bestehen. Die mächtigsten Kaiser, die leidenschaftlichsten Parteien und Sekten verschwanden vom Schauplatz, aber die Fürsten blieben. Sie haben alles überdauert, die altgermanische Freiheit, die Völkerwanderung, das Kaiserthum, die Hierarchie, die Reformation, die fremde Unterjochung und alle Revolutionen im Kleinen. Wie es scheint, werden sie auch die große Revolution überdauern. Wie arg man ihnen zugesetzt hat, ihre Wurzeln blieben unantastbar im Boden der deutschen Volksstämme. Es wäre lächerlich, heute noch Oesterreich, oder Preußen, oder Bayern zumuthen zu wollen, sie sollen in Deutschland aufgehen. Sogar das kleine Dessau, das noch kleinere Sigmaringen hat nicht aufgehen wollen.

Es ist daher am wahrscheinlichsten, daß weder die nationalen Unitarier, die von Frankfurt aus schon an ein neues Kaiserthum der Deutschen denken zu dürfen glaubten, noch die rothe Republik, sondern daß die Fürsten und die Partikularinteressen die Oberhand behalten werden.

Der wahre, strenge, unbedingte Patriotismus verlangt für Deutschland diejenige Verfassung, in der es möglichst einig im Innern und möglichst stark nach außen ist, gleichviel ob die Einheit durch einen großen Mann, wie Napoleon oder Karl den Großen, oder durch einen allgemeinen Aufschwung des Demos, oder durch einen Bundesstaat, wenigstens Staatenbund, erzielt wird. Die Fragen der politischen Parteien sind dem Patriotismus untergeordneter Natur, übergeordnet nur die nationale Frage. Wäre der Zollverein über ganz Deutschland ausgedehnt gewesen, hätte Deutschland eine Flotte gehabt, hätten alle deutschen Truppen unter Einem Befehl gestanden und wäre die Diplomatie der deutschen Nation durch Ein Kabinet vertreten gewesen, so würde der Patriot nach einigen demokratischen Märzerrungenschaften mehr oder weniger nicht gefragt haben. Hätte eine großartige Revolution, wie die französische, alles Bestehende in Deutschland verschlungen und wenigstens dann unter einem deutschen Napoleon die Einheit geschaffen, so würde der Patriot über einige anarchische Ausschweifungen mehr oder weniger auch nicht geklagt haben. Die Einheit, die Größe der Nation gilt ihm vor allem! Da uns nun aber der große Mann fehlt, der sie uns in monarchischer Form bringen könnte, und da die Demokratie eben so wenig Thatkraft hat, das Reich aus seiner Zertrümmerung wiederzugebären, so bleibt dem Patriotismus nichts übrig als sich an das zu halten, was ist, und zu versuchen, statt der unmöglichen Einheit Deutschlands wenigstens eine Vereinbarung seiner getheilten und gegen einander gespannten Kräfte und Partikularinteressen zu erreichen. Das ist, wie die Sachen jetzt stehen, nur auf rein föderalistische Weise und auf dem Wege der Coordination, nimmermehr der Subordination möglich. Wer sich aber das größte patriotische Verdienst um die Einheit Deutschlands erwerben will, der hat jetzt sich zu bemühen, Oesterreich und Preußen zu vereinbaren, und den Gefahren vorzubeugen, welche Deutschland drohen, wenn die Spannung zwischen diesen Mächten fortdauert.

Von jener begeisterten, poetischen Erhebung, zu der sich der Patriotismus so gern mit seinen Kaiserträumen aufschwingt, muß er gegenwärtig abstrahiren und ganz nüchtern und verständig nur zu retten suchen, was noch zu retten ist, damit wir Deutschen wenigstens nicht in einen noch schlimmern Zustand gerathen, als wie er vor dem März gewesen ist.

Unter dem vielen Wahren und Gedankenreichen, was das vorliegende Buch enthält, zeichnet sich auch die Charakteristik des Papstes aus. Der Verfasser war, wie es scheint, längere Zeit in Italien und kennt Verhältnisse und Personen genau. Pius IX. erscheint ihm in einem durchaus idealen Lichte. Alle seine Handlungen leitet er aus der reinsten Quelle her. „Es ist, sagt er S. 247, nicht zu beschreiben bis zu welcher Höhe der Begeisterung die Empfindung für Pius IX. durch den Akt der Amnestie in Italien gehoben wurde. Amnestien hat es viele gegeben, selbst in Italien; oft aber waren es Spiegelfechtereien, eine falsche Münze, um mit der öffentlichen Meinung sich abzufinden. Eine Verzeihung, so umfassend, so edel an das Ehrgefühl der Begnadigten für ihr künftiges Verhalten appellirend, war beispiellos in dortigen Landen. Der seelengroße Akt umstrahlte Pius IX. gleich von Anfang mit einer lichten Glorie.

Digitized by Google

Man muß es sagen, daß die Persönlichkeit des Papstes Alles darbot, was einer idealen Auffassung und der Begeisterung der Menschen zu Hülfe kommen kann. Nicht jener pompösen hierarchischen hoffärtigen Auffassung des Papstthums, welche den Weltkreis zu seinen Füßen sehen will, sondern desjenigen, welche in ihm nur den Träger des Allerheiligsten, nur das Gefäß erblickt, in welchem die Macht von Oben wohnt. — Nichts ist falscher als sich den Papst im Sinn eines Politikers zu denken; die Richtung seines Geistes geht dahin nicht. Er ist vor allen Dingen religiös; kein Mönch wie Gregor XVI., aber ein Priester; kein Hierarch, aber ein Nachfolger der Apostel. Nicht papistisch, würden wir Protestanten sagen, sondern apostolisch faßte er seine Aufgabe." Damit widerlegte sich zugleich die irrige Voraussetzung, dieser Papst werde den Liberalismus in die Kirche überführen, wie Manche anfangs geglaubt haben. Interessant ist folgende Notiz über Metternichs Politik in Bezug auf die päpstlichen Reformen. „Es war wohl Mißvergnügen über jenes Lossagen von der alten Politik, was damals selbst einen so tiefgehenden Staatsmann wie Fürst Metternich bewog, die gesammte überstürzende Bewegung, in welche die politischen Zustände Italiens bald hernach verfielen, lediglich der zu breit gegriffenen Amnestie Pius IX. zuzuschreiben. Vielfach, in Unterredungen und Circulardepeschen hat er dieß damals ausgesprochen. Italien, sagte er, habe eigentlich schon lange unter einem doppelten Gouvernement gestanden: die officielle Regierung der Landesherren und Behörden — ohne moralische und materielle Kraft — sodann das gouvernement occulte der geheimen Gesellschaften, deren Sitz in der Fremde sey. Durch die Amnestie habe der Papst nicht nur die verführten und dummen Teufel, sondern gerade seine unversöhnlichsten Feinde begnadigt, die professionirten Brandstifter in sein Haus geladen, den Sitz des gouvernement occulte recht mitten ins Land verlegt. Kein Wunder, wenn nun das officielle Gouvernement dadurch übergeworfen worden sey. Niemand wird läugnen, daß hieran etwas Wahres ist, allein der Fürst schien doch den Umstand zu überschätzen. Statt eines Verbannten, den man von der Amnestie ausgeschlossen hätte, würden im Lande zehn schlimmere aufgetreten seyn: die Richtung der Geister ging zu sehr dahin. Ich fand überhaupt, daß in den letzten Jahren die Politik des Fürsten sich zu sehr an Polizeidetails hielt. Ohne Frage wußte er am meisten über das Treiben der Revolutionsmänner in Europa, er legte aber zu viel Werth darauf: auch schrieben seine Agenten wohl manches Problematische, um sich wichtig zu machen. Man wußte was zu Wien gefiel. Hierunter wurden denn die Urtheile und Ansichten der eigentlichen Diplomatie wohl manchmal in Schatten gestellt: ich habe wenigstens österreichische Staatsmänner selbst darüber klagen hören."

Das Angeführte möge genügen, um darzuthun, wie lesenswerth das vorliegende Buch ist.

## 2) Das neue deutsche Reich und die kleineren deutschen Staaten. Frankfurt a. M., Brönner, 1849.

Eine warme Vertheidigung der kleinen Staaten gegen die schon öfter ausgesprochene Drohung, sie müßten mediatisirt werden. Wenn die großen das Recht haben, auf ihre Selbstständigkeit zu pochen, meint der Verfasser, so hätten es die kleinen auch. Aber er spricht ihnen nicht nur ein gutes Recht zu, sondern glaubt auch, die Beibehaltung der Sonderungen liege im deutschen Interesse, sofern neben der Einheit, die man immerhin erzielen könne, auch die Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens sich geltend machen müsse, was sie nur bei jenen Sonderungen vermöge. Er vergleicht den Reichthum des Lebens und Geistes in den kleinen deutschen Residenzen und Universitätsstädten mit der Armuth der französischen Provinzialstädte. Er will nicht, daß hier alle Eigenthümlichkeit in Deutschland auf einmal wie mit der Sense weggemäht werde.

Um nun aber doch dem Streben nach Einheit einigermaßen Rechnung zu tragen, meint der Verfasser, man solle auf die alte Kreiseintheilung zurückkommen, und mehrere kleine Staaten einander je in Kreisen nebenordnen. Er schlägt demnach sieben deutsche Staatengruppen vor, ein Vorschlag, den wir von vorn herein verwerfen, weil er Oesterreich ausschließt. Aber auch davon abgesehen, legen wir den Gruppirungen und neuen Kreiseintheilungen lediglich keinen Werth bei, wenn sie an der Selbstständigkeit der kleinen Staaten nichts ändert, weil dann überhaupt nichts geändert wird, verwerfen sie aber, wenn sie zur Unterordnung des einen Staats unter den andern führen sollte.

Wer irgend die Stimmung in den kleinen Staaten kennt, weiß auch, daß dort nichts so bitter empfunden werden würde, als die Unterordnung unter einen Nachbarstaat. Lieber werden sie sich im Tigel der Revolution mit allen andern Staaten zusammenschmelzen lassen, lieber werden sie sich mit allen andern Staaten dem eisernen Despotismus eines neuen Karl des Großen unterwerfen, lieber werden sie sich sogar von den Franzosen erobern lassen, ehe sie sich gutwillig darein fügen, sich dem nächsten Nachbarkönig und seinem Beamtenheere unterzuordnen. Die Gruppen, in welche Deutschland bei so einer Anordnung verfiele, würden alle den Fluch in sich tragen, der sich im Jahr 1830 in der belgischen Revolution erfüllte. Man kann die Deutschen nicht feindseliger gegen einander erbittern, als wenn man, die bisher nebengeordnet waren, einander unterordnet. Kann man nicht alle unter einen Hut zwingen, so hängt gewiß ihre freiwillige Vereinigung nur von dem Maaß der Selbstständigkeit ab, welches man jedem einzelnen läßt. Soll ein Joch aufgelegt werden, so müssen alle gleich daran tragen. Soll ein großes Opfer gebracht werden, so müssen es alle bringen. Das war von jeher deutsche Art zu denken.

Der Verfasser macht noch eine gar nicht unpraktische Bemerkung, indem er daran erinnert, daß es, wenn es mit den Mediatisirungen Ernst würde, an Vorwänden nicht fehlen würde, auswärtige Intervention anzurufen, der dann mit getheilten Kräften nicht wohl würde zu begegnen seyn.

Sieht man die deutschen Verhältnisse vom englischen Standpunkt aus an, so erscheint es freilich über alle Begriffe kläglich, wie wir, in unsere Sonderinteressen und kleinen Gewohnheiten verliebt, so gar nicht verstehen, uns großartig zusammenzuraffen. Wenn es ganz richtig ist, daß wir in der Mannigfaltigkeit unseres Staatenlebens etwas vor der Einförmigkeit des französischen Provinziallebens voraus haben, so ist doch nicht minder wahr, daß wir eine Einheit des Nationalinteresses und der Nationalkraft schaffen könnten, ohne jene Mannigfaltigkeit absolut Preis zu geben. Aber dazu fehlt uns der Sinn. Und dieser Sinn wird auch auf dem Wege der diplomatischen Ränke, der tobenden Presse, der Klubbs und der Parlamentsdebatten nicht gefunden werden. Wer lange genug deutsche Verhältnisse studirt und mit erlebt hat, dem muß sich die Ueberzeugung aufdrängen, welche wir hier nicht zum erstenmal aussprechen, daß nämlich nur ein großer Krieg uns in die Stimmung versetzen kann, die zu einer die wahre Einheit begründenden Reorganisation Deutschlands führen kann. Um diese Stimmung zu erzeugen bedarf es des Schreckens, der äußersten Noth, des größten Nationalunglücks, der großartigsten Opfer, des furchtbarsten Kampfes um die Existenz und eines Todesmuthes, einer Begeisterung, von der unsere Kammerverhandlungen und die Diatriben der Presse gerade das Gegentheil sind. Wir sehen daher in den vielen Ränkemachern, Parlamentsschwätzern und Journalisten die Todtengräber des deutschen Patriotismus, und nur in einer Wiedergeburt

Digitized by Google

der Helden von 1813 die Auferstehung des Vaterlandes, nach des Dichters Worten:

> Es wird eine Zeit der Helden seyn
> Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

### 3) Die Wissenschaften und die Universitätsstudien, den Zeitbewegungen gegenüber. Eine Rede von Prof. Taute. Königsberg, Tag und Koch, 1848.

Beherzigenswerthe Worte. Der Redner hatte mitten im Sturm der Zeit Muth genug, daran zu erinnern, daß die Studenten eigentlich zum studiren da sind und nicht zum revolutioniren. Man muß allerdings dem jugendlichen Feuer und der hinreißenden Gewalt der Ereignisse Rechnung tragen, und es wäre die ärgste Pedanterei, wenn man sich darüber wundern oder der akademischen Jugend einen schweren Vorwurf daraus machen wollte, daß sie fast überall die Hörsäle verlassen und sich beim Barrikadenbau betheiligt hat. Doch ist es nicht minder abgeschmackt, wenn der demokratische Fanatismus solche Ausnahmezustände als Regel geltend und das Heil der Welt von der Staatsweisheit junger Musensöhne, polytechnischer Schüler und Handwerksburschen abhängig machen will. Nicht mit Unrecht erinnert der Redner daran, daß sich ja sonst die Studenten gar gern aristokratisch geberdet hätten, und daß sie auch in der That eine Aristokratie im wahren Sinn des Worts seyn sollen, sofern ihnen eine weit höhere Bildung zukommt, als den Jünglingen aller andern Stände. Und mit eben so viel Recht ermahnt er sie, durch den demokratischen Fanatismus, dem sie sich hingeben, nicht in eine Kakistokratie zu fallen, die nicht dem rohen verthierten Wühler der untersten Gesellschaftsschicht, wohl aber dem sittlich und geistig so hochgestellten Musensohn zum Vorwurf gereiche.

Freilich liegt es dem Studirenden heutzutage nahe, seine Studien zu verachten, wenn er sieht, was für ungebildete und unfähige Schreier, wenn sie sich nur recht unverschämt hervordrängen und die Phrasen des sogenannten Zeitbewußtseyns mit gehöriger Kraft um sich schleudern, sich zu Parteiführern und sogar Parlamentsautoritäten aufwerfen können, so daß es oft scheint, als ob brutale Unwissenheit sogar ein Vorrecht gewähre. Allein derjenige Professor hatte Recht, welcher im vorigen Herbst seine Vorlesungen damit eröffnete, daß er den Studenten sagte: Für heute, meine Herren, brauchen Sie freilich nichts zu lernen. Wenn es immer so bliebe oder bleiben könnte, wie heute, so würde ich Ihnen rathen, nichts mehr zu lernen, ja lieber noch dazu das, was Sie schon gelernt haben, zu vergessen und nur noch in den demokratischen Klubbs zu schreien. Allein da solche Aufregungen, wie die gegenwärtigen, ihrer Natur nach nicht lange dauern und unfehlbar wieder eine längere Zeit folgen wird, in welcher wieder die Leute gelten, die etwas gelernt haben, und Sie, meine Herren, gerade in dieser bevorstehenden Zeit eine Lebensstellung, ein Amt oder ein Geschäft suchen werden, so möchte ich Ihnen den Rath geben, sich trotz der Revolution dennoch heute hinzusetzen und etwas zu lernen.

### 4) Die Demokratie in Frankreich von Guizot. Aus dem Französischen von Reclam. Leipzig, Matthes, 1849.

Guizot sagt in dieser kleinen Schrift den Franzosen die Wahrheit mit der Rücksichtslosigkeit, die ihm seine Erfahrung und seine Verbannung erlauben.

Gleich im Eingang vergleicht er seinen abgesetzten König Ludwig Philipp mit Lafayette und Napoleon und findet, daß sie alle am Ende ihres Lebens ihre Hoffnungen vereitelt, ihre Werke vernichtet sahen, ganz eben so wie auch ihrerseits Danton und Robespierre. Wenn Ledru-Rollin, wenn Proudhon Frankreich je zu beherrschen bekämen, es würde ihnen nicht besser gehen.

Den Grund dieses ewigen Wechsels der Regierungen und Regierungssysteme in Frankreich sieht Guizot im wechselseitigen Vernichtungskampfe derjenigen Elemente der Gesellschaft, die sich in England versöhnt und vereinbart haben. „Die Größe und die Blüthe der konstitutionellen Monarchie in England ist dadurch herbeigeführt worden, daß das Königthum und die Aristokratie ursprünglich stark waren und die englischen Gemeinen nach und nach stark wurden, indem sie der Aristokratie und dem Königthum gegenüber die Rechte errangen, welche sie heutiges Tages besitzen. Von den drei konstitutionellen Gewalten bleiben zwei groß und von tiefen Wurzeln gehalten; die dritte ist groß geworden und hat nach und nach tiefe Wurzeln geschlagen. Sie sind alle im Stande sich vor einander zu vertheidigen und jede das ihr Auferlegte allein zu erfüllen. Als in Frankreich der ernstliche Versuch gemacht wurde, die konstitutionelle Monarchie einzuführen, wollten ihre treuesten Anhänger für das Königthum eine alte und geschichtliche Grundlage; für die Pairskammer die Erblichkeit; für die Deputirtenkammer die direkte Wahl. Sie wollten dieß nicht etwa um Theorien oder Beispielen zu folgen, sondern damit die großen öffentlichen Gewalten wahre Gewalten wären, wirkende und lebensvolle Wesen, nicht Worte und Schattengebilde.“ Aber Frankreich ging nicht darauf ein. Es folgte einseitig bald der monarchischen, bald der demokratischen Fahne. Die Faktoren des Staatslebens suchten sich gegenseitig zu vernichten, anstatt zu ergänzen. In der frühern Revolution wie jetzt sucht das Volk die Bürgschaften seiner Freiheit nur in der Ohnmacht der Regierung. Unter Napoleon suchte es sie nur in der Ohnmacht des Demos. „Es sind in der Welt Gesellschaften, große Gesellschaften da gewesen, die einem solchen elenden Zustande anheim fielen, die unfähig waren irgend eine gesetzliche und starke Freiheit, irgend eine beständige und regelmäßige Regierung zu ertragen, die gezwungen waren, sich unaufhörlichen, erfolglosen politischen Schwankungen hinzugeben, bald diese, bald jene Form der Anarchie, bald diese, bald jene Form des Despotismus anzunehmen. Für Gemüther, die einigen Stolz besitzen, kenne ich kein traurigeres Schicksal als einer solchen Zeit anzugehören.“ Dennoch verzagt Guizot nicht. Er nimmt an, Frankreich sey nur im Irrthum, es werde sich belehren lassen und in seinem Volk schlummern noch so reiche gesunde Kräfte, daß dadurch dem Unfug der Pariser Partei werde ein Ende gemacht werden können.

Der einzige Feind, der jetzt ausschließlich und mit aller Kraft bekämpft werden müsse, sey die Demokratie in der ausschließlichen Geltung, welche sie sich jetzt anmaßt. „So groß ist die Herrschaft des Wortes Demokratie, daß keine Regierung, keine Partei zu leben wagt, nicht leben zu können glaubt, wenn sie nicht dieses Wort auf ihre Fahne setzt, und daß diejenigen sich für die Stärksten halten, welche diese Fahne am höchsten und am weitesten tragen. Es ist dieß eine unheilvolle Idee, die unaufhörlich unter uns den Krieg, den socialen Krieg anfacht oder nährt. Diese Idee muß ausgerottet werden. Nur dann ist der sociale Frieden möglich und mit dem socialen Frieden Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt, Würde, alle moralischen und materiellen Güter, für die er allein Bürgschaft geben kann.“ Aber die Regierungen selbst, klagt Guizot, geben dem allgemeinen Wahne nach und kokettiren mit der Demokratie, deren Begriff so dehnbar geworden, daß man nicht nur eine demokratische Republik, sondern auch eine demokratische Monarchie ersonnen hat. „Ich kenne nichts Traurigeres als die Regierungen, welche bei dem Kampfe zwischen den guten und bösen Principien, den guten und bösen Leidenschaften, jeden Augenblick selbst das Knie vor den schlechten Leidenschaften und schlechten Principien beugen, und dann versuchen, sich zu erheben, um die Ausschweifungen derselben zu

Digitized by Google

bekämpfen. Ihr wollt keine Ausschweifungen, nun so weist sie auch in ihrem Ursprunge zurück. Ihr wollt die Freiheit, die allgemeine und glorreiche Entwicklung der Menschheit und ihr habt Recht. Erkennt aber auch die Bedingungen dieser großen Thatsache, seht auch ihre Folgerungen voraus. Wendet nicht die Augen von den Gefahren, von den Kämpfen ab, die sie herbeiführt. Und während dieser Kämpfe und dieser Gefahren verlangt nicht von euern Führern, daß sie dem Feinde gegenüber Heuchler oder Schwächlinge seyn sollen; zwingt sie nicht, Götzenbilder zu verehren, selbst wenn ihr die Götzen wäret, erlaubt ihnen, verpflichtet sie, nur dem wahren Gott zu dienen. Ich könnte hier die Namen und die Geschichte so vieler Regierungen anführen, die einen schmählichen Fall erlitten, weil sie den Irrthümern oder Leidenschaften der Demokratien, die zu leiten sie beauftragt waren, sich unterwarfen oder anschmiegten. Ich nenne lieber die, welche glorreich gelebt haben, indem sie ihnen widerstanden. Es sagt mir mehr zu, die Wahrheit durch das Beispiel und die Erfolge der Weisen herauszustellen, als durch das Beispiel und die Niederlagen der Thoren." Das ist die schönste Genugthuung, welche Guizot sich selbst gibt, indem er sich rühmt, seinerseits der Demokratie nicht nachgegeben zu haben.

Sodann entwickelt er auf eine unwiderlegliche Art die Folgerungen der einseitig und ausschließlich demokratischen Tendenzen. Er beginnt mit Washington, der seinem Vaterlande die ausgedehnteste Freiheit erkämpft, dabei aber dem aristokratischen Element der Gesellschaft volle Rechnung getragen habe. „Wenn für die Truppenabtheilungen, die in den verschiedenen Staaten gebildet wurden, Offiziere gewählt werden sollten, gab Washington überall den Rath: „Nehmt Gentlemen; sie sind die sichersten, so wie die fähigsten." Die republikanische Regierung hat mehr wie jede andere das Mitwirken aller Klassen von Bürgern nöthig. Wenn die Masse der Bevölkerung sie nicht mit Begeisterung annimmt, so ist sie ohne Wurzeln; wenn die höhern Klassen sie zurückweisen oder verlassen, ist sie ohne Ruhe. Und in dem einen, wie in dem andern Falle ist sie, wenn sie bestehen will, dazu genöthigt, zu unterdrücken. Gerade deßwegen, weil die republikanischen Gewalten in politischer Hinsicht schwach sind und nicht auf festen Stützen ruhen, müssen sie den socialen Verhältnissen viel moralische Kraft entnehmen. Welche Republiken haben lange und ehrenvoll bestanden, indem sie den Fehlern ihrer Institutionen und den mit denselben zusammenhängenden Erschütterungen Widerstand leisteten? Diejenigen, in denen die republikanische Gesinnung wahr und allgemein herrschte; diejenigen, welche einerseits die Aufopferung und das Vertrauen des Volkes, andererseits der kräftige Beistand der Klassen stützte, welche ihre Stellung, ihr Vermögen, ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten bei den öffentlichen Angelegenheiten mit dem meisten Ansehen, der meisten Unabhängigkeit, den meisten Kenntnissen auftreten ließ. Nur unter diesen Bedingungen begründet sich die Republik und besteht sie dauernd, denn nur unter diesen Bedingungen herrscht sie, ohne den socialen Frieden zu stören, und ohne die oberste Gewalt in die klägliche Lage zu bringen, daß sie nur die Wahl hat, entweder von der Anarchie desorganisirt zu werden oder sich bis zur Tyrannei zu steigern."

Wie ganz anders aber, als in Amerika hat sich die Republik in Frankreich gestaltet, indem in ihr die Demokratie allein und ausschließlich auf den Trümmern der Aristokratie und Monarchie herrschen wollte, indem sie sogar, dem socialen Banner folgend, das Eigenthum und die Familien vernichten wollte. Guizot führt aus, wie damit alles Höhere im Menschen, ja das specifisch Menschliche selbst ausgerottet und der Mensch den Thieren gleichgestellt würde, und er bedauert, wie sich die Menschheit gerade in einer Zeit, welche sich der höchsten Bildung rühme, einem solchen verthierenden Wahn hingeben könne. Ferner widerlegt er die Behauptung, als ob die demokratische Partei in Frankreich es mit ihrer Arbeitsheiligung ernst meine. „Arbeit, dieses Wort verhüllt eine große, eine schreckliche Lüge. Nicht um die Arbeit, um ihre Interessen, um ihre Rechte handelt es sich bei der in ihrem Namen verursachten Aufregung. Nicht zu Gunsten der Arbeit wird der Krieg unternommen, dem sie als Fahne dient, und nicht zu ihren Gunsten würde dieser Krieg ausschlagen. Er ist im Gegentheil gegen die Arbeit selbst gerichtet und zu ihrem Verderben würde er enden." Sofern nämlich alle Arbeit aufhören müßte, die bisher durch den Unterschied der Stände und des Besitzes bedingt war, und sofern auch der Fleiß keinen Vorrang mehr vor der Faulheit haben würde.

Auch die Behauptung, der Socialismus sey wenigstens etwas Neues und Frankreich müsse etwas Neues haben, weil ihm das Alte unerträglich sey, widerlegt Guizot. „Die Ideen der socialen Republik sind nicht neu. Die Welt kennt sie, so lange sie besteht. Im Morgenlande wie im Abendlande, im Alterthum wie in neuerer Zeit sind sie bei allen großen moralischen oder socialen Erschütterungen zum Vorschein gekommen. Das zweite und dritte Jahrhundert in Afrika und namentlich in Aegypten während der Ausbreitung des Christenthums, das Mittelalter, das sechzehnte Jahrhundert in Deutschland während der Reformationszeit, das siebzehnte in England mitten in der politischen Revolution haben ihre Socialisten und Kommunisten gehabt, die dachten, sprachen, handelten wie die jetzigen. Es ist eine Seite der Menschheit, die in ihrer Geschichte zu allen Zeiten erscheint, wo bei einem allgemeinen Durcheinanderwirbeln alle Sachen auf die Oberfläche getrieben werden und sich zeigen können."

Es handle sich auch jetzt, sagt Guizot, nur um eine schlechte Partei, die unter jedem Vorwande Anarchie wolle, und das Wort Republik nur als Aushängeschild brauche. „Nicht etwa, als ob ihnen die republikanische Regierungsform mehr zusagte und sie sie lieber ertrügen als eine andere; ihnen ist jede regelmäßige und kräftige Regierung, mag sie republikanisch oder monarchisch seyn, in gleicher Weise zuwider. Aber unter der Republik erwarten sie für sich stärkere Waffen und schwächere Schutzmauern gegen sich." Diesen Anarchisten hält nun Guizot die Masse der namentlich ländlichen Bevölkerung entgegen, welche ruhigen Besitz wolle und daher eine absolute Regierung lieber habe als die Anarchie.

Guizot will so wenig das Alte, als es die Socialisten und Anarchisten wollen, aber er sagt, es komme nicht darauf an, daß eine Neuerung neu, sondern daß sie heilsam sey, und da er den Socialismus eben so wenig heilsam findet, als das Wiederkäuen von Revolution, Bonapartismus und Restauration, so schlägt er als etwas Neues und zugleich Heilsames für Frankreich vor, das Beispiel Englands nachzuahmen, und die bisher wider einander streitenden Elemente der Monarchie, Aristokratie und Demokratie gleichberechtigt zu vereinbaren. Das ist ohne Zweifel die größte Wahrheit, die er den Franzosen sagen, und der beste Rath, den er ihnen geben kann. Allein er mißkennt das französische Naturell. Er als Genfer Protestant mag sich dem englischen Wesen näher verwandt fühlen, das französische Volk in Masse ist von anderer Beschaffenheit. Es kann sich bis zur höchsten Genialität steigern, aber zur Beruhigung durch Weisheit wird es nie gelangen.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 20.** Sonnabend den 17. März 1849.

## Biographie.

Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, ord. Prof. der Rechte in Bonn. Erster Band. Hamburg und Gotha, Friedr. und Andr. Perthes, 1848.

Das thätige Leben eines sehr ausgezeichneten Deutschen ist hier auf eine musterhafte Weise dargestellt. Man wird nur selten so gut geschriebene Biographien lesen.

Perthes wurde im berühmten Hungerjahr 1772 zu Rudolstadt in Thüringen geboren, wo sein Vater Steuersekretär war. Er widmete sich dem Buchhandel und machte seine Lehrjahre in Leipzig in der Böhme'schen Verlags- und Kommissionshandlung. Es ist sehr löblich, daß der Verfasser einen Blick auf die damaligen Verhältnisse des deutschen Buchhandels wirft. Gerade in unsern Tagen, in denen ein mißverstandener Freiheitssinn durch die deutschen Grundrechte den Sortimentsbuchhandel zu ruiniren im Begriff ist, dürfte es am Platze seyn, sich zu erinnern, welche Vortheile dieser großartige Kreditverein der deutschen Nation gebracht und wie ihre Bildung dadurch wesentlich vermittelt worden ist. „Bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts, sagt der Verfasser Seite 21, war der deutsche Buchhandel auf den Nordosten Deutschlands beschränkt. Im Südwesten fand sich von Wien bis Regensburg, einige Verleger katholisch-ascetischer Werke ausgenommen, keine, von Regensburg bis Tirol nur in Augsburg eine Buchhandlung. Nürnberg war es, welches den geringen Bedarf dieses großen Landstriches allein befriedigte. In Tübingen und Heidelberg waren zwar blühende Geschäfte, aber der ganze Nordwesten, in welchem Münster als letzter literärischer Vorposten vorgeschoben war, wurde von Frankfurt aus spärlich versorgt.“ Dieß ist doch nicht ganz richtig. Abgesehen von den Druckereien der reichen Benediktinerklöster, aus denen sehr bedeutende geschichtliche Werke hervorgingen, und von dem blühenden Buchhandel mehrerer Schweizer Städte, wurde auch in Süddeutschland und am Rhein in der obskuren Zeit vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege sehr viel gedruckt. Es gab keine katholische Universität, wo nicht Buchhandlungen gewesen wären, und diese gaben keineswegs bloß ascetische Werke heraus, sondern wissenschaftliche Werke aus allen Fakultäten, Uebersetzungen, Unterhaltungsschriften und auch einige Zeitungen. In Köln wurde sehr viel gedruckt, weniger, doch auch mancherlei, in Mainz, Ingolstadt, München, Salzburg. Dillingen wechselte mit Tübingen Streitschriften. In Ulm gab es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mehr Buchhandlungen als heutzutage (Bartholomäi, Beurl, Bevert, Göbel, Görlin, Kühn, Wagner, Wohler). Sehr viel druckte man in Gießen. Auch Straßburg war repräsentirt, deßgleichen Bamberg, Fulda, Büdingen, Stuttgart, Speier, Darmstadt, Oppenheim, Amberg, Schwäbisch Hall ꝛc. Doch dieß nur nebenbei. Der Verfasser fährt fort: „Dagegen hatte der Buchhandel im ganzen nordöstlichen Deutschland schon seit geraumer Zeit einen lebhaften Aufschwung genommen, aber er beschränkte sich noch, als das vorletzte Jahrzehnt des Jahrhunderts zu Ende ging, auf den Verlag und den Vertrieb wissenschaftlicher Werke. Die neu erscheinenden Bücher wurden nicht an die verschiedenen Buchhandlungen Deutschlands verschickt, sondern die Verleger derselben kamen, wenn ihr Geschäft irgend Bedeutung hatte, Ostern und Michaelis in Leipzig zusammen und ein Jeder brachte die Titel seiner neu verlegten Bücher mit. Einer besuchte nun den Andern, man zeigte sich gegenseitig die Titel vor und nach manchem Hin- und Herreden über Preis und Werth der Bücher wurde festgesetzt, wie viel Exemplare ein Jeder von den Verlagswerken des Andern nehmen wolle. Da das einmal Genommene später, auch wenn es unverkauft blieb, nicht wieder zurückgegeben werden konnte, so war große Vorsicht bei der Annahme von Werken Anderer Sitte, und sehr oft mußten deßhalb den durch Deutschland zerstreuten Buchhandlungen die von ihren Kunden geforderten Werke fehlen. Um sie zu erhalten, hätten sich dieselben an den jedesmaligen Verleger wenden können, aber ein großer Aufwand von Zeit und Geld würde daraus erwachsen seyn. Dem Uebelstande wurde abgeholfen, indem zuerst in Frankfurt am Main, dann vorwiegend in Leipzig unternehmende Männer große Lager aller bedeutenden Bücher errichteten, aus denen jede deutsche Buchhandlung die Werke, deren sie bedurfte, auf einmal verschreiben konnte. Ein solches Kommissionsgeschäft im damaligen Sinne des Wortes besaß auch Böhme.“ — Es versteht sich, daß die Buchhändler nur als Zunftgenossen und bei dem größten wechselseitigen Vertrauen sich zu einer so umfassenden Kreditgebung entschließen konnten. Dieses Institut ist nun durch die Grundrechte gefährdet und wird vielleicht wieder dem ältern wilden Zustand oder dem, wie er in Frankreich und Italien noch besteht, weichen müssen.

Nachdem Perthes seine Lehrzeit in Leipzig überstanden, trat er in die Hoffmann'sche Handlung in Hamburg ein. Schon in seiner Jugend prägte sich sein Charakter aus, eine außerordentliche Begabung des Geistes, Sinn für das Höhere, eine über den Eigennutz seines Geschäfts erhabene Seele, und eine ungemeine, jedoch gesunde Reizbarkeit und schnelle Empfänglichkeit. Hier die Schilderung seiner Person. „Sein überaus zarter, nicht großer, aber fester und regelmäßiger Körperbau, das lockige Haar, die feine Gesichtsfarbe und ein ungemein sanfter Einschnitt an der Bildung des Auges gaben seiner Erscheinung einen lieblichen, fast jungfräulichen Ausdruck. Unglaublich leicht erregbar, wurde er roth wie eine Rose, wenn der Frauen und Mädchen

Digitized by Google

auch nur die leiseste Erwähnung geschah. Dennoch gewann, wenn Perthes sich für die Durchführung irgend eines Entschlusses entschieden hatte, die Sicherheit und heftige Kraft seines Geistes einen völlig entsprechenden Ausdruck in dem zarten Körper; seine starke, tönende Stimme, seine Haltung, jede seiner Bewegungen sprach die feste Ueberzeugung aus, daß er seinen Willen durchsetzen könne und durchsetzen werde. Der kleine Perthes hat doch den männlichsten Geist von uns Allen, pflegten seine Freunde zu sagen."

Bei seiner Richtung zum Feinen und Höhern war es natürlich, daß er in die höchsten und gebildetsten Kreise in Hamburg zu kommen suchte, was ihm freilich erst nach einiger Zeit gelang. „Die tief in der Natur der Sache liegende Scheidung zwischen dem Großhandel und dem mit Handverkauf verbundenen Kleinhandel war und ist in Hamburg dadurch verschärft, daß sie wenigstens thatsächlich in die Verfassung der Stadt übergegangen ist. Der Großhandel gibt die Fähigkeit zum Eintritt in den Senat, der Kleinhandel zu dem in die sogenannten bürgerlichen Kollegien. Schwerlich wird sich Jemand, dem das Leben in einer großen Handelsstadt nicht bekannt ist, eine Vorstellung machen können von der Verschiedenheit in der Lebensweise und dem geselligen Verkehr, in den Ansichten und den Interessen, welche aus diesem durchaus nicht mit der Verschiedenheit des Reichthums zusammenfallenden Gegensatz hervorgeht. Der Buchhandel nun, weil er mit Handverkauf verbunden ist, wurde als Kleinhandel betrachtet und deßhalb waren die, welche ihn betrieben, nicht Glieder der Gesellschaft, welche man an andern Orten die höhere Gesellschaft genannt haben würde." Dennoch war Perthes nach einiger Zeit im Sieveking'schen Hause gern gesehen.

Im Jahr 1796 eröffnete Perthes ein eigenes Geschäft in Hamburg und trat als Verleger mit bedeutenden Gelehrten und Dichtern, als Sortimentshändler mit einem weiten Kreise von gebildeten Familien im nordwestlichen Deutschland, deren Lektüre er besorgte, und als Mann von Geist mit andern Männern von Geist in Verbindungen, wie sie selten so gewählt und zahlreich zugleich eingegangen werden. Was die buchhändlerische Thätigkeit unseres Perthes betrifft, so ist dieselbe hinlänglich durch den großen Ruhm bekannt, den sein Name erlangt hat. Allein man muß dabei besonders hervorheben, daß Perthes nicht bloß für seinen Beutel, sondern auch für das Wohl seiner Landsleute thätig war, indem er durch seinen Verlag, wie durch die Verbreitung von Schriften als Sortimentshändler nur Gutes wirkte. „Zunächst freilich sah auch Perthes in dem Buchhandel das Mittel, welches Vermögen und äußere Selbstständigkeit verschaffen sollte, aber die Bedeutung, welche sein lieber Buchhandel, wie er oft sich ausdrückte, für das gesammte geistige Leben des deutschen Volkes hatte, trat ihm dennoch so vorherrschend vor die Seele, daß er während seines langen Lebens ganz gewiß weniger Gewicht auf den Erwerb gelegt hat, wie jeder Beamte auf die Besoldung zu legen gewohnt ist. Ohne eine großartige Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet; wo der Balgentreter fehlt, äußerte er, spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel. Manche literärisch todte Gegend hatte er durch die Regsamkeit eines tüchtigen, dort sich niederlassenden Buchhändlers aufleben sehen, und schon von diesem Gesichtspunkte aus beklagte er, daß dem interessanten Erwerbszweige viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet werde. An den Orten ferner, an welchen die Buchhändler Sinn für Wissenschaft und Kunst besaßen, sah er vorzugsweise wissenschaftliche und künstlerische Werke abgesetzt; wo sich dagegen ein Buchhändler von niedrigem und sittenlosem Charakter angesiedelt hatte, fanden schlüpfrige und elende Schriften aller Art weite Verbreitung. Gestützt auf solche Thatsachen, schrieb Perthes dem Buchhandel überhaupt und jedem Buchhändler insbesondere einen wesentlichen Einfluß auf die Richtung zu, in welcher Leser und Käufer bei der Auswahl ihrer geistigen Nahrung zu Werke gingen, und da ihm der in ungeheurem Wachsthum begriffene Einfluß der Literatur auf Gesinnung und Leben vor Augen lag, so betrachtete er damals und sein ganzes Leben hindurch den Buchhandel und die Art seines Betriebes als eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht. Ein Grauen kam ihn an, wenn er Buchhändler sah, welche, wie er sich später ausdrückte, gemeine Wirthschaft trieben mit Schreibgesindel, das für Stallung und Fütterung den Geist vermiethete. Wo wäre, schrieb er 1794, ein Stand, dessen Mitglieder die ihnen nothwendigen Kenntnisse weniger besäßen und die ihnen obliegenden Pflichten weniger erfüllten, als der des Buchhandels? Deutschland ist mit elenden und scheußlichen Büchern überschwemmt, und würde frei von dieser Plage seyn, wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre, als das Geld."

Unter denen, die Perthes besonders nahe standen, wird zuerst Jacobi (der Verfasser des Waldemar) genannt, dann Claudius, der berühmte Wandsbecker Bote, dessen edle Tochter, Caroline, Perthes bald darauf heirathete, Boie, die Grafen Stolberg, der ältere Niebuhr, Cramer, Hensler, Graf Reventlow, die Fürstin Gallitzin. Alle diese berühmten Personen lebten damals in Holstein, nahe bei Hamburg. Man weiß, wie sehr Claudius und Jacobi, noch mehr Stolberg und der Kreis der Gallitzin zu einer Frömmigkeit neigten, die dem übrigen protestantischen Norddeutschland damals entfremdet war. Perthes schloß sich in seiner Gesinnung dieser Richtung an, daher er auch später den Grafen Stolberg (ohne so weit zu gehen wie dieser) doch gegen seinen erbitterten und verbissenen Ankläger Voß auf edle Weise vertheidigt hat. Auch Klopstock kannte Perthes noch gut. Von dessen Ende wird hier eine charakteristische Anekdote erzählt. „Die Ruhe war Klopstock sehr zu gönnen, schrieb Perthes kurz nach dessen Tode. Mir sagte er drei Wochen vor seinem Tode: Der Schmerzenszustand ist mir jetzt der liebere, denn jeder andere ist Erschlaffung. Gestorben ist er, wie er gelebt hat, friedlich, kindlich und in sich sicher. Keiner seiner Freunde, nicht einmal sein Bruder sah ihn in den letzten vierzehn Tagen. Nur seine Frau, Meta, und die Aerzte waren bei ihm. Die Frau scheint falsche Rücksichten gehabt und für Klopstocks Größe besorgt gewesen zu seyn. Mir thut es leid, sie hatten es nicht nöthig, denn Jeder weiß es, daß das Sterben kein Kunstwerk ist." In Kiel waren es besonders Kleuker und Reinhold, mit denen Perthes sich befreundete. Außerdem breitete sich sein Geschäft auch über das katholische Münsterland aus und er trat in nahe Beziehungen zu den dortigen Capacitäten, die hier um die Fürstin Gallitzin sich gruppirten, Kistemaker, Katerkamp, den Historiker Buchholz, vor allen die berühmten Brüder Freiherrn zu Droste-Vischering. „Mich zog, äußerte Perthes in seinen letzten Lebensjahren, besonders Caspar an, damals schon Weihbischof und an Liebe Jesu Lieblingsjünger zu vergleichen. — Mit ihm blieb Perthes ein Vierteljahrhundert hindurch in einem dem Herzen angehörenden Briefwechsel." — Zu den nächsten Freunden von Perthes gehörte auch der geniale Maler Runge, dessen Schriften er später herausgab. Ferner Graf Moltke, der tolle zubenannt, ein Mann von altem Schrot und Korn, der einmal, als er das falsche Gerücht vernahm, Perthes habe fallirt, sein ganzes Vermögen zu seiner Verfügung stellte.

Aus den hinterlassenen Korrespondenzen von Perthes wird viel Interessantes über die hier nur kurz erwähnten Personen mitgetheilt, überall mit guter Auswahl. Im Jahr 1804 trat Perthes auch mit Johannes Müller in Verbindung, in dem er sich nach der Katastrophe von 1807 bitter getäuscht sah. Müller, der bekanntlich durch eine Flugschrift Preußen zum Kampf gegen Napoleon angereizt, ging jetzt zu Napoleon über. „Ungeachtet

Digitized by Google

alles persönlichen Vertrauens konnte sich Perthes den entsetzlichen Eindruck nicht verhehlen, welchen Müllers Verhalten auf das Volk machen mußte. Mir ist der Mann, schrieb Perthes 1807 an Jacobi, was er mir vorher war, aber Unrecht hat er und für die Nation ist er verloren. — An Müller selbst schrieb Perthes: Nur dann wird mir die schnelle Umänderung Ihrer Ansichten nach dem in sieben Tagen vollendeten Umsturz der preußischen Monarchie ganz einleuchten, wenn ich von Ihnen erfahre, wie Sie in die neue Welt sich hineingedacht haben. So schwer mir es wird, zu begreifen, wie Deutschland ohne freie Selbstständigkeit, nur von Außen gehalten, im Innern von kraftvollen Thatmännern verlassen, die Rolle der Lehrerin unter den Völkern einnehmen könne, da niemals ein Professor, der nur Professor war, Weisheit lehrte, so will ich doch hoffen und glauben auf Ihr Wort. — Ihre Rede auf Friedrich, heißt es etwas später, habe ich nun ganz gelesen; es kommt mir aber doch vor, als wäre hierin um des Herrn willen das übrige Menschengeschlecht zu sehr als Pack behandelt. Goethe's Uebersetzung der Rede ist sehr schön, aber wo meine Achtung und Liebe für Johannes Müller mich nicht überzeugte, wird auch Goethe mich nicht bestechen. Sie haben Recht, wenn Sie sagen: Alles hat seine Stelle, Alles hat seine Zeit; aber es muß auch Jedes wirklich seine Stelle und besonders seine Zeit haben, und so befürchte ich, daß Ihre Aeußerungen über das, was nun Deutschland zu thun habe, noch nicht an der Zeit waren, der große Prozeß noch nicht entschieden ist." Man sieht, wie Perthes das tief verletzte patriotische Gefühl bemeistert, um seinem alten Freund nicht wehe zu thun. Erst später, als ihm immer stärkere Beweise von Müllers Verrath an der deutschen Sache zukamen, schreibt er ihm strenger: „Entweder ganz Freund, oder gar nicht, und so finde ich mich berufen, Ihnen zu schreiben, was ich in Hinsicht Ihrer höre, sehe und erfahre. Wahrlich ich habe dadurch schmerzhafte Wochen gehabt und bin mehreremal wahrhaft erschüttert worden. Man deklamirt, fuhr Perthes, einen von Müller gebrauchten Ausdruck wiederholend, fort, von Achselträgerei, von Falschheit, Verrätherei an Freiheit und Nation, und dieß thut nicht allein die pöbelhafte Gemeinheit aus elendem Zeitgeiste; von mehreren Seiten und von Männern, die Sie lieben und ehren, trauert und weint man am Grabe Johannes Müllers." Das heißt figürlich am Grabe seiner Ehre.

Es ist der schönste Zug in Perthes Charakter, daß er unverbrüchlich dem Vaterlande treu blieb und während der schrecklichsten Ueberwältigung Deutschlands und mitten in der tiefsten Verknechtung unter Napoleon doch die Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands niemals aufgab. Da er damals nicht anders wirken konnte, wollte er wenigstens die vaterländische Gesinnung beleben durch eine periodische Schrift „das vaterländische Museum", für welches er die ausgezeichnetsten Männer gewann, im Jahr 1809. Aber bald darauf wurde Hamburg mit dem französischen Kaiserreich verschmolzen.

Was Napoleon mit Deutschland im Sinne hatte, erhellt vorzugsweise aus seiner Behandlungsweise der deutschen Sprache und Literatur. Er hielt uns bereits für so heruntergekommen und entnationalisirt, daß er unsere geistige Bildung so gut wie ignorirte und alle Pulsadern derselben barsch durchschnitt. Das Dekret vom 5. Februar 1810 galt für Hamburg, wie für Paris. „Die Buchhändler und Buchdrucker sollten in jedem Departement Frankreichs bis auf eine kleine Zahl von Männern verringert werden, deren Eifer in der Pflichterfüllung gegen den Kaiser und gegen das Wohl des Staates unverdächtig sey. Um den gesammten, durch diese wenigen Männer betriebenen Bücherverkehr zu beaufsichtigen, wurde in Paris die aus vier Büreaus und zahlreichen Beamten gebildete Generaldirektion der Buchdruckereien und des Buchhandels errichtet, an deren Spitze sich der Staatsrath Baron Pommereul als Generaldirektor befand. In den einzelnen Departements führten ein Inspektor der Buchdruckerei und des Buchhandels die unmittelbare Aufsicht, und neben ihm stand, um das Stempeln der einzelnen Bücher zu beaufsichtigen, der commissaire-vérificateur à l'estampille. Jeder Buchhändler, welcher nach irgend einem Punkt des Kaiserreiches ein außerhalb desselben gedrucktes Werk einführen wollte, mußte Originaltitel, französische Uebersetzung desselben, Autor, Inhalt, Jahreszahl, Format, Druckort dem Generaldirektor in Paris einschicken und die Erlaubniß zur Einführung nachsuchen. Hatte dieser kein Bedenken, so sendete er den sogenannten Permis an das Grenzdouanenamt, über welches der betreffende Bücherballen in das französische Reich eingehen sollte. Das Douanenamt, wenn die Bezeichnung des Ballens mit dem Permis übereinstimmte, sendete Beides an den Präfekten, unter welchem der Bücherempfänger wohnte; der Präfekt übergab es dem inspecteur de l'imprimerie et de la librairie, welcher es, nachdem er einen procès verbal darüber aufgenommen, dem vérificateur à l'estampille zusendete. Der Vérificateur rief den Eigenthümer der Bücher, öffnete den Bücherballen in dessen Gegenwart, verglich den Inhalt mit dem Permis, nahm die nicht im Permis angegebenen Bücher fort, wog die andern und bestimmte die droits nach dem Gewicht, fünfundsiebenzig Centimes nämlich für jedes Kilogramme, das heißt für 2 Pfund 2 Loth. Dann stempelte er jedes einzelne Buch und gab es frei. Am Ende jedes Monats sendete der Vérificateur ein Verzeichniß aller freigegebenen Bücher an den Generaldirektor nach Paris, damit eine nochmalige Vergleichung mit den in Paris geführten Listen vor sich gehen könne. In dieser Weise schien das Reich gegen das Eindringen von Schriften, die dem Kaiser hätten unangenehm seyn können, sicher genug verwahrt, und um zu verhindern, daß nicht Schriften dieser Art im Innern selbst zu Tage gefördert würden, mußte jeder Buchdrucker Frankreichs von jeder Schrift, die er zu drucken beabsichtigte, den ausführlichen Titel an den Präfekten seines Departements und an den Generaldirektor nach Paris senden. Der Generaldirektor konnte nach Gutbefinden Einsendung und Untersuchung des Manuscripts verlangen und den Druck verhindern; hielt er die Untersuchung nicht für nöthig, so sendete er dem Buchdrucker einen Schein, récépissé, darüber, daß er die Angabe des Titels erhalten habe, und der Druck durfte vor sich gehen, jedoch auf Verantwortlichkeit des Druckers, Verbreiters und Verfassers."

Nun ist aber nichts zäher, als die deutsche Bildung, nichts schwerer auszurotten, als ein deutsches Buch, und nichts leichtfertiger, als die französische Verwaltung. Daher kam es, daß alle jene Vorschriften umgangen wurden und Perthes sein großes Geschäft nicht nur fortsetzen, sondern sogar ausdehnen konnte. Nur die kleineren und weniger klugen Buchhändler, die sich weniger zu helfen wußten, litten unter dem französischen System Noth. Perthes erbat sich damals Rath von Görres, der in Coblenz die französische Verwaltung schon lange kennen gelernt hatte. Einige treffliche Briefe von Görres sind hier abgedruckt. Wir entnehmen daraus eine Stelle, die mit Meisterzügen die Wirksamkeit unseres Perthes selber schildert. „Nun erst begreife ich die Großartigkeit Ihres Geschäftes, welches, in Deutschland und Frankreich seine Wurzel schlagend, im Norden und in der neuen Welt seine Zweige ausbreitet. Sie sind als Geschäftsmann ein wahrer Hanseate, und es ist nichts Geringes, den geistigen Verkehr eines großen Theiles von Europa in seiner materiellen Grundlage zu sichern und zu leiten. Das ist der Vortheil des Meeres, welches jeden, auch den kleinsten Theil aufnimmt in seiner Grenzenlosigkeit, während im Lande jedes Flüßchen sich ein Eignes dünkt und sein Gebiet abschließt. Ich hatte die Sache niedriger genommen, und Sie werden es meinem schlechten

Digitized by Google

Augenmaß in solchen Dingen und dem Umstande zu Gute halten, daß ich selbst ein Binnenländer, ein Flußanwohner bin." — Görres rieth Perthes, ja nicht still zu sitzen, sondern seine Thätigkeit zu verdoppeln, troß der französischen Edikte. Diese umging man leicht, da die Franzosen selber behülflich waren. „Der alte Generaldirektor de Pommereul, welcher seit dem Streite Napoleons mit dem Papste an Portalis Stelle getreten war, hielt die deutschen Bücher für völlig gleichgültig; sein Büreau war mit sprachunkundigen, meistens jungen, lebenslustigen Leuten besetzt, weil diese, da sie am wohlfeilsten zu haben waren, ihrem Chef den größten Ueberschuß von den sechzigtausend Francs Büreaukosten ließen. Diese jungen Leute nun sollten die langen, von den Buchhändlern zur Erlangung des Einführungspermis eingesendeten Listen der Büchertitel, deren keinen sie verstanden, durchlesen und dann beurtheilen, ob die Einführung zu erlauben oder zu verbieten sey. An dieser Aufgabe verzweifelnd, halfen sie sich mit angenehmer Leichtigkeit, erlaubten Alles und strichen, um ihre Geschäftsgenauigkeit zu zeigen, von jeder Liste auf gut Glück jedesmal dreißig bis vierzig Artikel, darunter oftmals Werke über Färbekunst, Obstbaumzucht, Schachspiel u. s. w. In der nächsten Liste führten die Buchhändler solche gestrichene Artikel von Neuem auf, und es war ein seltener Zufall, wenn sie zum zweitenmal von der Einfuhr ausgeschlossen wurden. Perthes benutzte diese Verhältnisse im vollsten Umfange. Manche der von ihm eingereichten Listen haben sich erhalten; er gab sich nicht die Mühe, die einzelnen Titel anzuführen, sondern machte allgemeine Rubriken; wenn er z. B. schrieb: oeuvres complètes in zwanzig Exemplaren, so kam die Einführungserlaubniß, und nun konnten gesammelte Werke eingehen, mochten sie von Peter oder Paul seyn. Aehnlich finden sich in den Listen eingetragen: 25 Exemplare tragédies, oeuvres politiques, poésies, oeuvres diverses, discours, und dazwischen wurden mit guter Laune und zur Verspottung der Pariser Werke über die Rechtschreibung, über den Kartoffelbau, über botanische Gärten, und dann in derselben Liste von Neuem 25 Exemplare oeuvres diverses, tragédies u. s. w. gesetzt ꝛc.

Das Ansehen, welches Perthes genoß, brachte ihn mit allen Berühmtheiten in Verbindung, welche das nordwestliche Deutschland passirten. So auch mit Bernadotte, dem nachmaligen König von Schweden. Perthes schreibt von ihm: „Er hat im Aeußern, so wie in manchen Manieren und Gewohnheiten viel Aehnliches mit Jacobi. Auch philosophirt er gern. In Lübeck ließ er sich bei einer großen Tafel auf einen Streit über das Daseyn Gottes ein, welchen er nicht zu glauben glaubt, und rief endlich, als er in die Enge getrieben ward, seinem Gegner, einem Lübecker, mit großer Lebhaftigkeit zu: Wie können Sie für das Daseyn Gottes streiten? Gäbe es einen Gott, könnte ich denn hier in Lübeck seyn!" — Wie richtig übrigens Perthes die Dinge während der Gewaltherrschaft Napoleons ansah, erhellt aus den geistvollen Aeußerungen, die er schon im Jahr 1806 that. „Die Völker, äußerte er, müssen erschreckt werden, sonst gewöhnen sie sich an Alles. — Je gewaltsamer und brutaler die Maßregeln Napoleons waren, desto geeigneter erschienen sie ihm, den Sturz der Gewaltherrschaft vorzubereiten. Köstlich sind, schrieb er 1806, die Verfügungen der Franzosen in Frankfurt, Bayern und den andern Ländern. Nur zu! das hilft; der Haß der Deutschen wird gründlicher werden, als einer sonst."

Im Jahr 1812 besuchte Perthes Berlin, wo er Niebuhr wiederfand und viele gutgesinnte Patrioten kennen lernte, daher ihm diese Reise wohlthat. Im kommenden Frühjahr aber begannen die Hoffnungen aller patriotischen Herzen sich zu erfüllen, und Hamburg wurde ein Knotenpunkt der kriegerischen Ereignisse. Was Wunder, daß Perthes, der so großes Ansehen in Hamburg genoß, auch zu einer außerordentlichen Thätigkeit berufen wurde.

Kaum war das Unglück Napoleons in Rußland bekannt, als auch schon im Januar 1813 ein geheimes Verständniß unter Hamburgs Bürgern sich anknüpfte, dessen Zweck die Vertreibung der Franzosen war. Von Heß, ein lange in Hamburg einheimischer schwedischer Edelmann, Perthes, der Bleidecker Mettlerkamp und Speckter standen an der Spitze. Dazu kamen Benecke, Prell und Ewald. Die schwache Besatzung Hamburgs kam dem Ausbruch aber zuvor und entwich freiwillig. Statt ihrer rückte Tettenborn mit den Russen ein. Alle französischen Zeichen verschwanden. Der alte Senat trat wieder in Wirksamkeit. Heß wurde Kommandeur der Bürgergarde, Perthes sein Adjutant. Außerdem organisirte man schnell für die Offensive die hanseatische Legion. Allein man weiß, wie die Sache ging. Rußland verkaufte den Schweden Norwegen und Schweden verkaufte den Dänen für Norwegen die Hansestädte. Schon zogen die Dänen in Hamburg als Beschützer der Stadt ein. Nun protestirte aber England gegen das ganze schöne Projekt und die Dänen traten wieder als Alliirte Napoleons und Feinde Hamburgs auf. Davoust bemeisterte sich der unglücklichen Stadt und hielt sich noch lange, nachdem Napoleon schon bei Leipzig besiegt war.

In dieser Unglückszeit mußte Perthes nach Mecklenburg flüchten, bildete aber mit Mettlerkamp, Benecke und Sieveking ein hanseatisches Direktorium, das auch von England anerkannt und mit Geld für die hanseatische Legion versehen wurde. Auch die Hamburger Bürgergarde hatte sich geflüchtet und zwischen ihr und der hanseatischen Legion entstand ein Zerwürfniß, das theils den deutschen Grundcharakter, theils das Wesen der Bürgergarden überhaupt gut charakterisirt. Vergl. S. 301. Perthes wandte alles an, die Bürgergarde und die Legion in ein Korps zu vereinigen und sah endlich seine Bemühungen gekrönt.

Eine Kommission aus den drei Hansestädten, bei der auch Perthes sich befand, unterhandelte in Frankfurt mit den Ministern Stein und Metternich über die Selbstständigkeit gedachter Städte (die durch die oben erwähnte russische Verkaufslust nicht wenig gefährdet war). Stein gab ihnen die bündigsten Versicherungen. Eben so Metternich. Auch der Kaiser Franz empfing sie. „Während die zutrauliche Ansprache des Kaisers die Vorliebe für denselben noch erhöhte, waren die kurzen, barsch klingenden Worte des Königs von Preußen, der am folgenden Tage die vier Männer empfing, nicht im Stande, die Abneigung zu beseitigen, welche damals im nördlichen Deutschland gegen die preußische Regierung bestand. Der Staatskanzler Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, der Staatsrath Hippel sprachen von der Freiheit der Hansestädte wie von einer politischen Nothwendigkeit, aber dennoch blieb ein geheimes Mißtrauen gegen tief verborgene Absichten des Berliner Hofes nach wie vor bestehen."

Perthes hatte so sehr Großdeutschland im Auge, daß er darüber fast mit Niebuhr verfallen wäre, der allein Preußen (was man jetzt in Frankfurt Kleindeutschland nennt) im Auge hatte. Dieser Meinungsstreit erinnert auffallend an den unserer jüngsten Tage. „Um den Preis eines, wie es damals scheinen mußte, unheilbaren Bruches mit dem Manne, welchem er durch gemeinschaftliches Gefühl und einstimmigen Sinn in leidensvoller Zeit nahe getreten war, hatte Perthes die Gewißheit gewonnen, daß ein großes geistiges Ringen bevorstehe zwischen denen, die durch das deutsche Volk, und denen, die durch den preußischen Staat Deutschlands künftiges Geschick bestimmt wissen wollten." Das will sich erst in unsern Tagen bewähren.

Hier schließt der erste Band ab. Möchte der zweite bald nachfolgen. Man sieht, daß man es hier mit keiner gewöhnlichen Biographie zu thun hat. Perthes Wirken griff tief ins deutsche Leben ein. Dieser Buchhändler hatte mehr zu bedeuten, als gar mancher Autor.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 21.** Dienstag den 20. März 1849.

## Kirchenangelegenheiten.

Aussichten für die evangelische Kirche Deutschlands in Folge der Beschlüsse der Reichsversammlung in Frankfurt. Von C. Hoffmann, Mitglied der Reichsversammlung. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1849.

Die Emancipation der Kirche vom Staate war einrr unter den vielen kolossalen Gedanken der Frankfurter Versammlung, die sich nicht ausführen lassen. Abgesehen von der evangelischen Kirche, die in Deutschland nie etwas anders als Staatskirche war, vermag nicht einmal die katholische Kirche in ihrer vorlängst viel freiern Stellung sich in dem Maße vom Staate zu lösen, wie gehofft und beantragt worden ist. Auf Prinzipe, Rechtstheorien und Verfassungsparagraphen kommt rs dabei viel weniger an, als auf die Interessen. Die Kirchr selbst ist zu klug, um von der ihr so verschwrnderisch zuerkannten Freiheit vollen Gebrauch macheu zu wollen. Es ist ihr seit anderthalb Jahrtausenden nur zu wohl bekannt, mit welchem mächtigen Interesse sie es, dem Staate gegenüber, zu thun hat. Sir kann und wird sich von der Bevormundung durch die Willkür sogenannter aufgeklärter Ministerien freier machen, aber sie wird dem Interesse des Staats Rechnung tragen und nicht mehr jene absolute Unabhängigkeit suchen, die ihr den Staat nothwendig zum Feinde machen muß. Von diesem Gesichtspunkt der Vereinbarung und des Friedens mit dem Staate, nicht des schroffen und trotzigen Gegensatzes scheint uns auch die Würzburger Versammlung ausgegangen zu seyn.

Jedenfalls hat bir katholische Kirche während der Unruhen des vorigen Jahres und bei den großen Umgestaltungen, die sich vorbereiteten, sowohl Klugheit und Takt, als Rührigkeit und Einheit in ihren Bestrebungen in viel höherem Maße kund gegeben, als die evangelische. Dir katholischen Bischöfr haben sich aus allen deutschen Gebieten in Würzburg zusammengefunden; eine ähnliche Versammlung hat unter hochgestellten Protestanten nicht Statt gehabt. Die katholische Glaubenspartei ist in drr Reichsversammlung zu Frankfurt durch viele thätige, gelehrte und geistreiche Mitglieder vertreten, die evangelische nicht. Dir katholische Presse ist weit einiger und disciplinirter, als die protestantische. Die Piusvereine wirken aus den verschiedensten Gauen Deutschlands auf ein Ziel hin, während auf protestantischem Gebiete hier Recht-, dort Irrgläubige sich nur sporadisch versammeln. Unter den Katholiken nehmen die politischen Klubs immer bestimmter auch eine kirchliche Färbung an, während unter den Protestanten die kirchlichen Klubs eine mehr politische annehmen und bekanntr Führer der Deutschkatholiken und Lichtfreunde jetzt offen erllären, ihre frühere kirchliche Agitation sey nur Maske der politischen gewesen. Mit einem Wort, das kirchliche Bewußtseyn ist bei den Katholiken viel stärler und klarer erwacht, als bel den Protestanten. Wenn daher die Kirchen als solchr von der vorübergehenden Ohnmacht der Staatsgewalten und von den neuen Grundrechten einen Gebrauch machen, so wird der Vortheil auf katholischer Seitr seyn.

Die vorliegende Schrift ist von einem gläubigen Protestanten verfaßt, dessen Namen um so berühmter geworden ist, als er bei den Wahlen zum Reichstag im vorigen Frühjahr im heftigsten Wahlkampf dem Namen Strauß gegenüberstand. Er bezweckt, das protestantische Bewußtseyn zu beleben und aufzuklären in dem verhängnißvollen Zeitpunkt, in welchem dir evangelische Kirche nahe daran zu seyn scheint, zur Autonomie zu gelangen. Seine Besorgnisse, man könne Mißgriffe begehen, hier versäumen, dort übereilen und überall nicht einig seyn, sind nur allzu gerechtfertigt. Sein edles Streben, in so wichtigen Fragen sich selbst und seinen Glaubensgenossen klar zu werden, verdient die vollste Anerkennung.

Wenn wir auch nicht glauben, daß das Band zwischen Staat und Kirche im protestantischen Deutschland sich so bald lösen könnte, wie man in Frankfurt (wir möchten sagen in aller Unschuld, wenigstens in gänzlicher Verkennung der Geschichte, der Erfahrung und des Thatbestandes) vorausgesetzt hat, so zweifeln wir doch nicht im mindesten, daß die alte Verwirrung in dem protestantischen Kirchenwesen plus der neuen Verwirrung, die im Staatswesen ringetreten ist, eben so kuriose als gefährliche Experimente hervorrufen kann. Wenn schon die absolute Monarchie in Preußen unter dem vorigen König das Experiment der Union machte, was haben wir von der Demokratir unserer Tage zu erwarten? Der Respekt vor dem alten Bestande der lutherischen Kirche ist von lange her verloren. Man ist an das willkürliche Umwälzen und Umschmelzen schon zu sehr gewöhnt.

So großartig, wie der Verfasser S. 33 ff. wenigstens für möglich hält, wird die neue Umgestaltung der Dinge nun wohl nicht erfolgen, weil der Staat in den zähen Interessen der Kirchengenossen selbst allzuviel Unterstützung finden wird im wenigstens theilweisen Festhalten seiner alten Gewalt über die Kirche. Herr Hoffmann entwirft ein interessantes Bild vom Zustand der evangelischen Kirche, wie er seyn würde, wenn sie völlig und durchaus vom Staate getrennt wäre. In diesem Augenblick würde nicht bloß das Konsistorium seine bisherige oberste Gewalt verlieren, sondern es würde kein einziger Diener der Kirche mehr berechtigt seyn, in seinem Amte zu bleiben. Der Demos der Kirchengenossen müßte von unten auf durch Wahlen alle Stellen von der niedrigsten bis zur höchsten, nach riner völlig neuen Kirchenverfassung besetzen. Auch wärr kein Grund mehr vorhanden, die bisherigen Landesgrenzen auch als Kirchengrenzen

Digitized by Google

zu betrachten. Die Glaubensgenossen aller deutschen Länder könnten sich zu Einer protestantischen Kirche vereinbaren. Eine Umgestaltung, wie man sie sich totaler und großartiger nicht denken kann!

Wäre noch kirchlicher Geist genug im protestantischen Deutschland, so müßte eine solche Aussicht alle Herzen elektrisiren. Allein es gibt im protestantischen Gebiete keinen Enthusiasten, sey es von der gläubigen oder freikirchlichen Seite, der es wagen möchte, zu hoffen, die gesammte Masse der Protestanten sey für seine Begeisterung empfänglich. Ueberall sieht er nur Spaltung und seine Erwartungen gehen über die einer Sekte nicht hinaus. Jeder zählt Gesinnungsgenossen, aber nur in engern zerstreuten Kreisen unter eben so viel Widersachern. Keiner vermag sich für eine Neugestaltung der ganzen Kirche zu entflammen, weil er fürchtet, das Terrain unwillkommenen Gegnern Preis gegeben zu sehen. Unter den Frommen herrscht die Furcht, der Unglaube könnte in den Synoden und in der künftigen Kirchenverwaltung Herr werden; nicht minder fürchten die Freikirchler ein Uebergewicht der Pietisten. Beiden Parteien ist mithin das alte Konsistorium und die Büreaukratie am Ende lieber, als eine neue Tyrannei der Gegner, und beide sind mehr zur Trennung in kleine Kirchen und Sekten, als zur Gestaltung einer großen und einigen Kirche vorbereitet.

Wenn nun aber doch geändert werden soll, wenn der Staat die Zügel locker läßt, wenn die Kirchengenossen aufgefordert werden, am Neubau mitzuwirken, welchen Plan soll man befolgen?

Herr Ullmann, der unermüdliche Berather der evangelischen Kirche in allen ihren neuen Krisen, hat den Vorschlag gemacht, wenn auch die Staatsregierung (das Laienministerium) aller Oberaufsicht über die Kirche entsage und dieser die Autonomie gewähre, so solle doch die Kirche mit dem Monarchen, dem gebornen Landesbischof, als ihrer sichtbaren Einheit unzertrennlich verbunden bleiben, und ein Kultminister soll, unabhängig von den andern Ministern, den Verkehr zwischen dem Landesherrn und der Synode und Kirchengemeinde vermitteln. Das war die katholische Kirchenverfassung unter Karl dem Großen. Dieser gewaltige Herrscher hielt Reichstage ab mit den Laien, und Concilien mit den Bischöfen. Herr Hoffmann will auf diesen Vorschlag des Herrn Ullmann nicht eingehen und hebt hervor, daß einerseits die Emancipation der Kirche vom Staate auch die Unabhängigkeit von der Person des Monarchen bedinge, so wie andererseits die Laienminister schwerlich einen von ihnen unabhängigen Kultminister neben sich würden dulden wollen. Dennoch würde die von Herrn Ullmann vorgeschlagene Form der ziemlich zahlreichen Partei, die in den jüngsten Tagen so eifrig das Prädikat „von Gottes Gnaden" vertheidigt hat und die von dem Grundsatz, daß die Obrigkeit von Gott verordnet sey, nicht abgeht, am Ende am besten zusagen. Um so weniger aber den Freikirchlern.

Andere sehen das Heil in einer Synode, die zunächst von der noch bestehenden obersten Kirchenbehörde zu berufen und zu autorisiren wäre, wenn auch durch die Wahlen zu denselben dem demokratischen Prinzipe Rechnung getragen würde. Herr Hoffmann wendet dagegen ein, die Autorisation könne von keinem Konsistorium mehr ausgehen, da dasselbe nicht mehr kompetent sey. Gleichwohl wird hie und da diese Form des Uebergangs gewählt werden, wenn es überhaupt nicht mehr oder weniger beim Alten bleiben sollte. Da nämlich die Parteien gegenseitig keine der andern sich wird unterwerfen wollen, so wird immer wieder zum Staat Zuflucht genommen werden. Das sichert dem Staat den Fortbestand der Konsistorialgewalt, oder eines ganz ähnlichen Instituts, gewiß noch geraume Zeit.

Gerade das, was der Verfasser für das wichtigste erklärt, was zunächst und unter allen Umständen zu thun sey, wird der Staatsgewalt zu Gute kommen. Er verlangt nämlich von der neuen evangelischen Kirche, daß in ihr bei Anstellung von Geistlichen zunächst und vor Allem auf den Glauben gesehen werde, nicht mehr ausschließlich auf die wissenschaftliche, durch strenge Examina erwiesene Bildung. Geschähe dieß künftig, so könnte es nur in solchen Gemeinden geschehen, die in überwiegender Mehrheit selber gläubig wären, durch unmittelbare Volkswahlen. In allen Gemeinden, wo jene Mehrheit sich nicht vorfände, würde gerade im entgegengesetzten Sinne gewählt werden, und die zurückgesetzte Minderheit würde überall sich als Sekte absondern oder den Staat zu Hülfe rufen. So im Kleinen, so im Großen. Keine oberste aus Wahlen hervorgegangene Kirchenbehörde aber würde von der andern Partei anerkannt werden; gegen jede würde diese andere Partei den Schutz des Staates anrufen.

Der Verfasser erklärt sich gegen das demokratische Verfahren, gegen die tumultuarischen Wahlen, gegen die republikanische Konstituirung einer Kirche, die in Christo monarchisch sey. Allein da er auch die alte Konsistorialgewalt nicht mehr als berechtigt anerkennt, und sich eben so bestimmt gegen die Auflösung der evangelischen Kirche in Sekten erklärt und das Beisammenbleiben empfiehlt, so hält es in der That schwer, zu errathen, was er eigentlich will und was ihm unter so vielen Negationen als das Positive für die Neugestaltung der Kirche übrig bleibt? Er sagt S. 76: „Die Pflicht der Kirche ist nun, in Betreff der Ordnung und Einheit Geduld zu haben, und dem Wirken des Herrn Raum zu lassen, also nicht selbst eigenmächtig wieder eine neue Regierungsordnung zu schaffen oder die alte wieder aufzurichten, sondern gerade nur so viel zu thun, als ihr nöthig ist, um zu halten, was sie hat. Was sie hat, ist das reine evangelische Predigtamt, das Priesterthum des Neuen Testaments, das nach den Geboten des heiligen Geistes in der Schrift verwaltet werden soll. Bisher war man an der Erfüllung dieser Gebote durch die staatlichen Verpflichtungen der Kirchenbehörde gehindert; jetzt fällt dieses Hinderniß weg, es tritt also die Verpflichtung zur genauen Beobachtung jener Gebote in ihrer vollen Stärke ein. Die Aufgabe der Kirche ist es also jetzt, das Priester- oder Predigtamt genau nach dem Wort Gottes fortzuverwalten, bis der Herr dem provisorischen Zustand ein Ende macht. Diese Aufgabe fällt mit ihrer ganzen Verantwortung den eben jetzt bestehenden Kirchenbehörden zunächst zu, da sie im Besitz der Mittel dazu sind. Soweit die Kirchenbehörden dieser Aufgabe genügen, ist es die Pflicht aller glaubigen Mitglieder der Kirche, ihnen zu gehorchen und ihre Anordnungen zu respektiren. Wenn die Behörden durch Berufung gemischter Synoden (und andere sind ja nicht möglich) sich diese Aufgabe erschweren und die Kirche verwirren, so werden die Glaubigen das beklagen und die Macht dieser Synoden nicht anerkennen. Wenn jedoch die Anordnungen solcher widerrechtlichen Kirchenversammlungen jener Aufgabe entsprechen, wenn sie zur Herstellung eines reinen evangelischen Predigtamts dienen, so werden die Glaubigen auch diesen Anordnungen mit Freuden gehorchen und das Gute annehmen ohne Rücksicht auf die Quelle, woher es kommt. Weil es aber ungewiß ist, ob die Kirchenbehörden wirklich so verfahren, so liegt viel daran, daß die Kirche sich erinnert, daß jene Behörden kein eigentliches Regierungsrecht in ihr haben, daß vielmehr das Recht derselben nur so weit geht, als sie wirklich die oben bezeichnete Aufgabe erfüllen. Wenn sie dieß aber in irgend einem Punkt versäumen, wenn sie einen schlechterdings Untüchtigen (also entweder einen offenbar Unglaubigen oder offenbar in der Sünde beharrenden) ins Predigtamt setzen oder darin lassen, wenn sie einen Prediger in der Uebung seiner Pflicht, in der Zucht oder in der Lehre verhindern, wenn sie die Kirche fremdem Einfluß, z. B. dem des Staats dienstbar machen, so haben solche Anordnungen für die Glaubigen keine

Digitized by Google

Gültigkeit, und hingegen tritt die Pflicht für sie ein, in die Lücken, welche die Kirchenbehörde nicht ausfüllt, einzutreten; da, wo einer Gemeinde ein untüchtiger Priester aufgedrungen ist, durch brüderliche Thätigkeit dahin zu wirken, daß ein wahres evangelisches Predigtamt daselbst geübt wird; gegen alle unberechtigte Eingriffe des Staats die geeigneten gesetzlichen Maßregeln zu ergreifen; kurz überall den Versäumnissen der Behörden nachzuhelfen, dagegen alles, was Gutes und Förderliches von ihnen gethan wird, anzuerkennen, zu unterstützen und zu befolgen."

Wir müssen gestehen, daß uns unter solchen Bedingungen, wie sie hier aufgezeichnet stehen, keine Kirchenverfassung und Kirchenverwaltung möglich scheint. Ohne Zweifel werden die Lichtfreunde von ihrem Standpunkt aus und in ihrem Interesse ähnliche Bedingungen stellen und die Berechtigung der Kirchengewalt überall nicht anerkennen, wo sie ihnen mißliebig handelt. Das wäre kein verfassungsmäßiger, sondern ein anarchischer Zustand der Kirche, und wenn es keinen andern geben könnte, so bliebe lediglich nichts übrig, als Trennung in Sekten.

Den Konsistorien war es bisher, weil sie von beiden Parteien wenigstens anerkannt waren, noch möglich, zwischen beiden geschickt zu laviren und dem ungläubigen Zeitbewußtseyn reichliche Rechnung tragend, doch auch mehr oder weniger das Bedürfniß der Gläubigen zu befriedigen. Jeder neuen Kirchenbehörde aber wird dieß unmöglich werden, weil die Parteien sie nur noch bedingungsweise anerkennen. Jede wird nur bei der Partei Anerkennung finden, aus deren Schooß sie selber hervorgegangen ist und deren Interesse sie vertritt. Es wird sich also jede Partei ihre besondere Kirchenbehörde wählen müssen. Man wird sich trennen müssen, wie in Nordamerika.

Doch unsere Verhältnisse sind andere, als in Amerika. Bei uns stehen sich nicht verschiedene, jede in ihrer Art gleich glaubensstarke Sekten, sondern es steht der Unglaube dem Glauben gegenüber. Der Unglaube hat aber noch niemals eine Kirche begründet. Er ist eine seiner Natur nach vorübergehende Erscheinung. Deßhalb wundert es uns, warum Herr Hoffmann die Hoffnung nicht stärker betont hat, daß wenn erst der Unglaube es bis zu seinen äußersten Konsequenzen getrieben haben wird, eine allgemeine Rückkehr zum Glauben im protestantischen Deutschland sich ganz natürlich von selbst ergeben wird, und daß alsdann, aber auch nicht eher, die evangelische Kirchenverfassung, die den Umständen nach die zweckmäßigste seyn wird, sich von selber machen wird.

Wenn nun auch die Haltung der katholischen Kirche in diesen aufgeregten Zeiten eine viel festere ist, als die protestantische, so drohen doch auch jener noch gewaltige Stürme, namentlich in den Provinzen, in denen noch die alte Erschlaffung vorherrscht, in denen daher auch der gefährlichste Geist der Neuerungen, die ganze Macht der Negation noch einen weiten Wirkungskreis vorfindet, im Gegensatz gegen andere katholische Provinzen, in welchen, wie in Bayern, Schwaben, Rheinland und Westphalen das katholische Bewußtseyn bereits seit Jahrzehnten nach langem Schlummer wieder mächtig erwacht ist. Der katholische Glauben wird seine Kämpfe zu bestehen haben, wie der protestantische und da die Negation ihren Höhepunkt noch keineswegs erreicht zu haben scheint, so wird beiden positiven Glaubensparteien noch eine herbe Prüfungszeit bevorstehen. Je heißer die Krisis seyn wird, um so eher ist zu hoffen, daß eine Annäherung zwischen allen Gläubigen stattfinden wird, und vielleicht ist nach ewigem Rathschluß der Macht der Negation in unserer Zeit nur darum so viel Raum gegeben, damit die Positionen aus ihrer Divergenz in die centrale Einheit zurückkehren.

---

## Rechtslehre.

Das Problem der Todesstrafe. Wissenschaftlich zu lösen versucht von H. Diestel. Königsberg, Pfitzer und Heilmann, 1848.

Mit Bezugnahme auf die ständischen Debatten in Preußen über diesen Gegenstand hat sich der Verfasser bemüht, alles was die Philosophen darüber geurtheilt, übersichtlich zusammenzustellen und die Frage so viel als immer möglich wissenschaftlich zu erschöpfen. Sogar den Begriff des Lebens glaubt er erst feststellen zu müssen, ehe die Beraubung des Lebens recht verstanden werden könne. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist, daß die tiefste und gründlichste philosophische Spekulation mit der Lehre des Theistenthums, mit dem Rechtsbewußtseyn im Volk und mit dem praktischen Bedürfniß zusammenstimme für Beibehaltung der Todesstrafe.

Wir wollen uns hier nicht in die philosophischen Untersuchungen einlassen, denn ohne ihnen das ihnen eigenthümliche Interesse im geringsten abzusprechen, halten wir sie doch behufs der praktischen Frage nicht für entscheidend. Das praktische Bedürfniß macht sich in der Welt geltend, ohne sich um die Philosophie zu bekümmern. Wenn sich die Philosophie mit ihm in Widerspruch setzt, so vermag sie doch an der Praxis nichts zu ändern. Stimmt aber die Philosophie mit ihm überein, so ist ihre Sanktion wenigstens überflüssig, denn was geschieht, wäre auch geschehen ohne die Zustimmung der Philosophie.

Halten wir uns also allein an das Praktische der Frage, so können wir nur mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er unter den Gründen, die für die Todesstrafe geltend gemacht worden sind, die unhaltbaren beseitigt. Erstens die Theorie der Rache oder Vergeltung (das mosaische Aug um Aug, Zahn um Zahn), zweitens die Abschreckungstheorie, drittens die Besserungstheorie. Rache ist unsittlich, abschrecken allein zu barbarisch, bessern allein zu sentimental. Beides letztere verführt überdieß zu einem vagen Experimentiren. Die entscheidenden Gründe für die Todesstrafe scheinen unserm Verfasser nicht hierin, sondern hauptsächlich in der Heiligkeit des Gesetzes und in dem christlichen Begriffe der Gerechtigkeit zu liegen.

Was die Heiligkeit des Gesetzes anlangt, so setzt dieselbe eine absolute Ueberordnung der Gesammtheit über das Individuum voraus, und hört augenblicklich auf, so wie das Individuum sich der Gesammtheit gegenüber frei macht. Gewiß ergreift der Verfasser die Sache bei der Wurzel, wenn er S. 189 sagt: „Der Einzelne will mit der Gesammtheit auf gleicher Stufe stehen: das Wort der Gesammtheit, das Staatsgesetz und das kirchliche Glaubensbekenntniß, soll gegenüber seinem Worte, gegenüber seiner persönlichen Meinung nur Partei, nicht Richter seyn. Dahin geht das Drängen des Geistes: der Mensch will im Bürger und in der Gemeinde nicht untergehen. — Nun aber ist ohne Drangabe eines Theiles persönlicher Willkür keine Gemeinschaft möglich, und es scheint daher ein Widerspruch, der Gesellschaft gegenüber die Persönlichkeit behaupten zu wollen. Diesen Widerspruch zu lösen sucht man Formen; alle Forderungen der Zeit: Konstitution, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Schwurgerichte, Emancipation, und was man sonst verlangt, gehen alle aus dem Streben hervor, die Persönlichkeit der Gesammtheit gegenüber als gleich berechtiget zum Anerkenntniß und zur Geltung zu bringen. Aber es ist nun einmal nicht möglich, daß der Theil gleich sey dem Ganzen, und daß das Individuum der Gesellschaft gegenüber gleich berechtigt sey." Herr Diestel bezieht sich S. 7 auf eine Aeußerung im ständischen Ausschuß in Berlin. „Der Todesstrafe, so ließ der Abgeordnete Plange sich vernehmen, stehe die Wahrheit entgegen, daß der Staat, gebildet durch die Vereinigung eines Inbegriffs von Menschen zum Staatszweck unter einem Oberhaupte,

Digitized by Google

sich von dem Einzelnen nicht mehrere Rechte übertragen lassen könne, als dieser selbst über sich besitze. Da nun nach unsern Rechts- und Religionsverhältnissen und Begriffen Niemanden das Recht der Selbstentleibung zustehe, so könne er auch das über Leben und Tod an den Staat nicht übertragen, dieser somit die Befugniß nicht erworben haben, einen Menschen außer dem Stande wahrer Nothwehr zu tödten. — Aber hier laufen dem Abgeordneten zwei Irrthümer unter, ein logischer und ein politischer. Als einen logischen Irrthum muß man den Schluß vom mangelnden Rechte des Mißbrauchs eines Rechts — hier namentlich der Selbstentleibung — auf das mangelnde Recht überhaupt erachten. Hätte der Staat darum kein Recht über Leben und Tod, weil das Recht des Einzelnen auf sein Leben ein bedingtes, an den rechten Gebrauch geknüpftes ist, so hätte er überhaupt kein Recht, insofern ihm Niemand „nach unsern Rechts- und Religionsverhältnissen" ein Unrecht als Recht übertragen könnte; selbst Geldstrafen könnte der Staat nicht verhängen, weil Niemand das Recht hat, sein Vermögen zu verschwenden; man stellt ihn unter Curatel. — Doch dieser dialektische Fehlgriff ist unbedeutend. — Bedeutender und allgemeiner ist der politische Irrthum, daß der Staat seine Rechte „durch Uebertragung der Einzelnen erworben habe." Diese Ansicht ist freilich eine sehr verbreitete und ist namentlich die Ansicht der sogenannten liberalen Partei; aber sie steht nicht nur im Widerspruche mit aller beglaubigten Geschichte, die nirgend einen „Inbegriff von Menschen" oder ein Volk nachweiset, welches zusammengetreten wäre, um einen Staat zu machen, sondern ebenso auch im Widerspruch mit einem klaren und nüchternen Denken."

Mit dem Emancipationsdrange des Individuums, das sich von jeder Verpflichtung gegen die Gesellschaft loszureißen strebt und nur Rechte von ihr anspricht, paart sich eine charakteristische Rücksichtslosigkeit gegen andere Individuen, und die wunderbare Neigung, sich selbst ohne alle Befugniß Gesellschaftsrechte gegenüber andern Individuen anzumaßen. In derselben Zeit, in welcher die rothen Republikaner stürmisch die Abschaffung der Todesstrafe verlangen und der Gesammtheit nicht mehr das Recht zugestehen, etwa einen Struve zum Tode zu verurtheilen, erfreuen sie sich des Lynchgesetzes, durch welches Lichnowsky und Auerswald fielen, und brauchen das Wort „latourisiren" sprichwörtlich mit lachender Schadenfreude. Indem sie dem Staat verwehren wollen, noch die Todesstrafe auszusprechen, sprechen sie selbst sie als Individuen ohne alle Rücksicht aus und jubeln Heinzen zu, der zum Morde en masse auffordert, so unersättlich in Blutdurst, wie einst Marat.

Doch sind es neben den Rothen und Wilden auch sehr weiße und zahme Leute, welche die Todesstrafe von Staatswegen wollen abgeschafft wissen. Wunderbar! Je bestialischer, je dämonischer die Menschen geworden sind, um so lebhafter glauben sich die Liberalen von der gutmüthigen und sanften Race überzeugt zu haben, die menschliche Natur sey durchaus vortrefflich und die Bildung schon so allgemein gediehen, daß die letzten Flecken, welche dieser menschlichen Natur durch das finstere Mittelalter angekünstelt worden seyen, demnächst vollends würden abgewaschen werden. Ihr Optimismus sieht das goldene Zeitalter einer allgemeinen Unschuld, bedingt durch allgemeine Freiheit, ganz nahe. Nachdem im vorigen Jahrhundert die sentimentale Erziehungskunst aus den Kindern lauter Engel machte, alle Strafen aus der Schule verbannte und lediglich durch Liebe und Lob mit ihnen zum Ziel kommen wollte, hat in unserm Jahrhundert die sentimentale Jurisprudenz den Wahn wieder aufgenommen und, während er in Bezug auf die Kinder noch verzeihlich war, ihn auf die Bevölkerung der Zuchthäuser angewendet. Der Verbrecher, heißt es da, ist ein Mensch, ein unglücklicher Mensch. Man muß ihn schonen, trösten, erheben, wieder zum Bewußtseyn seiner Menschenwürde bringen. Seine Sache ist die der Menschlichkeit. Also muß man, wenn ihm der Prozeß gemacht wird, unbekümmert um die Leiden derer, die er gemordet, gemartert, bestohlen, betrogen ꝛc., für ihn, den Verbrecher, Partei ergreifen. Man muß sorgen, daß ihm nichts geschehe, daß ihm kein Haar gekrümmt werde, daß ihn weder eine Todes-, noch Prügelstrafe treffen könne, daß er besser gebettet und gespeist werde, als unzählige rechtschaffene Proletarier. Man muß ihn gleichsam in Baumwolle wickeln, ihn liebkosen, und mit der Vorliebe, die man ihm schenkt, sich brüsten. Man muß die Stimmung, die natürlicherweise bei einem Morde dem Ermordeten günstig und dem Mörder ungünstig ist, unnatürlicherweise umkehren, daß kein Mensch sich um den Ermordeten bekümmert, aber alles staunt und entzückt dem Mörder als dem mit bunten Bändern geschmückten Schooßkind der sentimentalen Jurisprudenz nachläuft. Man muß die Hinterbliebenen, die Jammernden, die Kläger und vor allem den Staatsanwalt mit Hohn und Schmach überhäufen und nur den Advokaten, der den Verbrecher rechtfertigt, mit Lorbeern bekränzen.

Eine nicht geringere Unnatur ist die in allen Gesetzgebungen immer zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles, was dem Volksgefühl bisher heilig war, die Schonung oder nur äußerst gelinde Bestrafung von Verbrechen gegen Religion und Sitte, verbunden mit der polizeilichen und kriminalistischen Härte gegen Jeden, der, jenem alten Gefühl Rechnung tragend, irgend einmal zur Selbsthülfe schreitet oder ein altes Volksrecht übt. Dadurch wird dem Volk in die tiefste Seele gegriffen und als Ersatz dafür bietet man ihm eine nicht von ihm verlangte Schonung der Haut an. Die Mißachtung alles Edleren der Seele wird nicht abgekauft durch die zärtliche Bewahrung des Leibes vor leiblicher Strafe.

Diese Sentimentalität gibt sich zuweilen sogar für christlich aus, sofern man das Christenthum ausschließlich für die Religion der Liebe gehalten wissen will, und gänzlich vergißt, daß der Liebe die Gerechtigkeit beigesellt ist und daß die christliche Liebe gar nicht begriffen werden kann, außer in der vollen Anerkennung der Gerechtigkeit, denn

die ewige Gerechtigkeit zu fühnen
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

Nichts ist so lächerlich, als wenn sich eine sonst nichts weniger als christliche Jurisprudenz den Mantel der Liebe umhängt und sogar pietistische und quietistische Ausdrücke wählt, um den Wolf ins Schafkleid zu vermummen. Weit entfernt, aus dem Christenthum irgend ein Argument für sich schöpfen zu können, stehen die Gegner der Todesstrafe vielmehr auf einem entschieden unchristlichen Standpunkt und die ganze Bewegung gegen die Todesstrafe hängt mit der gleichzeitigen gegen das Christenthum zusammen, wenn sich auch nicht jeder Betheiligte dessen bewußt ist.

So lange die Wage der Negation noch im Steigen ist, dürfte alles, was man etwa zur Vertheidigung der Todesstrafe sagt, umsonst seyn. So lange, abgesehen von der religiösen, auch die Staatsautorität selber wie in einem Erdbeben wankt, läßt sich mit denen, welche sie vollends stürzen wollen, nicht disputiren. Gerade weil das Schwert der Gerechtigkeit dem Staat so großes Ansehen verleiht, will man es ihm entreißen, denn man haßt den Staat. Triumphirte die Revolution und hätte sie ihre neue Staatsgewalt gegründet, so würde sie trotz aller Argumente, deren sie sich gegen den heute noch bestehenden Staat bedient, das Schwert der Gerechtigkeit selbst in die Hände nehmen. Denn dieses Schwert ist das unzertrennliche Attribut jeder Regierung. Kann eine dieses Schwert nicht mehr führen, so ist sie verloren und muß einer andern Platz machen, die es wieder zu führen versteht.

Es bedarf gar keiner religiösen oder philosophischen oder rechtswissenschaftlichen Beweise für oder wider die Todesstrafe. Die Frage ist rein praktisch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 22.** Sonnabend den 24. März 1849.

## Literargeschichte.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Vier Theile. Berlin, Veit und Comp., 1847.

Mit Bezugnahme auf den trefflichen Aufsatz Launs in Nr. 87 und 88 unserer vorjährigen Blätter, worin die Körnersche Familie so anziehend geschildert ist, glauben wir, da dort weniger vom Inhalt des Briefwechsels mit Körner die Rede war, noch einmal auf diesen letztern zurückkommen zu müssen. Er gehört ohne Zweifel zum Bedeutendsten, was die zahlreiche Nachlaß- und Korrespondenzliteratur in Bezug auf Schiller bereits ausgebeutet hat, weil beide Korrespondenten, 21 Jahre lang durch die engste Freundschaft verbunden, einander alles schreiben, was sie auf dem Herzen hatten oder wie es ihnen die Laune des Augenblicks eingab, ungleich jenen abgemessenen Briefwechseln, in denen man minder Befreundeten nur etwas Höfliches oder Schönes sagen wollte.

Den ersten Brief schrieb Körner im Juni 1784 noch als junger unverheiratheter Mann an Schiller, als derselbe sich noch in Mannheim aufhielt. Körner beglückwünschte darin sein Genie, dankte für den unendlichen Genuß, den ihm seine ersten Jugenddichtungen gewährt und übersandte ihm sein Bildniß, nebst den Bildnissen seiner Braut und ihrer Schwester. Diesen reinen Herzenserguß beantwortete Schiller erst im December desselben Jahres, aber je später, um so feuriger. Bald darauf, im Februar 1785 schrieb er nochmals und gestand seinem unbekannten Freunde in Dresden, er sehe in ihm den Anker im Sturm seines Lebens, er könne es in Mannheim nicht mehr aushalten und werde nach Leipzig kommen. „O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Daseyn in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Cirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder seyn, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich seyn. Ich wars noch nie." Schiller reiste wirklich ab und das wechselseitige Vertrauen hatte die beiden unbekannten Freunde nicht getäuscht. Sie sahen sich und wurden von nun an nur noch inniger befreundet, um es bis zum Tode zu bleiben. Da Körner geheirathet hatte, folgte ihm Schiller nach Dresden und wohnte in seinem Weinberge. Alle Briefe aus jener Zeit überwallen von Gefühl.

Erst im Jahr 1787 begab sich Schiller nach Weimar, wo er Charlotten (Frau von Kalb) wiederfand, eine alte Flamme, die ihn bald noch wohlthätig erwärmte, bald peinlich brannte. Ihr Gemahl kehrte zurück. Er sehnte sich aus dieser unnatürlichen Verbindung heraus, konnte aber erst mehrere Jahre später, als er Professor in Jena geworden war, sich verheirathen. In dieser Zwischenzeit lebte er in Weimar in einer im Allgemeinen sehr unbehaglichen Lage. An eine Anstellung für ihn war anfangs nicht zu denken. Goethe war in Italien und kam erst nach Jahr und Tag zurück. Mit Wieland überwarf sich Schiller in sehr kurzer Zeit. Herder konnte er von Anfang an nicht leiden und blieb ihm stets übelgesinnt. Von seinen berühmten Jugendwerken konnte Schiller nicht leben. Schwan und Götz druckten sie zwar in wiederholten Auflagen, schickten ihm aber kein Geld. Zu neuen Dichtungen war Schiller nicht genug gestimmt. Daher die große Pause in seinem poetischen Wirken, die er damals mit Uebersetzungen, Recensionen, philosophischen und geschichtlichen Arbeiten ausfüllte.

Körner erwarb sich damals das große Verdienst, Schiller unablässig an seinen wahren Beruf zu erinnern, ihn zum Dichten zu ermahnen, ihm von den vielen Nebenarbeiten abzurathen. Ueberhaupt hat ein Dichter wohl nie einen bessern und verständigern Freund gehabt, denn auch die fertigen Arbeiten Schillers kritisirte Körner auf dessen Verlangen und zwar durchgängig mit so richtigem Takte, daß nicht nur Schiller selbst ihm in der Regel nachgab, sondern auch die Leser des Briefwechsels heute noch sagen müssen, er habe Recht gehabt. Eben so viel Dank war der reizbare und oft leidenschaftliche Dichter dem besonnenen Freunde schuldig, wenn dieser ihn in seinen Briefen bat, nicht gleich die Menschen wegzuwerfen, nicht gleich mit bedeutenden Persönlichkeiten um einer kleinen Mißachtung willen abzubrechen. So namentlich in Bezug auf Wieland und Goethe.

Man macht sich gewöhnlich einen übertriebenen Begriff von dem Zusammenleben der großen Geister in Weimar. Als Schiller in diese gepriesene Stadt kam, war Goethe abwesend und man zweifelte, ob er je wiederkommen werde, weil er mit dem Hofe sich überworfen hatte. Bald darauf reiste auch Herder unter ganz ähnlichen Umständen ab und hielt sogar eine Abschiedspredigt auf Nimmerwiederkommen. Schiller selbst war noch weit entfernt, vom Hofe irgend berücksichtigt zu werden. Nur Wieland war im Sattel, und zwar bloß, wie ein Brief Schillers andeutet, wegen seines satiresken Genius. In der ersten warmen Bekanntschaft, als Wieland noch sehr freundlich gegen Schiller war (man glaubte sogar, Schiller werde eine Tochter Wielands heirathen), führte Wieland ihn zur alten Herzogin Amalie. „Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben

Digitized by Google

und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren, wo ich sie schönstens, aber beinahe mit so vieler Arbeit, wie Mlle. Charpentier unterhielt. Sie zeigte mir alles Merkwürdige: Wielands Büste, die dort aufgestellt ist, ihres Bruders, des Herzogs Leopold von Braunschweig Monument und anderes. Nachher gingen wir in ihr Wohnhaus, das überaus einfach und in gutem ländlichen Geschmack meublirt ist. Hier wurden mir einige schöne Landschaften von Kobell gezeigt. Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie erobert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame, ein verwachsenes und moquantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeit bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regaliren, die sie im Garten für mich suchte. — Diesen Morgen empfange ich wieder eine Einladung zum Thee, Concert und Souper bei der Herzogin. Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie ist selbst Komponistin, Goethe's Erwin und Elmire ist von ihr gesetzt. — Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch trefflich zu nutze machte."

Ueber Wieland schreibt Schiller: „Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ichs nachher erfuhr. Sehr gerne hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich sehr angenehm bei ihm beschäftigt worden, und was unser Verhältniß betrifft, kann ich sehr mit ihm zufrieden seyn." Bald darauf schreibt Schiller über den nämlichen Wieland. „Wieland, ob ihm gleich Reinhold unter allen Menschen der liebste ist, habe diesen durch üble Launen und abwechselndes Anziehen und Zurückstoßen eigentlich aus Weimar getrieben. Heute hab' er ihn für einen großen Geist, und morgen für einen Esel erklärt. Niemand als Wielands Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in seiner Atmosphäre dauern. — Du wirst also begreifen, daß es ganz ohne Hexerei und ohne Verhetzungen zugegangen seyn konnte, daß er und ich auseinanderkamen. Wieland, sagte er mir, sey der schlechteste Menschenkenner, und dieses wird mir von allen, die ihn kennen, bestätigt. Blumauer ist seine Leidenschaft. Nachdem dieser hier gewesen war, hat er erklärt, daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächste Jahr wiederkommen würde. — Göschen hat ihn auch gleich weggehabt. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern ist. Diese Inkonsequenz und diese Wandelbarkeit der Laune erkennt er selbst, und kann, wie mir Reinhold sagt, in der folgenden Stunde abbitten und schmelzen wie ein Kind. — Aber ich mag mit solch einem Menschen nicht leben. — Wieland hat eine gar sonderbare Neigung, um Fürsten zu wohnen. — Seine Tochter und Reinhold versichern mir, daß sie vorzüglich der Pracht der Meublirung zuzuschreiben sey, die er in ihren Zimmern finde. Für dieses hat er eine ganz besondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. — Was ihn z. B. an die alte Herzogin attachirt, ist die Freiheit, die er sich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem Sopha zu schlafen. Man sagt, er soll ihr schon auf das Heftigste widersprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen, ob das letzte wahr ist; wenigstens sieht man die Beule nicht mehr."

Auch mit Knebel wurde Schiller damals zuerst bekannt, und dadurch auch gewissermaßen mit Goethe. „Dieser Tage bin ich auch in Goethe's Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut seyn, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann recht haben; aber es ist soviel Gelebtes, soviel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu seyn. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für einander taugen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen — übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht."

Ueber Herder schreibt Schiller: „Von den hiesigen großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrische Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott seyn, und auf den kann Niemand zürnen" — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seyd!" Alle diese Briefe sind noch von 1787, dem ersten Jahre, das Schiller in Weimar zubrachte. Wie schon gesagt, war Körner bemüht, ihm die Abneigung gegen die großen Geister daselbst auszureden und ihn zur Versöhnung zunächst mit Wieland zu stimmen, mit dem er auch wieder auf leidlichen Fuß kam. Nur Herder blieb ihm stets fremd. Die Verbindung mit Wieland und die Spannung mit Herder hat offenbar auf die „Götter Griechenlands" Einfluß gehabt, weil Wieland ein Heide, Herder ein Christ war. Körner befolgte auch hier den richtigen Takt, indem er Schiller von dieser antichristlichen Richtung abmahnte (Brief vom 25. April 1788). Als Schiller in demselben Jahr seine Geschichte des niederländischen Freiheitskriegs begann, schrieb ihm Körner mit Wehmuth, er solle doch lieber dichten.

Digitized by Google

Erst im Herbst 1788 kam Goethe zurück und Schiller lernte ihn persönlich kennen. „Sein erster Anblick, schreibt Schiller, stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich seyn kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches dießmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte seyn oder etwas andres als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können.“ Goethe blieb freundlich gegen Schiller, ohne ihm irgend näher zu kommen. Im folgenden Jahr 1789 bekam Schiller endlich eine Professur in Jena, die ihn noch mehr von Goethe entfernte. Schiller war damals sehr gegen ihn gestimmt. „Er schreibt: „Oefters um Goethe zu seyn, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl, als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dieß scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — — — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“ Körner antwortete auf diesen Brief sehr passend: „Goethe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dieß Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeitlang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit. Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vortheil. Es gibt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Ueberlegenheit unter beschränkteren Köpfen.“ Das könnte sich gar mancher Dichter merken. Gar mancher ging zu Grunde, weil er es bequemer fand, unter niedern Geistern zu glänzen, als sich mit höhern zu messen.

Auch Herder kam, ein Jahr später als Goethe, zurück und blieb in seinen Funktionen. Schiller aber blieb ihm abgeneigt, denn er schrieb folgendes von ihm: „Herder bestieg zum erstenmal die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über sich selbst, und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben, und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht, und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden.“

Die Professur in Jena hatte manche Unzuträglichkeit für Schiller. Einmal beklagt er sich, daß er an alle thüringische Fürstenhäuser zumal Sporteln für seine Anstellung entrichten müsse. Dann, wie Professor Heinrich ihn mit Neid verfolge, weil er sich einen Professor der Geschichte, statt der Philosophie genannt habe. Doch tröstete ihn für manche Unbill seine Verheirathung. Körner konnte sich lange nicht drein finden, daß ein so großer Dichter, wie Schiller, zu einer Katheberwirksamkeit erniedrigt und durch die Wissenschaft, worin auch andere glänzen konnten, von der Poesie, in der ihm keiner gleich kam, abgezogen werden sollte. Er schrieb oft in diesem Sinn. Endlich aber wurde er selber von Schillers philosophischer Neigung angesteckt und ihre Briefe wurden zu langen Abhandlungen über die Philosophie des Schönen. — Unterm 3. Oktober 1791 schrieb Schiller den Gratulationsbrief an Körner, worin er ihm zur Geburt seines ersten Sohnes, des nachher so berühmten Theodor Körner, Glück wünschte. — Ein Besuch seiner alten Mutter und der Tod des Herzogs Karl „des alten Herodes“, bewog Schiller im Jahr 1793 seiner Mutter den Besuch heimzugeben und seine Heimath wiederzusehen. Damals arbeitete Dannecker die berühmte kolossale Marmorbüste Schillers in Stuttgart aus, die derselbe Künstler leider in einer Laune seines hohen Alters wieder durch Verkürzung der Haare verstümmelt hat. Damals knüpfte Schiller auch seine erste Verbindung mit Cotta an, die so folgenreich für ihn seyn sollte. Aus dieser Verbindung gingen nämlich die Horen hervor, bei denen Goethe sich betheiligte. Erst dadurch kam Schiller mit Goethe in ein näheres Verhältniß, und wieder dadurch gelang es ihm, die leidige Professur in Jena loszuwerden, und in einer angesehenen und freien Stellung am Hofe zu Weimar sich wieder ganz der Poesie widmen zu können. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit den beiden Humboldt und mit den Schlegels. Die Xenien waren es, auf deren gemeinsame Abfassung und Herausgabe sich der engere Bund zwischen Goethe und Schiller gründet. „Das Kind, schreibt Schiller 1796, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen, und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf tausend zu steigen. Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum über einen Monat alt ist. Sind wir mit einer raisonnabeln Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem anderen mehr anzunähern.

Digitized by Google

Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen (welches auch bei der Muthwilligkeit der Satire nicht wohl anzurathen wäre), und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken." — Von diesem Zeitpunkt an kommen in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner auch fast regelmäßig Beurtheilungen der Goethe'schen Dichtungen vor, namentlich von Körner, die dem Dichter eben so geneigt, als vortrefflich sind. Namentlich die Beurtheilung des Wilhelm Meister im dritten Bande S. 376 f. und die über Hermann und Dorothea im vierten Bande S. 15 f. — In diesen Bund der Dichter ward aber Herder nicht aufgenommen. Ueber ihn äußert sich Schiller noch in einem Briefe von 1797 äußerst böse.

Manchem mag es auffallen, daß im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner während dieser ganzen Zeit der Revolution und Napoleons erstem Auftreten fast keine Sylbe von Politik und von den Geschicken Deutschlands die Rede ist. Nur in einem Briefe äußert sich Schiller vergnügt darüber, daß Cotta ihm geschrieben habe, trotz des Einfalls der Franzosen unter Jourdan und Moreau blühe der Buchhandel in Deutschland fort.

Seit Herausgabe der Horen, den Xenien im Musenalmanach und dem engern Bunde mit Goethe brach auch wieder der lange verhaltene Strom von Poesie bei Schiller durch und zu Körners unendlicher Freude folgten sich neue lyrische Gedichte, Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans rasch auf einander. Im Jahr 1802 empfing Schiller den Adel. Er schreibt darüber: „Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm seyn könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir den Adel verschaffen, der unwidersprechlich sey. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dieß mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses alles bringt dieser Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adlige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen." Im folgenden Jahr kam der König von Schweden nach Weimar. „Er hat mir über meinen dreißigjährigen Krieg und die Achtung, mit der ich darin von den Schweden sprach, viel Verbindliches gesagt, und einen schönen Brillantring zum Präsent gemacht. Es ist dieß der erste Vogel dieser Art, der mir ins Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andere nachfolgen."

Gelegentlich schreiben sich die Freunde auch über jüngere Dichter. Körner lobt im Jahr 1800 den damals jungen Tieck. „Ich habe vor Kurzem erst Tiecks Genoveva gelesen, und viel echtes poetisches Talent darin gefunden. An Phantasie und Innigkeit des Gefühls fehlt es Tieck gewiß nicht. Auch hat er schon ziemliche Gewandtheit in Sprache und Versifikation. Seinen Geschmack halte ich noch nicht für ausgebildet; aber unter den jetzt angehenden Dichtern weiß ich keinen, der sich mit ihm messen könnte." Schiller antwortet: „Dein Urtheile über Tiecks Genoveva ist auch ganz das meinige: er ist eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe, und wird ihm stets daran fehlen. Leider hat die Schlegel'sche Schule schon viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden. Sein Geschmack ist noch unreif, er erhält sich nicht gleich in seinen Werken, und es ist sogar viel Leeres darin. Ich bin begierig, wie er Dir von Person gefallen wird. Vor anderthalb Jahren habe ich ihn gesehen, wo er sehr anspruchslos und auch interessant war; ich fürchte aber, es hat sich indessen viel mit ihm verändert." Schillers abgeneigtes Urtheil hat gewiß keinen anderen Grund als die in der Genoveva hervortretende Katholicität, so wie auch Schillers stets sich gleich bleibende ungerechte, ja bis zum Haß sich steigende Abneigung gegen Herder eine verwandte Quelle gehabt zu haben scheint.

---

## Lehrbuch.

Goethe's Prosa. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. Johann Wilhelm Schäfer. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Der Herausgeber urtheilte richtig, wenn er voraussetzte, daß Vieles von Goethe, was die gebildete Jugend kennen lernen sollte und auch einem größern Leserkreise werthvoll seyn muß, doch nicht genug gelesen werde, sofern es in seinen sämmtlichen Werken allzusehr zerstreut ist, die doch nicht von Jedermann ganz gelesen werden oder der Jugend nicht durchgängig in die Hände gegeben werden können. Er veranstaltete nun eine ausgewählte Sammlung des im Inhalt Reinsten, Wichtigsten und Ansprechendsten und des in der Sprache Gewiegtesten, als Lehr- und Lesebuch, als Muster klassischer deutscher Prosa. Daß er dabei außer dem Autobiographischen, den Reiseschilderungen, den Aeußerungen über Kunst und Literatur auch die Briefe benutzt hat, ist sehr zu billigen, und nicht minder, daß er Auszüge aus den Romanen nicht gegeben hat. Was die Briefe betrifft, so macht er im Vorwort eine Bemerkung über die von Bettina herausgegebenen Briefe. „Von den Briefen an Bettina konnte keiner hier aufgenommen werden. Mich wundert, daß man diese Briefe hat für Goethisch gelten lassen können, da einem Kenner des Goethe'schen Briefstyls, anderer Gründe zu geschweigen, an der Unechtheit derselben kein Zweifel bleiben kann."

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 23.** Dienstag den 27. März 1849.

## Unterhaltungsliteratur.

Der Verwünschte. Ein Mährchen von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Julius Seybt. Mit Illustrationen von Stanfield und Leech. Leipzig, Lorck, 1848.

Wieder die phantastische Geschichte eines Weihnachtsabends, wie Dickens schon Aehnliches geschrieben hat. Ob das Mährchen die Form sey, in der sich sein Talent am glücklichsten bewegt, wollen wir prüfen, wenn wir erst das vorliegende näher ins Auge gefaßt haben.

Der Held des Mährchens ist Master Redlaw, ein berühmter Chemiker und Universitätslehrer, von tief melancholischem Temperament. Wir finden ihn, etwa wie den Doktor Faust, in seinem Studierzimmer, halb Bibliothek, halb Laboratorium. „Wer ihn dort sah in einer stillen Winternacht und umgeben von seinen Flaschen und Instrumenten und Büchern; der Schatten seiner überschirmten Lampe ein riesengroßer Käfer an der Wand, bewegungslos unter einer Menge gespenstischer Gestalten, welche das Flackern des Feuers auf den seltsamgeformten und fremdartig aussehenden Instrumenten um ihn bildete; einige dieser Phantome (Schatten von Gläsern mit Flüssigkeiten) im Herzen zitternd, wie Dinge, welche seine Macht kannten, sie zu zersetzen und ihre Bestandtheile dem Feuer und dem Rauch wiederzugeben; — wer ihn dort sah nach gethaner Arbeit, wie er nachdenklich dasaß vor dem rothflackernden Feuer, die schmalen Lippen bewegend, als ob er spräche, aber stumm wie die Todten, mußte der nicht sagen, daß der Mann aussehe, wie ein Verwünschter? Seine Wohnung war so einsam und gruftartig — ein alter abgelegener Theil einer ehemaligen Stiftung für Studirende, einst ein schönes Gebäude auf einem freien Platze, jetzt aber die veraltete Grille vergessener Architekten, von Alter, Rauch und Wetter gebräunt, auf jeder Seite eingeklemmt von dem Anschwellen der großen Stadt und wie ein alter Brunnen zugestopft mit Steinen und Ziegeln; seine kleinen Höfe, in wahren Abgründen liegend zwischen den Straßen und Gebäuden, die im Verlauf der Zeit die unförmlichen Schornsteine des alten Gebäudes überthürmt haben; seine alten Bäume umqualmt von dem Rauch der benachbarten Essen, der so gnädig ist sich so tief herabzulassen, wenn er sehr schwach und das Wetter sehr nebelig ist; seine Grasflecke, die mit der unfruchtbaren Erde um ihre Existenz kämpfen; seine stillen Gänge, ungewohnt des menschlichen Trittes und selbst der Betrachtung durch menschliche Augen, außer wenn einmal ein verirrtes Gesicht aus der obern Welt herabblickte und sich verwundernd fragte, was für ein Winkel dieß sey; seine Sonnenuhr, in einer kleinen halbvermauerten Ecke, wo seit hundert Jahren sich kein Sonnenstrahl hinverlaufen, aber wo zum Ersatz für das Ausbleiben der Sonne der Schnee noch wochenlang lag, wenn er schon überall sonst verschwunden war &c." Diese meisterhafte Beschreibung ist nur etwas zu lang, denn der Dichter verweilt bei ihr von der ersten bis zur elften Seite, bis es ihm beliebt, sie durch ein Klopfen an der Thür zu unterbrechen. Auch schon in frühern Werken ließ sich Dickens gern auf diese Weise gehen und bewies, wie sehr ihn die Gunst des Publikums verwöhnt hatte, indem er sich jeder Oekonomie der Darstellung entheben zu dürfen glaubte.

Der Klopfende ist Mr. William, des Chemikers Diener, der den Tisch zu decken kommt und zu dem sich bald auch seine sanfte Frau einfindet. Auch sie ist mit Meisterhand geschildert. „Mrs. William war, wie Mr. William, eine einfache, unschuldig aussehende Person, auf deren glatten Wangen sich das heitere Roth der Bedientenweste ihres Gatten angenehm wiederholte. Aber während Mr. Williams blondes Haar ihm auf dem ganzen Kopfe zu Berge stand und seine Augen mit einem Uebermaße von rühriger Bereitwilligkeit für alles Mögliche emporzuziehen schienen, war das dunkelbraune Haar der Mrs. William sorgsam glatt gestrichen und floß unter einer schmucken, knappen Haube in der ordentlichsten und ruhigsten Weise, die nur zu denken war, herab. Während selbst Mr. Williams Hosen sich an den Knöcheln emporkrempelten, als liege es nicht in ihrer stahlgrauen Art, sich ruhig zu verhalten, ohne sich umzuschauen, war Mrs. Williams niedlich geblümtes Kleid — roth und weiß, wie ihr eigenes, hübsches Gesichtchen — so nett und ordentlich, als ob selbst der Wind, der draußen wehte, nicht eine einzige seiner Falten aus der Fassung bringen könnte. Während sein Rock um Brust und Schulter hing, als ob er halb gesonnen sey, sich auf und davon zu machen, war ihr Leibchen so schmuck und ruhig, daß es von dem Rauhesten Schutz erzwang, wenn sie dessen bedurfte. Wer konnte das Herz haben, einen so ruhigen Busen vor Gram anschwellen, vor Furcht erzittern oder mit Scham erbeben zu machen! Bei wem hätte nicht seine Ruhe und sein Frieden sich verwahrt gegen jede Störung wie der unschuldige Schlummer eines Kindes! — Pünktlich natürlich, Milly, sagte ihr Mann und nahm ihr das Brett ab, oder Du konntest es nicht seyn. Hier ist Mrs. William, Sir! — Er sieht heute verlassener aus als je, flüsterte er seiner Frau zu, und ganz geisterhaft! — Ohne Eilfertigkeit oder Lärm, selbst ohne sich bemerklich zu machen, so ruhig und still war sie, setzte Milly die mitgebrachten Gerichte auf den Tisch."

Indem sie den schwermüthigen Herrn aufzuheitern suchen, wird auch zweier Unglücklichen gedacht, eines kranken Studenten und eines verwahrlosten Knaben, die wir bald näher kennen lernen. Bisheran hat uns der Dichter nur ein Genrebild gemalt. Wir harren ungeduldig auf das Mährchenhafte. Da kommt es.

Digitized by Google

Das freundliche Ehepaar entfernt sich und läßt unsern Schwermüthigen allein. „Wie die Finsterniß und der Schatten hinter ihm sich immer mehr verdichtete, wurde daraus langsam wie durch eine geisterhafte Verwandlung, welche Menschen nicht bemerkten, ein schauerliches Ebenbild seiner selbst. Leichenhaft und kalt, farblos in dem fahlen Gesichte, aber mit seinen Zügen und seinen Augen und seinem ergrauenden Haar und angethan mit seinem dunklen Schattenkleid trat es in schreckliches Leben, bewegungslos und ohne einen Laut. Wie er seinen Arm auf die Stuhllehne legte und sinnend vor dem Feuer saß, so lehnte sich das Phantom auf die Rücklehne dicht über ihn und sah mit dem schauerregenden Abbild seines Gesichts dahin, wohin er schaute, und trug auf seinem Antlitz denselben Ausdruck wie er. Das war also das Etwas, das da gewesen und gegangen war. Das war der grausige Gefährte des Verwünschten! Einige Augenblicke lang schien es ihn nicht mehr zu beachten, als er das Phantom. Die Weihnachtsmusikanten spielten in der Ferne, und er schien in seinem Sinnen der Musik zu lauschen. Auch das Phantom schien zu lauschen. Endlich sprach er, ohne sich zu bewegen oder aufzublicken: Wieder da! sagte er. Wieder da! erwiderte das Phantom. Ich sehe Dich in der Flamme, sagte der Verwünschte; ich höre Dich in der Musik, im Winde, in der Todtenstille der Nacht. Das Phantom bewegte beistimmend das Haupt. Warum kommst Du? Warum verfolgst Du mich? Ich komme, wenn ich gerufen werde, entgegnete der Geist. Nein, ungerufen! rief der Chemiker. Es sey — ungerufen! sagte das Gespenst. Es genügt. Ich bin hier. Bis jetzt hatte der Schein der Flamme die beiden Gesichter, die ihm zugewendet waren, beleuchtet, und keines hatte das andere angeblickt. Aber jetzt drehte sich der Verwünschte plötzlich um und starrte das Gespenst an. Eben so rasch erschien das Gespenst vor dem Stuhle und starrte ihn an." Eine schauerliche Scene, die einen tiefen Eindruck auf den Leser zu machen nicht verfehlen kann. Der Chemiker und sein Ebenbild vertiefen sich in ein Gespräch, dessen Inhalt die trüben Lebenserinnerungen des erstern sind. Das Phantom kündigt ihm endlich an, es werde ihn heilen durch — Vergessen, und er solle fortan die Gabe, Kummer zu vergessen, auch jedem Andern mittheilen können.

Nun erinnert er sich des kranken Studenten und eilt zu ihm, ihm die Gabe mitzutheilen. Dort findet sich auch die sanfte Frau William ein, die einzige Pflegerin des Kranken, an dessen Herzen unglückliche Liebe zehrt. Frau William ist hier wieder in der liebenswürdigsten Einfachheit geschildert. Mr. Tetterby mit seiner zahlreichen und fröhlichen Kinderschaar, in dessen Hause der Kranke wohnt, spielt ein humoristisches Intermezzo in Dickens bekannter Manier. Ein kranker sterbender Bruder Williams, der zu viel und rasch gelebt hat, eignet sich nicht minder, wie der kranke Student, von der Gabe des Chemikers bedacht zu werden. Endlich will er sie auch dem verwahrlosten Knaben, einem wilden, etwas katzenartigen Geschöpf, mittheilen. Das gelingt ihm nicht.

Da findet sich das gespenstische Ebenbild wieder ein. Redlaw frägt: „Warum blieb das Kind allein meinem Einfluß unzugänglich, und warum habe ich in seinen Gedanken eine schreckliche Harmonie mit meinen eigenen entdeckt? Das, sagte das Phantom und wies auf den Knaben, ist das letzte und vollständigste Beispiel eines menschlichen Wesens, ganz entblößt von solchen Erinnerungen, wie Du sie aufgegeben hast. Kein besänftigendes Gedächtniß von Kummer, erlittenem Unrecht oder Sorge wohnt hier, weil dieses unglückliche Menschenkind, von Anfang an verlassen, aufgewachsen ist als ein Thier, und weil in seinem Gemüthe kein Gegensatz, kein vermenschlichender Eindruck lebt, der einen Keim einer solchen Erinnerung in seiner verhärteten Brust zum Ersprießen bringen könnte." Weil nun Redlaw auf ein solches Menschenexemplar gestoßen, wird ihm die Gabe des Vergessenmachens wieder von dem Phantom abgenommen. „Es ist das Erzeugniß der Gleichgültigkeit des Menschen, Du legst Zeugniß ab von dessen Fürwitz. In beiden Fällen ist die wohlwollende Absicht des Himmels vereitelt, und von den beiden Polen der geistigen Welt aus kommt Ihr auf einen Punkt zusammen." Der Dichter knüpft aber, indem er von dem Knaben spricht, eine Mahnung an seine Landsleute an. „Wehe, zehnfaches Wehe dem Volke, das Geschöpfe, wie dieses unglückliche Kind hier, nach Hunderten und Tausenden zählt! Entsetzt schauerte Redlaw zusammen. Alle diese Geschöpfe, sagte das Phantom, streuen Saaten aus, welche die Menschheit ernten muß. Aus jedem Keim des Bösen in diesem Knaben wächst eine Aussaat des Verderbens empor, das dereinst geerntet und aufgespeichert und wieder ausgesät wird, an vielen Stellen der Welt, bis in ganzen Ländern Sünde genug vorhanden ist, um eine zweite Fluth zu veranlassen. Offenkundiger und unbestrafter Mord, täglich geduldet in den Straßen einer Stadt, wäre weniger verderblich, als ein solches Schauspiel wie dieses. Der Geist schien auf den schlummernden Knaben herab zu blicken. Redlaw sah ihn jetzt ebenfalls mit einem ganz andern Gefühl an, als früher. Jeder Vater, sagte das Phantom, an dem diese Geschöpfe bei ihrem Herumschweifen bei Tag oder bei Nacht vorbeigehen; jede Mutter unter den vielen liebenden Müttern dieses Landes; Jeder, der hinaus ist über die Jahre der Kindheit, ist in seiner Weise verantwortlich für diese Greuel. Es gibt kein Land auf der Erde, das eine solche Schuld nicht mit einem Fluche belasten würde."

Der Knabe wird von Frau William unter die lustigen Kinder Tetterbys geführt, der kranke Student findet seine Geliebte wieder. So endet alles heiter. Der Chemiker ist auch unter ihnen. Der Dichter schließt: „Einige haben seitdem erzählt, er habe nur gedacht, was hier berichtet worden, Andere, er habe es an einem Winterabend um die Dämmerstunde im Feuer gelesen; Andere, der Geist sey nur das Bild seiner trüben Gedanken und Milly die Verkörperung seines bessern Wissens. Ich sage nichts."

So zerstört der Dichter am Schlusse den mährchenhaften Zauber mit derselben Willkür, mit der er ihn geschaffen und hinterläßt uns ein unheimliches Gefühl. Will er bloß ein psychologisches Experiment machen, so führt er uns zu tief ins Schauerliche der Geisterwelt hinein. Will er ein Mährchen dichten, so sollte er uns die Illusion nicht wieder zerstören. Man sieht, er thut was er will, unbekümmert um das geheimnißvolle Gesetz der Poesie. Er ahmt darin Eugen Sue nach. Der Virtuose mit der Feder bindet sich an keine Regel mehr. Der Tyrann der Tagesliteratur darf sich alles erlauben. Wenn nur eine tiefe Empfindung im Leser angeschlagen wird, daß sie lange nachklingt, kommt es weiter nicht darauf an, in der Melodie fortzufahren. Wenn nur ein ansprechendes Bild fein ausgemalt ist, das wie ein guter Niederländer das Auge lange fesselt, kommt es nicht darauf an, was weiter aus den hingemalten Leuten wird und ob im Ganzen Anfang und Ende ist oder nicht. Dickens hat ein seltenes Talent, aber er geht gar zu frei damit um.

Was die Illustrationen betrifft, so können wir nur wiederholen, was wir über diese immer wiederkehrende Gattung von karrikirten Bildern zu ernsten und rührenden Dichtungen schon früher in diesen Blättern bemerkt haben. Das Frazzenhafte der Bilder widerspricht dem fast schmerzhaften Eindruck des Melancholischen im Texte. Den Seelengram wollen wir nicht von Ostade und Teniers illustrirt haben.

---

Digitized by Google

## Deutsche Alterthümer.

Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Eine Monographie von Chr. Gottlieb Clostermeier. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Ernst Helwing, Prof. in Berlin. Lemgo und Detmold, Meyer, 1848.

Der Eggesteestein ist sehr berühmt und es ist auch schon viel über ihn geschrieben werden. Die kühnsten und widersprechendsten Hypothesen haben sich an ihn angeknüpft, man hat ihn für das älteste Heidenthum vindiciren wollen. Im vorliegenden kleinen Scheistchen weeden alle diese Vermuthungen zurückgewiesen und wird das Denkmal einfach als ein christliches des 12ten Jahrhunderts bezeichnet.

Der sogenannte Eggesterstein bildet eine Gruppe von fünf in gleicher Linie stehenden Sandsteinfelsen am Fuß eines Bergrückens, der Knickhagen heißt, eine kleine Stunde vom Badort Meinberg. Die Felsen sind durch große Wasserfluthen der Urzeit bloßgelegt. Der zweite Fels steht ganz frei und neigt sich zum kleinern dritten. Zwischen dem dritten und vierten bildet sich ein schönes Felsenthor. Ueber den vierten hängt ein Stein, als wenn er fallen wollte. Die Volkssage geht, er soll einst eine Gräfin von Lippe erschlagen. Am Fuße des ersten Felsen ist eine Grotte eingehauen mit zwei Eingängen, über dem kleinern sieht man ein griechisches Kreuz. Zwischen beiden Eingängen außen am Felsen ist in roher Skulptur unten der Sündenfall, darüber die Kreuzabnahme zu sehen. An der dem zweiten zugekehrten Seite des Felsens ist noch ein h. Petrus in einer Art Blende roh eingehauen. Feüher waren noch drei weitere Figuren dieser Art vorhanden, die jetzt verschwunden sind. Ziemlich hoch oben ist ein Loch zu sehen in Hufeisenform. Der Sage nach soll es der Teufel eingedrückt haben, aus Zorn über die Heiligkeit des Orts. — Im zweiten Felsen ist hoch oben eine kleine Grotte oder Kapelle eingehauen, was eine lebensgefährliche Arbeit gewesen seyn muß. Figuren oder Vrezieeungen sieht man hier nicht. Gerade unter der Kapelle erhebt sich eine 8 Fuß hohe Säule, worauf wahrscheinlich früher die Kanzel des Priesters angebracht war, wenn er hier den Segen ertheilte.

Der Herausgeber verbreitet sich, nachdem er von vorn herein alle Zurückbeziehungen auf heidnische Zeiten und heidnischen Götterdienst verworfen hat, nun über die verschiedenen Auslegungen des cheistlichen Denkmals selbst. „Die Ansichten der namhaftesten Kunstkenner und Kunstfreunde, welche neuerdings über die Zeit dee Entstehung der merkwürdigen Bildwerke am Externstein ihr Urtheil abgegeben haben, weichen sehr von einander ab. Die Vertreter der am meisten entgegengesetzten Meinungen sind Goethe und Clostermeier, — der erstere weiset die Skulpturen nicht undeutlich dem Beginn des neunten Jahrhunderts zu, der letztere entscheidet sich unumwunden für den Anfang des zwölften Jahehunderts. Die übrigen schließen sich mehr oder minder einer dieser Hauptansichten an, oder suchen zwischen beiden zu vermitteln. Wir gestehen gern, daß wir die Clostermeiersche Ansicht im Ganzen für die allein richtige halten, es kann daher nur darauf ankommen, dieselbe im Einzelnen noch mehr zu stützen. — Bevor dieß geschieht, wird es nöthig seyn, einige Worte über die abweichenden Ansichten voraus zu schicken. Das Urtheil des eben erwähnten großen Dichters [1] besteht in der von ihm ausgesprochenen Vermuthung: „daß das in Feage stehende Kunstwerk, welches er seiner Art und Zeit nach gut, echt und ein östliches Alterthum, eine Komposition

[1] Goethe's Werke. 39, 306. 308.

von Einfalt und Adel nennt, ein mönchischer Künstler unter den Schaaren der Geistlichen, die der erobernde Hof Karls des Großen nach sich zog, könne verfertigt haben.“ — Mit dieser Goethe'schen Ansicht stimmen Franz Kugler [1] und Schnaase [2] überein; Dorow [3] äußert: Die Bildhauerarbeit am Felsen trage den Charakter der Zeit zwischen Karl dem Großen und Otto dem Großen an sich, ohne daß er jedoch irgend einen Beleg für diese seine Meinung hinzufügt. Mit Clostermeiers Ansicht: daß die Skulpturen dem Anfange des zwölften Jahrhunderts angehören, trifft Menke, dessen Auseinandersetzungen über die bei dieser Gelegenheit geäußerten Beziehungen der Abtei Werden zum Externstein übrigens sehr verwirrt und unklar sind, so ziemlich überein; [4] — unter den neuesten Beurtheilern schließen sich derselben auch Eenst v. Bandel und Maßmann [5] ohne Rückhalt an. Eine vermittelnde Stellung unter den verschiedenen Stimmen nimmt der bewährte Kunstkenner ein, welcher in Kösters Gedankenblättern sein Urtheil abgibt; obwohl demselben leider die Clostermeier'sche Schrift unbekannt geblieben ist, nähert sich derselbe dennoch der in letzterer ausgesprochenen Ansicht auffallend. Partey's Ansicht, [6] die wir hier meinen, ist nur weniger bestimmt ausgedrückt, wie die Clostermeiers. Er begnügt sich, da historische Zeugnisse über das Alter dieser Aebeiten gänzlich fehlten, mit der allgemeinen Bestimmung: daß jene Kreuzabnahme das älteste „deutsche Skulpturwerk von dieser Ausdehnung sey, welches wir kennten.“ — Höchst wahrscheinlich, äußert er, falle die Arbeit in die Zeit der Kreuzzüge, — aber nicht früher, — denn die aus dem Oriente herübergebrachten Elemente des Kunstlebens seyen unverkennbar; — noch auch später, — denn von gothischer Kunstübung zeige sich keine Spur. Dem schließen wir uns eben so unbedingt an, wie den von demselben Autor gegen die Goethe'sche Vermuthung vorgebrachten Gründen. Gegen den Dichter macht er mit Recht den Umstand geltend, daß jene Zeiten der ersten Erobeeung und der Gewinnung für den christlichen Glauben, die Zeiten Karls des Großen, zu unruhig gewesen seyen. Es finde sich auch keine klösterliche Niederlassung in der Nähe der Extersteine; [7] das Bildwerk stehe vielmehr ganz einsam, auf freiem Felde. Die Anfertigung desselben müsse also in die spätere Zeit eines ruhigen, ungestörten Besitzes fallen, wo sich die Geistlichkeit so recht sicher in ihrer Macht fühlte, und das seyen die Zeiten der Kreuzzüge. Selbst die Glaubens- und Siegesfahne in der Hand Gott-Vaters deute auf eine Zeit der Glaubenskämpfe hin. Neben diesen für die Richtigkeit der Clostermeier'schen Ansicht sprechenden Gründen und den von ihm selbst vorgebrachten, bleibt zum Schluß aber noch ein sehr positives Argument, ein unverwerfliches Zeugniß anzuführen, welches erst in neuester Zeit ans Licht getreten ist. Es ist dieß die zuerst von E. v. Bandel entdeckte, von Maßmann sodann, so weit dieselbe zu lesen ist, kopirte und veröffentlichte alte Inscheist, welche unmittelbar rechts von der schmaleren oder eigentlichen Ein- und Ausgangsthür der untern Kapelle, rechts

[1] Handb. der Kunstgesch. S. 492.

[2] Gesch. der bildenden Künste. III. 508 fg.

[3] Die Denkmale german. und röm. Zeit. I. 77.

[4] Dee Exteestein. §. 50. S. 117 fg. — vgl. §. 48. S. 110 fg.

[5] Der Egsterstein in Westfalen. S. 19.

[6] Vgl. E. Kösters Zerstreute Gedankenblätter über Kunst. III. 39. 40.

[7] Die Behauptung des Freiheern v. Hammerstein (Driburger Taschenbuch. 1816. S. 34): „daß früher auf der Egge ein Franciskanerkloster gestanden,“ ist, nach den daeüber angestellten Nachforschungen, nicht zu beweisen. Vgl. Menke: der Exterstein S. 118 fg.

Digitized by Google

vom Basrelief, an deren breiterer, innerer, sauber abgemeißelten Felswand eingehauen ist. [1] Die Inschrift besteht aus drei, durch Querlinien eingeschlossenen oder von einander getrennten Zeilen, und lautet also:

† ANNO. AB. INC. DNI. M.C.XV. IIII. KL....
DEDI(cavi)T + TE
HEINRIC° E T.H TARP.

Es ist unbegreiflich, wie Maßmann einen so köstlichen Fund machen, und denselben nicht besser benutzen konnte. Die Inschrift muß gelesen werden:

† Anno ab incarnatione Domini MCXV, IV Kalend....
Dedicavit Sanctae Cruci (hoc) templum
Heinricus Episcopus Dei gratia Patarprunensis.

d. h. Im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1115, am 4ten Tage vor dem Anfange des (?) Monats —
widmete dieses Gotteshaus dem heiligen Kreuze —
Heinrich, von Gottes Gnaden Bischof von Paderborn.

Wie Maßmann bei einer so einfachen Sache auf den Gedanken kommen, ja auch nur die Möglichkeit setzen konnte, es sey das Kunstdenkmal als Sühnebild von dem fliehenden Kaiser Heinrich V. gesetzt worden, [2] ist durchaus unbegreiflich. — Kaiser Heinrich V. ist nachweislich in dem erwähnten Jahre gar nicht in der Wesergegend gewesen; er begab sich nach der unglücklichen Schlacht am Welfesholze nach Bayern, [3] nicht an den Rhein. Ein Bischof Heinrich aber lebte um die angegebene Zeit; [4] unter seiner bischöflichen Gewalt stand das Peter-Pauls-Kloster Abdinghof, von welchem das Heiligthum am Externstein abhängig war; er war die einzige geistliche Autorität, welcher die Einweihung von Gotteshäusern innerhalb seines bischöflichen Sprengels zustand. Nach Schaten trug der erwähnte Bischof in der Reihe der Vorsteher des Hochstifts den Namen: Heinrich II.; er war aus dem edlen Geschlecht der Grafen von Werle in Westphalen. Bereits im Jahr 1084 wurde er von der kaiserlichen Partei dem damaligen Bischofe als Gegenbischof gegenübergestellt; mußte aber nach einiger Zeit seinem Gegner weichen. Nachdem er sich mit der Kirche ausgesöhnt, bestieg er unter Billigung derselben sodann im Jahr 1090 abermals den bischöflichen Stuhl, von keinem Nebenbuhler belästigt, und behauptete denselben bis an seinen, im Herbste 1127 erfolgten Tod. [5] Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß er nach seiner Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle, d. h. also in der Zeit von 1090—1127, sich vorzugsweise freigebig gegen die Klöster, namentlich gegen Abdinghof, bewiesen habe, um dadurch gewissermaßen seinen frühern Abfall und sein Anschließen an die kaiserliche Partei zu sühnen. [6] So ist uns aufbewahrt, daß er im November 1101, in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Zeugen, dem Abte Gumpertus von Abdinghof den ganzen Umfang des Besitzes seines Klosters bestätigte; [7] dasselbe geschah etwa anderthalb Jahre später (VII Kal. April. 1103); [8] — und im Jahr 1118 wurde von ihm eine ähnliche Confirmation Hamakoni abbati Abdinghof zu Theil. [9]

[1] Maßmann: Der Egsterstein in Westfalen. §. 17. S. 21.
[2] Maßmann: Der Egsterstein in Westfalen. S. 22.
[3] Vgl. Gervais: Polit. Geschichte Deutschlands unter Kaiser Heinrich V. und Lothar III. 1841 fg. I. 134.
[4] Bessen: Gesch. des Bisth. Paderborn. I. 146. 149.
[5] Er starb prid. Id. Octobr. 1127. Schaten. Annal. Paderbornenses. I. 713.
[6] Schaten: loc. citat.
[7] Schaten: Annal. Paderborn. lib. VII. t. 651.
[8] Schaten: loc. cit. I. 658 sq.
[9] Schaten: loc. cit. I. 690.

Trotz diesen mit Dank anzuerkennenden Erörterungen bleibt doch noch Manches am Eggestersteine räthselhaft, und die Möglichkeit, daß sich hier ein christlicher Kultus einem heidnischen nur gleichsam aufgesetzt habe, ist nicht widerlegt. Wenn nämlich der christliche Kultus sich an eine auffallende Naturerscheinung anknüpft, so lehrt die Erfahrung, daß sehr gewöhnlich ein heidnischer Kultus hier voranging. Es würde z. B. den christlichen Priestern in der Schweiz schwerlich eingefallen seyn, im Hochsommer auf einer hohen Alpe Messe zu lesen, wenn hier nicht früher ein heidnischer Sonnenkultus bestanden hätte. Es würde in Frankreich Notre dame du chesne nicht in so vielen Exemplaren vorhanden seyn, wenn nicht so viele heilige Eichen der Druiden hätten müssen im christlichen Sinne geweiht werden. Am Aetna würde keine heilige Agathe mit ihrem feuerabwehrenden Schleier und mit ihrer in Prozession herumgetragenen Brust gefeiert werden, wenn nicht vorher ebendaselbst die Demeter als bona dea und Schutzgöttin der fruchtreichen Insel verehrt worden wäre. Um den Zulauf verstockter Heiden zu ihren alten Heiligthümern abzuschneiden, oder um die Schwachgläubigen in der alten Gewohnheit des Ortes zu belassen, war kein besseres Mittel, als an den beliebtesten Tempelorten der Heiden christliche Kirchen zu bauen und, wo die Lage des Ortes es nicht gestattete, wenigstens christlichen Kultus anzuknüpfen. Die Exterssteine scheinen nun in der That zu dieser Art von Oertlichkeiten zu gehören. Doch soll damit nichts weiter als eine Möglichkeit ausgesprochen seyn.

## Dichtkunst.

Thüringische Volkssagen von Adolph Bube. Auswahl. Gotha, Stollberg'sche Buchhandlung, 1848.

Eine Anzahl ausgewählte Romanzen, thüringische Sagen enthaltend. Sie sind hier nach dem Stoff gesammelt, fanden sich aber großentheils schon zerstreut in den früher gedruckten Gedichten des Verfassers. Eine der schönsten dünkt uns „der Inselsberg“:

Sieh' dort den Inselsberg
Aus dem Gebirge ragen:
Einst war von Wogenschaum
Sein Riesenleib geschlagen,
Und nur sein Porphyrhaupt,
Gerundet, röthlichbraun,
Von Möven dicht umschwärmt,
Als Fels im Meer zu schau'n.

Jetzt blickt er auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Und schön bebautes Land rc.

Sehr schön ist auch „der Knaben Kreuzzug.“ Ueberhaupt gehören diese Romanzen zu den bessern ihrer Gattung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 24.** Dienstag den 3. April 1849.


## Literärgeschichte.

**Kritische Schriften. Zum erstenmal gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1848.**

Ein Buch, das aus lauter Vorreden besteht, die wieder mit einer Vorrede versehen sind, ist freilich etwas Wunderliches, doch kommt es nicht auf die Form, nur auf den Inhalt an. Die Vorreden sind größtentheils lange literärgeschichtliche Abhandlungen und befinden sich vor den verschiedensten Werken, welche Tieck nicht selbst geschrieben, sondern nur herausgegeben hat, altdeutsche, spanische, Nachlässe verstorbener Dichter ꝛc. Diese Werke sind sehr zerstreut, es war also am Platze und verdient Dank, die interessanten Vorreden Tiecks besonders herauszugeben.

Die Reihe der Abhandlungen beginnt im ersten Bande mit der Beurtheilung der Kupferstiche nach der Shakespeare-Galerie in London, geschrieben im Jahr 1793, also eine der frühesten Arbeiten Tiecks. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung war das übertriebene Lob gedachten Kupferwerkes; Tieck glaubte einen strengern Maßstab anlegen zu müssen. Daran reiht sich die Vorrede zu Shakespeare's Sturm, worin Tieck die Art bespricht, wie Shakespeare das Wunderbare behandelt, gleichfalls noch vom Jahr 1793. Beide Abhandlungen sind auch heute noch von hohem Interesse, so wie die Briefe über Shakespeare vom Jahr 1800 (aus dem poetischen Journal). Mit ihnen sind die spätern Abhandlungen über das altenglische Theater und Shakespeare (Vorreden zum altenglischen Theater und zur Vorschule zu Shakespeare) zweckmäßig zusammengestellt. Keinem Dichter außer etwa Goethe und zum Theil Calderon, hat Tieck sein ganzes Leben hindurch eine so große Liebe und so ausdauernde und tief gehende Studien gewidmet, wie dem Shakespeare.

Der erste Theil enthält noch die Beurtheilung der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher aus den Jahren 1796—1798 im „Archiv der Zeit“ abgedruckt, die Vorrede zu den „Minneliedern“, worin das Verhältniß des deutschen Minnelieds zu den romanischen Dichtungen ähnlicher Art auseinandergesetzt ist, und die Vorrede zum „deutschen Theater“, worin Tieck die deutschen Schauspiele von den ältesten Anfängen bis auf Andreas Gryphius kritisch überschaut.

Im zweiten Theile handelt Tieck in der Vorrede zum Obregon in sehr einläßlicher Weise von der ältern spanischen Literatur, in der Abhandlung „zur Geschichte der Novelle“ (Vorrede zu Bülows Novellenbuch) von den ältesten Novellen, in den Vorreden zu des Afzelius schwedischen Volkssagen und zu Asbjörnsens und Moe's norwegischen Volksmährchen von der Volkspoesie des Nordens. In allen diesen Gebieten ausländischer Literatur ist Tieck heimisch, insbesondere steht ihm eine Kenntniß des Spanischen zu Gebote, wie sie wohl kein Anderer mit ihm theilt. Seine literargeschichtlichen Erörterungen sind daher schon durch das reiche Material ausgezeichnet, noch mehr sind sie es durch das scharfe und feine, doch immer billige Urtheil. Tieck ist, wenn auch gegen alles Gemeine unerbittlich, doch kein Aristarch, sondern weiß dem Tadel überall Milde zu geben, wo jene Gemeinheit nicht ins Spiel kommt. Sein fein organisirter Geist erlaubt ihm nur wie Lucian oder Cervantes durch ein Lächeln zu strafen, aber das Lächeln ist vernichtender, als es der Keulenschlag eines Andern wäre. Mehr aber als auf Tadel geht er auf das Hervorheben alles Schönen aus, wo es sich findet, und wenn er sich über den Stumpfsinn des Publikums wiederholt wenigstens in leisen Andeutungen zu beklagen hat, so ist es weniger, weil das Publikum dem Gemeinen nachjagt, als weil es das Schöne, das ihm vor Augen liegt, nicht begreift.

Wie vortrefflich nun aber auch Tieck das Amt der Kritik übt, so hätten wir ihm doch gerne, wie einst Körner seinem Freunde Schiller, unabläßig zurufen mögen, er möge doch lieber beim Dichten bleiben, denn Dichten sey mehr als Richten. Insbesondere haben wir die Zeit bedauert, welche Tieck in Beurtheilung der Dichter und Dichtungen seiner eigenen Zeit verloren hat, anstatt im eigenen Dichten fortzufahren. Vieles dieser Art enthält der zweite Band, die Vorreden zu Kleists Werken, zu den Schriften von Lenz, zum Nachlaß der Adelheid Reinbold, zu Schröders dramatischen Werken, zu Launs gesammelten Schriften ꝛc. Ueberall das geschmackvollste Urtheil, das uns aber doch gemahnt, wie gewisse Blumen, deren bunte Blumenblätter in grüne Kelchblätter degeneriren. Wir können von der Forderung nicht abstehen, ein so großer Dichter wie Tieck soll, wie Shakespeare, nur dichten, nicht in andere Dichter sich vertiefen, um sie bloß zu beurtheilen. Wir vermögen uns des Gedankens nicht zu entschlagen, daß seine Vertiefung in Shakespeare und Goethe seiner eigenen Produktionskraft und seiner Originalität Abbruch gethan habe.

In der außerordentlich langen Vorrede zu den Schriften von Lenz, die fast ein eigenes Buch ist und den größten Theil des vorliegenden zweiten Bandes einnimmt, hat Tieck mit eben der Einläßlichkeit von Goethe und seinen Schriften gehandelt, wie im ersten Bande von Shakespeare. Diese Tieck'sche Beurtheilung Goethe's ist sehr merkwürdig, weil sie in der geistvollsten und gewandtesten Rede katholische Anbetung mit Straußischer Wundervernichtung in einer Weise zu verbinden weiß, die uns zuweilen über die eigentliche letzte Meinung des Verfassers, nie aber über sein Talent in Zweifel läßt. Er legt die einander wiederstreitenden Urtheile verschiedenen Personen in den Mund; doch kann es keinem Leser entgehen, daß alle diese Urtheile gleich sehr begründet sind, jenachdem man nicht sowohl den gleichen Goethe auf verschiedene Weise, als Goethe's verschiedene Seiten auffaßt.

Wir wollen uns begnügen, hier zwei solche Auffassungen

Digitized by Google

zu kontrastiren. Der Eine der Urtheilenden sagt Seite 257; „Goethe war als Jüngling schon ganz Goethr; gelernt hat er, ohne als Dichter höher zu steigen, seine Ungeduld, sein Streben nach dem Vielseitigen hat seine Kräfte zersplittert, sein bewußtvolles Umblicken hat ihm Zweifel rrregt und auf Zeiten die Begeisterung entfernt, er hat weniger gedichtet und einseitig und ungenügend gelehrt, statt gottbegeisterte Weisheit des Dichters zu verkünden, und hat auf seinem Wrge sich groß. mannigfaltig ausgebildet, was ihm auf dem ersten Wege der individuellen Ausbildung wohl anders, scheinbar geringe im Umfange, aber lebenskräftiger und eigenthümlicher gekommen wäre. Hätte das Schicksal unserm Vaterlande dieß gegönnt, so stünde er, wahrhaft wie Homer und Shakespeare, allem Verfall und allen Verirrungen der Zeit und Zukunft als deutscher, patriotischer Dichter, als Heeresfürst aller Genien, die sich ihm anschließen müßen, kämpfend, siegend und unüberwindlich entgegen; anstatt daß jetzt Deuteln, Mißverstand, vorsätzlicher und unschuldiger, seine Wirkung schwächen und andere Geister von Zeit zu Zeit als Vorkämpfer hintreten, deren Kraft dem Widerstande nicht gewachsen ist, und in deeen Gefolge deßhalb auch die Geister des Unwahren, Nichtigen, Abgeschmackten schwächlich odrr schreinbar mitkämpfen, um nachher am Siege und der Beute Theil zu nehmen.“ Dir andere Stimme äußert sich Seitr 269: „Die Heldenzeit nicht nur, die Zeit des geistigen Kampfes, selbst die der Rohheit war vorüber, ohne eine bessere odee ähnliche an die Stelle zu setzen. Eine Dämmerung trat freilich in die Finsterniß ein. Wie alle Wurzeln des Lebens, der Selbstständigkeit und der Geschichtr abgegraben waren, so konntr freilich die benachbarte Nation, die damals, durch Elend hindurch zum Glanz gelangt, ihre Geschichte beschloß, auf Gesinnung, Denkweise und sogenannte Poesie unbedingt einwirken. Ebrn so später eine Art von Philosophie, die ohne zu forschen das Höchste und Tiefste an den einfachen gesunden Menschenverstand führte, um von diesem stets Verneinenden zu erfahren, daß es weder Wunder noch Gedanken geben könne. Beides, der französische Geist und dieser deutsche, vereinigten sich sehr gut mit jener unwissenden Spießbürgerei, derrn Tugend war, fast wie die des Diogenes, keines Bechers selbst zu bedürfen, sondern so recht eigentlich von der Hand in den Mund zu leben. Doch meldete sich der Geist und die ewig unauslöschliche Sehnsucht. Kommt ja doch auch jedes Jahr der Frühling wieder. Die steife Ehe, die langweilige Familie, die drückende Etikette, der schroffe Unterschied drr Stände, die verletzende Anmaßung der Höheren, die grobe Unwissenheit des Adels, die veralteten Institutionen, das fast wahnsinnige Festhalten an Einrichtungen, die zermorscht durch sich selbst einzubrechen drohten, der Mangel jeder Freiheit und Leichtigkeit im Umgange und Gesellschaft, alles dieß, von steifer Altklugheit, oder nachgeahmter unpassender Frivolität gerechtfertigt und angegriffen, war, die finstern Farben nur zusammengerückt, das damaligr Leben. Wo Poesie hernehmen? Was sollte sie nur bedeuten? Wer war da, sie zu genießen? Schien es doch, als bedürfe kein Mensch ihrer. Nur aus dem Widerstande gegen diese Schroffheit, nur aus der Auflösung dieser Bande konnte sie hervorgehen, früheren Zeiten ganz unähnlich, gewissermaßen entgegengesetzt, die von Heroen, Kämpfen, Begebenheiten, Leidenschaften und sinnlicher Begeisterung anheben. Wie war dieß in Jahren möglich — „wo Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage“ — im Verlauf der Zeilen geworden war? Das Eis mußte schmelzen, um dem neuen Grün und den Blumen Raum zu geben. Eine Auflösung, die durchdringen soll, mußte die steife Tugend verdächtig machrn, den Hochmuth erniedrigen, die geschwächte Vergangenheit rechtfertigen, und das verkannte Herz, auch in seinen Schwächen, die sich nur aus dem Edelmuth erklären und erzeugen, vor dem Richterstuhl riner starren trazen Vernünftigkeit entschuldigen. In Wehmuth blüht der Frühling und geht das Schöne sichtbar auf. Das Eine kann man nicht ohne das Andere wollen. Und so drang Goethe's Frühlingsgrist lösend und erfrischend in die Welt, durch seine Zartheit so kräftig, daß es Vielen wie Sturm erschien. Die Ströme brachen, indem die Blüthenbäume wehten, so schnell, daß Schollen und Erde und kleine Krautgärtchen, manche moralische Observationshänserchen mit fortgerissen wurden. Was der steife Zuchtmeister Verbrechen genannt hatte, was der Unempfindliche verabscheute, trat nun als Gefühl, Rührung und Schönheit unter die erstaunten Menschen. Ein höheres Recht offenbarte sich im mächtigen Gedanken, der, mit dem Gefühl innigst verbunden, unmittelbar aus dem reinen Born der Natur geschöpft wurde. Wo ist in Frankreich, England, Italien und Spanien eine Zeit, die man mit dem wunderbaren Auftreten Goethe's vergleichen könnte? Welche Nation hat Lieder gesungen, wie jene wundersamen Sehnsuchtsgesänge? Wo ist je so, wie Andromeda, die nackte Schönheit vom Felsen entfesselt worden, die dem Meerthier zum Raube bestimmt war?“

Wir haben die letztere Stelle ganz hergesetzt, weil sie das Günstigste ist, was wohl je über Goethe gesagt worden ist und gesagt werden kann. Abrr sie läßt immer noch etwas übrig, sie sagt nicht die ganze Wahrheit. Wenn es sich nur vom Lösen der erstarrten Glieder und von der warmen Luft handeltr, die dem finstern Puritanismus und drr Reifrockzeit entgegengesetzt werden sollten, so war dafür schon lange vor Goethe durch Voltaire und Wieland alles Nöthige geschehen. Wenn es sich von den Rechten des Herzens, von Anerkennung der „süßen Natur“ handelte, so hatte Rousseau lange vor Gorthe diesen Ton angeschlagen. Wenn es sich vom romantischen Geist handelte im Gegensatz gegen die Renaissance, so hatte Shakespeare schon alles gethan. So gar unvorbereitet war also Goethe's Erscheinung nicht.

Welche überragende Stellung auch Goethe in der deutschen Literatur einnimmt, so ist es doch mißlich, ihm einen so allseitigen Einfluß zuzuschrriben, wie es von vielen Seiten geschehen ist, da der Einfluß, den man ihm zuschreibt, eigentlich schon von seinen französischen, englischen und zum Theil deutschen Vorgängern geübt worden ist, und da dieser Einfluß sich überhaupt auch gar nicht so weit erstreckt, als man annimmt. Wie im alexandrinischen Zeitalter jeder von den ältern Hellenen scharf und plastisch klar von andern unterschiedene Gott in ein Pantheon voll konfuser Attribute aller Götter umgedeutet wurde, so scheint man auch auf Goethe, statt seine Eigenthümlichkeit zu unterscheiden, nur alles, was sich von der Macht der Poesie denken läßt, übergetragen zu haben. Jedenfalls legt es ein großes Zeugniß für seinen Einfluß ab, daß er so vielen Geistern in Deutschland geradezu Alles in Allem werden konnte, daß sie die Wrlt nur noch mit seinen Augen ansahen, daß sie, wie Tieck S. 259 andeutet, eine in Goethe versammelte Gemeinde, kaum weniger andächtig, als die in Christo versammeltr, bildeten. Allein es ist auf der andern Seitr nicht zu verkennen, daß diese Glorifikation mit ihren Strahlen allzu blendend auf das Urtheil gewirkt hat, und daß eine gewisse Geistesgefangenschaft eingetreten ist, welcher sich die ewig freie Kritik nie unterwerfen darf; so wie auch das Volk im Ganzen sich ihr nicht unterworfen hat. Der Goethekultus in seiner Uebertreibung war lediglich Sache der überfeinerten Stubenmenschen, nicht des naturwüchsigen Volks. Und das große deutsche Volk erwartet für sein geistiges wie für sein leibliches Gedeihen wohl noch ganz andere Frühlinge, als den welcher die schönen Gedichte Goethe's zeitigte.

Nichts war wohl unnützer, als der Streit der poetischen Konfessionen in Bezug auf das alleinseligmachende Vorrecht

Digitized by Google

Goethe's. Es ist der Poesie dabei ergangen, wie in Religionsstreitigkeiten der Religion. Sie hat verloren, der Sinn für sie ist unvermerkt zur Dialektik geworden, vom Interesse des Plaidoyer selbst ist das Interesse für den Gegenstand, um den man stritt, mehr und mehr verschlungen worden. Aber nur die Andächtler tragen davon die Schuld. Hätte man nicht so über alles Maß vergöttert, so würde die Opposition unterblieben seyn. Nachdem einmal der Versuch gemacht wurde, die Alleinherrschaft eines Geistes im Gebiete der Poesie durchzusetzen, sträubte sich etwas im deutschen Volke dagegen ganz eben so natürlich, wie es sich gegen die schon mehrfach vorgekommenen Versuche, im Gebiete der Philosophie eine solche Alleinherrschaft durchzusetzen, gesträubt hatte. Das deutsche Volk mit seinem universellen Geist ist wohl unter allen Völkern am wenigsten geeignet, sich geistig uniformiren zu lassen. Es freut sich seiner vielen Kräfte, es gebiert sie, aber es unterwirft sich ihnen nicht.

Tieck sagt 218 von Goethe: „Das Wunderbare und auf der andern Seite Nachtheilige ist es, daß uns der große Autor erst erzogen und verzogen hat. Er selbst gibt uns die Richtung und Bildung, die unsere eigensten Kräfte entwickeln. Im errungenen Besitz geht freudig jeder seinen Weg fort, verändert sich, je nachdem Schicksal, Leidenschaft und Stimmung ihn anregen und umwandeln, oder wie vielleicht ein selbst entwickeltes Talent diese und jene gewisse Beschränkung und einseitige Richtung ihm gewissermaßen zur Pflicht machen. Der Keim, den er früher von seinem Lieblinge mitnahm, ist nun in anderm Boden, unter ungleichem Klima in anderer Gestaltung aufgegangen, und nun wundert oder erzürnt sich der Liebhaber wohl, daß jener Verehrte, dem er gern alles verdanken, mit dem er ganz und auf das innigste einverstanden seyn möchte, indessen andere Lebensquellen aufgegraben hat, die Schönheit in andere Gestalten kleidet und auch wohl Weisheit, Fülle, Natur und Wahrheit entdeckt und in Tönen verkündigt, die früheren zu widersprechen scheinen, so wie die gefundenen Schätze selbst dem Freunde, der jetzt von anderer Stelle zurücksieht, nicht ganz so in das Auge leuchten mögen, wie sie es denn doch, bei unparteiischer Prüfung verdienen." Was hier in Bezug auf die Leute gesagt ist, die sich an irgend eine einzelne Entwicklungsstufe des Goethe'schen Geistes gehalten haben, das kann mit eben so viel Recht von denen gesagt werden, die sich an den ganzen Goethe gehalten; nur daß sich zu diesen dann die große Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes verhält, wie sich hier die Entwicklungsgeschichte des Goethe'schen Geistes im Kleinen zu den Anbetern seiner verschiedenen Phasen verhält. Der Kreis, den Goethe umschreibt, ist umschrieben von einem noch viel weitern, noch viel tiefer in die Urquelle alles Geistes wie in Vergangenheit und Zukunft eingreifenden Kreise. Er selbst hatte Recht in allen Aeußerungen seines Daseyns, denn jeder muß sich ausgeben, wie er ist; und daß es ein großes, reiches Daseyn gewesen, soll ihm Niemand bestreiten; aber die hatten Unrecht, die den Theil zum Ganzen, das Individuelle zum Universellen machen und den gewaltigen Strom deutschen Lebens in seinem Sturze zur Zukunft aufhalten wollten mit den doch verhältnißmäßig kleinlichen Mitteln der Poesie des 18ten Jahrhunderts.

## Völkerkunde.

Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Verein mit mehreren herausgegeben von Dr. Wilhelm Stricker. Zweiter Band, drittes und viertes Heft. Frankfurt am Main, Brönner. 1848.

Wir haben früher schon die Anfänge dieses lehrreichen Buches besprochen. Herr Stricker sammelt alles, was sich auf die Schicksale und Wirksamkeiten der Deutschen außerhalb Deutschland bezieht. Er folgt mit historischem Blick den Auswanderungen im Großen wie im Kleinen und hebt alles hervor, was sich vom deutschen Ursprung und Namen im Ausland irgend auszeichnet. Wir ersehen aus dieser Zusammenstellung, in wie ausgedehntem Maße die Auswanderungen wirklich Statt finden und wie deutscher Geist und Fleiß sich auch außerhalb der vaterländischen Grenzen geltend zu machen und Ruhm zu erlangen weiß.

Hier liegt uns zuerst ein Aufsatz von Wuttke über die Umbildung slavischer Namen ins Deutsche vor. Dann eine Uebersicht über die deutsche Literatur in Frankreich, aus dem Ausland abgedruckt. Das Resultat derselben ist, daß die Franzosen doch eigentlich noch wenig von uns wissen, und daß an eine systematische Ergründung unserer Literatur und unseres Geistes von ihrer Seite noch nicht zu denken ist; wie viele Freunde der deutschen Literatur es auch in Frankreich gibt und wie mancherlei schon, mehr oder minder zufällig, aus dem Deutschen ins Französische übersetzt ist. Sogar der Einfluß, den die romantische Richtung der Deutschen sichtbar auf die französische Poesie geübt hat, widerlegt das nicht, was wir eben gesagt haben. Der Franzose ist zu stolz auf seine eigene Literatur, um die deutsche gehörig würdigen zu wollen. Er ist zu bequem, um sie gehörig studiren zu können. Er hat — wenn es erlaubt ist zu sagen, — zu viel natürlichen Geschmack und zu wenig Zeit, um sich an unsere Weitläuftigkeit gewöhnen zu können. Er ist zu leichtsinnig, um unsern tiefen Ernst zu begreifen. So vereinigt sich alles, um ihm das Verständniß unserer Literatur, wenn nicht unmöglich zu machen, doch überaus zu erschweren.

Die dritte Abhandlung greift in die Urzeit zurück und schildert die alte hanseatische Kolonie zu Bergen in Norwegen (aus Sartorius Geschichte der Hansa). Ein kleiner Aufsatz bespricht die deutschen Grenzen in Tyrol, ein größerer von Arthur Schott die Verhältnisse der Deutschen im Banat, mehrere andere Aufsätze handeln von den Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Dem schließt sich eine Abhandlung von Clement über die deutschen Grenzen in Schleswig an. Dann folgen Fragmente aus Wuttke's Schrift „Polen und Deutsche."

Diese Schrift hat ein großes Verdienst. Wohl nirgends ist das Verhältniß der Slaven zu den Deutschen richtiger auseinandergesetzt. Wir gutmüthigen Deutschen freuen uns, in der altslavischen Literatur neue Schätze der Völkerkunde und Poesie zu entdecken und übersetzen, was von der Art herauskommt. Die Slaven aber, anstatt sich gleichermaßen oder noch viel mehr über die ungleich größern Gaben des deutschen Geistes und der deutschen Literatur zu erfreuen, haben sich in giftigen Haß gegen uns verbittert. Wir wundern uns darüber, sind aber so gutmüthig, wieder alles zu übersetzen und abzudrucken, was sie in dieser Gehässigkeit gegen uns schreiben. Diese Gutmüthigkeit allein ist ein Beweis unserer Ueberlegenheit. Herr Wuttke kennt die sogenannten Panslavisten sehr genau und entwirft hier ein Bild ihres Treibens. Von jugendlichem Feuer erhitzt überschätzen sie sich. Anstatt das Pfund ihres Geistes auf Zinsen zu legen, rufen sie damit va banque! Miloslaw Hurban sagt ohne weiteres: das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der Slaven! Wuttke gesteht ihnen viel Geist zu, tadelt aber die Ueberschätzung und den Mißbrauch desselben. „Trotz dieses hohen Berufs und dieser außerordentlichen Naturgaben merkt doch an allen Ecken und Enden das auserwählte Volk die Ueberlegenheit der Deutschen, und ärgert sich darüber sehr. Einmal wird sie im vollen Unwillen naiv zugestanden, ein andermal ergießt sich dafür ihr glühender Zorn in Schmähungen über alles Deutsche. Da nahm der Panslavismus den unzweideutigen Charakter des Hasses gegen das Deutsche an. Mit fieberhafter Ungeduld wollten die meisten Slavisten nicht bloß säen und pflanzen und dann harren bis die

Digitized by Google

Saat emporschießt und die Halme reifen, sondern gleich auf der Stelle als bedeutend in Europa angestaunt werden. Was sie nun selbst nicht hatten, das gönnten sie auch den Deutschen nicht. So kamen sie dahin auf Kosten des Deutschen geistige Eroberungen zu unternehmen und den Deutschen ihre Errungenschaft streitig zu machen und als slavischen Ruhm der Welt vorzustellen. Der Slavenkreis besaß alsdann schon, wonach er erst streben sollte — und es gibt ja dumme Leute genug auf der Erde, die gläubig hinnehmen was dreist und oft wiederholt wird. Schon Schafarik gerieth in diese Verirrung. Bekanntlich ging die Erforschung der slavischen Geschichte von deutschen Gelehrten aus, und die Darstellung ruht noch gegenwärtig zur Hälfte auf deutschen Arbeiten. Schafarik nun nennt es in der Vorrede zu seinem Literaturwerk einen bloßen Zufall, der es mit sich brachte, daß die Schriften, aus denen ich die meisten Materialien meines Werkes behufs eigenen Gebrauchs zusammentrug, beinahe alle deutsch waren," in seinen „Alterthümern" aber stehen die vielen Ausfälle auf deutsche Gelehrte in einem seltsamen Widerspruch mit seinen Anführungen, in denen er sich überall auf die Ausbeute deutschen Fleißes stützt.

Das Merkwürdigste ist, daß die Panslavisten geradezu alles umkehren, was die Geschichte von der Rohheit und Barbarei der Slaven und von der Treue und Tüchtigkeit der Germanen berichtet. Auch Kollar ging diesen Abweg. Er sagt gar (Wechselseitigkeit, 2te Aufl. 1844, S. 80): „Kurz, die meisten ausländischen Schriftsteller, die über die Slaven geschrieben haben, gleichen jenen unsaubern Thieren, die überall nur Schmutz aufsuchen, um sich davon zu nähren," und im Allgemeinen (1ste Aufl. S. 55): „Aber die Germanen haben gar nicht Ursache, viel auf ihre Tapferkeit, ihre Kriege, Siege und Unterjochungen zu pochen und darauf ihren Nationalruhm zu gründen. Es gibt Siege, die weit schlimmer sind als Niederlagen, und Niederlagen, die weit glorreicher sind als Siege. Hätten die Slaven auch gar kein anderes Verdienst um die Menschheit gehabt, als dieß, daß sie den historisch bekannten wilden barbarischen Vandalismus und Gothismus der alten Germanen durch ihre Kraft gebrochen, durch ihre Geduld und Sanftmuth verzehrt, durch ihr Blut, ihre Arbeitsamkeit, ihre bloße geräuschlose fleißige Gegenwart so gemildert und humanisirt haben, wie er jetzt ist, schon das wäre groß und unsterblich." Also nach Herrn Kollar haben die Slaven das deutsche Volk erzogen. Den Slaven haben wir, wie er meint, das meißnische Deutsch, welches er irrig für das beste hält, sowie dessen Erhebung zur allgemeinen Sprache zu danken, kurz, „erst durch die Slaven ist Deutschland das geworden was es ist." Natürlich, denn nach der Versicherung des Verfassers der „geschichtlichen Uebersicht der slavischen Sprache und ihrer verschiedenen Mundarten" (K. v. D., Leipzig 1837. S. 251) waren die Slaven zur Zeit ihrer Unterwerfung in Hinsicht der Civilisation den Deutschen überlegen; auch die Tschechen standen nach dem Verf. der Schrift „Slaven, Russen, Germanen rc." in geistiger Kultur höher als die deutschen Einwanderer, und Jordan kann nicht begreifen, wie man in Tacitus' Germania eine belobigende Schilderung herauslese. „Tacitus, schreibt er, erzählt etwas von einer Bärenhaut, auf der gewisse nordische Barbaren (aber keineswegs die Slaven) so lange zu faullenzen gewohnt waren, bis die Noth sie trieb, einen Bären mit einem andern Felle zu suchen." Ja, wir „verzehren die Früchte slavischen Fleißes." Was Gutes an den Deutschen ist, das rührt im Grunde von den Slaven her. Die Thatkraft der Preußen, versichert man uns zu unserm Erstaunen, stamme aus der Wurzel. Die Brandenburger, Pommern und Preußen verloren die Erinnerung zwar an ihre Herkunft, erzählt uns Herr Cyprian Robert (les deux panslavismus, situation actuelle des peuples slaves. Paris, 1847 (1846. S. 12) aber nicht die eigenthümliche Gemüthsart ihrer Ahnen. Car la spontanéité, hat man ihm gesagt, l'élégance, l'enthousiasme patriotique, tout ce qui rend les Prussiens supérieurs aux autres Allemands leur vient précisément de leur origine polonaise et slave." Es erscheint als absichtsvolle Entstellung, als eine Ausgeburt des Parteigeistes die Schilderung des ältesten gesellschaftlichen Zustandes der Slaven, welche in neuester Zeit durch die Herren Maciejowski und Palatzky herrschend geworden ist. Sie verbreiten ein rosiges Licht über denselben. Bei den Slaven, heißt es, war reine Demokratie,* Fleiß und Tugend. Von den Deutschen kamen die Laster und alles Unheil. Von ihnen wurde das Königthum und die Leibeigenschaft und die Sauflust zu den Slaven gebracht. Von den Deutschen erst erlernte der Slave die grausame Behandlung der Gefangenen, die Verachtung der Menschenwürde. Aber das alles ist nicht wahr. Nicht bloß deutsche, auch byzantinische Berichterstatter geben uns ja genugsame Auskunft." Eben so wurde die böhmische Geschichte aufs unverantwortlichste entstellt. Alles was uns die beglaubigte Geschichte von der Tücke und dem Verrath, von der Härte und Grausamkeit der alten Tschechen meldet, wurde von den sophistischen Panslavisten geradezu umgedreht und aus den Tschechen ein hochgebildetes, frommes, edles, friedfertiges Volk gemacht, das erst durch die deutschen Barbaren verwildert worden sey. Es kann uns nun in der That nicht ganz gleichgültig seyn, wie auf Kosten der Wahrheit und zugleich der deutschen Ehre die panslavistischen Schriftsteller zu dichten und zu träumen belieben. Deßhalb ist Wuttke's Werk aller Beherzigung und einer größern Verbreitung werth.

Die folgenden Aufsätze handeln von den Versuchen, in den Ostseeprovinzen das Deutschthum und den Protestantismus durch Russificirung auszurotten, und von den deutschen Kolonien in Südrußland. Ferner vom deutschen Buchhandel in Nordamerika und überhaupt von den Deutschen daselbst, deßgleichen von der blühenden deutschen Kolonie St. Leopoldo in Brasilien, von den Deutschen in Buenos Ayres rc.

Dann werden einige interessante Biographien von Deutschen eingeflochten, die sich im Ausland ausgezeichnet, zuerst von dem berüchtigten Theodor von Neuhof, der sich einige Zeit hindurch zum König von Korsika aufwarf, von dem tapfern Fürsten zu Lippe, der sich als Feldherr in portugiesischen Diensten auszeichnete, und von dem nordamerikanischen Krösus Astor, der vom armen Sohn eines dürftigen Gerichtsdieners in Walldorf bei Heidelberg bis zum reichsten Mann in den Vereinigten Staaten emporstieg. Daran knüpfen sich weitere Nachrichten über die Deutschen in Amerika von Löher rc.

Den Schluß machen kleine Miscellen, aus denen wir einige ausheben wollen: In Adelaide erscheint wöchentlich einmal „die deutsche Post für die australischen Kolonien;" Verleger ist Cornhardt aus Lorge, früher in Bremen Setzer der Weserzeitung, deren äußere Ausstattung sein Unternehmen nachahmt; Leiter sind der Geognost Joh. Menge und Dr. Beyer aus Erlangen. Der jährliche Preis ist 1 Pf. Sterl. — In Belgrad erscheint seit dem 1. August 1848 wöchentlich einmal eine deutsche Zeitung: „Der Serbe," herausgegeben von Milosch Popowitsch. — Die „Bukareschter deutsche Zeitung, herausgegeben von Karl Schwedler aus Berlin, erscheint Montags und Donnerstags und wird vom Fürsten Bibesco mit 300 Dukaten jährlich unterstützt.

* Vergl. Germania II. 72: „Iwan, der so gut die Freiheitsstimmung seiner Nowogoroder kannte, mochte auch ganz gut wissen, woher diese fremdartige Pflanze in dieses Klima gekommen war."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 25.** Sonnabend den 7. April 1849.

## Länder- und Völkerkunde.

Spanien und die Spanier, geschildert von Emanuel von Cuendias, illustrirt mit vielen Holzschnitten, sauber ausgemalten Volkstrachten und Abbildungen der vorzüglichsten Bau- und Kunstdenkmäler. Brüssel und Leipzig, Muquardt, 1847. Groß 8.

Ein sehr reich ausgestattetes Werk, in dem man Spanien, seine Städte, Berge, Kirchen, Schlösser, seine Männer und Frauen aus allen Ständen und ihr so höchst eigenthümliches Leben wie im Spiegel erblickt. Die Beschreibung folgt einem Reisewege von Biscaya in westlicher Richtung nach Andalusien und von da wieder in östlicher Richtung nach Barcellona zurück. Der Verfasser kennt Spanien genau, bis auf die kleinsten und feinsten Züge und schreibt mit Wärme.

Er bemüht sich, den Gesammtcharakter des spanischen Landes aufzufassen und jene geheimnißvollen Beziehungen zu finden, die zwischen dem Boden und den Menschen bestehen. Der erste Anblick Spaniens ist der des Oeden, Einsamen. „Und doch, sagt der Verfasser, ist Spanien schön, troß seiner schroffen Berge und seiner dürren einsamen Flächen, vielleicht um so schöner wegen dieser Einsamkeit und Dürre, die beim ersten Anblick zur Trauer stimmen; denn sie erwecken auch Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese strenge Nacktheit, um diesen Mangel an sinnlichem Reiz. Die Physiognomie des Landes gleicht der seines Volkes. Erst wenn man Spanien gesehen hat, begreift man den glühenden Stolz, die kalte Kühnheit und die tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft im spanischen Nationalcharakter; erst dann versteht man den hohen Sinn, mit dem er auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die ihm Feigheit und weibisches Wesen einflößen, seine Ruhe und seinen Schicksalstroß im größten Unglück, seine ewige Treue in Haß und Liebe; denn auch in der Natur des Landes ist nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Einsamkeit und Dürre, Gebirg und Fläche, Tugend und Verbrechen, Alles hat in Spanien das Gepräge des Großen und Gewaltigen. Wer zum erstenmal die beiden Castilien und die Mancha durchpilgert, muß sich von religiösem Schauer ergriffen fühlen, die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieser Reiche scheint ihm ein Traum. Er glaubt sich auf einem Erdocean allein und verlassen.“ Dann die Betrachtung überführend zum Volk, bemerkt der Verfasser. „Es ist etwas Räthselhaftes um dieses Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und so unwissend, so freimüthig und so verschlossen, so leichtgläubig und zugleich so mißtrauisch ist. Gewiß dieses Land, das in seinen Widersprüchen und seiner Eigenthümlichkeit mit keinem andern zu vergleichen ist, verdient gründlicher als bisher studirt zu werden. Es ist ein Problem für den Historiker wie für den Politiker, für den Dichter wie für den Philosophen. Man kann seine Vergangenheit anklagen und seine traurige Gegenwart eine selbstverschuldete nennen; ein Werk der Nemesis. Welches Volk wäre frei von solcher Schuld und Heimsuchung? Man kann sogar eine Scheu empfinden vor den unergründlichen Tiefen und den unheimlichen Nachtseiten des spanischen Charakters, aber von seiner naturwüchsigen Größe muß man ergriffen werden. Wird doch selbst der Skeptiker aus dem Norden gerührt, und wider Willen gefangen genommen von dem Mährchenglauben des Andalusiers. Man erzählt ihm mit so naiver Grazie, mit so unwiderstehlicher Hingebung und Gläubigkeit all die phantastischen Traditionen, daß der strengste und kälteste Verstand sich allmählig von ihnen einlullen läßt.“ Man ersieht aus dieser lebendigen Schilderung, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht ohne Geist und Liebe aufgefaßt hat.

Die Reisebilder beginnen mit Cantabrien. Irun ist das Thor, durch welches wir in die pyrenäische Halbinsel einziehen. „Dann gelangen wir nach Fuenlarabia und verweilen bei der berühmten Mädchenrepublik der Schifferinnen auf der Bidassoa, die heute immer noch so schön, so keusch und so keck sind wie sie vor anderthalb hundert Jahren die reisende Gräfin d'Aunoi beschrieben hat. Wir kommen sodann nach St. Sebastian und besuchen Loyola, das Mutterkloster der Jesuiten; dann die wohlhabende Stadt Tolosa. Ueberall hebt unser Führer die charakteristischen Merkwürdigkeiten der Oertlichkeiten, der Menschen und Sitten hervor, und fast auf jeder andern Seite ist eine Illustration beigegeben, Landschaften, Architekturen, Genrebilder, Kostüme. Von Tolosa wird ein sehr eigenthümlicher Zug des spanischen Geistes berichtet. „Merkwürdig aber und Spanien eigenthümlich ist der Adelstolz, den die wackern Kaufleute von Tolosa besitzen! Der Fabrikant oder Handelsmann von hier wird lieber zwei oder drei gelieferte Artikel auf seiner Faktur weglassen, als daß er aus Mangel an Raum oder Zeit unterließe, sein Familienwappen nebst den Titeln, die er von verschiedenen Königen erhalten hat, voll darauf abzudrucken. Doch auch dieser Stolz, über den man im Auslande zu lächeln pflegt, hat seine glänzenden Seiten und ist die Quelle einer wahrhaft ritterlichen Loyalität in allen Geschäftsbeziehungen; ja es sind ritterliche Kaufleute, die Herren in Guipuzcoa. Wo ein Franzose oder Britte sich durch Kontrakte mit sieben Siegeln nicht für gebunden hielte und zwei bis drei Prozesse sich an den Hals werfen ließe, da fühlt sich der Tolosaner durch sein einfaches Wort gebunden. Man hat kein Beispiel, daß je ein hiesiger Handelsmann sein Wort gebrochen.“

Weiter reisen wir über Bilbao und Vitteria und lernen

Digitized by Google

die Sitten und die alten Freiheiten der Basken kennen, bei welchem Anlaß der Verfasser die Meinung zu widerlegen sucht, als hätten sich die Basken des Don Carlos aus Legitimitätsgründen und blindem Servilismus angenommen, da sie im Gegentheil ihn nur als Kampfgenossen benutzt hätten, um sich ihre alten Fueros zu erhalten. Der Weg führt uns sofort nach Asturien und Galizien, über Santander nach Coruña; wobei die sehr eigenthümlichen Sitten der spanischen Böotier, nämlich der gutmüthigen, ehrlichen, aber rohen Galizier ausführlich und anschaulich geschildert werden.

Indem wir sodann Castilien betreten, weht uns der altcastilische Geist wie der strenge Wind der Hochebene an. „Es ist etwas eigenes Feierliches und zugleich Herbes in diesem specifisch spanischen Charakter. Wie das castilische Land, so und noch mehr ist das castilische Volk das Herz und die Citadelle Spaniens. Der Castilier ist, was sein Name andeutet, stolz, sich den ältesten Castellan oder Schloßhüter der spanischen Christenheit zu nennen; sein Charakter ist der Typus aller nationalspanischen Ritterlichkeit und Größe. Castilisch ist stets die Sprache der Bildung, Literatur und Staatsherrschaft gewesen; aus Castilien stammt der stolze Faltenwurf spanischer Grandezza, so wie die verrufene spanische Etikette. Aber heutzutage suche man den schwachen Abglanz altcastilischer Herrlichkeit nicht in Madrid oder den größern Städten; Niemand weniger als die castilischen Granden geben ein Bild jener Größe, von der wir sprechen. Die Sonne Cids leuchtet noch über ihren Palästen und funkelt auf ihren Wappenzeichen, aber sie selbst sind eben so klein und trübselig, wie ihre Titel lang und ruhmredig; ein physisch und moralisch verzwergtes Geschlecht." Andererseits wohnt dem Volke auf dem Lande eine unerträglich stolze Faulheit bei. „Besonders in Neucastilien sind die meisten Quellen versiegt, ist Brenn- und Bauholz eine kostbare Seltenheit geworden. Da gibt es wenige, weit auseinander liegende Dörfer und traurige Lehmhütten ohne Glasfenster. Braungelb, wie ein Zigeunergesicht, sehen Erde, Menschen, Hof und Vieh aus. Denn der Castilier pflanzt nur Obstbäume oder höchstens ein paar Büsche für seine Alamedas; wie der Orientale denkt er nur an das unmittelbar Nützliche, nie an Schatten für seine Enkel. So hat er denn seit der Vertreibung der Mauren allmälig das ganze Land entwaldet und in der Umgebung Madrids selbst von den Kirchhöfen die Bäume weggehauen. Er hat ein blindes Vorurtheil gegen Laubholz und haßt die muntern Vöglein, weil sie ein oder das andere Mal eine Kornähre plündern. Die Mutter Erde aber rächt sich für diesen undankbaren Raub und Frevel an ihrem natürlichen Schmuck und Kleide; sie dorrt am Ende aus und versagt stellenweise Frucht zu tragen. Der Ackerbau hat hier seit Jahrhunderten keine Fortschritte gemacht und wird noch heute betrieben wie zu Zeiten Virgils; sonst müßte Castilien im Stande seyn, halb Europa und ganz Spanien mit Weizen zu versorgen." — Und dennoch hat das Volk von Castilien noch seine alten Tugenden bewahrt, Tapferkeit und Treue, eine Ritterlichkeit, wie sie kaum sonst irgendwo so in Masse vorkommt. „Mancher mag den rosenlaunigen Andalusier und den zuvorkommenden Valencianer vorziehen; Vertrauen schenkt man am sichersten dem Castilier, und wer das seine gewonnen hat, kann darauf bauen wie auf Felsengrund. Der Castilier ist wenigstens eben so stolz wie der Baske, wenn auch viel höflicher; er weiß nichts von Kastengeist, denn alle Castilier, Arme und Reiche, sind gleich und jeder hält sich dem höchsten Adel ebenbürtig. In dieser gegenseitigen Anerkennung reden auch die Bettler einander mit Don, Caballero oder Euer Gnaden an. Wer ihnen übrigens in ihrer Weise begegnet, wird bald jenes steife Ceremoniell schwinden sehen, hinter welches sie sich gegen Fremdlingshochmuth zu verschanzen pflegen. Der Castilier, wir sagen es ohne Scheu, ist unwissend, höchst unwissend, dafür sind seine natürlichen Anlagen scharf und frei entwickelt, wie die Sinne des Wilden; sein gesunder Menschenverstand, sein schlagender Mutterwitz, seine beißende Satire setzen in Erstaunen; was er spricht, trifft gewöhnlich den Nagel auf den Kopf. Sein Gemüth neigt nichts weniger als zum Sentimentalen; er hat ein ungeschwächtes Herz und sein Mangel an Sanftmuth geht bis zur Verstocktheit. Versuche einer an seinen Vorurtheilen, an seinem Aberglauben zu rütteln! Diese unbeugsame Natur, dieser halsstarrige Individualitätssinn ist durch die jahrhundertlange persönliche Freiheit genähet und erzogen worden, die der frühere Despotismus dem Volk gewährte. Das scheint ein Widerspruch und ist es doch nicht. Der altspanische Despotismus, wie der orientalische, hatte nichts modern Polizeiliches, nichts Systematisches, war kein Organismus, der mit künstlichem Getriebe in alle Räderchen und Maschen des Lebens eingriff; mit andern Worten, „er gab sich nie mit Kleinigkeiten ab" und steckte seine Nase nicht in Alles und Jedes. Seine Donnerkeile fielen auf die höchsten und ihm nächsten Spitzen der Gesellschaft: auf die Reichen, die Vornehmen, die Gelehrten und die Denker. Das Volk in seiner entfernten Dunkelheit lebte nur desto sicherer."

Wir reisen in das Herz von Spanien. Valladolid gibt dem Verfasser Anlaß, auf die altspanische Inquisition zurückzukommen und ausführlich ein Autodafé zu beschreiben. In Burgos interessirt ihn insbesondere die berühmte gothische Kathedrale und die Erinnerung an den großen Cid. Dann folgen wir ihm durch Avila, Segovia in die Nähe Madrids und verweilen vorher in dem weltberühmten Grabkloster Escorial (nicht Escurial, wie meist geschrieben wird). Am ausführlichsten wird Madrid selbst beschrieben, seine Stände bis zum niedrigsten herab, seine Damen, seine Kunstwerke, endlich auch ein Stiergefecht. Aus Anlaß der Schauspiele kommt der Verfasser auch auf die geistlichen Komödien zu sprechen, die einst für Spanien so wichtig waren, und überhaupt auf das spanische Drama, über welches wir jetzt das klassische Werk von Schack besitzen. Ohne hier näher in das Madrider Leben eingehen zu wollen, bemerken wir nur, daß der Verfasser auch auf Dinge Rücksicht nimmt, welche weniger bekannt sind, als Stiergefechte, Murillos, Autos ꝛc. Unter anderm auf die sehr merkwürdige Brüderschaft für die Rettung aus der Todsünde. Mittermaier hat sich das Verdienst erworben, die zahlreichen Humanitätsanstalten Italiens, die auf geistlichen Brüderschaften beruhen, rühmend zusammenzustellen. Spanien verdiente eine gleiche Rücksicht. Ueberhaupt zeigt sich hier eine der schönsten Seiten des Katholicismus. Durch freie Association in christlicher Liebe wird in der That mehr gewirkt, als in manchen protestantischen Landen durch Polizeikontrole. Jene spanische Brüderschaft für die Rettung aus der Todsünde ist nicht nur ein Asyl für alle, die in Verzweiflung kommen, sondern auch eine trostreiche Mahnung für solche, in denen noch mitten in der Lust des Verbrechens nur einmal die Stimme des Gewissens erwacht. Wer sich an sie wendet, dem wird geholfen, und strengstes Geheimniß deckt die Wohlthat. Sie besitzt zwei große Häuser in Madrid, eins für die Schuldigen, eins für die Verirrten. Alle entlassenen Strafgefangenen werden von hier aus versorgt, reuige Sünderinnen erhalten von hier aus Mittel zu einer sittlichen Existenz; Verführte werden hier getröstet. „Eine Frau, die ans Haus der Brüderschaft anklopft, braucht kein Zeugniß vom Polizeikommissär des Stadtviertels oder vom Pfarrer des Kirchspiels oder von einem Komitémitglied vorzuzeigen. Das Wort: ich bin Mutter .... öffnet ihr das Thor und verschafft ihr all die zarte Rücksicht und Pflege, welche die Tugend im Unglück und die verführte Unschuld gleich sehr verdienen. Die edle Brüderschaft versteht ihre heilige Sendung; sie weiß, daß jene demüthigenden

Digitized by Google

Förmlichkeiten, welche man in der Gesellschaft „nothwendige Vorsichtsmaßregeln“ zu nennen beliebt, nur eine unnütze, das Unglück verhöhnende Grausamkeit sind. Das Opfer des Elends oder der leichtgläubigen Liebe wird an der Thüre des Asyls von keiner rohen Neugier gequält: Niemand verlangt ihren oder ihres Verführers Namen zu wissen. Verläßt sie das Haus, so bekommt sie ein mit einer Personaldeschreibung versehenes Zeugniß, welches ihr unfehlbar die Pforten des Vaterhauses öffnet und sie vor jedem harten Worte schützt. „Die Brüder,“ so lautet die Formel dieses Zeugnisses, „flehen den Vater und die Mutter der Ueberbringerin an, nicht zu vergessen, daß Gott ihrem Kinde verziehen hat und daß ihre Tochter Mitleid und Trost verdient. Gott, unser Herr, wird ihnen dafür auch vergeben!“ — Wehe dem Vater, der trotz dieser frommen Ermahnung sein Kind zu verstoßen oder nur lieblos zu empfangen wagte! Er würde allgemein für einen Menschen ohne Religion und Glauben erklärt werden und in die stillschweigende Acht der Christen gethan, würde er, trotz Rang und Stand, gemieden werden wie ein Paria. — Man wird uns vielleicht einwenden, daß die Brüderschaft ihr Vertrauen zu weit treibe, daß sie oft von Heuchlern mißbraucht werden müsse u. s. w. Habt keine Angst. Wir wissen nicht ein einziges Beispiel, daß ein bekehrter Verbrecher, der nur einige Monate im Hause der Todsünde gewesen, später rückfällig geworden wäre, — und das ist natürlich. Der Aufenthalt im Hause bringt keine Unehre, sondern verleiht ein Recht auf die öffentliche Achtung, da man weiß, daß nur freiwillige Lust zur Besserung den Unglücklichen hingeführt. Niemand zwingt ihn, dort anzupochen. Es ist keine Polizeianstalt, kein Zuchthaus, kein Arbeitshaus, kein Bettlergefängniß, wie man es in civilisirten Ländern sieht. Und der Elende, der das heilige Asyl verließe, um von Neuem der Schande nachzulaufen, könnte nie mehr auf Gnade und Mitleid rechnen. Dieß weiß man. Die öffentliche Meinung straft tausendmal härter als das Gesetz.“

Kaum weniger ausführlich wie Madrid wird Toledo geschildert, einst die Hauptstadt des westgothischen Reichs, dann der Sitz des Primas von Spanien. Daher auch hier der spanische Katholicismus in seiner ganzen Strenge hervortrat. Der Verfasser wirft mit Recht den Blick rückwärts in die alten Zustände Spaniens und gibt unter anderm eine interessante Schilderung der Ursachen, aus welchen die Juden aus Spanien vertrieben worden sind. Der Schauplatz ist Toledo. „Eines Tages nun, erzählt die Sage, kurz ehe Roderich, der letzte Gothenkönig, den Thron bestieg, brachen die Juden um Mitternacht in die Eremitage de las Mercedes ein, so hieß damals die Einsiedelei. Eine einsame Lampe brannte zu den Füßen des Bildes, aber die verfluchten Juden zündeten sogleich eine Menge Fackeln an — wahrscheinlich, um von außen nicht bemerkt zu werden — leuchteten ihm höhnisch ins Gesicht, ohrfeigten den Heiland und schlugen ihn mit ihren Schuhen, ohne daß der Herr sie einer Antwort würdigte ... Darüber erbittert, durchbohrten sie ihm die Seiten mit einem Brecheisen, rissen ihn vom Kreuze und verbargen ihn in einem Stalle. Aber der Heiland wollte sich rächen und blutete die ganze Nacht aus der Seitenwunde, so daß ein Prälat, der an dem Stalle vorbei ging und Blutspuren bemerkte, hinter das gräßliche Verbrechen kam. Die reichsten Juden wurden daher verhaftet und auf dem Zokodover lebendig gebraten. Aus Dankbarkeit für diese ihm gewordene Genugthuung fuhr der Heiland fort, Wunder zu wirken, das Blut hörte nicht auf zu fließen und eine göttliche Medicin für die Gläubigen, so wie eine Goldquelle für die Priester zu seyn. Die Juden aber, statt dadurch bekehrt zu werden, stahlen sich noch einmal ins Heiligthum und bestrichen die Füße des Heilandes mit einem furchtbaren Gift, worauf der Sohn Gottes ein neues Wunder wirkte. Als nämlich eine arme Frau vor ihm niederkniete, zog er den linken Fuß in dem Augenblicke, wo sie die Lippen spitzte, um ihn zu küssen, schnell zurück und seitdem blieb dieser Fuß losgenagelt ... Aber die Blut- und Goldquelle stockte endlich; denn die Gothen, welche das Gold liebten wie die Römer, ahmten den Judaicus Fiscus von Domitian und die grausame Politik des Tiberius zu eifrig nach und brachten die unkriegerischen Juden dadurch zur Verzweiflung. Im Jahre 694 beschloß das siebenzehnte Concil von Toledo, alle Kinder Israels mit der „Sense der Rache“ niederzumähen. Die Juden suchten daher Schutz bei den Mauren und öffneten ihnen an einem Palmsonntage, als die Christen am Grabe der heiligen Leocadia beteten, die Thore. Nun herrschte der Halbmond auf den Thürmen Toledos und die Eremitage wurde in eine Moschee verwandelt, der wunderthätige Heiland aber nebst der h. Jungfrau unter der Erde vergraben und vor den beiden Bildern eine Lampe angezündet mit so viel Oel, daß sie ungefähr zwei Jahre brennen konnte... Jetzt kommt ein neues Mirakel... Einige Jahrhunderte später wandte sich das Blatt und das Kreuz begann den Halbmond zu verdrängen. Auch hier spielten die Juden mit. Von den Mauren anfangs geschont und in Frieden gelassen, wurden sie allmälig so reich, daß den rechtgläubigen Moslems die Augen aufgingen über die Ketzerei der Hebräer. Dieselben wurden daher so fleißig strangulirt und ausgeraubt, daß sie, die früheren Verfolgungen durch die Christen vergessend, ihr Loos zu lindern glaubten, indem sie dem tapfern Alonzo VI. bei der Eroberung Toledos behülflich waren. Der König hielt seinen Triumphzug in der Stadt und unter den Rittern seines Gefolges war der Cid, dessen Roß Babieca plötzlich mitten auf der Straße niederkniete. Babieca war sonst ungemein stolz und trotzig, ein solcher Beweis von Demuth überraschte daher seinen Herrn eben so wie den König. Man ließ nachgraben und fand unter der Erde den „blutigen Christus“ nebst der Mutter Gottes, zu ihren Füßen aber brannte die Lampe hell und klar.“ Der Haß der Spanier gegen die Juden mehrte sich von nun an, namentlich in Toledo. Ein nino perdido, d. h. ein Christenkind, welches die Juden geschlachtet haben sollten, gab Veranlassung zu einer neuen Verfolgung und 1492 wurden alle Juden vom spanischen Boden vertrieben. Darin liegt der Beweis, daß die Spanier katholischer sind, als Rom selbst. In Rußland war es ebenfalls nur der strenge griechische Glaube, der die Juden nicht duldete. Je intensiver das Christenthum, um so unmöglicher wird neben ihm das Judenthum. Die Judenemancipation wäre also in unsern Tagen der deutlichste Beweis vom tiefsten Barometerstande des Christenthums, wenn die, welche emancipirt werden, noch Juden wären. Aber der gute Doktor Biekenthal hat wohl recht, wenn er meint, es gebe noch immer mehr Christen unter den Christen, als Juden unter den Juden, — diesseits der Weichsel versteht sich.

Wir folgen nun weiter dem Verfasser durch die Sierra Morena nach Andalusien und besehen mit ihm die Städte Cordova, Sevilla, Granada, die Alhambra, Cadix. In den Andalusiern will er durchaus das maurische Element vorherrschen sehen. „Wir sind im Königreich Sevilla. Seht ihr auf der Straße jene Männer mit dem braunen Teint, dem lebensprühenden Auge, der leichten Haltung und dem hüpfenden Gang voll einer gewissen Burschikosität, die auf den ersten Blick aus einer maßlosen Eitelkeit und Windbeutelei zu entspringen scheint, während sie nichts als die Eitelkeit des Glückes ist; nichts als der Widerschein innerer Seligkeit, die aus jedem Gesichtszuge strahlt — das sind Andalusier. Sie haben Sonnenstrahlen und Cigarritos nach Belieben; sie tanzen und singen, so lange sie sich rühren können; was kümmert sie der Lauf der Welt? Sie sind keine Bürger, keine Krieger, keine Spanier, keine Christen...

Digitized by Google

sie sind nichts als Andalusier, d. h. Mauren in moderner Tracht, Dichter und Träumer, die das Vergnügen bis zum Wahnsinn lieben und fast keine materiellen Bedürfnisse haben. Sie leben von Sonnenstrahlen und Düften. Der Andalusier ist ein vollendeter Epikuräer. Er träumt noch immer von der Rückkehr der Ommajaden und den Festen der Kalifenzeit. Der Katholicismus ist ihm ein phantastisches Spiel; die Schrecken der Inquisition gefielen ihm als ein Theaterstück, das Effekt macht. Aeußerlich fügt er sich den Gebräuchen des christlichen Kultus; seine Seele weiß nicht viel davon. Er ist und bleibt ewig das arabische Wüstenkind. Komme heut ein neuer Musa und erobere Spanien, so wird der Andalusier ohne Uebergang, unmittelbar, wie man eine Hand umdreht, ein ganzer Maure; und darin wäre nichts Erstaunliches. Auffallender ist vielmehr die Grazie, mit der er den Christen und Spanier spielt." Das dürfte doch etwas übertrieben seyn, denn man braucht nur auf die gegenüberliegende Küste zu kommen und die echten Mauren kennen zu lernen, um sich zu überzeugen, daß zwischen ihnen und den graziösen Andalusiern doch ein gewaltiger Unterschied besteht. Oder sind die maurischen Schönen nicht eingesperrt? Tanzt man dort im Freien den Fandango? Nein, man schachert auf den Straßen und in den Häusern schläft man oder trinkt stumm den Kaffee und raucht dazu. Die echt maurische Nordküste Afrikas verhält sich trist zu der lachenden Lust Andalusiens.

Eben so ein wenig übertrieben ungünstig scheint uns der Verfasser über Valencia zu urtheilen, wenn er sagt: „Die Frauen in Valencia sind von dämonischer Schönheit. Wir sagen dieß nicht um ihnen zu schmeicheln, sondern um vor ihnen zu warnen. Sie stammen theils von der Zauberin Circe, theils von den antiken Sirenen ab; ihre Blicke sind gefährlicher als die navajas der Männer; ihre Herzen Schlangennester. Ohne Uebertreibung! Die Falschheit der Valencianerinnen ist sprichwörtlich und doppelt furchtbar wird sie durch die unwiderstehliche Schönheit, mit der die Mutter Natur sie ausgerüstet hat. O ihr Straßen von Valencia, o ihr engen dunklen Gassen, wie für Meuchelmord geschaffen! So viel Stern am Himmel stehen so viel Schwür' und Herzen werden täglich da gebrochen. Bald neigen sie über seidenbehangene Balkone die Sirenenleiber, bald sitzen sie auf offener Straße vor den Hausthüren, — man kann ihren Anblick nicht vermeiden. So voll Tücken ihre Seele, so tadellos, klassisch ist ihr Gliederbau. Sie haben eine bezaubernde Art, ihr prächtiges Haar aufzurollen; durch das Gelock, wo es am dicksten ist, wird eine vergoldete Nadel gesteckt, und auf dem Scheitel sitzt ein ebenfalls vergoldetes Silberkämmchen von dreieckiger Gestalt und mit dem Bilde unserer lieben Frau geziert *rc.*" Das ist doch wohl von den Damen einer ganzen Stadt zu viel behauptet. — Von Valencia gelangen wir nach Barcellona und über den berühmten Montserrat nach Aragon, Navarra und Cantabrien, verweilen in Saragossa, das noch immer von seiner Zerstörung unter Napoleon sich wenig erholt hat, und kehren zu den Pyrenäen zurück.

Das ganze Werk liest sich angenehm und ist eine erfreuliche Erscheinung in unsern leider durch die schweren Zeiten verarmenden Literatur. Da es einen Cyclus von andern Länderbeschreibungen eröffnen soll, wünschen wir sehr, es möchte bald fortgesetzt werden können.

## Biographien.

**Biographien und Erzählungen von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, Hofrath und Prof. Dritter Band. Erlangen, Heyder, 1848.**

Eine ganze Reihe interessanter Rettungsgeschichten, insbesondere aus den Zeiten großer politischer Kämpfe. Den Anfang macht die Rettung des Bertrand de Molleville in der Schreckenszeit der französischen Revolution. Der Betreffende hat sie in seinen Memoiren selbst geschildert, die freilich in unsern Tagen vergessen sind. Bertrands Bruder befand sich bereits vor dem Revolutionstribunal, sah in den blutigen Septembertagen 1792 bereits die Säbel über sich schwingen, als seine Ruhe und edle Freimüthigkeit ihn retteten. Ein merkwürdiger Beweis, wie empfänglich das französische Volk für Geistesüberlegenheit und wie leicht es zu gewinnen ist, selbst der wildeste Pöbel, was man vom deutschen Pöbel nicht sagen kann. Bertrand selbst, der gestürzte Minister verbarg sich bei einem Wundarzt, bis er aus der Stadt und nach England entfliehen konnte. Die Rettungsgeschichte beider ist hauptsächlich deßhalb ansprechend, weil sich darin der französische Volkscharakter so wahr ausspricht. Die Scene, wie die von Blut und Branntwein triefenden Sansculotten in der schrecklichen Septembernacht durch die Kaltblütigkeit und Heiterkeit, welche Bertrands Bruder zeigt, bestochen und plötzlich für ihn gestimmt werden, ist eben so bezeichnend, wie eine andere Scene aus der Rettungsgeschichte des Ministers selbst. Man war ihm auf der Spur, die Sansculotten untersuchten alle Häuser aufs genaueste, aber in einem Nachbarhause hielten sie sich zu lange bei der Untersuchung eines Bettes auf, in dem eine hübsche Bäckerin lag; ihr Mann wurde wüthend, rief die Nachbarn herbei und jagte die freche Schaar von dannen, die, echt französisch, ihren für den versteckten Minister so gefährlichen politischen Auftrag über einem galanten Abenteuer vergessen hatten.

Die zweite Rettungsgeschichte ist die des bekannten englischen Kronprätendenten, Karl Eduard Stuart, der nach der Schlacht bei Culloden im Jahr 1746 auf den schottischen Inseln unter den größten Gefahren Zufluchtsstätten fand und durch die Treue der Hochländer verborgen wurde, bis er nach Frankreich übersegeln konnte. Eine Hauptrolle in dieser romanhaften Flucht spielt die junge Miß Flora Magdonald, die ihn, der sich als ihre Magd hatte verkleiden müssen, allein in einem Kahn über Meer ruderte. Bekanntlich ist diese Flucht schon öfters poetisch behandelt und auch mehrmals auf die Bühne gebracht worden, unter anderm von Kotzebue.

Hierauf folgt die glückliche Flucht der Mistreß Spencer Smith, Gemahlin eines in Stuttgart als englischer Gesandter residirenden Bruders des berühmten Sidney Smith. Sidney war bekanntlich ein Todfeind und unermüdlicher Bekämpfer Napoleons. Sein Bruder wurde verdächtigt, die in Frankreich gegen Napoleon angezettelten Verschwörungen mit geleitet zu haben und seine Gemahlin, als sie sich gerade bei ihrer Schwester, der Gräfin Attems in Venedig, aufhielt, auf Napoleons Befehl verhaftet. Es gelang indeß ihrem heldenmüthigen Freunde, dem Marchese Salvo, sie unterwegs, als sie nach Frankreich geführt werden sollte, in Brescia unbemerkt durch ein Fenster zu entführen. Ihre fernere Flucht in die Gebirge und Wälder von Tirol und durch Deutschland ist voller Abenteuer und Gefahren, die sehr anziehend geschildert werden.

Sodann die Flucht zweier Irländer, die sich bei einem Aufstand betheiligt hatten, die aber nicht glücklich entkamen, sondern in einer Höhle entdeckt und gehenkt wurden. — Ferner die Leidensgeschichte des Kapitän Franklin auf seiner Reise in der Polarzone; die Rettung des Du Plessis-Mornay in der Bartholomäusnacht; die Gefahren des John Smith, eines der ersten Ansiedler in Virginien, unter den Wilden. Bekanntlich erwarb sich dieser Smith die größten Verdienste um die englische Kolonisation, obwohl ihm von den Seinen wie dem Columbus, nur mit Undank gelohnt wurde. — Den Schluß machen kleinere anekdotenartige Erzählungen, ebenfalls von Lebensrettungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 26.** Dienstag den 10. April 1849.

## Dichtkunst.

1) Bilderfaal der Weltliteratur. Aus dem Literaturschatz der Morgenländer, der Alten, der Romanen, Germanen, Slaven, Magyaren und Neugriechen ausgewählt, systematisch geordnet rc. mit Anmerkungen und einem literarhistorischen Katalog von Dr. Johannes Scherr. Stuttgart, Becher, 1848. Groß 8.

Eine für den Laien, der nicht schon eine ausgebreitete Literaturkenntniß besitzt und reiche Bibliotheken zur Seite hat, sehr brauchbare und zweckmäßig angelegte Sammlung. Im ersten Buche hat der Herausgeber die schönsten Dichtungen der Inder, theils kleinere, theils Fragmente aus den größeren, nach den besten deutschen Uebersetzungen mitgetheilt, z. B. die berühmte Herabkunft der Ganga, Episoden aus dem Kriege der Kurus und Pandus, aus Sakuntala, aus dem zerbrochenen Krug, Gitagovinda rc. Dann eine Anzahl der besten Gedichte aus dem von Rückert übersetzten chinesischen Schicking; einiges aus der althebräischen Poesie, die schönsten Stellen aus Hiob, den Psalmen und Propheten; endlich eine reiche Auswahl arabischer, persischer und türkischer Gedichte, hauptsächlich nach den Uebertragungen von Rückert und Hammer. — Im zweiten Buche befinden sich ausgewählte Stücke aus griechischen und römischen Dichtern von Homer bis Martial mit einem Anhang christlich lateinischer Hymnen. Das dritte Buch enthält ausschließlich die anziehendsten Dichtungen der provenzalischen Poesie. Im vierten Buch quillt uns der schöne Strom italienischer Poesie entgegen, eine Reihe von Dichtungen, welche Dante beginnt und Graf Leopardi abschließt. In gleicher Auswahl füllen das fünfte Buch spanische und portugiesische, das sechste französische, das siebente englische Dichtungen, alle in chronologischer Folge von der frühesten bis zur neuesten Zeit; wobei die berühmtesten und bedeutendsten Dichter wo möglich alle berücksichtigt sind.

Das achte Buch ist beinahe so umfangreich, als alle vorigen zusammengenommen, sofern es die deutsche Poesie umfaßt. Auch hier hält der Herausgeber die Zeitfolge ein, beginnt mit dem alten Hildebrandsliede und endet mit Hebbel und der Freiin Droste-Hülshof. Verdienstlich sind unter den Mittheilungen aus der ältern deutschen Literatur insbesondere die eigenen Uebersetzungen des Herausgebers aus dem Windsbecken, Fridank rc. Unter dem, was von neuern Dichtern hier gesammelt ist, findet sich Einiges von weniger namhaften Dichtern, was wohl durch Anderes hätte ersetzt werden können. Bei weitem die größte Mehrheit der aus deutschen Dichtern ausgewählten Stoffe entspricht aber der Forderung der Classicität und so wollen wir über das Wenige, was wir etwa anders gewünscht hätten, nicht streiten, da man ohnehin zugeben muß, daß in der deutschen Poesie der ungeheuren Menge und Mannigfaltigkeit des Stoffs nichts gleichkommt, als die Verschiedenheit des Geschmacks, mit welchem man denselben auffaßt, und die so sehr verschiedenen Bildungsstufen, Alter, Konfessionen und Parteien ohne Zweifel auf verschiedene Weise durch die Poesie befriedigt und beglückt werden wollen.

Im neunten Buch folgen Dichtungen aus Skandinavien von der Edda abwärts bis zu Andersen und Hertz; im zehnten Dichtungen der Slaven (Böhmen, Serben, Polen, Russen), Ungarn und Neugriechen. Dazu noch ein Anhang oder eine Nachlese zu allen zehn Büchern.

Man hat bereits viele Florilegien aus der deutschen Poesie, selbst sehr umfangreiche. Viel seltener und ärmer sind die aus fremden poetischen Gebieten. Gerade in dieser letzten Beziehung aber ist die Sammlung des Herrn Scherr überaus reich und wird daher dem Bedürfniß höherer Geschmacksbildung in vorzüglichem Grade überall da genügen, wo die Originalquellen, aus dem er sein Buch geschöpft, dem Publikum schwer zugänglich sind. Man gibt dem größern Publikum so viel Schlechtes in die Hände, so viel, was den guten Geschmack verdirbt, was den feinern Sinn für Humanität erstickt; das Publikum würde gern Besseres hinnehmen, wenn man es ihm böte. Bei einem solchen Zustand literarischer Fabrikation und — wenn der Ausdruck nicht zu kühn ist — Stallfütterung, muß jeder Versuch, in einem weitern Kreise einen edlern und feinern Geschmack durch die Mittheilung des Besten aus der Weltliteratur zu verbreiten, mit Dank anerkannt werden.

2) Deutschlands Balladen- und Romanzendichter von Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik. Von Ignaz Hub. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Creuzbauer, 1849. Groß 8.

Diese Sammlung hat das doppelte Verdienst, theils den staunenswürdigen Umfang der Romanzenliteratur in Deutschland nachgewiesen, theils gar viele einzelne Dichtungen, die aus weniger bekannten Sammlungen entlehnt sind, der Vergessenheit entzogen zu haben. Da jährlich wohl an hundert neue Bücher lyrischer und lyrisch-epischer Dichtungen in Deutschland erscheinen, die meistens mittelmäßig oder mehr als mittelmäßig sind, unter denen sich aber doch hin und wieder einzelne durch Stoff oder Form ausgezeichnete Gedichte finden, so ist es allerdings eine Aufgabe der poetischen Literargeschichte, solche Körner aus der Spreu zu sondern und durch Einverleibung in größere Sammelwerke vor Vergessenheit zu retten. Ein drittes Verdienst

Digitized by Google

hat sich der Herausgeber noch dadurch erworben, daß er kurze biographische Skizzen und Charakteristiken den Namen jedes von ihm citirten Dichters anfügt.

In letzterer Beziehung vermögen wir indeß dem Herausgeber nicht durchweg beizupflichten. Es scheint uns, er hat sein dießfälliges Verdienst wieder dadurch geschmälert, daß er zu wenig selbst zu urtheilen gewagt, sich zu viel an die Urtheile Anderer gehalten hat. Am meisten aber muß es befremden, daß er so gar harmlos dem Urtheile derer beipflichtet, die sich auf den modernsten Standpunkt der Verneinung gestellt haben. Es würde uns nicht einfallen, dem Herausgeber diese Rücksicht zu verargen, wenn er eine Sammlung von politischen Gedichten der Neuzeit veranstaltet hätte. Dafür würde vielleicht gerade der Arnold Ruge'sche Standpunkt der günstigste seyn. Aber eine Sammlung von Balladen und Romanzen, deren Stoff nothwendig auf die alte Volkssage und Legende, also auf das Mittelalter hinweist und deren Namen schon die Romantik einschließt, erfordert wohl von Seiten des Sammlers und Herausgebers ein für romantischen Reiz empfängliches Auge, und ein der romantischen Stimmung überhaupt nicht von vorn herein abgünstiges Urtheil. Aber hier stoßen wir schon auf Seite 17 auf einen merkwürdigen Haß des Romanzensammlers gegen die Romantik. Da wird, indem vom Grafen Stollberg die Rede ist, der alte Voß gepriesen, daß er nicht nur die bitterste Lauge des Tadels über besagten Grafen ausgegossen, sondern namentlich auch daß er „dadurch in der öffentlichen Meinung die grassirende Vorliebe für das Mittelalter bedeutend herunterstimmte.“ Aehnliche Aeußerungen kehren öfter wieder; ja nicht selten werden Arnold Ruge oder Heine bei Beurtheilungen romantischer Dichter geradezu als Gewährsmänner citirt, während der Herausgeber bei Andern wieder mehr dem, wenigstens mildern, Urtheil von Vilmar, Hillebrand oder Kurtz folgt. Insofern nun hätte der Herausgeber seinen Urtheilen wohl mehr Bestimmtheit und Uebereinstimmung geben können und es wäre besser gewesen, wenn er dem Mittelalter sein Recht an der Bildung der Sagenstoffe und Stimmungen, die der Romanze ursprünglich zu Grunde liegen, mehr hätte gelten lassen. Am meisten hat uns, wir müssen es gestehen, wehgethan, daß der Herausgeber über den trefflichen Ludwig Achim von Arnim nichts besseres mitzutheilen gewußt hat, als das eben so oberflächliche als freche Urtheil H. Heines. Unbegreiflich aber erscheint uns die Nachsicht, die der Herausgeber andererseits Dichtern hat zu Theil werden lassen, die entweder an Werth weit unter den benaserümpften Romantikern erster Klasse stehen, oder die eine Tendenz verfolgen, deren Harmlosigkeit wenigstens nicht gerühmt werden sollte. Es ist z. B. bekannt, welcher tödtliche Haß gegen die christliche Religion im Laienbrevier Leopold Schefers athmet, aber in der hier mitgetheilten Charakteristik ist das alles verschwiegen und er wird als der argloseste Dichter der Natur gepriesen. Von Sallets Laienevangelium, das noch schärferes Gift des Hasses gähren läßt, heißt es vollends gar, „es sey aus dem Triebe nach Religion erwachsen, dem Triebe der selbst Religion ist,“ und „Förderung der großen religiösen und sittlichen Reformation Deutschlands“ sey seine Absicht gewesen. Solcher Ausdrücke bedient man sich in Bezug auf ein Buch, das durch und durch atheistisch den unversöhnlichsten Haß gegen die Religion auf jeder Seite ausspricht. Das ist denn doch nicht zu verantworten gegenüber der Jugend, der ohne Zweifel Hubs Werk häufig in die Hand kommen wird und der dadurch Bücher und Schriftsteller empfehlen werden, die einer solchen Empfehlung, aufs gelindeste gesagt, nicht werth sind.

Was die mitgetheilten Romanzen selbst betrifft, so ist es ein Uebelstand, daß die schönsten der berühmtesten Dichter schon allzu bekannt und hundertmal gedruckt sind, von den weniger bekannten Dichtern sich aber noch viel zu viel Unbedeutendes eingeschlichen hat, das den Band unnöthig aufschwellt. Indeß ist doch bei weitem die Mehrheit des Inhalts durch poetischen Werth gerechtfertigt. Nur eine gewisse Rubricirung des Stoffs wäre zu wünschen gewesen. Herr Hub läßt die Dichter chronologisch auf einander folgen und theilt von jedem einige Balladen oder Romanzen mit. Von einer Eintheilung der Dichter nach Schulen und Tendenzen, oder gar der Dichtungen selbst ist nicht die Rede.

3) Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen. In fünf Büchern herausgegeben von Hofrath H. Fr. Wilhelmi. Frankfurt a. M., Brönner, 1848. Groß 8.

In diesem Werke, das äußerlich nicht einmal so dick ist, wie das von Hub, wird gleichwohl neben den Romanzen noch das ganze übrige Gebiet der Lyrik umfaßt. Der Plan des Werks ist sehr verständig. Es ist darin 1) auf die verschiedenen Gattungen des Inhalts, sowohl dem Stoff als der Stimmung nach und 2) auf die äußern Formen, Dichtungsarten und Metra Rücksicht genommen und man erhält von allem Beispiele und zwar Beispiele der gewähltesten Art. Zur belehrenden Uebersicht also, wie zur geschmackbildenden Lektüre überhaupt ist dieses Werk sehr zu empfehlen.

Handelte es sich nicht bloß von der Einführung und Orientirung in die weite Welt der deutschen Lyrik überhaupt, so wäre wohl eine Theilung des Materials und die besondere Behandlung jedes Theils, in der Art wie Rüdiger Manesse einst die Minnelieder sammelte, und wie Hub in dem vorhin genannten Werke die Romanzen zusammenzustellen versucht hat, sehr zu wünschen. Matthissons große Anthologie und einige ähnliche Werke sind zu ausgedehnt. Man müßte sich auf die eine oder andere Rubrik der Lyrik beschränken und jeder in einem besondern Sammelwerke Rechnung tragen. So fehlt uns noch für die Gegenwart eine Sammlung der ausgezeichnetsten Liebeslieder, wie die erwähnte Sammlung des Manesse war. So fehlt uns auch eine klassische Epigrammensammlung. Auch die Romanzen würden vielleicht noch mit besserer Auswahl, als von Hub geschehen ist, zusammengestellt werden können. Nur die Trink- und Gesellschaftslieder-Literatur, so wie die der geistlichen Lieder ist gehörig durchgearbeitet durch zahllose neue Zusammenstellungen. Fast jeder andere Zweig der Lyrik entbehrt noch eine so fleißige Behandlung.

Ein gutes Register sowohl über die lyrischen Dichtungsarten, als über die Dichter erleichtert den Gebrauch des Wilhelmischen Werkes.

4) Blumenlese aus den Werken deutscher Poesie nebst kritisch-biographischen Notizen. Eine Beispielsammlung zur Theorie der Dichtungsarten von Karl Geib. Mannheim, Löffler, 1848.

Hier ist ein ganz ähnlicher Plan befolgt wie in dem vorigen Werke, nur mit noch weiterer Ausdehnung auch auf die epischen und dramatischen Dichtungsarten. Von jeder Art und Unterart werden Beispiele mitgetheilt, entlehnt aus Deutschlands vorzüglichsten Dichtern. Die Eintheilung ist logisch und praktisch, die Uebersicht klar. Der Name jedes Dichters, von dem Stücke mitgetheilt werden, ist von einer kurzen Biographie und Charakteristik begleitet.

Digitized by Google

## Französische Dichtkunst.

Französische Volksdichter in Biographien, Uebersetzungen und Auszügen. Von Adam Walther Strobel. Erste und zweite Abtheilung. Baden, Muhl. Karlsruhe, Bielefeld, 1848.

Eine Reihe von französischen Volksdichtern, beginnend mit Olivier Basselin, der im Jahr 1417 gestorben ist und auf den sich der berühmte Name der Vaudevilles zurückführen läßt. Er war ein Normanne und dichtete die beliebtesten Trinklieder, welche vaux de vire hießen und späterhin, ohne bekannte Ursache, Vaudeville genannt wurden. Später nannte man dramatische Darstellungen, in denen Volkslieder gesungen wurden, nach diesen selbst Vaudevilles. Der Name ist ein örtlicher. Basselin war Walkmüller in einer Thalgegend, welche vaux de vire hieß. Unter den wenigen Liedern, die hier von ihm mitgetheilt werden, ist das witzigste das von Adam:

Adam, c'est chose très-notoire,
Ne nous eust mis en tel dangee
Si, au lieu du fatal mangee,
Il se fust plus tost pris à boire etc.

Adam härte uns wie jeder weiß, nie in so große Noth gebracht, wenn er statt des unseligen Apfelbisses, sich eher dem Trinken zugewandt hätte.

Der Gedanke ist gut und das Lied verdient wohl unsern zahlreichen Trinlliederbüchern einverleibt zu werden. In einem zweiten Liede wird Noah gelobt, daß er die Rebe gepflanzt, ein Gedanke, der auch in spätern deutschen Liedern öfter wiederkehrt. Originell ist ein Lied desselben Dichters auf die Weinnasen:

„Schöne Nase, deren Rubinen manches Faß weißen und Clairetweins gekostet, und deren Farbe reichlich ins Rothe und Violette streift:

Dicke Nase, wer dich durch ein großes Glas hindurch sieht, häl dich noch für schöner; du siehst auch gar nicht der Nase eines armen Teufels gleich, der nichts als Wasser trinkt.

Ein Truthahn trägt so seine Kehle. Wie viele Reiche haben doch keine so reiche Nase! um dich so zu malen braucht es viele Zeit.

Das Glas ist der Pinsel womit man dich malt, der Wein ist die Farbe womil man dich röther als eine Kirsche malt, indem man vom Besten trinkt.

Man sagt er schade den Augen; aber sollen diese Meister seyn? Der Wein heilt alle meine Uebel, und ich will lieber die zwei Fenster verlieren als das ganze Haus."

Der zweite Volksdichter ist Jehan le Houx, ein Advokat von Vire aus dem 16ten Jahrhundert. Dann folgt die schöne Seilerin von Lyon, Louise Labé, die in ihrer Jugend als Mann verkleidet unter dem Namen Hauptmann Loys Kriegsdienste lhal und später sich durch Lieder auszeichnete. Ihre Lieder haben etwas von der Gluth der Sappho, was aber eigentlich nicht mehr der Volkspoesie angehört, so wenig wie die künstliche Form des Sonnets:

Je vis, je meurs: ie me brule et me noye.
J'ai chaut estreme en endurant froiduee:
La vie m'est trop molle et trop duee.
J'ai geans ennuis enteemeslez de joye.

Tout à coup ie eis et ie laemoye etc.

Ich lebe, und ich steebe, ich brenne und ertrinke,
Ich fühle stacke Hitze, indem mich Kälte rüttelt,
Mein Daseyn ist zu süß, und doch ist es zu bitter,
Es quält mich herber Kummee, doch mischt ee sich mit Freuden,
Oft treibt es mich zum Lachen, zugleich vergieß ich Thränen,
Und manche schwere Pein quält mich bei dem Vergnügen,
Mein Glück entgehet mie, und dennoch ist es daueend
Und in derselben Frist grün' ich und ich veetrockne.
So füheet mich die Liebe, im Wechsel unbeständig.
Und glaube ich, nun komme für mich der heebste Schmeez,
So find' ich unvermuthet mich frei von allen Soegen.
Doch wenn ich fest vertraue mich werde Freude teeffen,
Und seye nah am Ziel des heißersehnten Glückes,
So stoßet es mich schnell in früheres Mißgeschick.

Es folgen noch viele andere Volksdichter, die man im Buche selbst nachlesen mag. Unter ihren Liedern zeichnen sich einige Noëls (Weihnachtslieder) und eine Schilderung der Messe von Beaucaire aus. Um unsern Lesern einen Begriff von den Noëls zu geben, heben wir eins der schönsten heraus, in dem die religiöse Wärme der spanischen Autos wiederkehrt. Es ist eins der schönsten altfranzösischen Lieder, die wir kennen, nach Form und Inhalt:

Poue honoeee les langes
Du rol de l'univers,
Cent mille oiseaux divers
Volent après les anges
Répandus dans les airs,
Et mêtent leurs louanges
Aux célestes concerts etc.

Um die Geburl des Weltenkönigs zu feiern, fliegen zahllose Vögel den in der Luft dahinschwebenden Engeln nach, und mischen ihre Lobgesänge unter die himmlischen Concerte.

Stillschweigend, aber mit ausdrucksvollen Geberden, schenkt das Kind ihrem Gesang Beifall; und aus Erkenntlichkeit schicken sie jährlich einige ihres Geschlechtes als Gesandte zu dieser wohlthätigen Gottheit.

Hieher kommt die Schwalbe, ihren Tribul zu zollen; in demselben Sinne, um nämlich ihre unterthänigste Aufwartung zu machen, kommen mit gleichem Eifer der Fink, und der Puput.

Wie traurig ist dieß da, sagt die Schwalbe: Du zartee und lieblicher Säugling, ich komme dir zum Bau eines andern Hauses meine Dienste anzubieten: ich verstehe mich so ziemlich darauf, ich bin ein wenig Maurer.

Dann nährt sich die Wachtel, und zeigt ihren Schmerz, daß sie den Herrn auf Stroh liegen sieht. Herr, spricht sie zu ihm, erlaubt, daß ich ein wenig von meiner Wärme mittheile.

Dann kommt das Turteltäubchen und grüßt ihn zierlich, mit seiner natürlichen Stimme. Eine so rührende Lage entlockt ihm neue Seufzer.

Die unbescheidene Grille fängt ein langes Geschrei an, das betäubend erscholl: die Anwesenden litten dabei, doch schien ihnen dann das Lied der Grasmücke um so lieblicher.

Unter der ganzen Gesellschaft stürmte dee Schmetterling allein unbedacht herein, und sey es aus Ceremenie oder aus Andacht, er verbrannte seinen langen Mantel am Licht einer Wachskerze.

Im Schatten benachbarter Palmen saß die Nachtigall den ganzen Tag, in zahllosen Liedern sich übend. Sie ließ alle andern ihr Geschäft abthun, und erwartete die Nacht um besser ihre Aufwartung machen zu können.

Und wir sollten bewegungslos dieser Bewegung zusehen? Sind auch unsere Körper schwer, das Herz kann hurtig werden: laßt uns jetzt, wo es Zeit ist, den Vögeln mit heißen Wünschen nachfolgen.

Unler den ohne Namen des Verfassers angeführten alten Liedern ist auch ein Spottlied auf die Frauen von Grenoble bemerkenswerth. (I. 139). Mehrere der genannten Dichter sind Geistliche, der Abbé Fabre, Pfarrer in Cellanova, schrieb ein Epos, die Belagerung von Cadaroussa. Originell ist ein anderes komisches Epos le Charivari von dem Friseur Jasmin gedichtet. Es hat einige Aehnlichkeit mit der berühmten Wilhelmine unseres

Digitized by Google

Thümmel. Der Gegenstand des Gedichts ist, wie Herr Strobel es im Auszug mittheilt, die späte Wiederverheirathung eines gewissen Oduber, die für die geräuschliebende Menge die Gelegenheit zu einer öffentlichen schreienden Demonstration wurde. Alle Bekannte des Mannes hatten sich nach und nach zu ehelichen Verbindungen bequemt. Da erbarmt sich Hymen auch seiner und reizt ihn, sich zu vermählen. Aber Cölibat, der feindliche Dämon, stiftet die Zwietracht auf, die Ehe zu hindern. Die Weiber, die sich eben darüber berathen, welche Frau Oduber erhalten soll, gerathen unter so bösen Einflüssen in Streit und endlich in eine sehr burleske Prügelei. Mittlerweile hat aber Amor dem schmachtenden Oduber sein künftiges Glück mitgetheilt. Oduber eilt in das Zimmer seiner Geliebten und stößt in der Hast den Gerätheschrank um. „Das Möbel, in seiner uralten Haltung gestört, kracht, verliert das Gleichgewicht und fällt um; Schüsseln, Teller, Löffel, Pfännchen, Gabeln erfüllen die Luft mit tausend verschiedenen Klängen: und das Haus, von Holz erbaut zittert zweimal in seinen Fundamenten, an welchen die Zeit schon genagt hat. Während der Unvorsichtige erschrickt, stehen bleibt, nachdenkt, bildet sich eine Wolke von Staub um ihn her; die papiernen Fensterscheiben zerreißen in ihren Rahmen; der Spiegel, von seinem Haken losgehend zerbricht in Stücke, und was den Schrecken der Versammlung auf das Höchste steigert: es erscheint an der Mauer eine mächtige Spinne." Doch stört dieser Vorfall das gute Vernehmen des künftigen Ehepaares auf keine Weise. Der friedliche Gang dieser Angelegenheit regt die Zwietracht zur Wuth auf. Dieses Ungeheuer hat Augen, die von Feuer flammen, sein Gesicht ist ohne Wangen: bald geht es gerade einher, bald kriecht es auf allen Vieren: sein Körper, halb Weib, halb Thier, kann jede Gestalt annehmen. Dießmal wählt es die Figur des bei Katzenmusiken schon öfters thätigen Pebray, hat wie er ein hölzernes Bein und zeigt sich auf der Straße, wo es mit lautem Tone alle Gassenjungen des Quartiers zusammenruft. Die Jugend, von einem giftigen Hauche angeweht, eilt herbei und bald ist der nächtliche Lärmwagen mit allerlei Gelichter besetzt und von einer Menge Burschen umgeben, die Pfeifchen, Hörner, Schellen bei sich haben, um die Sänger zu begleiten und einen echt höllischen Lärm zu Stande zu bringen. Der Gott des Ehestandes seinerseits nimmt Maßregeln, um dem leidigen Aufstande zu steuern. Während sich das Gedränge hin und her bewegt, ergreift der verkappte Cölibat den armen Oduber, um ihn der Sitte gemäß auf den Wagen zu setzen und ihn ein ihm dargereichtes Horn küssen zu machen; Hymen erlöst ihn aber, indem er an den mit Oel beschmierten Wagen Feuer legt und dann wieder befiehlt dasselbe anzufachen. Dieß reizt die Menge zur Wuth auf; es entsteht ein heißer Kampf, an dem die beiden sich entgegenstehenden Gottheiten selbst Theil nehmen. Schon glaubt der an Helfern überreiche Cölibat seine Sache gewonnen zu haben, als Hymen einen Schrei ausstößt und — Herr Gaß sich zeigt. Beim Anblick der ernsten Magistratsperson zittern die Rebellen, wenden ihre Schritte und machen sich davon. Vergebens läßt die Zwietracht ihre Schlangen zischen und schreit, ihr Haupthaar sträubend den Flüchtigen ihr Halt! zu. Beim Namen Gaß entflieht die furchtsame Schaar. Und mit diesem komischen Triumph der Polizei endet das lustige Gedicht.

## Zeitgeschichte.

**Die Idee des Polentums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte von Dr. Ferdinand Gregorovius. Königsberg, Samter.**

Ein geschichtlicher Ueberblick über die Leiden Polens nach seiner Theilung und der verschiedenen Aufstandsversuche der Polen bis zum jüngsten im Großherzogthum Posen im verwichenen Jahre. Der letztere wird im zweiten Buche mit besonderer Ausführlichkeit erörtert.

Obgleich das kleine Werk in deutscher Sprache geschrieben ist, trägt der Verfasser doch der deutschen Nationalpolitik in der polnischen Frage nicht im mindesten Rechnung, sondern spricht rein als Pole. Wir würden ihm das nicht verdenken, wenn seine Ansicht vom polnischen Standpunkt aus wenigstens praktisch wäre. Allein wir begreifen nicht, wie er jetzt noch, nachdem die ganze bittere Erfahrung hinter ihm liegt, dem unsinnigen Aufstand in Posen das Wort reden mag. Die Polen in Posen hatten im vorigen Frühjahr doch wahrhaftig nichts Klügeres zu thun, als sich der liberalen Errungenschaften zu freuen, die ihnen gleich allen andern preußischen Unterthanen zu Theil wurden, und im Uebrigen getrost die Entwicklung der Dinge abzuwarten, ob bei einem möglichen Konflikt Deutschlands mit Rußland für die Emancipation der polnischen Nation überhaupt etwas gewonnen werden könne. Sie selbst aber, eine Handvoll Posener, konnten unmöglich hoffen, zwischen einer großen russischen und preußischen Armee eingekeilt, durch eigene militärische Kräfte irgend einen Erfolg zu erringen. Indem sie dennoch diese Hoffnung hegten, sich bewaffneten und mit dem preußischen Heere muthwilligerweise handgemein wurden, handelten sie auf kaum begreifliche Weise voreilig, unklug und undankbar. Alles, was die Polen bisher zur Linderung ihrer nationalen Leiden erfuhren, haben sie von Preußen und Oesterreich erfahren. Mit Deutschland zu harmoniren, sich eng und ehrlich an Deutschland anzuschließen ist die einzige vernünftige Politik, die ihnen Rück- und Vorschau, Erfahrung und Hoffnung vorschreiben. Ihre Aufstände gegen Preußen und Oesterreich sind durch nichts zu entschuldigen.

Der Verfasser bewährt seine Verblendung insbesondere am Schluß, indem er große Erwartungen hegt von allgemeiner Durchführung des Socialismus in Polen. Er behauptet S. 177, dieser Socialismus sey schon tief eingedrungen ins Bewußtseyn der polnischen Bauern. Er will daraus sogar die letzten Aufstände in Polen erklären, sich nicht erinnernd, daß derselbe, wie immer, von Edelleuten geleitet war. Oder er wird doch nicht etwa den loyalen Aufstand der Bauern in Galizien gegen den aufrührerischen Adel meinen? „Der Socialismus hat gerade unter den Polen eine fruchttragende Saat gesät, weil die schreckliche Despotie der Jahrhunderte auf ihren untern Volksschichten erdrückend lag. Durch das fortgesetzte aristokratische System der Rechts- und Besitzlosigkeit des Bauernstandes hat die ganze Geschichte der polnisch-slavischen Länder auf eine, vielleicht bald im Riesensprunge erreichte, Umformung der Gesellschaft hinarbeiten müssen. Die Ereignisse der letzten Jahre haben das bestätigt." Der Verf. vergißt erstens, daß polnische Bauern auf einer ganz andern Stufe der Bildung und Neigung stehen, wie Pariser Ouvriers und daß der Socialismus, angewandt auf slavische Bauern, ein leerer Traum ist; zweitens, daß die Einführung des Socialismus in Polen eine Vernichtung des polnischen Adels bedingen würde, der, wie uns scheint, etwas zäherer Natur ist, als daß er sich so leicht vernichten lassen könnte oder selbst würde vernichten wollen.

Am wenigsten gesunder Verstand ist in den Schlußworten, die eine Freude darüber ausdrücken, daß der Kaiser von Rußland die panslavische Idee eben so gut erfaßt habe und zu ihrer Realisirung mitwirke, als die socialistische Propaganda. Zwei so entgegengesetzte Kräfte können ihrer Natur nach nicht dasselbe Resultat erzielen und wenn sich der Kaiser ohne Zweifel die Mitwirkung der Socialisten verbittet, so kann es auch nicht die Politik der Socialisten seyn, auf seine Mitwirkung Hoffnungen zu gründen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**N<sup>r.</sup> 27.** Sonnabend den 14. April 1849.


## Geschichte.

**Kirchengeschichte Deutschlands von Dr. Fr. W. Rettberg, Prof. in Marburg. Erster und zweiter Band. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1846. 1848.**

Die deutsche Kirchengeschichte lag bisher sehr im Argen. Wie tief auch das Interesse für die Kirche in den deutschen Gemüthern wirksam war, wie ungeheuer viele theologische und geschichtliche Studien auch in Deutschland gemacht worden sind, so war doch die kirchengeschichtliche Ausbeute eine unverhältnißmäßig geringe. Die ältesten Zeiten unsrer Kirche blieben im Dunkel, über die mittleren verbiß man sich in meist ungerechten Urtheilen von beiden Seiten und über den neuesten ließ man einen Schleier liegen, weil die Einen bei viel Eifer unwissend, die Andern bei viel Wissen geheimnißvoll bleiben. Oder besitzen wir etwa schon eine Geschichte der protestantischen Kirche, die strengern Anforderungen historischer Kritik nur einigermaßen entspräche? Gibt es eine pragmatische Geschichte der preußischen Staatskirche seit dem ersten Friedrich? Gibt es, — um die katholische Historiographie nicht zu umgehen —, gibt es eine pragmatische Geschichte der geistlichen Kurfürstenthümer und Bisthümer aus der Zeit, die zwischen dem westphälischen Frieden und der Säkularisirung lag? Nichts von alledem besitzen wir. Wir haben nur einige reichhaltige Specialgeschichten, die als Hülfsmittel erst einem künftigen klassischen Geschichtschreiber der Kirche dienen werden.

Was die ältern Zeiten anlangt, so hat der Haß der Reformation sich tief rückwärts erstreckt und das ganze Mittelalter unter die Gesichtspunkte der beiden feindlichen Parteien gestellt; oder man hat einseitig die Geschichte des Lehrbegriffs (in dem nicht immer der Geist der Kirche lebte), und eben so einseitig die Geschichte der äußern Hierarchie und des Kultus hervorgehoben. Erst die Kirchengeschichte Gfrörers vermittelte diese beiden Einseitigkeiten und brachte ein lebendigeres Interesse in die Kirchengeschichte, indem er zum erstenmal in die Tiefe der politischen und kulturgeschichtlichen Motive eindrang, deren sich die Kirche bei der Behandlung der Nationen und Staaten bediente.

Herr Rettberg geht ebenfalls einen ganz neuen, doch etwas andern Weg. Er verhält sich zur Kirchengeschichte etwa, wie sich Lachmann zu den altdeutschen Studien verhält. Er will vor allem die reinliche Ausschälung des Echten und Sichern im thatsächlichen Material. Wenn daher Herr Gfrörer in mehr summarischer Weise die Politik der großen römischen Kirchenfürsten und des Bonifacius in Bezug auf die abendländische und speciell fränkische und deutsche Kirche verfolgt, so versichert sich Herr Rettberg dagegen vorerst des festen kirchlichen Bodens, der Kirchenstatistik, und ermittelt mit der immensesten Belesenheit und schärfsten Kritik alle Einzelheiten des ältesten deutschen Kirchenwesens, die Stiftungen der bedeutendsten Kirchen, Klöster, Bisthümer, die allmählige Erweiterung der priesterlichen Berechtigungen &c. Je weniger man bisher die Geschichte der deutschen Kirche auf diese Weise aufgefaßt hat, um so lebhafter ist das Interesse, welches Herrn Rettbergs Werk einflößt. Das Abschälen alles Legendenhaften, aller spätern Zusätze, aller absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschungen und Irrthümer von dem zuweilen nur kleinen Wahrheitskerne hat etwas an sich Anziehendes, selbst wenn es der Gegenstand nicht hätte. Im Scharfsinn des Verfassers spricht sich eine Virtuosität aus, welche wir alles echt Künstlerische reizt. Doch lassen wir uns nicht unbedingt davon bestechen. Es scheint uns, bei der Legendenbildung habe manches ehrenwerthe Interesse mitgewirkt, dessen der Verfasser vielleicht hätte gedenken sollen. Außer dem Interesse der Geistlichkeit nämlich, ihrer Kirche durch Zurückführung auf Heilige und Wunder oder gar auf die apostolischen Zeiten eine höhere Bedeutung zu geben, hatten gewiß auch wirkliche Begebenheiten und der dichtende Volksgeist wesentlichen Antheil an der Ausbildung kirchlicher Sagen, und es war dem Volk in einer Reihe von herrlichen Legenden eine Moral in Beispielen vor Augen gestellt, wie sie kein anderes Bekenntniß, außer dem christlichen, aufzuweisen hat. Das Tiefpoetische wie das Praktische in den so verachteten Legenden verdiente wohl einmal eine richtigere Würdigung. Da sich indeß Herr Rettberg, seinem Zwecke gemäß, nur an die kritische Vernichtung derjenigen macht, welche darauf berechnet waren, die Stiftung gewisser deutscher Kirchen auf einen weit ältern und heiligern Ursprung zurückzuführen, und die daher auch an poetischem, wie sittlichem Inhalt nicht eben hoch stehen, so können wir nichts gegen sein Verfahren einwenden.

Herr Rettberg unterscheidet ganze kirchliche Sagenkreise, die sich nach und nach ausgebildet haben. Der erste knüpft sich an das Wirken des S. Maternus und seiner Gefährten als heiliger Boten, die schon unmittelbar vom h. Petrus aus nach dem Rhein sollen geschickt worden seyn. Der zweite umfaßt die ausgebreiteten Sagen von der thebaischen Legion, deren Märtyrer den Rhein entlang verehrt werden. Der dritte die berühmte Sage von der h. Ursula und den 11,000 Jungfrauen, die ungefähr auf dem nämlichen Wege sich ausbreitete. Ein vierter Sagenkreis betrifft Augsburg, die h. Afra, Lorch und St. Florian &c. Auch das angebliche Concil zu Köln im Jahr 346 verwirft der Verfasser als eine Fabel.

Das Resultat der ersten Untersuchungen ist: „Die Stiftung von Gemeinden im 1sten oder in der ersten Hälfte des 2ten Jahrhunderts ist für das rheinische Deutschland als unbegründet

Digitized by Google

zurückgewiesen. Es mögen einzelne Bekenner Christi durch die Züge der Legionen, so wie durch andere Mittel des Verkehrs hieher geführt seyn; aber wir haben kein Recht, schon an einen Gemeindezusammenhang zu denken. Erst für die zweite Hälfte des 2ten Jahrhunderts wird dergleichen in schwachen Anfängen wahrscheinlich." Trier, die damalige Hauptstadt des römischen Gallien, wurde auch der erste Hauptsitz des Christenthums daselbst, doch bildeten sich die christlichen Gemeinden um vieles langsamer aus, als die Legende aussagt. In Köln z. B. läßt sich vor dem 4ten Jahrhundert keinerlei christliche Gemeinde historisch nachweisen. Auch darf man sich von den römischen Kirchen vor der Völkerwanderung keinen zu hohen Begriff machen. Wir haben zwei unverfängliche Gewährsmänner an Salvianus und dem Biographen des h. Severin. Der erste gibt eine ergreifende Schilderung der tiefen Korruption des christlichen Gallien unmittelbar vor der Völkerwanderung und während ihrer ersten Erschütterungen. Der zweite beschreibt die Verheerung und Verödung der mittlern Donauländer in der Zeit, in welcher Odoachar Italien eroberte. Man ersieht daraus, wie das Christenthum kaum Wurzel gefaßt hatte in dem ungesunden Boden des schon durch und durch verdorbenen Römervolkes und wie erst durch die Aufschwemmung der germanischen Stämme ein neuer fruchtbarer Boden gelegt werden mußte.

Außerordentlich schön und wahr ist, was Herr Rettberg im ersten Theil S. 247 über die Aufnahme sagt, welche das Christenthum überhaupt bei den Deutschen gefunden hat. „Die Religion des deutschen Volks, wie Tacitus bezeugt, und Jakob Grimm aus deren entlegensten Trümmern erwiesen hat, bestand nicht in dumpfem Naturdienst, Anbetung der Bäume, Quellen, Flüsse, sondern in einem geordneten Götterglauben mit persönlicher Ausprägung der das Volk bewegenden sittlichen Ideen. Der Kreis germanischer Götter stand hieran keineswegs hinter den Olympiern der klassischen Völker zurück; selbst der Mangel einer künstlerischen Durchbildung wurde durch die sittliche Treue, durch den ahnungsreichen Zartsinn ersetzt, mit welchem dieß Volk die waltende Gottheit sich nahe wußte. Gerade hier liegen so mächtige Anknüpfungspunkte für das Christenthum; die Sitte, gerichtet auf Ordnung und Recht im öffentlichen, auf Keuschheit und eheliche Treue im häuslichen Leben, die Hoffnung auf ein Jenseits, die Resignation in der Beurtheilung des Irdischen, die Erwartung eines bevorstehenden Weltendes, enthalten nationale Züge, die in der christlichen Predigt Verwandtes wiederfanden. Ja selbst die Zeichnung einzelner Gottheiten konnte mit leichter Veränderung in die neue Fassung übergehen; die Todesgöttin Hellia eignete sich ohne Mühe für die christliche Unterwelt, der sie bald den Namen verlieh; Donar mit dem Hammer ließ sich auf das christliche Kreuzeszeichen beziehen; sogar die Zusammenstellung einer Dreiheit von Götterpersonen, welche Columban in einer alten Aurelienkapelle zu Bregenz von den Alamannen gemeinsam verehrt fand, etwa Wuotan, Donar und Zio, und die in der Abschwörungsformel als Thunar, Wöden, Sarnôt wiederkehren, so wie andere Züge eines Ternars, boten für die christliche Trinitätslehre Anhaltspunkte dar. Viel bedeutender indeß, als in diesen vereinzelten Zügen, findet sich in der Tiefe des germanischen Charakters, in der Idee der Fidelität der Mannen gegen den Lehnsherrn, eine Prädisposition dieses Volks für das Evangelium vor, die jetzt in einem so sprechenden Denkmal aus dem geistigen Leben unsers Volks beobachtet werden kann. Die lang ersehnte, früher nur in Bruchstücken vorhandene, neulich veröffentlichte altsächsische Evangelienharmonie, der Hêliand, eröffnet uns einen Blick in die Auffassung des Christenthums vom wahrhaft nationalen Standpunkte, und läßt die angegebene Fidelität der Vasallen zu dem Gefolgsherrn auf die anziehendste Art als übertragen auf die Stellung der Gläubigen zu Christo beobachten. Unverkennbar spricht sich hier das tiefste Volksbewußtseyn selbst über die Art aus, wie von ihm das Evangelium erfaßt ist. — Und welche Auffassung von Christo liegt hier vor? Die dem Volke allein verständliche eines mächtigen Gefolgsherren, dem die Seinen mit Vasallentreue sich ergeben. Der germanische Charakter kennt kein anderes geistiges Band, das den Niederen mit dem Höheren verknüpft, als die gegenseitige Fidelität, wornach der König mit Huld, der Dienstmann mit Dank sich gegenseitig zugethan sind. So ist Christus auf seinem großen Heerzuge gegen Teufel und Welt begriffen, wozu er die Schaaren seiner Getreuen sammelt; von Jerichoburg beginnt er den Zug, von allen Burgen strömen die Vasallen ihrem lieben Herrn zum Dienste zu, um dereinst dafür Lohn zu Danke zu empfangen. Die Bergrede ist der große Volkstag, wo er an die Seinen die Ansprache richtet; das Heer lagert sich, im nächsten Kreise die Zwölfe als seine Unterfeldherren, die übrigen Mannen rings umher um den mächtigen Volkskönig. Er ist der heilende (Hêliand, Heiland), der rettende (neriand), Gottes eigen Kind, der seinen Mannen hier den Sieg, und einst auf des Himmels Augen (Wangen) den Lohn verleihet. Das Verhältniß des Gläubigen zu Christo als treue Hingabe, unverbrüchliche Fidelität, tritt überall als germanische Diensttreue hervor: es gilt als des Gefolgsmann schönster Ruhm, treu bei dem Herrn auszuhalten, mit ihm fest zu stehen, zu sterben ihm zu Ehren; dagegen gibt es keinen ärgern Fehler, als das Zweifeln, das Zagen; aus dem Glauben erwächst allein alle Kraft. — Daß nun aber die germanische Welt ein sittliches Verhältniß kannte, die gegenseitige Treue zwischen dem Vasallen und dem Gefolgsherrn, ein Verhältniß, das nur in höherem Maße auf Christum übertragen zu werden brauchte, um augenblicklich den Kern der Rechtfertigungslehre selbst darzustellen, daß dem germanischen Sinne ein Verständniß der Heilslehren auf so wahrhaft volksthümliche Weise zu Gebote stand, darin haben wir vor Allem die Wahlverwandtschaft dieses Volks mit dem Evangelium zu erblicken, eine Prädisposition, die nicht glücklicher gedacht werden kann. Gerade was der Römerwelt fehlte, die Aufnahme des Evangeliums als eine beseligende Macht für Glauben, Gemüth und Willen, das eben bot das germanische Volk dar, und läßt deßhalb bei seinem Eintritt in die Kirche auf so reiche Frucht rechnen."

Mit der Bekehrung Chlodwigs beginnt die Geschichte der deutschen Kirche sich mehr und mehr aufzuklären. Das Ergebniß der Untersuchung ist, daß die Bekehrung des Volks viel langsamer vor sich ging, als die des Hofes, und die Bekehrung des rechten Rheinufers viel langsamer als die des linken. Bis zum Ende des 6ten Jahrhunderts dauerte in der Kirche das ursprünglich römische Wesen mit den römischen Namen der Bischöfe fort, im 7ten Jahrhundert überwiegt schon das deutsche Wesen mit den deutschen Namen. Die Reibungen zwischen der Klostergeistlichkeit und den Bischöfen beginnen schon sehr frühe. Die durch ihre Popularität schnell reich gewordenen Klöster emancipiren sich. Die fränkischen Majordome begünstigen sie und die Mönche helfen das karolingische Haus erheben. „Das Volksthümliche in der Stiftung von Klöstern zeigt sich namentlich in den Verdiensten der pipinischen Familie auf diesem Gebiete, woher gewiß auch ein großer Theil ihrer Popularität stammt, so daß damit nur etwa noch die Stellung der bayerischen Herzogsfamilie im 8ten Jahrhundert wegen der zahlreichen Klostergründungen eines Odilo und Thassilo verglichen werden kann. Des ersten Pipins Gemahlin Itta oder Iduburga gründete unweit Brüssel das Kloster Nivelles auf Antrag Amands, um 640, und hinterließ es ihrer Tochter Gertrud als Aebtissin; die Angriffe, die dasselbe anfangs zu erleiden gehabt hat, dürften zum Theil in der Eifersucht der alten Königsfamilie, die sich im Anfang des 7ten Jahrhunderts

Digitized by Google

gleichfalls durch solche Stiftungen ausgezeichnet hatte, gegen das Streben der Pipiniden nach Popularität ihre Erklärung finden." Später, als die Karolinger zur Herrschaft gelangt, wußten sie eben so geschickt die Bischöfe zu ihren Zwecken zu benutzen.

Die deutsche Kirche war noch in einer sehr unvollkommenen Entwicklung begriffen, sie hatte noch nicht alle ostdeutschen Stämme belehrt, sie hatte mit alter und neuer Korruption auf dem eigenen Gebiete zu kämpfen, Karl Martell machte die wildesten und rohesten Gesellen zu Bischöfen, um die Kirche gleichsam systematisch zu ruiniren; auf der andern Seite hatten die vielen angelsächsischen Apostel, die sich der Bekehrung in Deutschland widmeten, eine den Bischöfen feindliche Richtung. „Ein Punkt, worin sich das altbrittische Christenthum eigenthümlich gestaltete, war, daß hier als Inhaber der Kirchengewalt nicht der Bischof galt, sondern der Abt des Klosters J-Colmkill auf der Insel Hy, der nach dem Vorgange des Stifters Columban nur die Weihe als Presbyter besaß, und doch ausdrücklich über Bischöfe herrschte. Es ist dieß dieselbe Form, die schon in Deutschland als Ergebniß der naturgemäßen Entwicklung beobachtet ist; das Kloster, von dem die Bekehrung des Landes ausgeht, behält auch die Leitung der Kirche in seinem Kreise bei. Von dem Haupte des Klosters, dem Presbyterabte, gehen auch die Ordinationen aus, wie ausdrückliche Beispiele bei Beda beweisen; das Kloster, dem die Provinz dankbar verbunden ist, bildet zugleich das Episcopium; dagegen die mehr amtliche und administrativ geordnete Stellung des Bischofs war in diese einfache Christenwelt noch nicht gedrungen." So waren also sehr viele und keineswegs einige Elemente in der noch unfertigen deutschen Kirche.

Da erschien der große Bonifacius, um die deutsche Kirche mit der römischen zu identificiren, jede besondere Nationalisirung des Kirchenregiments, des Kultus und der Kirchensprache zu unterdrücken und die kirchliche Einheit des Abendlandes festzustellen. Herr Rettberg urtheilt darüber als Protestant: „Es war eine starke Kur, der die christlichen Zustände unterworfen werden sollten; aber es bedurfte einer solchen, um die schon wieder welkenden Keime zu gedeihlicher Frucht zu bringen. Was in Bonifacius Wirken, Ziel und Endzweck erschien, war in der Hand des Herrn, der seine Kirche schützt, nur Mittel und Weg. Die Hierarchie, die er jetzt pflanzte, war zur Form bestimmt, deren Zerbrechen nicht ausblieb, als sie für ihren nächsten Zweck ausgedient hatte." Bemerkenswerth ist, daß Herr Rettberg den h. Bonifacius von allen politischen Intriguen freispricht, daß er ihn als reinen Kirchenmann auffaßt und den Verdacht, als habe Bonifacius die politischen Absichten des karolingischen Hauses unterstützt, ausdrücklich widerlegt.

Nach diesem Ueberblick über das Ganze der deutschen Kirche verfolgt Herr Rettberg wieder die Geschichte jedes einzelnen Bisthums und charakterisirt die bedeutendsten für die Kirche thätigen Männer. Auf dem rechten Rheinufer läßt er stufenweise die Bekehrung vorschreiten, was uns wieder ins Gebiet der Legenden führt, die sich fast überall an die ersten Ursprünge neuer Kirchen knüpfen. Dieß ist die Zeit des h. Fridolin, Columban, Gallus, Emmeran, Kilian 2c. Indem der Verfasser ihre Legenden einer strengen Kritik unterwirft, beseitigt er überhaupt mehrere lang gehegten Irrthümer aus der deutschen Geschichte, z. B. die Fabeln von der bojoarischen Theodelinde. Die Erzählung Paul Warnefrieds von Autharis poetischer Brautfahrt zu Theodelinden und dann deren zweite eben so poetische Bräutigamswahl in der Person des schönen Agilulf „ist so anmuthig, daß es fast Schade erscheint, sie durch Kritik zu zerstören, und doch geht es nicht anders. In dem Briefwechsel Theodelindes mit Papst Gregor I. erscheint sie nur als Gemahlin eines Ago; wäre damit auch die frühere Ehe mit Authari noch vereinbar, so liefert nun der fränkische Fredegar eine durchaus andere Geschichte. Hier gilt Theodelinde als eine fränkische Prinzeß, die früher an Childebert II. verlobt, aber auf Betrieb der Brunhild verstoßen, mit ihrem Bruder Gundoald nach Italien flieht, und sich dem Ago vermählt; und zwar, was entscheidend ist, dieser heißt hier ein Sohn des Authari. In beiden Berichten trifft also nur der Umstand überein, daß Theodelinde mit ihrem Bruder Gundoald zu den Longobarden flüchtet; alles Uebrige ist völlig unvereinbar. Am wenigsten lassen sich die Angaben über ihre Herkunft ausgleichen, die von Paul als bayerisch, von Fredegar als fränkisch angegeben wird. Die übliche Auskunft zur Erklärung der fränkischen Herkunft wird darin gefunden, daß nach der obigen Annahme über Herzog Garibald ihre Mutter Walderade an zwei fränkische Könige verheirathet gewesen sey; allein wenn die Mutter von Herkunft eine Longobardin, der Vater ein Bayer ist, so wird die Tochter doch nimmermehr eine Fränkin heißen können. Man hat nur die Wahl, entweder dem um 100 Jahre ältern Fredegar oder dem jüngern Paul zu folgen, und da verdient zuverlässig ersterer den Vorzug, zumal da Pauls Bericht mit der anmuthigen Ammengeschichte ziemlich deutlich auf sagenhaften Ursprung zurückweiset."

Ohne uns weiter auf diese zahllosen Einzelheiten der ältesten deutschen Kirchengeschichte einzulassen, heben wir nur die von Herrn Rettberg erörterten Hauptpunkte hervor. Sie betreffen im zweiten Bande hauptsächlich das Verhältniß Karls des Großen zur Kirche. Herr Rettberg bemüht sich, einige noch bestehende Vorurtheile zu widerlegen, indem er erstens die angebliche Gründung vieler Bisthümer im kaum erst bekehrten östlichen Deutschland auf ein geringeres Maß zurückführt. „Diese Ansicht, daß vor Beendigung der Kriege höchstens nur von Missionsplätzen, nicht aber von wirklichen Bisthümern die Rede seyn kann, wird auch durch die Nachweisung über die einzelnen Sitze bestätigt. So ist von Osnabrück, das als ältester Bischofssitz im Sachsenlande gilt, nur erwiesen, daß dort vor 784 eine Kirche bestand; ein Bischof findet sich erst 803. Für Paderborn wird die Ordination des ersten Bischofs Hadumar ausdrücklich erst kurz vor Karls Tode berichtet 2c." Sodann zeigt der Verfasser, daß des Bonifacius theokratische Idee von Karl dem Großen nur in einer dem Staate untergeordneten Sphäre anerkannt worden sey. „Nach Karls Erklärung, daß er die Kirche nach Außen wie nach Innen zu bewahren habe, erblickte er unzweifelhaft in sich selbst, namentlich als Kaiser, das Oberhaupt der fränkischen Kirche, und wünschte dabei vom Papste nur in dessen Stellung als Priester unterstützt zu werden, eine Ansicht, worin Alcuin, der Repräsentant damaliger Intelligenz, und die Synode zu Mainz 813, als Organ der Reichskirche, ihn völlig bestärkte. Eine andere, als die geistliche Stellung zur Aufrechthaltung der Zucht und zur Ueberwachung kirchlicher Ordnung lag auch nach Bonifaz Ansichten nicht in der Berechtigung des Papstes." Der große Vortheil für Rom bestand damals nur darin, daß er, wenn auch abhängig von der Staatsgewalt des fränkischen Reiches, doch seine geistliche Autorität über das ganze abendländische Kirchengebiet behauptete und unter spätern, schwächern Kaisern sich auch von jener Staatsgewalt mehr und mehr emancipiren konnte.

Sehr scharfsinnig erörtert der Verfasser, daß Kaiser und Kirche in einem wesentlichen Interesse einig gewesen seyen. „Die Kirche hatte mit dem Königthum dasselbe Interesse gegen die alte Demokratie und deren Erinnerungen an das nationale Heidenthum; der Ergebenheit der neuen geistlichen Stände konnte der König viel gewisser seyn, als der der weltlichen; dazu besaßen sie bedeutenden Einfluß auf die Provinzialen,

Digitized by Google

konnten von geistlicher Seite die Wünsche des Königs unterstützen, waren allein im Besitz der Intelligenz, kurz ein unentbehrliches Element bei Ausbildung der neuen Verhältnisse."

---

## Lyrische Dichtkunst.

### 1) Gedichte von Wilhelm Osterwald. Halle, Heynemann, 1848.

Gleich im Eingange begegnen uns langobardische Sagen, die bekannten schönen Sagen von Rumetrut, Rodulf, Tato, Alboin und Rosamunde, Authari und Teudelinde, aus Paul Warnefrieds Geschichtswerk im Versmaße der Nibelungen bearbeitet; sodann eine moderne Bearbeitung der schönsten Episoden aus Lamprechts altdeutschem Gedicht von Alexander dem Großen. Es ist die Scene, in welcher der Held den blumengebornen Mädchen begegnet:

Sobald die Winterwinde
Dem Hauch des Frühlings wichen,
Und über Erd' und Rinde
Die grünen Blätter, seine Kinder, schlichen,
Begannen auch bei linder Weste Wehen
Geheimnißvoll geschwinde
Im Wald kostbare Blumen aufzugehn.

Aus breiter Blätter Grunde
Von dunkelgrünem Safte
Erhob sich die Rotunde:
Die Blume, schaukelnd sich auf schlankem Schafte,
Rund wie ein Ball und ringsum fest geschlossen,
Wovon sich mährchenhafte
Lichtstrahlen blendend roth und weiß ergossen.

Doch wie die Pracht der Hülle
Berauscht' auch alle Sinne —
Sie schwand doch vor der Fülle
Des Wunders, das verschlossen war darinne:
Wenn sie erschließend sich begann zu regen,
So lacht uns süße Minne
Zwei schöner Mägdleinaugen draus entgegen.

Und wie ein Mägdlein eben
Zur Jungfrau wird vom Kinde —
Ein ahnungsvolles Beben
Hebt schon den Busen, wie die sanften Winde
Die weiche Well' — doch Unschuld ist ihr Leben:
So sahn wir leise, linde
Vor unserm Blick die Blumenmägdlein schweben etc.

Den Romanzen folgen Lieder, in denen überall der Ton der alten Minnelieder leise anklingt, ohne absichtliche Nachahmung, ohne Affektation, in der edeln Einfachheit, in der sich, wie auch schon Uhland bewiesen hat, die deutschen Herzen von heute denen des Mittelalters gleich geblieben sind. Hier ein kleines Lied der gedachten Art zur Probe:

Wiederkehr.

Da die Stunde kam,
Daß ich Abschied nahm,
Sah ich nicht den wunderschönen Mai:
Hab nur eins gewußt,
Als ich wandern mußt,
Daß von dir, von dir ich ferne sey.
Sang und Blüthenduft
Schwebten durch die Luft,
Doch an mir flog alle Lust vorbei:
Hab nur eins gewußt,
Als ich wandern mußt,
Daß von dir, von dir ich ferne sey.

Nun ich wiederkehr,
Fühl ich nimmermehr,
Daß die Geißel schon der Winter schwingt,
Denn ich weiß es ja,
Daß die Stunde nah,
Die zu dir, zu dir mich wieder bringt.

Wenn mich wild umziehn
Sturmes Melodien,
Wie ein Maifang mir die Luft erklingt,
Denn ich weiß es ja,
Daß die Stunde nah,
Die zu dir, zu dir mich wieder bringt.

In der dritten Abtheilung nimmt der Dichter auf die Gegenwart Rücksicht und wird zuweilen satirisch. Wir wollen auch von dieser Gattung ein Beispiel geben:

Verkehrte Welt.

Ihr aus des Alters vielgestrengem Orden,
Ihr Herren ruft geiergrämiger Geberde
Uns eifernd zu: „Zurück vom heil'gen Heerde
Des Vaterlandes, junge Narrenhorden!
O böse Zeit! Die Knaben wollen morden,
Der Ritter schreibt, die Dame sitzt zu Pferde,
Der Kranke sinnt auf's Heil der kranken Erde,
Das Ei ist klüger als das Huhn geworden!"
Ja ihr habt Recht, denn ihr seyd klug und weise:
Die ganze Welt ist überquer gekehrt,
Und wer da reitet, nimmt den Schweif zum Zaume.
Doch sprecht, wie kehrt aus also schlimmem Gleise
Die Welt zurück, die nun im Argen fährt,
Wenn nicht mit einem derben Purzelbaume?

Das ist in wenig Worten eine ganz gute Charakteristik unserer hochgepriesenen heutigen Bildungsstufe. Am Schluß gibt der Dichter noch ein komisches Heldengedicht von Trips Trill, dem Manne der That. Der Held ist ein Schneider.

### 2) Trösteinsamkeit in Liedern. Gesammelt von Philipp Wackernagel. Frankfurt a. M., Heinrich Zimmer, 1849.

Eine Sammlung „der schönen, frischen Lieder, die vornehmlich seit den Freiheitskriegen in Deutschland gesungen worden." Der Sammler beklagt, daß so viele dieser Lieder, die einst die deutsche Jugend begeistert, jetzt vergessen sind, seit es den „Buben, die den Ausdruck sogenannte Freiheitskriege aufgebracht, beinah gelungen, des Volkes erhabenste Erinnerungen zu vergiften." Da der Sammler noch mit Pietät an dem Liederschatze jener patriotischen Heldenzeit hängt und überhaupt einer der bewährtesten Kenner deutscher Lyrik ist, hat er hier in trefflicher Auswahl zusammengestellt, was die besten deutschen Dichter der Neuzeit in echt deutschem Sinne und Gefühl gedichtet. In elegantem Taschenbuchformat eignet sich dieses kleine Buch vorzüglich zu Geschenken.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 28.** Dienstag den 17. April 1849.

## Das Buch der Kindheit

von Bogumil Goltz, Frankfurt am Main, Verlag von Heinrich Zimmer, 1847, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der neuern Literatur, indem es einen tiefen Blick in die Kinderwelt und Kinderseele thut, wie es noch nie vorher geschehen ist. Wenn auch in Biographien ausgezeichneter Männer, insbesondere geistreicher Dichter, die Kindheit oft gar fein und lieblich geschildert ist, so doch immer nur gleichsam im Vorbeigehen. Hier aber leben und weben wir ausschließlich in der Kinderheimath.

Es ließ sich erwarten, daß der Verfasser die Kinderwelt in ihrem Gegensatze gegen die Disciplin und Schule auffassen und daß ihn die notorischen Verkehrtheiten der letztern zu etwas Roussiau'schen Ideen hintreiben würden. Man kann in der That die Reinheit, Tiefe und Fülle des Kinderdaseyns nicht ins Auge fassen, ohne zu bedauern, was im weitern Verfolge des Unterrichts und Lebens daraus gemacht, wie viel Schönes erstickt oder verfälscht, wie wiel Häßliches eingepfropst wird. Rousseau aber ging zu seiner Zeit von einem andern Gesichtspunkt aus als unser Verfasser heute. Er wollte die gesunde Natur der Kinder durch die sogenannte vernünftige Erziehung vor der physischen und moralischen Verbildung retten; Herr Goltz aber lebt in einem Zeitpunkt, in welchem jene einst so gepriesene vernünftige Erziehung schon wieder selbst zur Unnatur geworden ist. Folgende Apostrophe mag darthun, wie der Verfasser denkt: „Ach der bloße, baare Unsinn ist ein weit tieferer Sinn und Verstand, wenn er mit Herz und Seele eingebildet wird, als der Tiefsinn der Schulvernunft ohne Herz und Imagination, und von Glückseligkeit ist bei der Dialektik vollends nicht die Rede, wenn sie mal immanent ist, d. h. wenn sie ihrem Mann unausgesetzt auf dem Halse bleiben darf, um ihn im Wachseyn, wie im Träumen Alp zu drücken. O beim hohen Himmel, bei dem Kinderhimmel, seys geschworen, lieber eine Ewigkeit mit Kindersinn Waldspechte gefangen, als mit vernunftseligen Jüngern der Metaphysik einen System-Himmel aus puren Begriffen zurecht geflochten, so was die Herrn Wissenden ihre immanente Dialektik benennen, oder das konkret geredete Absolute, in welchem das Diesseits und das Jenseits, alle Möglichkeit und alle Wirklichkeit wie in einem Sack abgefangen ist. — O mein Gott, im Kinderwitz, im dunkeln Instinkte des Kindersinns, in seiner Naturverzückung, in seiner ersten Liebe zu allem Erschaffenen, in seinem zärtlichen Herzen für die Kreatur ist wohl mehr lebendige Religion, mehr beseligende Andacht und Hellseherei wie in all dem Schulwitz, der nicht eher rastet, als bis er den letzten Tropfen Blut und den letzten Seelenhauch aus dem Menschenherzen gepreßt hat, um es dann, leer an Lieb' und Leiden, wie eine Mumie und Kuriosität in der anthropologischen Anatomie vorzuzeigen und zu analysiren."

Dieser Grundgedanke kehrt immer wieder. Der Verfasser beklagt tief die Uebermacht der Reflexion, die jetzt systematisch in allen Schulen und selbst in der häuslichen Erziehung vorherrschen und das Kind um seine eigentliche Kindheit bringen.

Nicht weniger aber spottet er über die durchaus verkehrte Anwendung, die ein übelverstandener Liberalismus gegenwärtig von der Freiheit und von den Ehrenrechten der Erwachsenen auf die Kinder macht. Alles will man emancipiren, die Weiber, die Buben, und vergißt, daß eben dadurch die Emancipation der Männer, denen sie allein zukommt, unmöglich wird. Referent kennt eine Stadt — es ist eine der gebildetsten in Deutschland — in welcher die Schulbehörden aus Angst, es sonst mit dem herrschenden Liberalismus zu verderben, den jugendlichen Uebermuth der Schüler systematisch haben anwachsen lassen, so daß einzelne Lehrer sich den frechsten Verhöhnungen und täglichen Bubenstreichen ausgesetzt sehen, ohne etwas dagegen thun zu können, denn als ein Leheer in der Hitze einmal einem der frechsten Schüler eine Ohefeige gab, entging er kaum einer Kriminaluntersuchung und mußte dem Schüler öffentlich Abbitte thun. Solcher kolossaien Schulverkehrtheit gegenüber kann man nichts besseres sagen, als was der Verfasser hier aus seiner Kindheit berichtet. „Wir agirten Begräbniß und Jahrmarkt, wir waren Räuber, Gerichtsbüttel und Delinquenten, wir spielten Himmel und Hölle, und wer den Teufel vorstellte graute sich vor sich selbst wie vor einem wirklichen und objektiven Teufel. Wir kriegten viele Prügel und machten einen Witz daraus, einen poetischen Graus, ein romantisches Abenteuer, oder wenn man lieber will, eine Art von Naturnothwendigkeit und unabwendbarem Schicksal, von dem die Jugend betroffen würde, wie etwa die Saaten vom Hagel. Ich wenigstens habe es meinen Vorgesetzten keinen Augenblick verdacht, daß und w i e sie mir Vergißmeinnicht streuten; denn es war mir immer so, als müsse das ordentlich so seyn, als werde alles nur im Auftrage Gottes und der Kulturgeschichte an mir vollstreckt. — Ein Bengel und eine Portion Prügel, das schienen mir zwei Dinge, die so unzertrennlich zusammengehörten wie etwa der Ausklopfer und der Rock. Meiner Ehre widerfuhr da in meinem Gewissen so wenig ein Tusch, daß sie vielmehr aus jeder handgreiflichen Affaire noch reiner und glänzender hervorging, ähnlich wie bei den irrenden Rittern per tot discrimina rerum."

Das Schönste im vorliegenden Werke ist die Schilderung der kindlichen Naturanschauung, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten, jener tiefen Eindrücke, welche die Natur auf Kinderseelen macht, denen alles in ihr noch neu ist. Wir wollen einige solche Bilder wiedergeben. „Endlich fanden wir eines Morgens im Spätherbste die erste dünne Eisrinde auf dem Wiesenbach oder dem Teich. Nun war die neue Welt, die neue Ordnung der Dinge in Wirklichkeit da! Der geheimnißvoll

Digitized by Google

vermummte, der zum Tode erstarrte, der obstinat knarrende, der popanzig-grauenhafte, gespenstig-humoristische und doch so viel Vertraulichkeit erweckende, so viel Mährchen und Spuckgeschichten, so viel Fest- und Weihnachtspoesie, so viel Glaube, Liebe und Hoffnung, so viel wunderbare, absonderliche Lust in sich schließende und verheißende Winter, den wir nordische Menschenkinder so gemüthlich apart für uns haben, mit seinem himmlischen Metamorphosentheater, mit seinen eingeschneiten Föhrenwäldern und Waldbrüchen, mit seinen krystallnen Brücken, auf welchen die leichtfertige Schuljugend viel geschwinder einbricht als die schwere Artillerie, dieser schnakische und fabelhafte Winter mit seiner Eiszapfenpoesie, an der sich die durstigen Gassenjungen just so wie honetter Leute Kinder Zuckerkandis erphantasiren und Husten erlutschen, mit seinen hungrigen Sperlingen und dummdreisten Goldammern, auf welche vielbesagte Jungen als auf deutsche Kanarienvögel so eifrig und doch so vergeblich Jagd zu machen pflegen." Dagegen eine Schilderung des Frühlings: „Wie wunder- und wonnevoll rührt der Frühling die Menschenseele zugleich mit der Erde an. Allen Sinnen erzählt er ein Traummährchen, und das Herz umwebt und berauscht er wie eine Braut. Geheimnißvoll schafft er in und über seinem Erdenleib. Voll von Aetherduft treibt er im Frühlingswehen jungfräulich-verschlossene, in harziges Aroma getränkte Knospen, Aprilhumor mit süßem Maientag wechselnd. — Frühlingslüfte schmeicheln Kinderlocken, und rascheln im braunen Laub der Stein-Eichen. Aus hellem Himmel spielen und glitzern Sonnenstrahlen in den Fensterscheiben und an der Messingkugel des Kirchthurms. So blinken sie auch auf den blanken Knöpfen des Knabenjäckchens und in den metallenen Griffen von ausgegrabenen Sargruinen, mit denen die Kinder auf den Leichensteinen des Kirchhofs spielen. Unter trockenem Laub und zwischen all' den geknickten Halmen im Stoppelfelde, unter dem Wiesenmoos, im gebleichten Schilfe des Teichs, im hohen Rohricht der Waldseen, auf den Hofplätzen unter der Hausschwelle hervor, an dem Saume der Mauern, überall: sprießende Gräser, cirkulirende Säfte, geschäftige Kräuter, wuchernde Unkräuter, kreißende Winkel, witzige Brennnesseln, vorwitzige Spatzen, hurtige Ameisen, rennende Käfer, neugierige Eidechsen, berstende Knospen, spritzende Mandelblüthen, Pfirsich- und Apfelblüthen, die kaum ihre Blätter abwarten können, purpurrothe, verschämte Haselnußblüthen und ihre lang heraushangenden Kinderschäfchen. Zu früh herausgeflogene Schmetterlinge, wie gelbe Blüthen und Flocken, gaukeln in lauer Luft. Und all dieß Schmeicheln, all dieß Leben um den winterstarren, schwarzen Erdenkoloß, ihn anzurühren, ihn zu wecken. Schon athmet er, schon regt und bewegt er sich in Träumen, und diese Träume werden zu neuen Frühlingswundern, zu immer üppigern Blüthen und bunten Schmetterlingen, zum Käfersummen und Mückenschwarm, zu Sommervögeln, zu Nachtigallengesang, zum tiefern Himmelsblau, zum glühendern Sonnengold."

Nicht minder schön und wahr schildert der Verfasser die mystische Liebe der Kinder zu einzelnen fremdartigen Naturprodukten, z. B. zu einem bunten Waldspecht, der auf die Kinderwelt heute noch den tiefen Eindruck macht, wie einst auf Römer, Kelten und Germanen, die ihn vergötterten; zu einer seltenen Blume (wie in den schönen Mährchen von Novalis); zu dem die Phantasie wunderbar aufregenden Schilfrohr ꝛc. „Geheimnißreich, mährchenhaft, voll Geisterschauer, und ich kann nicht sagen wie, wirkte auf meine Seele schon im Winter, noch mehr aber im Vorfrühling das Schilf und das Rohricht einsamer Waldseen. Hier war es mir, als müßten die tiefsten Mysterien der Natur, die Wintergeister, die Erdgnomen und die Wassernixen versteckt und am liebsten geschäftig seyn. Wenn der Abendwind im rothen Abendlicht der untergehenden Sonne über all die Rohrbüschel hinstrich und sie in Wellen bewegte, so vernahm ich im Säuseln die Stimmen andersgearteter Wesen mit einem entzückenden Grauen. Vollkommen war mir die Einbildung, wenn dem Ufer zunächst Eichen umher standen. Ihr rasselnd dürres, braunes Laub, das in dunkeln Massen an den zackigen Zweigen und zwischen den starren Aesten festsaß, correspondirte dann so traumhaft, so fabelhaft schön mit dem Winterspuk im Rohr. — Ich versetzte mich im Geiste in allerlei unbekannte, wilde Gegenden, auf die Inseln Borneo, Java, Celebes und Sumatra, wo es eitel Sumpf und Rohrwildnisse gab und mitten drein Krokodille, Nilpferde, Tiger, Schlangen und chaotische Historien vollauf."

Die Kindheit hat für tausend Dinge Sinn und Verständniß, die man später wieder vergißt. In diese eigenthümliche Wahrnehmungswelt der Kinder blickt nun der Verfasser mit dem glücklichsten Gedächtniß hinein. „In Regen und Wind macht sich bekanntlich jede Gasse und Baulichkeit unausstehlich, um desto romantischer das Meer, der Forst, die freie Landschaft und das weite Feld. In großer Mittagshitze ist einem schattenlosen Gehöft eben so wenig Comfort und Poesie abzugewinnen, wie im regnigten Wetter, wo die Hühner einen so kläglichen Anblick gewähren, daß ihn die wollüstig im Rinnstein schnatternde Ente kaum wieder gut machen kann. Den Ziegeldächern fühlt mans im Sonnenbrand an, daß sie nach Regen dürsten und daß die Luft im Bodenraum abgekühlt seyn will. Gewaltige Steinmassen, Kirchen- und Kellergewölbe machen bei Nässe und Kälte einen fatalen Eindruck, und laden dagegen bei großer Hitze, und besonders zur Mittagszeit, mit ihren kühlen Räumen, wie ein Wellenbad ein. — Die rasch von der Winterfeuchtigkeit abgetrockneten, in Wind und Wetter auf der Oberfläche faserig gewordenen, im Sonnenlicht wie silbergraue Flockseide schimmernden Plankenzäune, Schindeldächer und sonstigen Holzbauwerke hatten für mich, besonders in den ersten sonnigen Frühlingstagen, einen Reiz, der mich im Herbste nicht so traf, weil ich im sprossenden Frühlinge das Todte und Verdorrte vom frischen Lebenstrieb so wie so überwunden wußte, im Herbste aber ringsum Alles schon an den nahenden Tod gemahnte, und somit auch an Sarg und an Brett. Alle solche Kombinationen haben, wie sich von selbst versteht, des Willkürlichen und Persönlichen zu viel, um sie irgendwie als objektiv und gesetzgebend hinstellen zu wollen; Eines aber bethätigen und bestätigen sie, nämlich dieses: daß Jahres- und Tageszeiten, daß Wind und Wetter überhaupt in der mächtigsten und geheimnißvollsten Beziehung zur Menschenseele und Stimmung stehen, und daß Baulichkeiten, Scenerien und die ganze Erscheinungswelt das wunderbare, nimmer auszubeutende Mittelglied eben dieser Stimmungen und Mißstimmungen sind, die zumal an Sonn- und Festtagen, an Gedenktagen einen ganz absonderlichen Wucher treiben, von dem wiederum das Gemüth seinen Profit macht." Dieses interessante Kapitel wird noch lange fortgesetzt. Der Verfasser macht hier die feinsten Beobachtungen, des besten Dichters würdig.

Unter den Eigenthümlichkeiten der Kinderseele ist nicht die letzte die Liebe zum geheimnißvollen Dunkel; zum Abschließen einer kleinen paradiesischen Welt nach außen. Sich in einem behaglichen Winkel etabliren, am hellen Tage die Fenster verhängen und im behaglichen Dunkel ein Licht anzünden ꝛc. Damit hängt auch die außerordentliche Freude des Kindes an seiner ersten Tasche, an seiner ersten Schublade zusammen. Ueber alle diese Dinge spricht der Verfasser vortrefflich.

Eben so über die Sympathien der Kinder mit den niedern Volksklassen. „Was immerhin auch ein Kind in solcher Gegenseitigkeit mit Gesinde und Volk an allerlei Unarten, an garstigen Redensarten und Manieren zu seinem Nachtheil davon trage,

Digitized by Google

das gewinnt es sicherlich auf der andern Seite zum Vortheile seines reinen Menschenthums, seiner Natürlichkeit, seines Mutterwitzes, seiner Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit, seiner Menschenliebe, seines thätigen Christenthums, seines natürlichen Wohlwollens, seiner praktischen Bildung, seines herzlichen Verständnisses des Menschenlebens, des Daseyns und der ganzen Geschichte der Welt. Das Böse und Gemeine haftet auf die Dauer nicht an den edeln und guten Naturen, und die gemeinen Seelen sind in den feinen Umgangsformen vielleicht noch ekler, noch sündiger und gefährlicher für das Ganze, als in ihrer wahren, d. h. in der ganz rohen Gestalt. Gewiß, gewiß! wer mit Thieren, mit Kindern, Dienstboten und gemeinen Leuten nicht im herzlichen Rapport steht, der ist nicht der beste, der ist kein unverfänglicher, kein natürlicher, kein frommer, kein echt liebenswürdiger Mensch; in dem lebt kein echter Genius und Menschensinn, kein herzig lebendiges, religiöses, historisches Verständniß der Menschheit, der Gottheit und des Volkes, kein heiliger Sinn und Verstand für die Natur in und außer dem Selbst, und ein Weib zumal, dem diese echte Popularität, dieser göttliche Liberalismus gebricht, ist nimmer ein echtes Weib."

In der feinen Auffassung der Natur und des Lebens in allen Einzelheiten erinnert der Verfasser nicht selten an Jean Paul. Mit diesem theilt er auch die volle Freiheit in der Behandlung seines Stoffs. Hin und wieder will es uns bedünken, der Zauber des Buchs würde noch wirksamer seyn, wenn der Verfasser uns rein in die Kinderwelt versetzt hätte, ohne uns die Illusion derselben immer wieder durch Reflexionen zu stören. Doch würde alsdann das Buch vielleicht zu gekünstelt erscheinen und wäre weniger wahr. Die Wahrheit aber ist, was uns darin am tiefsten ergreift.

Es ist erfreulich, durchweg in diesem Buche die heitere und gesunde Seite des Kinderlebens vorherrschen zu sehen. Die Berücksichtigung krankhafter und leidender Zustände vermissen wir gern. Nur in zweierlei Tiefen der Kinderseele hätte der Verfasser vielleicht noch mehr eindringen können; nämlich in das Gebiet der Furcht und in das der Sünde. Wir verlangen damit nichts Trübseliges. Was die Furcht betrifft, so haben Callot-Hoffmanns reizende Kindermährchen hinreichend bewiesen, welche heitere Seite sie in der Kinderphantasie hat, und was die Sünde betrifft, so hat auch diese bei den Kindern etwas sehr Milderndes. Bei dem romantischen Reiz, eine in der Sonne glühende reife, zuckersüße Birne vom höchsten Zweige des alten Baums durchs gefährlichste Klettern herabzustehlen, wer denkt da noch an Sünde! Das Dämonische der Sünde tritt bei Kindern eher in der Scheinheiligkeit und Affektation, als in den verbotenen Gelüsten hervor. Aber überhaupt ist unser Verfasser in dieses Gebiet zu wenig eingedrungen. Dasselbe gilt auch von den Illusionen der Furcht. Die Kindheit fürchtet sich vor Dingen, über die das Alter lacht, und umgekehrt vor Dingen nicht, die das Alter sehr ängstigen. In dieser Beziehung hätte der Verfasser aus dem reichen Schatz seiner kindlichen Erfahrungen gewiß noch vieles mittheilen können. Das Kind hat keinen Ekel, es läßt sich bis zur wärmsten Liebe von solchen todten Dingen hinreißen, die der Erwachsene nur mit Widerwillen sehen kann. Andererseits fürchtet es sich, wo der reife Verstand keinerlei Ursache zur Furcht findet. In diesem Gebiet wurzeln die eigenthümlichen Geschmäcke und Neigungen der Menschen. Welches Kind vor einer gewissen Gattung Puppen graut, wird diesen feinen Geschmack sein Leben lang bewahren, und welches andere Kind eine gewisse Gattung Puppen umhalsen und belecken kann, wird auch erwachsen — Puppen belecken.

Weiter hätte der verehrte Verfasser vielleicht noch aus dem Schatze seiner Erfahrungen uns Einiges über die Verschiedenheiten der Nationalität in den Kindern eröffnen können. Er ist in Warschau geboren, brachte seine Jugend in Polen, später im deutschen Königsberg zu. Warum sagt er uns nichts von den Kontrasten der deutschen und der polnischen Kinder? Daß ein Unterschied unter den Nationen schon in ihrer Kindheit besteht, wer wollte es leugnen. Man beobachte deutsche Knaben, alles geht bei ihren Spielen auf zweierlei hinaus, einmal auf Bruderschaft, treues, vertrauliches Zusammenhalten gegen den Feind, sodann auf die unvermeidliche querelle allemande, Zank und, wo irgend noch nicht zuviel verzärtelt worden ist, Prügelei. Dagegen beobachte man italienische Knaben. Sie behandeln einander nicht brüderlich, sondern mit der Höflichkeit von Erwachsenen. Selbst in Lumpen und kaum lallend reden sie einander signor an, und einer sucht es dem andern weniger in Kraft als in Klugheit und Feinheit zuvorzuthun; sieht er aber seine List vereitelt, so bricht er in eine heimtückische Wuth aus, die sich hinterlistig rächen will. Da ist von germanischer Kameradschaft und ehrlichem Versöhnen nach dem Streite keine Spur. Wie verhalten sich die polnischen Kinder? Referent, an der polnisch-deutschen Grenze geboren, glaubt den Verfasser hier ergänzen zu können. Die Polen vereinigen gleichsam, was bei den Deutschen und Italienern entgegengesetzt ist. Sie sind der deutschen Kameradschaft gleich sehr, wie der italienischen Feinheit und des italienischen Egoismus fähig. Ihre Kinder sind in dem Maß an Natur reicher, als ihre Erwachsenen an welthistorischer Durchbildung ärmer sind. Diese Vorzüge theilen die Frauen mit den Kindern. Die Liebenswürdigkeit der Polinnen ist bedingt durch die Ursprünglichkeit des Naturtypus, dessen reiche Modelirung die Kultur noch nicht ausgeleckt hat. Leider entwirft der Verfasser ein schauerliches, die süßen Jugenderinnerungen grausam zerstörendes Bild von Warschau, wie es heute ist. „Ach, dieses Warschau ist heut ein Rendez-vous von aller Welt Schauder-Mysterien, von Bildungsprätensionen und Bestialität, von Ueppigkeit und Hungerleiderei, von Bildungs-Essenzen und Bildungs-Exkrementen, von Schmutz und von Prunk, von Damendelikatesse und Prostitution, von Affektationen und Exzessen. Ein Sprachen-Babel ist diese wundersame Stadt, ein Labyrinth von verzweifelten Politiken und Intriguen, von Resignation und Sybaritismus, von politischen Martyrien und solchen Verbrechen, von Lebensvergeudung und Lebensverkümmerung, von Freiheits- und Sklavensinn, von wahnwitzigen Zuversichten und einem verzweifelten Atheismus. Alles in denselben Sündenbrodem, in dasselbe Chaos getaucht! Ein scheußlicher Quirl von Juden, Spionen, Hetären, Glücksrittern und Kupplerinnen, von Barbaren der Barbarei und der Civilisation in ein und denselben Subjekten, Alle dem Acheron entgegentreibend."

Das hier Mitgetheilte wird genügen, auf die großen Vorzüge des Buchs der Kindheit aufmerksam gemacht zu haben. In alle seine Schönheiten einzudringen, sey dem Leser des Buchs selbst überlassen.

---

## Geisterkunde.

Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens, nebst andern Zugaben für Freunde des Innern. Herausgegeben von Dr. Justinus Kerner. Vierter Band, drittes Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1849.

Man wird wohl nie ein Heft dieses periodischen Werks in die Hand nehmen, ohne etwas Pikantes darin zu finden. Dießmal

Digitized by Google

hat der Herausgeber noch insbesondere auf die Ereignisse der jüngsten Zeit Rücksicht genommen, oder „dem Zeitbewußtseyn Rechnung getragen,“ wie man parlamentarisch sich ausdrücken würde. Versteht sich nach seiner Weisr. Justinus Kerner wird, indem er die Zeitbilder an sich vorübergehen läßt, unwillkürlich an die Reiseschatten seiner Jugend erinnert und übt seinen alten Humor an ihnen.

In dem ersten Aufsatze, der politische Veitstanz im Jahr 1848, gedenkt der Herausgeber des alten Veitstanzes vom vierzehnten Jahrhundert. Damals ergriff die Menschen eine unwiderstehliche Lust zu tanzen, in Basel aber fand dee Magistrat ein Mittel auf, die Tänzer zu heilen, indem er rothgekleidete Männer anstellte, die mit den Tanzwüthigen tanzen mußten, worauf diese zu ermüden pflegten. Im vorigen Jahre, meint nun Justinus Kerner, sey ein ähnlicher Veitstanz über Deutschland gekommen. Ein Chronikenschreiber wüede die Geschichte ungefähr folgendergestalt berichten: „Im Jahr des Herrn 1848 verbreitete sich im Monat März. von Frankreich herkommend, über Deutschland eine eigenthümliche, ansteckende Tollheit, die sie den politischen Veitstanz, auch das Märzfieber nannten. Diese ansteckende Seuche verschonte kein Alter und Geschlecht, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen wurden davon befallen, besonders herrschte solche Seuche in den Städten, wo vorher Wohlleben und Aufwand unter den Gewerbsleuten geherrscht, da sie viele Gelegenheit zum Veedienst hatten in so vielen Jahren der Ruhe und des Friedens. Weniger herrschte sie unter den Landbewohnern, den Weingärtnern und Bauern, die emsig bei aller Entbehrung ihrem Geschäfte nachgingen und der Natur treu blieben. Der Anfall war so, daß man glauben mußte: die Menschen hätten alle aus dem Taumelkelch, von dem Jesaias schreibt, getrunken. Sie zogen in solchem Taumel haufenweis in Schenken und auch in das Freie, wo sie sich in großer Anzahl versammelten, sprangen auf Tische, Bänke und Fässer, und ergoßen sich in exaltirten Reden mit Worten, von denen die nachstehenden sich am meisten in damaliger Zeit in Rede und Schrift wiederholten, als: „Märzereungenschaften,“ „breiteste Unterlage,“ „Volkssouveränetät,“ „Hecker Hoch!“ „der Zeit Rechnung tragen,“ „Gut und Blut,“ „Neuzeit,“ „wie Ein Mann,“ „Gesinnungstüchtigkeit,“ „Zeitbewußtseyn,“ „Volksverräther,“ „Sondergelüste,“ „Interpellationen,“ Reaktion“ u. s. w. Besonders auffallend war, daß die Gesichtszüge der von dieser geistigen Seuche Befallenen in kurzer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten. Manche die früher ganz mager waren, bekamen auf einmal dicke, aufgeblasene Backen, rothe Nasen, und funkelnde, oft auch triefende Augen. Sehr Vieler Gesicht bedeckte sich auch schnell ganz mit Haaren, die vom Kinn in einen langen oft rothen Bart ausliefen, und so kam es, daß oft der Vater den Sohn, der Feeund den Freund nicht mehr eekannte; denn bei Vielen veränderte sich dadurch ganz ihr Menschenantlitz und nahm das Ansehen eines Waldteufels an. Je länger und struppiger Bart und Haare einem solchen stunden, je stärker war er von dieser Seuche ergriffen; ließ er sich Bart und Haar stutzen, war dieß schon ein Zeichen anfangender Reconvalescenz, nahm er sich aber den Baet gänzlich ab, so durfte man zuveeläßig darauf rechnen, daß ihn das Uebel dauernd verlassen. Wunderbare Gelüste zeigten sich in dieser Krankheit, sogar bei Knaben, nach Federn von Hahnen, die sie auf die Hüte steckten, und war die Veefolgung dieser Thiere damals sehe groß. Denjenigen, die von dieser Seuche aufs äußerste eegriffen waren, wuchsen rothe Kämme wie den Hahnen, und besonders war ihnen die rothe Farbe ein heftiges Begehren, weßwegen sie auch oftmals rothe Fahnen vor sich hertragen ließen; doch steigerte diese Farbe, wie bei den welschen Hahnen geschieht, ihren Taumel, und verfielen dadurch in Raublust und Blutgier, sprachen irre von Kopfmaschinen“ rc. Wäre diese Karikaturdichtung nicht reiner Humor, so würden wir doch auch der Gegenseite Rechnung getragen wünschen. Der juvenile Veitstanz war doch nur durch ein anderes Extrem hervorgerufen, nämlich durch den senilen Marasmus des alten Bundes.

Der unlängst erfolgte Tod des Herrn von Meyer in Frankfurt veranlaßt die Mittheilung einer kurzen Lebensskizze desselben und einer liebevollen Erinnerung an diesen langjährigen Freund und Mitarbeiter des Herausgebers. Es wird darin anerkannt, daß Meyer, indem er „das Mittelreich“ annahm, damit nichts anders angenommen habe, als was man bisher das Fegefeuer nannte, daß er also in dieser Frage sich als Protestant den Katholiken angeschlossen habe.

Unter den einzelnen Geistergeschichten oder Beispielen von merkwürdigen Ahnungen, Träumen, Visionen, die gewöhnlich eine poetische Zierde des Magikon sind, kommen einige vor, die sich auf die Tagesereignisse beziehen. Friedrich von Gagerns Abschiedsworte an die Seinen waren „in drei Wochen denke ich zurückzukommen und dann will ich bei euch bleiben,“ und gerade nach drei Wochen traf ihn der Tod bei Kandern und er wurde als Leiche zurückgebracht. Noch merkwürdiger ist, was der Herausgeber von einer Vision schreibt, welche Robert Blum betrifft: „Eine Frau aus Frankfurt, die in Folge besonderer Nervenbeschaffenheit oder einee ihr angeborenen Anlage schon öfters Vorgesichte und voraussagende Träume hatte, schrieb mir unter dem 19. Oktober 1848 unter Anderem Folgendes: Am Ende Augusts ging ich im Finstern in eines meiner Zimmer, hatte aber, wie ich Sie versichere, keinen Gedanken an irgend etwas Politisches und am wenigsten an jene Person. Da sah ich auf einmal das Beustbild eines wunderschönen jungen Mannes vor mir mit aschblonden Haaren, (cendré wie es die Franzosen nennen). Sein Gesicht, sogar die Lippen, waeen leichenfaeb, jedoch bewegte er einigemal den Kopf. Im Augenblick lag die Leiche eines unseeer Landtagsabgeordneten quer vor ihm; der entblößte Hals hatte eine Wunde, jedoch vom Blute gesäubert. Die Wunde war gelblich fett und erregte mir Ekel. Dieses Gesicht hielt beinahe fünf Minuten an, dann war es plötzlich verschwunden. Das Angesicht des jungen Mannes hatte keinen Bart, das Alter schätze ich auf 28—30 Jahee. Was überhaupt der junge Mann bedeuten soll, weiß ich nicht. War es eine Anklage von einem bereits Verstorbenen gegen den Deputirten, odee war derselbe duech dessen Angabe oder durch ihn selbst ermordet. Lichnowskys Bild, den ich wohl kannte, war es nicht, dieser hatte auch, meine ich, braune Haare, das weiß ich aber, daß sie auf einander Bezug haben mußten. Den Namen des getödteten Reichstagsgesandten habe ich, in ein Extrablättchen versiegelt, diesem Brief beigelegt, bitte Sie aber, es nicht zu entsiegeln, bis ich es Ihnen schreibe.“ Der Name war — Robert Blum.

Auch einer alten Prophezeihung wird gedacht, die für unsere Tage Bedeutung haben könnte. In Schlesien ist das neue Schloß neben dem alten Kloster Camenz bald fertig. Gleich beim Beginne des Baues lief eine Sage im Volk, es habe ein Mönch des ehemaligen Klosters Camenz eine Prophezeihung hinterlassen, daß auf der Höhe neben dem Kloster ein großes Schloß gleich einer Veste erbaut werden und daß nach Vollendung des Baues ein allgemeiner Keieg entstehen würde, welcher füe Deutschland so verderblich ausschlagen sollte, daß das Land entvölkeet und unter fremde Botmäßigkeit kommen würde.“

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 29.** Sonnabend den 21. April 1849.

## Schauspielkunst.

1) Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Dritter Band. Das Nationaltheater. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

Der dritte Theil dieses höchst verdienstlichen Werkes umfaßt die Blüthezeit des deutschen Theaters seit 1779, d. h. seit der Eröffnung des Mannheimer Nationaltheaters. Eigentlich war es nur ein Hoftheater, so wie fast alle übrigen bedeutenderen Theater in deutschen Residenzen, nur die in den Handelsstädten ausgenommen. Deßhalb hätte der Verfasser, sofern er den dritten Band unter dem besondern Titel „Nationaltheater" herausgab, vielleicht passender „Hoftheater" setzen dürfen.

Das sogenannte Mannheimer Nationaltheater war ein vollkommenes und gerechtes Hoftheater. Es verdankte seine Ausbildung und Vervollkommnung vor allem der Neigung und Municenz des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, und dem Eifer des Theaterintendanten, Heribert von Dalberg. Durch sie wurden die ausgezeichnetsten Talente für die Mannheimer Bühne gewonnen, vor allem Iffland, die Seele des Ganzen, neben ihm seine engverbundenen talentvollen Freunde Beil und Beck ꝛc. Iffland, der Sohn eines angesehenen Beamten in Hannover, brachte auf die Bühne zum erstenmal feinere Erziehung und vornehmen Anstand mit, während bisheran alle Schauspieler den niedern Schichten der Gesellschaft entwachsen oder höchstens verdorbene Studenten gewesen waren. Diese persönliche Vornehmigkeit des großen Mimen blieb nicht ohne entscheidenden Einfluß wie auf das Mannheimer, so auf das deutsche Theater überhaupt; namentlich als nicht lange nachher in Weimar durch Goethe das aristokratisch Edle und Gemessene noch mehr begünstigt und insbesondere auch durch das Aufkommen des Jambus gesteigert wurde. Ifflands Vornehmigkeit war noch eine natürliche, noch nicht in das Gebiet des Idealen erhoben. Er gehörte noch der naturalistischen Schule an, der er nur das Gemeine nahm. Es war ihm aber hoher Ernst, die Bühne zu veredeln. Er ging von dem Grundsatz aus, der Schauspieler müsse, um edel zu scheinen, auch selbst edel seyn. Er betrachtete daher die Bühne nicht nur als ein Mittel, die Sittlichkeit und edle Bildung des Publikums zu befördern und ging bei allen seinen eigenen Schauspielen von einem sittlichen und humanen Zweck aus, sondern er bemühte sich auch im Verein mit seinen Freunden und der Intendanz, das Schauspielerpersonal selbst zu einem harmonischen Verein edler Menschen umzuschaffen und für höhere Bildung und Gesittung zu begeistern; was ihm freilich nur unvollkommen gelingen konnte.

Indem er sich mit seinem seltenen Talent für das schön Natürliche noch an Schröders Schule in Hamburg anlehnte, aber schon etwas zu viel Prätension in sein Spiel legte, und die feinste Aufmerksamkeit auf die leisesten Nuancen desselben voraussetzte, kam ihm begreiflicherweise die damals in die deutsche Bühne mit den Ritterstücken hereinbrechende Sturm- und Drangperiode nicht sehr gelegen. Das barbarische Geschrei und die rohen Effekte waren nicht seine Sache. Allein seine weiche Natur bequemte sich der neuen Manier insofern an, als er keine Opposition dagegen machte, und in die Heldenrollen, die er selber übernahm, nur eine Feinheit und Natürlichkeit zu legen suchte, an die der Dichter nicht gedacht hatte; daher er diese Rollen nicht selten gleichsam durch ein gutes Spiel verdarb. Sogar auf die Schauspiele, die er selber schrieb, blieb der Sturm und Drang, insbesondere Schillers, nicht ohne Einfluß. Denn seitdem er 1782 in Mannheim zum erstenmal Schillers Räuber hatte aufführen lassen, begann auch er in seinen Stücken, wenn auch ungleich milder, die Korruption der öffentlichen Zustände der Gegenwart anzugreifen. „Ifflands erste Stücke „Wilhelm von Schenk" 1781 und im folgenden Jahre das Militärstück „Albert von Thurneisen" hatten keine sonderliche Wirkung gemacht; im März 1784 erst bahnte ihm „Verbrechen aus Ehrsucht" den Weg zu den größten Erfolgen. Diese Stücke waren alle noch in dem bisherigen Geschmack, den Schröder'schen Stücken ähnlich, Darstellung der Leidenschaften in allgemein bürgerlichen Verhältnissen. Die Kühnheit aber, mit welcher Schiller, nach dem Beispiele von Emilia Galotti, die ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen in Kabale und Liebe darstellte und Vorgänge der nächsten Gegenwart öffentlich auf der Bühne brandmarkte, hat Iffland offenbar ermuthigt, von nun an die Sittenschilderung seiner Zeit zur Haupttendenz seiner dichterischen Arbeiten zu machen. Kabale und Liebe hat die Bresche gelegt, durch welche er mit all seinen schurkischen Kanzlern, Hofräthen, Kammerjunkern, Amtleuten u. s. w. hindurchzog. Auch in der Behauptung der moralischen Wirkung der Schauspielkunst wurde Iffland durch Schiller gestärkt, und er ging nun darauf aus, ihre praktische Nützlichkeit zu erweisen. Sechs Monate nach Kabale und Liebe trat er schon mit den „Mündeln" auf, ließ dann die „Jäger" folgen und sofort binnen 14 Jahren seines Mannheimer Aufenthaltes mehr als 20, und darunter die besten seiner Stücke. Sie schilderten Zustände, die ein Jeder mitempfand, berührten manchen wunden Fleck der bürgerlichen Einrichtungen, liehen dem Unwillen gegen den Druck der Verhältnisse Worte, gaben den Hochmuth, den Aberwitz und die Infamie, vor der man sich am Tage bücken mußte, Abends vor den Theaterlampen dem Spotte und der Verachtung Preis. Dadurch hob er den Schauspielerstand in Achtung und Popularität, er machte ihn zum

Digitized by Google

Sachwalter der Unterdrückten, zum Richter und Rächer für alle die Dolch- und Nadelstiche, die man mit stillem Murren tragen mußte. Diese Stücke hielten zudem ganz an der früheren empfindsamen Natürlichkeit fest, und was besonders anerkannt werden muß, sie waren durch und durch volksthümlich; deutsch in Conception, Charakteren und Sprache. Sie fanden die Schauspielkunst ganz fähig zu ihrer Darstellung, aber sie fügten der gewohnten Spielweise eine gewisse Vornehmheit, Weichheit und Elasticität und einen Reichthum feiner Nüancen hinzu; Dinge, die ein höchst erwünschtes Gleichgewicht gegen die Rohheit der Ritterstücke und die Ueberspannung der Gedichte von Klinger, Schiller u. A. darboten. Dabei hatten sie den Vorzug eines kleineren Personals, das mit der Elite der Kunstgenossenschaften besetzt, also auch wieder in gutem Zusammenspiel erhalten werden konnte."

Indem der Verfasser auf so umsichtige Weise die Verdienste Ifflands erörtert, mißkennt er doch auch seine Fehler nicht und charakterisirt insbesondere die, welche auf die Schauspieler bis auf unsere Tage herab wesentlichen Einfluß geübt haben. Er bemerkt Seite 57: „daß Ifflands Hinneigung zu einer etwas breiten Gefühlsschwelgerei, bei seiner früheren Bestimmung zum Predigerstande — die lange Zeit mit der Theaterlust in ihm gekämpft hatte und ihn jetzt oft die Bühne mit der Kanzel verwechseln ließ — ihn verleitete, den Ausdruck der Innigkeit in allzugroßen Dehnungen der Stimme, in einem etwas preciösen Predigertone zu suchen. Auch hatte seine Vorliebe für die von Eckhof geerbten malenden Gesten feiner Plastik etwas damit Ueberladenes und Absichtliches gegeben, obwohl er nichts ohne Geschmack that und, wie Joseph Lange in Wien, die malerischen Stellungen und Bewegungen der Antike in die Schauspielkunst zu ziehen angefangen hatte. Dazu gab die sorgfältige Anordnung und Ausschmückung seines Spieles demselben oft das Ansehen einer Mosaik von gesammelten kleinen Zügen, und was das Schlimmste war, die lebhafte Begierde zu gefallen, welche weichen Seelen wie Ifflands so eigen ist, verführte ihn, sehr Vieles dem Publikum zu Liebe zu thun, was sich mit der Treue gegen die volle Wahrheit des darzustellenden Charakters und mit der Harmonie der gesammten Kunstleistung nicht vertrug. Iffland brachte ein Effektspiel auf, dessen Beispiel um so gefährlicher war, als er es mit Geist, Geschmack und Erfindungskraft sehr interessant zu machen wußte, auch sein künstlerisches Ansehen als Freibrief zur Nachahmung gelten mußte. Alle diese Eigenheiten von Ifflands künstlerischer Persönlichkeit theilten sich seinen Umgebungen mit — wie denn die Nachahmung sich immer zunächst an die Schwächen der Meister heftet — und die Mannheimer Schule entging daher, neben der Anerkennung eines feinern Tones, einer gewählten aristokratischen Färbung, dem Vorwurfe nicht: daß sie durch eine gewisse kostbare Abgemessenheit wieder zu einer Annäherung an die Franzosen neige, und durch vornehme Kälte und Künstlichkeit einen Abweg von der lebensvollen Energie der durch Schröder vollendeten Hamburger Schule bezeichne." — Iffland sah übrigens alles, was er in Mannheim in einer langen schönen Wirksamkeit gebaut hatte, wieder zu Grunde gehen. Die französische Revolution zerrüttete dort alle Verhältnisse. Jetzt bildeten sich politische Parteien. Iffland blieb ultraroyalistisch, sein ältester Freund Beil wurde entschiedener Demokrat. Endlich kamen die Franzosen, Mannheim wurde belagert. Da war Ifflands Bleiben nicht länger und er nahm einen Ruf nach Berlin an.

Hier in Berlin war das Theater unterdeß hauptsächlich durch den genialen Fleck in Aufnahme gekommen. Fleck (wie nach ihm der geniale Ludwig Devrient) war eine ganz andere Natur als Iffland, stand dem feurigen Schröder viel näher, blieb aber nicht beim natürlichen Feuer stehen, sondern ließ es nicht selten dämonisch erscheinen. Naturen, wie er und nach ihm Ludwig Devrient, müssen es gewesen seyn, für welche Shakespeare seine leidenschaftlichsten Rollen schrieb. Für einen Iffland waren sie zu heiß. Bekanntlich hat Ludwig Tieck eine meisterhafte Charakteristik Flecks geschrieben, die der Verfasser, wie billig, in sein Werk aufgenommen hat. Neben Fleck glänzte damals in Berlin die an Geist und Liebenswürdigkeit nie übertroffene Unzelmann. Der bekannte Schriftsteller Engel aber, der auch ein Buch über Mimik geschrieben hat, gab sich alle Mühe, die Berliner Schauspieler zum Bewußtseyn ihrer Kunst zu bringen. Endlich kam auch Iffland nach Berlin; doch konnte er hier nicht mehr so frei und jugendfrisch wirken, wie früher in Mannheim. Die Berliner Bühne wurde schon von Weimar her influenzirt, und noch mehr von Kotzebue. Die Goethe'sche Schule in Weimar idealisirte zu viel, Kotzebue zog im Gegentheil das Schauspiel wieder zu tief ins Gemeine herunter.

Der Verfasser wirft einen Blick auf die übrigen Bühnen Deutschlands, die sich seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in erstaunlichem Grade vermehrten. In Sachsen erhielten sich noch ausschließlich die herumziehenden Truppen, die abwechselnd in dieser und jener Stadt spielten. In den Residenzen wurde die freie Entwicklung durch den Einfluß der Hofintendanzen, strenge Censur, hauptsächlich aber durch das Uebergewicht der Oper gehemmt. Trotz seiner eminenten Mittel blieb Wien am weitesten zurück. „Wie alles geistige Leben, wurde in Wien auch die Schauspielkunst von vorn herein in ein eigenthümlich geschlossenes Geleise gestellt, aus welchem sie nicht weichen konnte. Vom kaiserlichen Schutze getragen, hat sie stets an dem Gnadenblicke ihrer Wohlthäter gehangen, die ihr jedwede kecke Genialität, jedweden Uebergriff in verbotene Gedankenregionen so sorgfältig unmöglich machten, daß das harmlose, behagliche gegenseitige Verhältniß in keiner Weise getrübt werden konnte. Langsam und allmählig nur schloß die Dramatik sich den Richtungen an, welche von den Bühnen der protestantischen Länder eingeschlagen wurden; oft geschah es mit solchen Modifikationen, welche den höheren Aufschwung der Darstellungskunst unmöglich machten; um zehn Jahre und darüber verspätet erschienen alle Unternehmungen, welche den Fortschritt, oder die Bewegung wenigstens, bezeichneten. Julius von Tarent 1785, Clavigo 1786, Götz gar nicht. Die Räuber und Kabale und Liebe nicht, Fiesko ausnahmsweise durch besondern Antheil des Kaisers — der sogar die Einrichtung nach österreichischem Schnitt selbst übernahm — schon vier Jahre nach der Mannheimer Aufführung. Wogegen Menschenhaß und Reue am 14. November 1789, nur fünf Monate nach dem ersten Erscheinen in Berlin, gegeben wurde. Die Erweiterung des Shakespeare'schen Repertoirs gerieth in den 90er Jahren völlig ins Stocken. An Einführung der jambischen Sprache wurde bis über den Wechsel des Jahrhunderts nicht gedacht: selbst die prosaische Bearbeitung des Don Carlos blieb dem Repertoir fremd. Das Wiener Nationaltheater sollte den geschichtlichen Beweis liefern, daß die eminentesten Mittel, der liebevollste Schutz an die Schauspielkunst vergeudet sind und der Nation nichts nützen, wenn die Kraft des freien Geistes sich ihrer nicht bemächtigen darf. Die kleinen Hoftheater von Dresden, Schwerin, Weimar, Gotha, Mannheim, die ganz auf sich gestellten Prinzipalschaften in Leipzig und Hamburg haben die Kunst erzogen und auf ihren Gipfel getragen, die Wiener Bühne hat, bei ihren gewaltigen Mitteln, der Entwicklung keinen einzigen Impuls gegeben; nirgends ist sie vorangegangen, nichts hat sie gewagt, nichts selbstständig unternommen."

Digitized by Google

Als Kotzebue nach Wien berufen wurde, um das Theater zu dirigiren, fand er den zähesten Widerstand und erlag den boshaftesten Intriguen.

Inzwischen blühte die Wiener Posse fröhlich fort und es fehlten ihr nie höchst bedeutende Harlekinstalente. Das aber ist für Wien charakteristisch, daß jedes solche bedeutende Talent den Harlekin modificirte, ihn in andere Situationen brachte und ihm einen andern Namen gab. So erstand der alte Hanswurst in dem genialen Schauspieler Laroche als der allbekannte Wiener Kasperle wieder. Später, als der bucklige Schuster mit seiner köstlichen Komik das Wiener Publikum entzückte, nahm der Hanswurst einen kleinbürgerlichen Charakter an unter dem eben so allbekannt gewordenen Namen des Staberl. Zwischen beiden in der Mitte stand Hasenhut mit einer besondern Modifikation der komischen Person als Thaddädl. Wie der Geist der Wiener Posse selbst in das Heiligthum der Oper eingriff, beweist Mozarts Zauberflöte.

Ein eigenes Interesse bietet die Hamburger Bühne dar, deren Leitung Schröder zum zweitenmal 1785 übernahm. Dieser unabhängige, stolze und edle Geist wagte den kühnsten Kampf mit einem Publikum, das seinerseits eben so unabhängig, aber von durchaus verdorbenem Geschmacke, nämlich roh vergnügungssüchtig war. „Wir stehen hier, sagt Devrient Seite 159, an einem bedeutungsvoll entscheidenden Momente der Kunstgeschichte. Die beiden Faktoren des Theaterlebens, die Schauspielkunst und das Publikum, trafen hier, jedes in seiner ausgebildetsten Gewalt, wie zu einer offenen Feldschlacht aufeinander. Die Schauspielkunst unternahm es, ohne Unterstützung und Autorität, die Anerkennung ihrer höheren Rechte von einem Publikume zu erzwingen, das von keiner Scheu und Rücksicht gebunden, die schönsten Forderungen seiner Vergnügungslust ihr entgegenstreckte. Das Schlimmste war, daß das Publikum nur den Rücken zu wenden brauchte, um die arme Kunst durch Hunger zu bezwingen, es mußte also festgehalten werden, um es besiegen zu können. Schröder hat diesen erschreckend ungleichen Kampf muthvoll unternommen; daß er das Feld nicht würde halten können, war vorauszusehen, aber Bewunderung verdient es: wie er sich geschlagen.“ Das Beschämendste für Schröder war, daß er den ersten Erfolg beim Hamburger Publikum nicht durch seine edeln Anstrengungen und durch gute Stücke, sondern durch die lüderlichen Thränen in Kotzebues Menschenhaß und Reue erlangte. Dieses weiche, weinerliche, sittlich ekelhafte Stück riß damals alles hin. Wie ausgezeichnet Schröder als anerkannter Meister spielte und mit welcher Strenge er das Ensemble seiner Truppe zusammenhielt, um die vollkommensten Darstellungen zu liefern, das Publikum trotzte ihm dennoch immer wieder, ja mißhandelte ihn einmal durch das ungerechteste Trommeln und Auspfeifen, weil er einer lüderlichen, aber beim Publikum beliebten Schauspielerin den Dienst aufgekündigt hatte. Der bessere Theil des Publikums nahm sich zwar seiner an und er erhielt eine Genugthuung, allein er fühlte doch, daß er im Kampf mit Eigensinn und rohem Geschmack unterliegen müsse und gab das Theater auf, 1796.

Hier macht Herr Devrient eine Pause, um über den Sittenzustand des damaligen Schauspielerpersonals zu sprechen. Er beginnt mit der bekannten Abhandlung, in welcher Schiller das Theater als moralische Anstalt bezeichnet; so gern er aber auch Schillers Ideal erreicht sähe, kann er doch nicht umhin, als Thatsachen anzuführen, wie wenig das damalige Schauspielerpersonal sich auf der Höhe der Sittlichkeit befunden habe. „Daß man in Berlin einmal d'Alemberts Rath befolgte und eine Geldprämie aussetzte für die Dame, welche ein Jahr lang unbescholten leben würde, bezeugt den empörenden Zustand hinlänglich, der gerade vorzugsweise dort herrschte, es bedurfte dazu nicht noch der frechen Aeußerung, mit welcher eine der ersten Schauspielerinnen diese Belohnung der Enthaltsamkeit gegen den Vortheil ihrer Gefälligkeit abwog. Außerdem schlug diese Procedur zum Hohne ihrer selbst aus, denn das einzige junge Mädchen, dem der Preis zuerkannt werden konnte, kam wenige Monate danach in die Wochen. Rechnet man zu diesen Zuständen die vielen schlechten und getrennten Ehen, die unordentlichen Haushaltungen, das gänzliche Hinaussetzen über alle gesetzlichen und rechtlichen Verpflichtungen, das so viele Theatermitglieder, durch ungescheute Kontraktbrüche und landesläuferisches Durchgehen, für eines ihrer Standesprärogative, als die Gebühr künstlerischer Freiheit in Anspruch nahmen, die anstößigen Coulissenzwistigkeiten, die nicht selten in Prügeleien ausarteten — so darf der Verruf nicht befremden, dem der Stand noch immer unterlag.“ Wie uns dünkt, hätte Herr Devrient die Erscheinung nicht bloß anführen und beklagen, sondern ihr auch näher auf den Grund gehen sollen.

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß der strengere sittliche Maßstab an den Mimen niemals gelegt werden darf, daß es vielmehr natürlich, billig und gerecht ist, ihm die laxe Observanz zu verzeihen. Ohne daß im mindesten der hohe Werth der Sittlichkeit, wo er sich im Stande der Mimen findet, zu verkennen wäre, verbietet doch gerade der Stand, sie vorauszusetzen oder gebieterisch zu verlangen, wie etwa beim geistlichen Stande, der in dieser Beziehung nicht nur in der Volksmeinung, sondern auch thatsächlich immer der Antipode des Mimenstandes bleiben wird. Wer diesen letzten Stand aus Neigung wählt, ist in der Regel schon von Natur leichtern Blutes, sanguinisch, lebenslustig, eitel, trachtet zu gefallen, setzt die Person ein, damit wieder der Person gezahlt werde, überspringt durch das öffentliche Hervortreten alle Bedenklichkeiten der engern bürgerlichen Sitte und läßt sich durch den Ruhm und die weitherzige Liebe des Publikums gern über den etwaigen Verlust engherziger Achtung trösten. Zudem ist ihm Liebe des Wechsels angeboren, er wechselt gern nicht nur die Rollen, sondern auch den Schauplatz selbst. Täglich aus seiner Persönlichkeit übergehend in eine fremde und aus der Gegenwart in eine erdichtete Welt, wird ihm jedes Einerlei zuwider. Wie kann hier namentlich an die eheliche Treue ein strenger Anspruch gemacht werden? Ferner stellt der Mime unaufhörlich leidenschaftliche Zustände dar, und die Dichter machen ihm sogar zur Pflicht, in seinen Rollen das Recht der Leidenschaft auf Kosten der Sitte zu vertheidigen, unsittliche Neigungen bald als Vorrecht des Genies, bald als entschuldbare Herzensschwäche zu beschönigen. Man denke nur an Kotzebue, der in weit höherem Maß das Theaterpersonal von ganz Deutschland für sich gewann, als es den sittlichern Dichtern, Schiller und Iffland, möglich wurde. Wie mochte man unter solchen Umständen an die Mimen strenge sittliche Forderungen machen, oder ihnen gar, wie Schiller that, die Aufgabe stellen, das Publikum moralisch zu verbessern? Wenn früher das herumziehende Leben der Komödiantenbanden eine Quelle abenteuerlicher Ausschweifungen war, so lag gewiß in der spätern Stabilität der Theater und in den festen Anstellungen nicht weniger Verführung. Die deutschen Schauspieler traten nunmehr in das Verhältniß ein, in welchem sich die italienischen Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen der Oper schon längst an den Höfen befunden hatten. Der Schauplatz der Ausschweifungen war nur aus dem komischen Roman Scarrons in die höhere vornehmere Sphäre verlegt, von der Casanovas Memoiren reden. Die nächtlichen Abenteuer fielen nicht mehr bei kleinen auf einem Leiterwagen

ankommenden Komödiantenbanden in schmutzigen Winkelgasthöfen kleiner Städte in der Provinz vor, sondern in den Palästen der Residenzen. Philine knackte nicht mehr in verschossenem Kleide auf einem alten Koffer Nüsse, sondern strahlte von Brillanten. Wenn das deutsche Schauspiel in dieser Beziehung auch niemals ganz die vornehme Höhe der Oper erreicht hat, so ist es ihr doch nahe gekommen und an Verführung hat es nirgends gefehlt, wo etwas zu verführen war. Eine Hauptquelle der Demoralisation bei den stehenden Theatern aber wurde die Intrigue, deren sich nicht nur die Schlechten bedienten, um durch Mittel, welche außerhalb der Kunst lagen, sich Anstellungen und Ansehen zu verschaffen, sondern deren sich sogar oft auch die Guten als Vertheidigungsmittel bedienen mußten. Eine große Menge von Untugenden haben sich im deutschen Schauspielerstande erst eingeschlichen, seitdem die Theater stehende geworden sind. Die Moralität hat dadurch nicht gewonnen, kaum ihr äußerer Schein. Wir werden darauf zurückkommen.

(Schluß folgt.)

---

## Völkerkunde.

Die Völkerstämme und ihre Zweige nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. Von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt am Main, Brönner, 1848.

Eine Uebersicht über die verschiedenen Systeme, von denen man bei den sehr verschiedenen Eintheilungsarten der Menschenracen ausgegangen ist. Blumenbach war der erste, der eine wissenschaftliche Eintheilung der Menschen nach Hauptstämmen vornahm und zwar unterschied er fünf derselben, ungefähr nach den fünf Welttheilen, obgleich der erste von ihm sogenannte kaukasische Stamm (der europäische) tief nach Asien hineinragt. Der zweite Stamm ist bei ihm der mongolische, in Mittel- und Hinterasien, der dritte der äthiopische in Afrika, der vierte der amerikanische, der fünfte der malayische in den ostindischen Inseln und Australien.

Cuvier war der zweite, der die Menschen eintheilte und zwar in drei Hauptracen, Kaukasier (Weiße), Mongolen (Gelbe) und Aethiopier (Schwarze). Die rothen Amerikaner und die olivenfarbenen Australier betrachtete Cuvier nicht als ursprüngliche Racen, sondern stellte sie zwischen die Weißen und Gelben. Bei dieser dreifachen Eintheilung ließ sich Cuvier nicht allein von dem auffallenden Knochenbau, von den Haaren und andern physischen Merkmalen, sondern auch von den geistigen Fähigkeiten leiten.

Lacepède stellte abermals fünf Racen auf, die jedoch von den Blumenbach'schen abweichen, indem darunter die malayische Race fehlt und durch die hyperboreische (die der Nordpolarzone) ersetzt ist.

Bory St. Vincent glaubte weniger auf die Uebereinstimmungen, als auf die Verschiedenheiten sehen zu müssen und nahm demgemäß fünfzehn Urracen an; indem er namentlich aus den Kaukasiern die semitischen (arabisch-jüdischen) und Hindustämme; aus den Mongolen die Skythen und Chinesen; aus den Negern und Neuholländern, Hottentotten und Kaffern besonders ausschied.

Pritchard reducirte die Zahl der Racen wieder auf sieben. Der Verfasser vorliegender Schrift hält sich an die ältere fünffache Eintheilung, ordnet aber die einzelnen Völker anders als Blumenbach ein, wobei ihm die seit Blumenbach ungemein erweiterte und aufgeklärte Völkerkunde zu Statten kommt.

I. Der kaukasische Menschenstamm hat elf Aeste.

1) Den indogermanischen Ast mit den Zweigen: Hindus, Perser, Griechen und Römer, Kelten, Germanen, die gemischten Romanen, Slaven.

2) Der armenische Ast.

3) Der iberische.

4) Der illyrische.

5) Der thrakische.

6) Der etruskische.

7) Der semitische mit den Zweigen: Juden, Kopten, Phönicier, Araber.

8) Der finnische mit den Zweigen der alten Tschuden, Lappen, Ungarn rc.

9) Der türkische mit vielen Zweigen.

10) Der kaukasische.

11) Der nordafrikanische (Berbern).

II. Der mongolische Menschenstamm mit fünf Aesten.

1) Der tatarische Ast.

2) Der chinesische mit den Zweigen: Japaner, Koreaner, Tibetaner.

3) Der tungusische mit den Zweigen: Mandschu, Kamtschadalen, Sibirier.

4) Der sibirisch-amerikanische (Aleuten, Tschkutschen, Eskimaur).

5) Der hinterindische (Kochinchinesen, Siamer, Birmanen).

III. Der Negerstamm mit drei oder vier Aesten (Hottentotten, Kaffern, nördlichen reinen Negern und Fellatahs).

IV. Der amerikanische Stamm mit sehr vielen Unterabtheilungen, auf die der Verfasser selbst jedoch nicht näher einzugehen wagt.

V. Der malayische Stamm mit drei Aesten:

1) Die Malayen.

2) Die edlern Inselbewohner Australiens.

3) Die Nigritos.

Sollen wir eine Meinung äußern, so geht sie dahin, daß für Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Sittengeschichte und Poesie das Gewicht in den schärfsten Unterscheidungen, für Philosophie, Anthropologie und Physiologie aber das Gewicht im Festhalten des Uebereinstimmenden in den Menschenracen liegt. Es handelt sich hier von zwei entgegengesetzten Interessen, von denen das eine die größte Mannigfaltigkeit, das andere die größte Einheit zu finden verlangt. Im Extrem hat man beides, sowohl die Mannigfaltigkeit als die Einheit, geleugnet und bald, wie Bory St. Vincent, eine ursprüngliche Verschiedenheit der Racen, herstammend von verschiedenen Urpaaren, gleich den Thierfamilien, angenommen, bald aus dem einen ersten Menschenpaare, von dem die Genesis redet, auf eine allgemeine Gleichheit der Menschen geschlossen, in der das Uebereinstimmende das Unterschiedliche weit überwiege. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Menschenracen haben ohne Zweifel eine höhere Einheit als die Thierfamilien, und doch geht man auf der andern Seite wieder zu weit, wenn man aus mißverstandener Humanität die Tiefe des Raceunterschiedes nicht gelten lassen will.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**N^r. 30.** Dienstag den 24. April 1849.


## Schauspielkunst.

1) Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Dritter Band. Das Nationaltheater. Leipzig, J. J. Weber, 1848.

(Schluß.)

Von Kotzebue, dem Jahrzehentlang unbestrittenen Beherrscher und Tyrannen der deutschen Bühne, gibt Herr Devrient Seite 224 ff. eine vortreffliche Charakteristik. „Kotzebue mag ein gewisses Verdienst um die dramatische Literatur haben, indem er sie, durch Uebertragung der rascheren und pikanteren Bewegung des französischen Theaters, zu größerer Rührigkeit getrieben, auch eine Gewandtheit und Eleganz eingeführt, welche das Repertoire von einer gewissen rohen und zopfigen Art von Stücken reinigen mußte. Weiße, Brandes, Stephanie u. A. verschwanden vor ihm. Auch hat Kotzebue das Theaterpublikum vergrößert, denn er hat es viel mehr als Schröder und Iffland angezogen und unterhalten, also den Theaterkassen großen Vortheil verschafft. Dieß Alles soll ihm willig zugestanden werden, aber eben so gewiß ist es auch, daß er der Schauspielkunst selbst entschiedenen und weithin dauernden Nachtheil gebracht hat. Bei allem Anschein einer reichen Charakteristik — denn seine Stücke wimmeln von den buntesten Gestalten — hat er die hohlsten und gehaltlosesten Figuren geschaffen. Selbst seinen Gestalten des Lustspiels — wofür er im Uebrigen ein eminentes Talent besaß — mangelt die eigentliche lebendige Natur. Es sind Personificirungen einzelner Eigenschaften, in denen dann der ganze Mensch untergeht, oder der Charakter besteht auch wohl nur in einer wiederkehrenden Redensart oder einer Angewöhnung, und so thut ihm der Schauspieler mit irgend einer Eigenheit: einer verstellten Stimme, einer stehenden Grimasse, einem komischen Anzuge, einem lächerlichen Zopfe oder dergleichen volle Genüge. Natürlich fingen die Schauspieler bald an, sich in diesen leichten Erfolgen behaglich zu pflegen und die mühsame, detaillirte Charakteristik an den Nagel zu hängen; ja selbstgefällig schrieben sie bald das Amüsement des Publikums auf eigene Rechnung, das doch nur der reichen Erfindungskraft, der geschickten Kombination und Ausführung des Autors zu danken war. Die unwürdige Maxime riß ein: sich bloß durch sogenannte dankbare Rollen, die sich von selbst spielen, einen wohlfeilen Ruf zu verschaffen, nicht durch die Wahrheit und den Geist der Darstellung."

Ganz eigenthümlich erscheint die Weimar'sche Schule unter der Leitung des großen Goethe. Doch müssen wir hier unterscheiden. Als Goethe 1775 das erstemal nach Weimar kam und dort eine vornehme Dilettantenbühne errichtete, folgte er dem ursprünglichen romantischen oder Shakespeare'schen Hange der deutschen Natur. „Wesentlich aber entfernte Goethe, bei seiner Direktion, sich von dem Wege, welchen das Drama in der wirklichen Welt draußen ging, die fessellose Phantasie griff frei umher nach den luftigsten Gestaltungen und grub zugleich den Wurzeln allen nach, die das Drama von Anbeginn genährt hatten. Das alte Fastnachtsspiel erschien hier nicht nur in Goethe's Nachahmungen, auch Hans Sachs selber bestieg wieder die Bühne. Wie der alte Meister ehemals in Nürnberg, vielleicht auf einem flüchtig auf Tonnen und Blöcken erbauten Gerüste, vor lustig krähenden Zunftgenossen, so schnitt Goethe auf dem Ettersburger Schloßtheater, vor dem höchsten Bildungskreise der Zeit, als Narrenarzt dem possierlich quäkenden Kranken die zierlichen Narrenpüppchen aus dem Bauche. Die Früchte seiner frühesten Theatereindrücke vom französischen Lustspiele und dem Schäferspiele, seine Jugendarbeiten: „die Mitschuldigen" und „die Laune des Verliebten" sahen hier zum erstenmale das Lampenlicht. „Die Geschwister" schlossen sich der gegenwärtigen Epoche an, und reichlich wurde der Vorliebe für das Singspiel gesteuert, in welchem die phantastische Erfindungskraft sich fesselloser und der Wirklichkeit enthoben fühlten. Lila, Jery und Bätely, Erwin und Elmire, Scherz, List und Rache erschienen hier. Ein zauberhaft poetisches Leben schufen diese theatralischen Feste. Einsiedelns Zigeuner, dem Goethe auch Gesänge hinzugefügt, wurden im freien Walde zu Ettersburg aufgeführt, in lauer Sommernacht, bei Fackelschein und Hörnerklang, Goethe's Fischerin im Tiefurther Thale, halb auf der Ilm, halb an den Ufern. Ein seltenes Genie für Dekoration, Minding, den Goethe's Wort verewigt hat, machte alle, auch die abenteuerlichsten Unternehmungen, auf die anmuthigste Weise möglich. Ein kecksatirischer Uebermuth, wie er sich in dem Triumphe der Empfindsamkeit gegen den herrschenden sentimentalen Geschmack, im Jahrmarkt zu Plundersweiler und andern Puppenspielen gegen Tendenzen und Personen richtete, brachte auch das Stegreifspiel auf die Bahn, in welchem besonders Goethe sich durch unerschöpfliche Erfindungskraft und glänzenden Humor auszeichnete, Einsiedeln ihn wirksam sekundirte und der gutmüthige Musäus in derbkomischen Rollen sich ausnehmend ergötzlich zeigte. Aber nicht diese und andere Seltsamkeiten, zu denen auch Einsiedelns und v. Seckendorfs Federn steuerten, bezeichnen die Grenze dieser Dilettantenbestrebungen, auch auf die Antike ging man zurück. Die Vögel des Aristophanes, von Goethe bearbeitet, wurden ins Bühnenleben gerufen, und was an den erhabenen Mustern der alten Tragiker herangereift war, Goethe's Iphigenia, wurde in der ersten prosaischen Form hier dargestellt." Was hätte aus dieser Bühne werden können! Aber Goethe übernahm Staatsämter, machte Reisen rc. Als Goethe erst im Jahr 1791 wieder die Leitung

Digitized by Google

des Theaters in Weimar übernahm, war er selbst und mit ihm seine Hofumgebung eine andere, alle waren älter, gemessener geworden. Schiller, der damals sein Feuer in diese vornehme Gesellschaft goß, konnte doch nicht mehr den Zauber romantischer Freiheit entfalten und wurde unwillkürlich von der aristokratischen Grazie zur Antike, von Shakespeare zu Sophokles hinübergezogen.

Die Weimar'sche Schule wird sehr gut in Folgendem charakterisirt: „Diese Schule, obschon sie die Forderung an den Künstler voranstellte: „etwas der Natur ähnliches hervorzubringen,"* trat doch mit einem neuen Maße des Adels und der Schönheit auf, an welchem jede Erscheinung auf dem Kunstgebiete erst ihre Berechtigung zu erweisen hatte. Die bisher gültige Richtung hatte keineswegs die Schönheit negirt, aber sie hatte nur eine schöne Wirklichkeit gesucht, jetzt wurde, in feiner Unterscheidung, die schöne Wahrheit von ihr gefordert. Bisher hatte die lebendige Natur als Maßstab gegolten, jetzt sollte ein geläuterter Geschmack zur Richtschnur werden. Der eigenthümlich deutschen Weise sollten die Schauspieler sich entwöhnen und sich in eine freiere, universelle Auffassung finden, aus der engen Begrenzung der besondern Wahrnehmung, des Individuellen, sollten sie zur Anschauung des Allgemeinen, der Gattung, zum Idealen sich erheben. Das waren erstaunlich neue und harte Forderungen an den Schauspieler. Bisher hatte ein gerader Verstand, ein lebhaftes und reizbares Gefühl so ziemlich ausgereicht, um das natürliche Talent emporzubringen; denn die Aufgaben lagen innerhalb seines Gesichtskreises. Jetzt wurde vornehmlich an seinen Geschmack appellirt, ein verfeinerter Sinn, eine veredelte Empfindung von ihm gefordert, welche zum Theil wissenschaftliche und antiquarische Bildung voraussetzten; denn wie bisher die Natur, so sollte nun die Antike als Formenmuster für die Rede und Geberde gelten. — Goethe und Schiller hatten wesentlich die Mission: die Poesie zu heben, das geistige Leben der Nation in höhere ideale Regionen zu versetzen; die Literatur war ihr nächster Zweck, die Bühne erst der zweite; ja sie war ihnen wohl nur Mittel zum Zweck. Mit ganzer Hingebung an die Schauspielkunst, nur für sie und durch sie zu wirken, wie Molière und Shakespeare, das fiel ihnen nicht ein; selbst auch nicht Lessing nachzuahmen, der sich eng an die Kunst anschloß, an das was sie leistete und zu leisten vermochte. Sie stellten sich mit ihren Gedichten wieder auf den Standpunkt des gelehrten, des selbstständigen Bücherdramas. Der uralte Zwiespalt der Gattungen trat wieder hervor, das gelehrte wieder dem volksthümlichen Drama gegenüber, die Dichtkunst gewann wieder die Suprematie über die Schauspielkunst. Don Carlos und Wallenstein waren nicht für die wirkliche Bühne gedacht und mußten erst mit großer Mühe und Einbuße dafür zugerechtgeschnitten werden, bei „Faust, Tasso, die natürliche Tochter" hatte Goethe die Aufführung nicht im Sinne und ihre Verwirklichung rangirt durchaus nur zu den theatralischen Experimenten. — Goethe, dem ganz besonders an Herstellung einer gewissen Feierlichkeit und Würde auf der Bühne zu thun war, nahm zu den Mustern des théâtre français seine Zuflucht, von denen außerdem der Herzog das einzige Heil der deutschen Bühne erwartete. Goethe übersetzte Voltaire's Mahomet und brachte ihn schon am 30. Jan. 1800 in Scene. — Schiller und Goethe hatten die Einrichtung getroffen, daß der eine immer das Einstudiren der Stücke des andern leitete, so gewannen sie den Aufführungen eine frische und unabhängige Auffassung. Das Studium begann mit Vorlesungen von Seiten der beiden Meister. Beide huldigten dabei — wie fast alle Dichter — einem stark gesangartigen und outrirten pathetischen Tone, der aber bei ihnen etwas Grundsätzliches hatte. Sie wollten die Bühnensprache auf ein bestimmtes Uebereinkunftsmaß, auf Feierlichkeit, Würde und Vornehmheit stellen und traten daher dem herrschenden Naturalismus mit stark ausgesprochenem Extrem gegenüber. — Das Bühnendecorum wurde wieder in seine volle Herrschaft eingesetzt, die alten Konventionen traten wieder vollberechtigt auf. Die Profilstellung oder gar die Rückenwendung des Schauspielers, das Sprechen nach dem Hintergrunde u. s. w. war für Goethe ein Greuel. Die Darstellungen bekamen, selbst bis auf das Lustspiel, einen bewußten, absichtlichen Vortrag, eine gewisse künstlerische Ostentation, und das wesentlich dramatische Moment der Unmittelbarkeit wurde geschwächt, das warme, gesund pulsirende Blut der bisherigen Spielweise abgekühlt. Es ging dieß ganz folgerecht aus den dramatischen Gedichten der Weimar'schen Periode beider Meister hervor, in denen der Gedanke, die Schönheit der poetischen Form als vorherrschend auftraten, das wesentliche Lebensmoment dagegen, die charakteristische Natur, zurückstand. Vornehmlich bei Schiller war dieß der Fall, der wunderbarer Weise hierdurch einen Einfluß auf die Schauspieler übte, der dem Kotzebue's analog genannt werden muß, so unermeßlich auch der Abstand zwischen beiden Männern ist. Denn Schiller verwöhnte die Schauspieler ebenfalls, indem er sie auf interessante Situation und glänzende Rede vortheilhaft stützte, dagegen er an die Charakteristik nur schwache Forderungen zu machen schien. — Die Weimar'sche Schule ist hiermit ihrer innersten Bedeutung nach eine Wiederholung des Korrektivs, das wir schon mehreremale in der Kunstgeschichte haben auftreten sehen; in der Schulkomödie, den schlesischen Dichtern und der Gottsched-Neuber'schen Leipziger Schule. Es ist die Reaktion der gelehrten und höheren Geschmacksbildung gegen die Ausschweifungen des Naturalismus in der volksthümlichen Schauspielkunst." — Und was war das Ende dieser berühmten Schule? Kaum ein besseres, als was einst die Leipziger Schule nahm. Der vornehme Genius, dem Goethe die Bühne von Weimar unterworfen, wurde besiegt und verbannt durch — einen Hund. Die Herrschaften wollten doch auch den berühmten Pudel des Aubri spielen sehen. Umsonst warnte Goethe. Der Pudel spielt und Goethe legt für immer den Herrscherstab Melpomenens nieder. Wo irgend Noblesse sich hervorthat auf dem deutschen Theater, war es romantische oder antike, Adel der Natur oder der Sitte, angeborene Genialität oder Disciplin der Schule, immer wurde sie wieder von der allmächtigen Gemeinheit verdrängt, die keineswegs immer als Posse, sondern auch in viel eleganterer Form auftrat. Uebrigens hat Goethe selbst, lange vor jener Weimar'schen Hundegeschichte, in seinem Wilhelm Meister das Verhältniß der Schauspielkunst zu den Großen als reine Angelegenheit des plaisir bezeichnet und ausdrücklich eine Scene beschrieben, in welcher nach einander Komödianten, Pferde und Hunde den Herrschaften vorgeführt werden. Goethe wußte also ganz gut, woran er war.

Berlin nahm viel von Weimar an, ohne jedoch das Streben nach Natürlichkeit und theatralischer Ausführbarkeit aufzugeben. Schade nur, daß die falsche Natürlichkeit Kotzebues dort so breiten Boden gewann. Herr Devrient gibt, indem er die letzte Wirksamkeit Ifflands in Berlin bespricht, ein sehr belehrendes Verzeichniß der kleinen Koketterien, deren sich der große Mime stereotyp bediente und die nur zu viel von andern Schauspielern nachgeahmt worden sind. „Die feinern Beurtheiler nahmen leicht wahr, daß sein stummes Spiel manierirt sey, daß er besonders mit gen Himmel geschlagenen Blicken, in ganz gleichgültigen Situationen, einen koketten Mißbrauch trieb. Auch durch Kontraste suchte er vornehmlich zu wirken, durch Fallenlassen Nachdruck zu geben. Diese Reinecke-Fleck'sche Manier hatte er nicht verschmäht und er wandte sie auf die seltsamste Weise an; z. B. in den letzten Worten des Wallenstein. Sein Freund und Bewunderer Funk sagt: Iffland sprach sie mit

* Goethe's Vorrede zu den Propyläen.

solcher Hervorhebung, solchem gedehnten Pathos und mit gen Himmel gezückten Augen, daß der große Künstler hier fast an Karrikatur anstreifte, ungefähe so:

„Ich denke — einen — langen — langen — Schlaf — zu thun —

„Denn — dieser — letzten — Tage — Qual — war groß!

„Sorgt —“

und nun in schnellem fast hüpfenden Tone den Rest:

„daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!“

Er sprach und spielte auch viel zum Publikum, was demselben immer als besonders insinuante Aufmerksamkeit schmeichelt; auch reizte er es gern durch Ueberraschungen. Böttiger gesteht das zu, indem er sagt: Oft läßt Iffland eine Stelle fallen, wo man Nachdruck erwartet hätte und überrascht durch Hervorhebung einer andern, die man ohne den Lichtstrahl, den der Künstler darauf zu leiten versteht, kaum im Halbdunkel erblickt haben würde.“ Diese Gefallsucht ist leider ein Erbtheil vieler Theaterheroen geblieben.

Indem der Verfasser die weitere Entwicklung des Schauspiels auf den verschiedenen deutschen Bühnen verfolgt, hebt er insbesondere die Persönlichkeiten Eßlairs und der Frau Sophie Schröder hervor. Referent hat nicht das Glück gehabt, diese beiden Koryphäen in ihren Jugendtagen zu sehen, glaubt ihnen aber nicht Unrecht zu thun, wenn er aus dem, was sie noch in spätern Jahren geleistet, abgemerkt zu haben glaubt, daß sie beide zu den Manieristen gehört haben. Eßlair kokettirte mit dem Publikum fast noch mehr als Iffland, die Schröder aber hat eine Intonation auf die Bühne gebracht, die leider noch immer aus so mancher schönen Brust hohl forttönt. Weil mehr scheint uns Ludwig Devrient das Lob zu verdienen, das ihm hier sein Verwandter in aller Bescheidenheit spendet. Ludwig Devrient adelte selbst die gemeine Natur, wie in Künstlers Erdenwallen von Julius von Voß, durch die Genialität seines Humors, und konnte, wenn die Phantasie des Dichters ihm vorarbeitete, in einen göttlichen Wahnsinn fallen, wie ihn nur die angeborene Natur, keine Iffland'sche Berechnung je darstellen wird. Er wäre würdig gewesen, zu Shakespeares, nicht zu Kotzebues Zeiten zu leben. — Auf neuere noch lebende Schauspieler kommt der Verfasser nicht mehr zu sprechen, sogar den verstorbenen Seydelmann berührt er nicht.

Schließlich faßt er die Vorzüge und Mängel zusammen, die im deutschen Theater hervortreten, nachdem es am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts seine jetzigen Einrichtungen angenommen hat. Getadelt wird mit Recht die Größe der Bühnen, als besonders für das Lustspiel unbequem. Gerühmt wird die Treue und Eleganz der Dekoration und des Kostüms, obgleich es uns scheint, man sey darin zu weit gegangen. Selbst kleine Theater haben sich ungeheure Kosten aufgebürdet für schimmernde Kostüme, die doch des Eindrucks verfehlen, wenn die Stücke und die Schauspieler nichts taugen, oder die das Interesse des Publikums zu sehr auf den Theaterschneider hin und vom Schauspieler und Dichter abziehen. Getadelt wird ferner mit großem Recht das hohle Deklamiren der sogenannten schönen Stellen, was insonderheit durch die Aufführung der Schiller'schen Stücke aufgekommen ist, seinen Kulminationspunkt aber in Müllners Periode erreichte. Ueber den Einfluß dieses Schriftstellers auf die Bühne hätte sich Herr Devrient wohl ausführlicher vernehmen lassen sollen. Kein Dramaturge hat den Südpol der Kotzebue'schen Gemeinheit so geschickt zum Nordpol der idealistischen Unnatur gebogen, wie Müllner.

Zugleich kam in Müllners Wirksamkeit auch die Eiterbeule der Theaterkritik zum Ausbruch. Während schon lange beim Schauspiel, ja schon seit Jahrhunderten bei den Opern, Hof- und Damenintriguen eine wichtige Rolle gespielt hatten, und es ein sehr begreifliches Streben der Schauspieler gewesen war, mit den Höfen und den hohen Gönnern des Theaters gut zu stehen, und Nebenbuhler in deren Gunst zu verdrängen, erhielten nach und nach die Schauspieler einen neuen Herrn und Gebieter am Publikum und dessen Kritikern. Je mehr der Theaterbesuch zunahm, je mehr die Massen wenigstens der gebildeten Bevölkerung großer Städte sich dabei betheiligten, um so mehr wuchs auch der kritische Einfluß des Parterres und schwand der Einfluß der Hoflogen, oder der eine machte sich wenigstens neben dem andern geltend. Nun begann das Regiment der bezahlten Claqueurs, der bezahlten Theaterkritik, deren Niederträchtigkeit wieder Ausfälle der giftigsten Leidenschaften hervorrief. Nicht selten sahen sich die armen Schauspieler zwischen Hof-, Intendanz- und Regisseurintriguen einer-, und Parterre- und Journalistenintriguen andererseits in die Mitte genommen.

Wenn seitdem in dem Aufkommen der Gastspiele das alte Zigeunerleben der Mimen sich wiederholt hat, so sollte man sich wundern, warum die Schauspieler so schlecht die Vorzüge der Stabilität erkennen und freiwillig in den früher so oft beklagten Nomadenzustand zurückkehren. Allein man wundert sich nicht mehr, wenn man erwägt, daß hier nicht bloß der dem Schauspieler angeborene Hang zum Wechsel mitwirkt, sondern daß er häufig nur aus Nothwehr gastiet, um den Intriguen seiner eigentlichen Theaterheimath auszuweichen, oder sich wenigstens wieder einmal von ihnen zu erholen. Durch die Gastspiele wird aber eine der echten Kunst höchst schädliche Konkurrenz im Effektmachen begünstigt. Der Gastspieler hat nicht Zeit, sich seinem neuen Publikum nach und nach bekannt zu machen. Er muß in einem Abend Effekte für ein ganzes Jahr zusammendrängen, wie der musikalische Virtuose im gleichen Fall. So sinkt die Kunst wieder zur Seiltänzerei herunter.

Herr Devrient vertheidigt wohl mit Recht durch sein ganzes Buch die edlere Gesittung und den vornehmern Ton. Dennoch hätte er am Schlusse seines Buchs noch energischer auf die Uebel aufmerksam machen sollen, die für die Schauspielkunst aus der Vornehmthuerei entstanden sind. Aus dem entgegengesetzten Extrem, der pöbelhaften Posse, gingen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts frische und geniale Kräfte hervor. Aus dem jetzt herrschenden Extrem der Vornehmthuerei aber wird nichts Frisches mehr hervorgehen. Theaterdirektionen, welche mit den enormen Summen, die sie für Dekorationen, Maschinen und Kostüme ausgeben, vornehm thun und dabei ein mitleidswürdiges Repertoire mit französischen Uebersetzungen und immer schlechter werdenden Opern zu würzen glauben, werden die Kunst nicht regeneriren. Schauspieler, welche mit unverschämten Effekten, mit Sammlungen gedruckten Lobes und mit ihrer Geltung in der haute volée vornehm thun, werden die Kunst nicht regeneriren. Dramatische Dichter, welche mit ihren Stücken, die sie einander wechselseitig loben, obgleich ihnen jede Originalität und Lebensfrische gebricht, dennoch vornehm thun, werden die Kunst nicht regeneriren. Alle die Menschen, die sich gleichsam unter einander verschworen haben, ein konventionelles Surrogat für Kunst auszugeben, und das Publikum zu überreden, sein Bedürfniß nach abendlicher Unterhaltung überhaupt und nach dem, was gerade Mode ist, so wie nach Skandal insbesondere, sey Kunstbedürfniß, diese Menschen werden die Kunst nicht regeneriren. Herr Devrient deutet an einer Stelle seines Buchs nur eben an, wie sich die Begeisterung für das Theater in manchem Publikum, namentlich großer Städte, in eine Leidenschaft, zu kritisiren und zu skandalisiren, verwandelt hat. Nicht mehr die Kunst gilt es, nur die Persönlichkeit der Mimen, für oder wider welche Partei ergriffen wird. Die Schadenfreude der journalistischen Theaterkritik

Digitized by Google

durchdringt das Parterre; wobei sich die Eitelkeit einmischt, man sey ein athenienfisches Publikum. Die eigentlichen Foyers dieser modernen Theaterbegeisterung sind die Skandale, die privatissima, die Prostitutionen und Händel der „gefeierten Künstler und Künstlerinnen.“ Nichts belebt den Sinn für das Theater stärker, als ein neues Stadtgeklatsch aus der Welt hinter den Coulissen. Auch ein solches Publikum wird die Kunst nicht regeneriren.

Wenn Erscheinungen dieser Art unleugbar sind, so wollen wir damit doch weder die echte Kunstbegeisterung noch auch die sittliche Reinheit vieler Mimen und Dramaturgen mißkennen. Nur über die großen Schwierigkeiten, die ihren Bemühungen hemmend in den Weg treten, wollen wir uns nicht täuschen. Und nur darin stimmen wir mit Herrn Devrient nicht überein, daß wir die Opulenz und Vornehmigkeit, zu welcher die Theater gelangt sind, für ein größeres Uebel halten, als es die Armuth und niedrige Stellung derselben jemals gewesen ist.

## 2) Das Nationaltheater des neuen Deutschlands. Eine Reformschrift von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber, 1849.

Der Verfasser erhielt vom preußischen Kultministerium den ehrenvollen Auftrag, zu begutachten, welche Gestaltung dem Theater zu geben sey, um es zu einem gedeihlichen Wirken in Uebereinstimmung mit den übrigen Künsten zu setzen? Dieß die Veranlassung zu vorliegender kleinen Schrift.

Der Grundgedanke des Herrn Devrient ist, daß das Theater zur Staatsanstalt erhoben, mit allen übrigen schönen Künsten in Einklang gebracht, und dem Ministerium untergeordnet werden müsse. Es sollen von Staatswegen Theaterschulen errichtet werden, gleichberechtigt wie andere Kunstschulen. Der Staat soll die einzelnen Theater nicht nur unmittelbar beaufsichtigen und seinen Zwecken dienstbar machen, sondern auch sämmtliche Theater im Lande in Einklang bringen, und jeder Willkür namentlich der herumziehenden Truppen steuern. „Kein Zweifel also, sagt er S. 23, daß die Staatsregierung selbst die Schaubühnen des ganzen Landes unter ihre Oberleitung nehmen muß, daß dasjenige Ministerium, welches die Erziehung und Veredlung des Volkes zur Aufgabe hat, welches Religion, Wissenschaft und Kunst — diese dreieinige Beglaubigung unserer höhern Natur — in ihrem Zusammenwirken überwacht, nicht länger säumen darf sich auch der Schauspielkunst zu bemächtigen.“ S. 69 heißt es ferner: „Jeder Staat bilde eine allgemeine umfassende Kunstakademie, entsprechend der Universität, die das Gesammtstudium aller Wissenschaften umfaßt. Wenn der Staat alle Künste auf eine höhere Bildung des Volkes lenken will, so muß er ihre Uebereinstimmung dazu schon in den Kunstschulen vorbereiten. Die Künste und die Künstler müssen mit einander verständigt werden. Indem man die Theaterschule mit den bereits bestehenden Anstalten für Musik und für bildende Künste vereinigt, wird man eine größere allgemeine künstlerische Bildung des heranwachsenden Geschlechtes erreichen.“ — Nachdem der Verf. sich aufs entschiedenste gegen die Winkeltheater und Wandertruppen erklärt hat und die erstern einer Kontrole unterwerfen, die letztern zum Theil ausrotten will, schildert er die Vortheile der Centralleitung S. 85: „Der Vortheil, der hierin aus der Centralisation der Oberleitung sämmtlicher Landesbühnen entspringt, wird sich noch in einer Menge von andern Dingen darthun. In großen Staaten wird die Ausübung des Ministerialeinflusses allerdings einer weitläuftigeren Gliederung bedürfen, in den kleineren dagegen in ungemein abgerundetem Zusammenhange wirken. So werden z. B. die allgemeinen und einzelnen Einrichtungen, Bearbeitungen von Stücken, Uebersetzungen, zur dramatischen Handlung gehörige Musiken, verbesserte Operntexte, Scenirungen u. s. w., wenn sie sich in der Residenz als zweckmäßig erwiesen haben, sich ohne erhebliche Kosten den übrigen Landesbühnen mittheilen lassen; mithin werden die besten Talente, welche die Mustertheater versammeln, für die Hebung des gesammten Theaterwesens im ganzen Lande arbeiten. Junge Leute, die sich bei den untergeordneten Theatern auszeichnen, werden in der Unparteilichkeit der, allen Theatern gemeinsamen Oberbehörde den Weg zu den bessern Bühnen unversperrter finden, während, bei dem verbesserten Zustande der Provinztheater, man künftig ohne Sorge vor Vorbildung, junge Leute, Eleven der Theaterschule, auf Lehr- und Uebungsjahre dorthin geben kann.“

Wir bekennen, daß wir vor dieser Ansicht der Sache erschrocken sind. Also das Theater soll eine Staatsanstalt, die Mimen sollen Beamte werden? Das Repertoire soll vom Ministerium ausgehen, alle Landesbühnen sollen sich danach richten müßen? Die Beförderungen und Versetzungen sollen allein noch auf büreaukratischem Wege möglich werden? Das scheint uns zu tief in die Freiheit der Kunst eingegriffen und zumal dem eigenthümlichen Naturell der Mimen Gewalt angethan. Ja es scheint uns auch, als würde damit in die Freiheit des Publikums eingegriffen. Die Regierung freier Staaten darf wohl die öffentlichen Kunstübungen, Vergnügungen und Spiele insofern überwachen, als sie unsittliches oder gemeinschädliches Treiben verbietet und bestraft; aber sie darf sich niemals anmaßen, diese Spiele leiten zu wollen. Dieß letztere geschah immer nur von extrem despotischen, nie von freisinnigen Regierungen. Freie Völker würden es auch niemals dulden. Es könnte kaum fehlen, daß die Regierung das Theater zu Zwecken benützte, welche der Kunst und dem Bedürfniß des Publikums gleich fern liegen. Der Kunstminister dürfte häufig den Impuls aus dem Ministerium der Polizei oder der auswärtigen Angelegenheiten empfangen. Bliebe er aber auch in den Schranken des Kunstinteresses allein, welche Willkür vermöchte er in Geschmacksachen zu üben, jenachdem er dieser oder jener poetischen Schule geneigter wäre!

Herr Devrient hofft zwar ein Gegenmittel gegen Einseitigkeit und Willkür von oben gefunden und die Freiheit hinlänglich gewahrt zu haben, indem er verlangt, die Mimen sollen den Theaterdirektor, die Musiker den Kapellmeister frei wählen und dem Ministerium solle nur die Bestätigung zustehen. Mit jenen beiden vereint soll dann erst noch ein vom Ministerium ernannter literarischer Dramaturge das Kleeblatt der Direktion voll machen. Außerdem sollen Schauspieler und Musiker noch besondere Ausschüße wählen. Damit wäre dem demokratischen Prinzip innerhalb des Künstlerpersonals allerdings einige Rechnung getragen; allein es fragt sich, ob sich das demokratische Prinzip gerade in diesen Verhältnissen fruchtbar erweisen würde? Die Mehrheit der Stimmen würde bei dem leicht bestimm- und verführbaren niedern Personale seyn. Welchen Intriguen würde damit Raum gegeben! Eine zweite, gewiß nicht unwichtige Frage ist, ob immer Einigkeit in der dreifältigen Direktion zu erhalten wäre? und was ihr die Einigkeit in dem Falle nützen würde, wenn sie z. B. über ein Repertoire und über ein Personal übereingekommen wäre, welches mit den allgemeinen Maßregeln, die das Kunstministerium für das ganze Land beabsichtigte, nicht in Einklang zu bringen wäre? Setzt ein Repertoire auf, der Kunstminister streicht und fügt hinzu, was er will, weil ja Uebereinstimmung in allen Repertoires des Landes herrschen soll. Freut euch eines gewonnenen Mitglieds, der Kunstminister findet, daß es in ein anderes Theater besser passe, und holt es euch weg. Das Haupthinderniß für jede freie Bewegung der gewählten Direktion würde aber immer der Kassier bleiben. Herr Devrient verlangt, der ökonomische Inspektor dürfe allein dem Ministerium verantwortlich, also auch nur von ihm ernannt seyn. Wenn dieser also sagt: ich habe kein Geld, so ist die Direktion unfähig, irgend einen gefaßten Plan durchzusetzen.

Uebrigens stehen wir durchaus nicht an, zuzugeben, ja zu wünschen, daß ein Versuch, wie ihn Herr Devrient vorschlägt, gemacht werden möchte. Die Theatererfahrung würde dadurch wesentlich bereichert werden und wenn der Erfolg den Erwartungen des Herrn Devrient entspräche, würden wir ihn von Herzen um Verzeihung bitten und unsererseits viel lieber Unrecht als Recht gehabt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 31.** Dienstag den 1. Mai 1849.

## Geschichte.

**Geschichte des Königreichs Neapel von Pietro Colletta. Aus dem Italienischen von Prof. A. Leber. Zweite Auflage mit einer bevorwortenden Kritik von Geh. Rath Prof. Schlosser in Heidelberg. Acht Theile. Grimma, Verlags-Comptoir, 1848.**

Schlosser empfiehlt dieses Werk aufs wärmste, und mit Recht, denn es ist meisterhaft geschrieben. Der Veefasser, welcher 1831 gestorben ist, war General und Minister in Neapel, neben Pepe einer der feurigsten Freunde der Feeiheit und Unabhängigkeit Italiens, und dennoch, wie es oft zu gehen pflegt, nicht Pepes Freund. Pepe hat sich in seinen Denkwüedigkeiten ungünstig über Colletta, Colletta in seiner Geschichte Neapels ungünstig über Pepe geäußert. Im Unglück wirft geen einer die Schuld auf den andern. Dem sey, wie ihm wolle, Collettas Werk übertrifft alle bisher bekannten Daestellungen aus der neueen italienischen Geschichte weitaus durch die edle Einfachheit und Objektivität der Erzähtung, durch die Schärfe und Feinheit der Charakteristik, durch den tacitanischen Geist der Auffassung.

Pietro Colletta wurde 1775 in Neapel von angesehenen Eltern geboren, trat 1796 als Kadet in die Artillerie ein, waef sich bald darauf in den Strudel der Revolution, machte die parthenopeische Republik mit und entging nur durch List und Betrug der nachher über alle Theilnehmer derselben verhängten Strafe. Dann wurde er bei Austrocknung der Sümpfe von Ofanto verwandt, nachdem die Franzosen aber Neapel wieder eingenommen hatten und Napoleons Bruder Joseph König geworden war, trat auch Colletta wieder in die Aemee ein, entwarf den glücklich ausgeführten Plan zur Eroberung Capris, wurdr Intendant von Calabrien, kämpfte 1815 unter Murat gegen die Oesterreicher, machte 1821 die neue Revolution mit, wuede Kriegsminister, aber nach dem Einzug der Oesterreicher gefangen und nach Brünn versetzt, wegen Krankheit aber schon 1823 wieder nach Florenz entlassen, wo er bis 1831 lebte und sein Weck verfaßte.

Die Geschichte beginnt mit der Einsetzung der Bourbons in Neapel. Als nach dem Aussterben der Habsburger in Spanien dort durch Ludwigs XIV. Anstrengungen das Haus Bourbon aufkam, lag es nahe, auch das bisher mit Spanien verbunden gewesene Königreich Neapel dem Hause Bourbon zuzuwenden. Schon saß Philipp V. in Spanien fest, sein Sohn Karl begann 1734 die Eroberung beider Sicilien und setzte sie durch. Mit diesem Zeitpunkt hebt Collettas Werk an, und er erlaubt sich nur einen kurzen Rückblick auf die feühere Geschichte, worin besonders die Notiz bemerkenswerth ist, daß sich früher in Neapel die Zahl der Geistlichkeit zum übrigen Volk wie 28 zu 1000 verhielt. Dieses Verhältniß änderte sich schon unter dem erste Bourbon, denn derselbe brachte das System Ludwigs XIV. mit, welches den Staat mit einem Glanz und Kultus umgab, der früher nur der Kirche eigen war. Dem entsprachen unter andern die neuen peachtvollen Staatsbauten, welche Kael verfügte, der Hafendamm, neue Straßen, die königliche Villa in Portici, das große Theater San Carlo :c. Auch Wissenschaften und Künste wurden von ihm begünstigt, namentlich die Aufdeckung des damals erst entdeckten Pompeji. Aber Karl führte auch vieles vom französischen Finanzsystem, unter andern das Lotto ein und reformirte durchweg im büreaukeatischen und fiskalischen Sinne. Wie Ludwig XIV. in Frankreich die Aristokeatie unterdrückt und der Monarchie gänzlich untreworfen, so unternahm es auch Karl in Neapel, dem Adel die Gerichtsbarkeit zu entreißen und ihn nach und nach dem Hofe völlig unterzuordnen, wobei ihm besonders der Minister Tanucci beistand.

Im Jahr 1759 mußte Karl die spanische Krone übernehmen und sein damals erst achtjähriger Bruder Ferdinand IV. wurde nach Neapel gesetzt, wo anfangs noch Tanucci für ihn regierte, Dieser griff nun auch ins Kirchenwesen ein, hob mehrere Klöster auf, verbot die weitern Erwerbungen der sogenannten todten Hand und die sonderbaren Testamente der Seelen. „Eine Betschwester ernannte in iheem Testamente ihre Seele als ihre einzige Erbin. Als Giovanni Battista Latilli von Bitento eines plötzlichen Todes gestorben war, machten der Bischof und der Ortsgeistliche gemeinschaftlich das Testament der Seele, indem sie einen großen Theil des Vermögens zur Abhaltung von Messen vermachten; ein ähnliches Testament machte der Bischof von Bisceglia für die Seele des Francesco Pascullo, welcher ermordet worden war; ein andeees machte in Pistiece der Vicar der Diözese für die Seele des Priestees Lisanti, welcher ohne Testament gestorben war. Alle wurden von der Regierung für ungültig erklärt, die Bischöfe erhielten einen Verweis, und die Testamente der Seele und für die Seele wurden gesetzlich verboten.“ Auch wurde die enorme Zahl der Geistlichen auf ein Procent der Bevölkerung herabgesetzt. Dieß waren die Vorbereitungen zur Aufhebung des Jesuitenoedens, dir schon im Jahr 1767 erfolgte. Das unermeßliche Vermögen des Oedens wurde vom Staat confiscirt. „Man hat nicht erfahren, wie groß das eingezogene Vermögen war, weil die Regierung sich bemühte, es geheim zu halten. Aber schon hatten Ordensbrüder, die von ihrem Unglücke vielleicht gehört oder doch wenigstens Verdacht geschöpft hatten, viele kostbare Gegenstände weggebracht, welche entweder duech ihren Stoff oder als Kunstwerke von bedeutendem Weethe waren. Die Ansichten über die Vertreibung der Jesuiten waren entschieden; dir Dummköpfe und Heuchler waren darüber betrübt, die Vernünftigen damit zufrieden, die Menge kümmerte sich gar nicht darum; die übrigen Mönche und Geistlichen freuten sich

Digitized by Google

darüber aus angeborener Bosheit oder Neid über das frühere Glück und die Größe der Jesuiten; das Ministerium Tanucci war darüber froh; der König zeigte sich gleichgültig, aber sein jugendlicher Geist gewöhnte sich an kühne Unternehmungen gegen die Kirche und daran, daß er in seinem Gewissen die christliche Demuth und den Stolz eines Königs als getrennt betrachtete."

Der junge König Ferdinand war ohne Gaben. „Als Kind mochte er sich mit unterrichteten Leuten nicht unterhalten, und als er erwachsen war, schämte er sich deßhalb. Sein Vergnügen war, zu zeigen oder zu erzählen, wie er Eber oder Hirsche erlegen, Vögel im Fluge schießen, Pferde bändigen könne, sehr geschickt im Fischen und der Erste im Laufen sey: Talente, deren man sich bei Barbaren zu rühmen pflegt, und die von den Leuten aus dem Volke, welche nach spanischer Art erzogen worden sind, in Ehren gehalten werden. Mit den Jahren nahmen seine rohen Neigungen immer mehr zu; und als er kaum erwachsen, im Alter von sechzehn Jahren unumschränkter Herr einer reichen und großen Monarchie geworden war, so vergeudete er seine Zeit mit den Vergnügungen der Jugend und damit, jungen Leuten zu befehlen, die eben so athletisch und unwissend wie er waren, die Geschicklichkeit in solchen Uebungen, die Körperkraft, ein ausgelassenes Leben, gemeine Neigungen wurden ein Gegenstand des Ehrgeizes unter den Unterthanen und besonders unter den Adeligen, welche die Gefährten des Königs waren oder am Hofe von ihm bewundert wurden. Und so sehr prägten sich diese rohen Gewohnheiten seiner Seele ein, daß nicht ein vorgerücktes Alter, noch die Wechselfälle seiner Regierung im Stande warin, sie gänzlich zu verbannen. Er war schon verheirathet und Vater, als er in Portici, nachdem er gewisse Soldaten, die er Liparotti nannte, verschiedene Waffenübungen hatte machen lassen, auf freiem Felde eine Schenke errichtete und in Wirthskleidern den Wirth machte, indem er Speisen und Getränke um einen geringen Preis austheilte, während seine Höflinge und bisweilen seine Gemahlin die Kellner und Wirthin der Schenke vorstellten. Ein andereemal, als er Ball spielte, bemerkte er unter den Zuschauern einen jungen, mageren und armseligen Menschen, der einen weißgepuderten Kopf und ein glänzend schwarzes geistliches Kleid trug; er wollte seinen Spaß mit ihm treiben und ihn zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters machen; er sagte deßhalb einem Höflinge einige Worte ins Ohr, worauf dieser sogleich wegging und mit einer wollenen Decke zurückkehrte, welche vier der stärksten Spieler, unter ihnen der König, ausspannten, indem sie an den vier Enden zogen; plötzlich wurde der Abbate von Dienern oder rohen Kerlen ergriffen, auf den Spielplatz gebracht, mit Gewalt auf die Decke gelegt, mehreremale in die Höhe geworfen, so daß er übel zugerichtet wieder herabfiel, unter dem Gelächter und Geschrei des Pöbels und des Königs, woraus man auf andere rohe Volksfeste schließen konnte. Da dieser Abbate der Herr Mazinghi, ein florentinischer Edelmann war, so führte der Hof von Toskana bei den Höfen von Spanien und Neapel darüber Beschwerde; aber da eine Privatsache den Frieden unter den Fürsten nicht störte, so kam es der Geschichte zu, Mazinghi zu rächen. Dieser floh die ungastfreundliche Stadt, und da er sich schämte, in sein Vaterland zurückzukehren, so hielt er sich in Rom auf, wo er einige Monate darnach aus Kummer starb." Der junge König wurde 1768 mit Marie Karoline, Tochter der großen Maria Theresia vermählt, eine Dame von weit mehr Geist und Fiuer, als ihr Gemahl, die aber eben deßhalb frei handeln wollte und ihn der Vormundschaft unter Tanucci entzog. An seine Stelle trat ihr Liebling, Ritter Acton, der bald über den Hof und das Land unumschränkt gebot. Er regierte übrigens ganz im Sinn der damaligen despotischen Aufkläeung fort, wie sein Vergänger.

Wie in des Thucydides klassischem Werke die Beschreibung der Pest, so nimmt hier die nähere Schilderung des großen Erdbebens in Calabrien vom Jahr 1783 eine vorzügliche Stelle ein. Sie ist in jeder Beziehung meisterhaft, sowohl im geologischen Totalblick, als in den romantischen Einzelheiten der Verunglückungen und Rettungen. Das ganze Land wurde damals, wie bekannt, durcheinandergerüttelt. Viele wohlhabende Familien hatten alles verloren; Bettler dagegen und losgelassene Verbrecher gruben im Schutt und wurden reich. „Das bewegliche Eigenthum wurde größtentheils zerstört; der neue Lauf der Gewässer nahm auf der einen Seite Land und brachte es auf der andern wieder; früher sehr fruchtbare Felder wurden unfruchtbar; entfernte Verwandte ausgestorbener Familien machten unverhoffte Erbschaften; die gänzliche Umwälzung des Bodens und andere Eigenthumsfragen, wobei es an Bestimmungen im Gesetzbuche fehlte und der menschliche Verstand keinen sichern Maßstab fand, erzeugten eine Menge von Vergleichen, wodurch das Eigenthum getheilt und zersplittert wurde. Die Prozesse verschwanden mit den Archiven, die Papiere und Dokumente mit den Häusern, und das Eigenthumsrecht ging verloren oder wurde verwirrt. Der Reichthum erlitt also die nämliche Umwälzung wie der Boden, und jener rasche, unverhoffte Glückswechsel verschlimmerte die Sitten des Volkes." Dieses Nationalunglück änderte inzwischen wenig oder nichts bei Hofe. Der König baute die neuen Theater del Fondo und San Ferdinando und das Schloß Caserta. — Nicht minder malerisch, wie das große Erdbeben, schildert Colletta den großen Ausbruch des Vesuv im Jahr 1793 zu der Zeit, als die französische Revolution schon ausgebrochen war und man sich in Neapel gegen sie rüstete.

Marie Karoline war die Schwester der unglücklichen Marie Antoinette in Frankreich, dieß erklärt hinlänglich ihren Haß gegen die französische Revolution. Andererseits hatte sich unter dem Druck Actons eine geheime Opposition unter den Gebildeten in Neapel gebildet, welche den Sturz dieses despotischen Ministers wünschte und Hülfe von Frankreich hoffte. Ritter Medici, den die Opposition gern an Actons Stelle gesetzt hätte, wurde verhaftet und prozessirt, aber die raschen Siege Bonapartes in Oberitalien nöthigten Neapel, die französische Republik um Frieden zu bitten. Allein als der Sieger von Abukir, Lord Nelson, mit seiner Flotte in Neapel einlief und die Oesterreicher den General Mack nach Neapel schickten, um den Widerstand gegen Frankreich zu organisiren, wurde jener Friede schnell wieder gebrochen. Nelson wurde vom König und der Königin in Neapel aufs glänzendste empfangen und lernte damals zum erstenmal die Gemahlin des englischen Gesandten daselbst, Lady Hamilton kennen, eine der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit, die eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Neapels spielen sollte. „Diese Frau, eine geborene Emma Lyon, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimath kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein, sich selbst überlassen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechzehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette, nackt und nur mit einem sehr dünnen Schleier bedeckt, mit den Kennzeichen der Göttin Hygiea sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder aus muthwilligem Vergnügen; Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra, Phryne, andere als Bachantin, Sibylle, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese unter himmlischen und mythologischen Bildern wahrhafte und lebende Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edeln

Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um seinen Oheim Sir William Hamilton zu bitten, ihn mit Geld zu unterstützen und dem Neffen die Erlaubniß zu ertheilen, sie zu heirathen, was er schon früher abgeschlagen hatte. Der alte Oheim, voll Verwunderung über eine solche noch nie gesehene Schönheit, wurde von Liebe zu ihr ergriffen, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heirathete sie im Jahre 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Milady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren früheren Stand und Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wußte sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin von Neapel, welche bis dahin die Milady mit dem Stolze einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und indem sie ihre Blicke in die Zukunft warf, suchte sie sie mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, auf den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin, und oft theilte sie in den innern Gemächern des Palastes den Tisch, das Bad und das Bette mit ihr.“

Napoleon war damals noch in Aegypten, die Zeit war also günstig. König Ferdinand und Mack rückten in Rom ein, aber die Franzosen unter Championnet und Macdonald trieben sie bald wieder zurück und zogen gegen Neapel selbst, von wo sich der Hof, nachdem er alle Schätze und Kostbarkeiten der Stadt eingepackt und mitgenommen hatte, auf Nelsons Schiffen nach Sicilien flüchtete. Das so im Stich gelassene und übel berathene Volk war wüthend. Die berüchtigten Lazzaroni bewaffneten sich. „Der Name Lazzaro oder Lazzarone kam während der Regierung der Vicekönige auf, zu einer Zeit, wo die Regierung höchst habsüchtig, das Lehenswesen entwaffnet, die Vasallen nicht mehr kriegerisch, die Hauptstadt voll Menschen, welche der dienenden Klasse angehörten, der Soldaten nur wenige und zum Theil entfernt waren, wo es nur wenig Handwerker und Industrieleute und fast gar keine Ackersleute gab, und deßhalb die Zahl Derer, welche auf eine unehrliche Weise ihren Unterhalt suchten, sehr groß war. Unter der großen Menge dieser verworfenen Menschen lebten einige wie wilde Thiere ohne Obdach, ohne Haus, schliefen des Winters in Höhlen, im Sommer bei dem milden Klima im Freien, und befriedigten alle ihre Bedürfnisse rückhaltslos und ohne Scham. Diese Leute hießen Lazzari, ein Ausdruck, welcher aus der Sprache der damaligen stolzen Gebieter entlehnt ist, welche die Urheber unseres Unglückes waren, es verhöhnten und das Andenken daran durch den Namen verewigten. Man war nicht Lazzaro von Geburt, sondern man wurde es, der Lazzaro, welcher sich auf irgend ein Handwerk oder Gewerbe verlegte, hörte auf einer zu seyn, und Jeder, der nach Art eines wilden Thieres lebte, wie ich gesagt habe, erhielt den Namen eines Lazzaro. Es gab deren nur in der Hauptstadt, und zwar in großer Anzahl, ohne daß man genau ihre Zahl angeben konnte, weil ihr unstetes und unordentliches Leben die Zählung erschwerte. Man glaubte, daß sie sich ungefähr auf dreißigtausend beliefen, welche alle arm, verwegen, raubsüchtig und unersättlich und zu Unruhen schnell bereit waren. Der Vicekönig gab den Lazzari in seinen Edikten den ehrenvollen Namen „Volk;“ er hörte ihre Klagen und Beschwerden in seinem Palaste aus dem Munde von abgeordneten Sprechern der Lazzari an; er gestattete, daß jährlich auf dem Marktplatze an einem festlichen Tage ein Vorsteher derselben durch Zuruf gewählt wurde, wobei man die Eigenschaft der Stimmenden nicht untersuchte noch die Stimmen zählte. Mit diesem Vorsteher verhandelte der Vicekönig, bald unter dem Vorwande, sich mit ihnen über die Abgaben von den Lebensmitteln zu verständigen, bald um sich ihres Beistandes in Ausübung seiner Macht zu versichern. Der berühmte Tommaso Aniello war Vorsteher der Lazzari, als Neapel im Jahre 1647 sich empörte.“ Dießmal bewaffneten sich 40,000 Lazzaroni in Neapel und besetzten die Castelle. Vor ihrem Zorn flüchtete sich Mack ins französische Lager. Unter den Greueln, welche sie gegen die Freunde Frankreichs und gegen die Freunde der Aufklärung begingen, wird besonders die Ermordung des kunst- und naturliebenden Herzogs von Torre und seines Bruders hervorgehoben. Die Franzosen drangen endlich in die Stadt und Championnet beruhigte die Lazzaroni, indem er ihren Volksgefühlen zu schmeicheln verstand, insbesondere durch Verehrung des h. Januarius.

Bekanntermaßen wurde damals (1798) Neapel in eine sogenannte parthenopeische Republik nach französischem Muster umgewandelt, während Sicilien unter dem Schutz der Engländer noch dem dort verweilenden König Ferdinand treu blieb. Die Geistlichkeit verfehlte nicht, das Volk gegen die ungebetenen fremden Gäste zu fanatisiren, und aus der allgemeinen Zerrüttung der gesellschaftlichen Zustände gingen wilde Charaktere hervor, die, zu Friedenszeiten Räuber, jetzt patriotische Guerillaführer wurden und dem Rufe des Königs und Vaterlandes nicht minder wie ihrer eigenen Raublust folgten. Unter diesen befand sich der berühmte Fra Diavolo. Minder berühmt als dieser, aber noch origineller erscheint Mammone. „In der nämlichen Provinz, aber auf einer andern Seite, in der Nähe von Sora stand der Müller Gaëtano Mammone an der Spitze einer zahlreichen Bande. Die Wildheit desselben übersteigt so sehr die menschliche Natur und nähert sich den reißendsten Thieren, daß ich nur mit Schaudern wie von einem schrecklichen Ungeheuer von ihm reden kann. Nach Menschenblut dürstend, trank er es zu seinem Vergnügen; er trank sein eigenes Blut, wenn man ihm zur Ader ließ; wenn andere sich zur Ader ließen, forderte er ihr Blut, das er mit Lust trank. Er pflegte bei seinen Mahlzeiten auf seinem Tische einen frisch abgeschnittenen, noch blutenden Menschenkopf zu haben; er trank Blut oder Liqueure aus einem Menschenschädel, welchen er gerne öfters wechselte. Unmenschlichkeiten, welche ich nicht erzählt noch geglaubt haben würde, wenn nicht das öffentliche Gerücht, welches wunderbare Begebenheiten oft übertreibt, von Vincenze Coco, einem sehr geachteten Menschen und Schriftsteller, einem Staatsrathe und unbescholtenen Richter, welcher als Geschichtschreiber und Zeuge die erwähnten Grausamkeiten mittheilt, bestätigt worden wäre. In jenen Bürgerkriegen mordete Mammone wenigstens 400 Franzosen oder Neapolitaner, alle mit eigener Hand, indem er die Gefangenen aus den Gefängnissen herbeischleppen ließ, um sie zur Ergötzlichkeit bei seinen Mahlzeiten zu tödten, während er mit den Angesehensten seiner Bande bei Tische war. Und doch schrieben der König Ferdinand und die Königin Karoline an einen solchen Menschen oder an ein solches Ungeheuer: Mein General und mein Freund!“ Alle diese einzelnen Guerillas vereinigte Kardinal Ruffo in eine Glaubensarmee, um für Ferdinand den Thron von Neapel wiederzuerobern, als die Siege Suwarows in Oberitalien die Vertreibung der Franzosen zu erleichtern schienen.

Der Heereszug dieser Glaubensarmee wird in seinen Einzelheiten geschildert. Ueberall, wo gebildete Bürgerliche in den Städten sich der französischen Bewegung angeschlossen hatten, wurde jetzt die blutigste Rache an ihnen geübt. In einigen Städten wehrten sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Am gräßlichsten war die Ermordung aller Einwohner, auch der Weiber und Kinder, in Altamura. Der Kardinal, in seinem Purpurgewand zu Roß mit dem Degen an der Seite, leitete die

Digitized by Google

Rache und drang unaufhaltsam bis Neapel vor. Hier walteten noch die Franzosen, auf jede Bewegung im Volk argwöhnisch. Eine Verschwörung zu Gunsten des Königs war vorbereitet, als ein Hauptmann Backer, Bruder des Hauptanstifters, der Luigia Sanfelice, die er liebte, ohne wiedergeliebt zu seyn, eine Sicherheitskarte schenkte, deren sie sich bei dem bevorstehenden Tumult hätte bedienen können. Sie aber gab die Karte ihrem Geliebten, einem Republikaner, der sogleich Anzeige davon machte. Sanfelice wurde als Retterin der Republik gepriesen, die beiden Backer aber verhaftet und, als der Kardinal heranzog, hingerichtet. Vom Kardinal zu Lande, von einer türkisch-russischen Flotte zur See angegriffen, konnten sich die wenigen Franzosen, die noch in Neapel standen, nicht halten und kapitulirten. Sie bedangen sich aus, die kompromittirtesten Neapolitaner mitnehmen zu dürfen. Nelson selbst, der mit seiner Flotte gerade nach Neapel abging, hielt es für nothwendig, die Kapitulation einzuhalten, nachdem einmal die Franzosen die Stadt übergeben hatten. Aber die Königin von Neapel soll die Lady Hamilton dem Lord eigends in einem Schiffe nachgeschickt haben, um ihn durch ihre Liebkosungen dahin zu bringen, daß er den Bruch der Kapitulation billige. Sie wurde gebrochen, die fliehen wollten, wurden nun zurückgehalten und der Wuth des Pöbels Preis gegeben, der nun seine systematischen Abschlachtungen begann und die Blüthe der vornehmen, reichen und gebildeten Bevölkerung, so weit sie sich mit der Republik eingelassen, hinmordete. Dieß hinderte jedoch nicht, daß nicht auch gerichtliche Hinrichtungen vorgenommen worden wären. Sie trafen die angesehensten Generale und Staatsmänner. Unter ihnen flößt besonders der Admiral Caracciolo Interesse ein. „Nelson hatte sich den Admiral Caracciolo, welcher durch den Verrath eines Dieners in seinem entfernten Schlupfwintel ergriffen worden war, vom Kardinal Ruffo ausgebeten, und man glaubte, es sey geschehen, um einen so tapfern Mann, welcher oft in den Gefahren des Krieges und zur See sein Gefährte gewesen war, zu retten, so daß man bei der Erinnerung an die Eifersucht, welche Caracciolo's seemännische Gewandtheit bisweilen bei Nelson verursacht hatte, die Großmuth des Siegers lobte. Aber Nelson, welchen sein Geschick und seine blinde Liebe zur Schande bestimmt hatte, wollte seinen Nebenbuhler nur in seinen Händen haben, um seine Rache an ihm auszuüben." Er ließ ihn zum Tode verurtheilen und auf dem Schiffe hängen. Einige Zeit nachher, als König Ferdinand nach Neapel zurückkehrte, sah derselbe von seinem Schiffe aus einen Leichnam im Meere schwimmen, „dessen oberer Theil ganz aus dem Wasser hervorragte und der mit erhobenem Haupte, mit fliegenden und triefenden Haaren, mit drohender Miene schnell auf ihn zukam. Als er seine Blicke schärfer auf ihn richtete, erkannte er den unglücklichen Leichnam und rief aus: „Caracciolo!" Er wandte sich mit Entsetzen von ihm weg und fragte bestürzt: „Was will dieser Todte?" Bei der allgemeinen Bestürzung und Stille der Anwesenden erwiderte der Kapellan voll Mitleid: „Man sollte meinen, er käme, um ein christliches Begräbniß zu verlangen." — „Er soll es haben," versetzte der König, und begab sich allein und nachdenkend in sein Zimmer. Der Leichnam wurde herausgezogen und in der kleinen Kirche von Santa Maria la Catena in Santa Lucia begraben. Zu den Opfern jener Zeit gehörte auch die unglückliche Luigia Sanfelice, die enthauptet wurde. Man zählte 300 Hinrichtungen außer den zahllosen Ermordungen durch den Pöbel. Die Angst der Ueberlebenden war so groß, daß der Marchese Genzano, nachdem ihm sein einziger Sohn, der letzte seines Geschlechts hingerichtet worden war, die Richter zu einem schwelgerischen Gastmahl einlud. „Man bediente sich schamvoller Lügen aller Art, um sein Leben zu retten. Der eine behauptete, daß er aus der Schlacht geflohen sey, der andere erkaufte von einem der Führer aus der Glaubensarmee ein falsches Certificat, daß er die Fahnen der Republik verlassen habe; andere wußten es dahin zu bringen, daß ihre Namen in die Liste der Mitverschworenen Backers, Tanfani's oder Cristallaro's eingetragen wurden, indem sie die Schande eines angeblichen Verrathes um einen theuern Preis erkauften. Andere verbargen die Narben ehrenvoller Wunden, oder entschuldigten sie auf eine unehrenvolle Weise, indem sie behaupteten, daß sie die Folge einer unglücklichen Schlägerei gewesen seyen. Falsche Briefe, falsche Beweise, lügenhafte Zeugnisse, Verführungen und Bestechungen waren an der Tagesordnung. Alle Ideen von Ehre wurden verkehrt, das stärkste Band der Armeen wurde aufgelöst. Die Junten hatten bei ihren Gerichten keinen besseren Maßstab, als die Handlungen unter der Republik, indem sie jeden für einen Verräther hielten, der von ihr angestellt war, jeden für treu, der seine Pflicht versäumt hatte; und da jene Regierung die Tapfern angestellt, und die Feigen bei Seite gesetzt hatte, so wurde das militärische Verdienst bestraft, die Feigheit belohnt."

Die Königin wollte im Jahr 1800 nach Deutschland reisen, um mit ihrem Neffen, Kaiser Franz, die Angelegenheiten Italiens zu regeln, als sie unterwegs in Livorno die Nachricht von der Schlacht bei Marengo traf. Dennoch entging Neapel dießmal dem harten Schicksal der Eroberung, indem Kaiser Paul von Rußland, damals Napoleon innig befreundet, vorbat. Allein als sich die neue Koalition Oesterreichs mit Rußland gegen Napoleon waffnete und bei Ulm und Austerlitz unterlag, war Neapel, das sich zu tief in diese Koalition eingelassen, nicht mehr zu retten. Die königliche Familie flüchtete wieder nach Palermo. Nelson konnte sie jetzt nicht mehr beschützen, denn er war bei Trafalgar siegend gefallen. Wir können uns nicht enthalten hier noch die letzten Lebensschicksale seiner Geliebten mitzutheilen. „Nachdem sie von der Gesandtschaft zu Neapel im Jahre 1800 nach London zurückgekehrt war, lebte sie auf dem Lande, einem Aufenthalte, welcher für die Studien des Ritters Hamilton geeignet war, und mit ihr der Admiral Nelson, welcher sich vom Kriegsdienste zurückgezogen hatte, um sich von seinen Anstrengungen und seinen Wunden zu erholen. Emma gebar um diese Zeit eine Tochter, welcher sie den Namen Nelson gab, ohne auf sich selbst, auf die Würde ihres Gatten und auf den Ruf ihres Liebhabers dabei Rücksicht zu nehmen. Als Nelson bei den Gefahren Großbritanniens zurückgerufen wurde, um den Oberbefehl über die Hauptflotte zu übernehmen, starb Hamilton und hinterließ seiner Gemahlin ein großes Vermögen an Geld und Besitzungen. Nelson schenkte ihr ein sehr schönes Landhaus mit großen Ländereien, wo sie sich mit der Erziehung ihres Kindes beschäftigte. Als aber Nelson gestorben war, und sie allein dastand, den schrecklichen Wechselfällen des Glückes ausgesetzt, von den Erben Hamiltons und Nelsons in dem Besitze ihrer Güter beunruhigt, der Verachtung und dem Abscheu Preis gegeben, konnte sie diese Veränderung ihrer Lage nicht ertragen und begab sich mit großen Reichthümern und ihrer Tochter nach Holland. Da ihr zügelloser Hang zu Ausschweifungen und Schwelgerei noch nicht gestillt war, so fiel sie einem sittenlosen und habsüchtigen jungen Manne in die Hände, verlor ihre übel erworbenen Schätze und starb in einer armseligen Wohnung in der Nähe von Calais im Jahre 1815. Ihre Tochter lebte in der Dunkelheit, ein Gegenstand des Mitleidens."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 32.** Sonnabend den 5. Mai 1849.


## Werk über die Schweiz.

Alpenreisen von J. G. Kohl. Erster Theil. Dresden und Leipzig, Arnold, 1849.

Der Vielgewanderte, der die Steppen am Kaukasus, die Ufer der Newa, die Felsenbuchten Schottlands durchforscht, kehrt heim, um gleichsam auszuruhen und von den hohen Alpen herab das weite Rund der Erde noch einmal zu überschauen. Er bemerkt in der Vorrede, es sey wohl mißlich, in dieser unruhevollen Zeit ein Buch zu schreiben, allein da es von den Alpen handle, dem ewig Ruhenden im Sturm der Zeiten, dem unerschütterlichen Felsen im Wogengedränge der Revolution, von einem Lande, dessen uralte Einrichtungen alle Wechsel Europas überdauert, so hoffe er, der durch so vieles verwirrte und geängstigte Blick werde gern auf diesem Ruhepunkt verweilen.

Ein Tourist von Profession, wie es Herr Kohl ist, findet in der Schweiz ein Terrain, auf dem schon alles entdeckt und beschrieben ist, wie eine Schafweide, die bereits ganz abgeweidet wurde. Doch scheint das gerade seinen Ehrgeiz und sein Talent herausgefordert zu haben, trotz der vielen Vorgänger noch interessant zu seyn. Er geht daher seinen eigenen Weg, vermeidet die große Strömung, in der gewöhnlich die Alpenbewunderung sich in breitem Bette ergießt, sucht die minder bekannten Ecken und Winkel auf und kümmert sich um Zustände des Volks, an die Andere nicht gedacht haben, so daß er in der That dem Land und Volk neue Seiten abgewinnt. So verschont er uns z. B. mit einem Rigipanorama, mit einer patenten Beschreibung des Staubbachs ꝛc., weil das alles schon hundertmal da gewesen ist, und bringt dagegen ganz andere Dinge zur Sprache, die der gewöhnliche Tourist übergeht.

Um von einem bestimmten Punkte auszugehen, hat sich Herr Kohl im sogenannten Bödeli festgesetzt, d. h. in der fruchtbaren und mit Dörfern besäeten Niederung zwischen dem Thuner- und Brienzersee, inmitten des Berner Oberlandes. Von diesem reizenden Fleck Erde aus macht er seine Touren nach allen Richtungen in die Weite und Höhe, in die benachbarten Thäler und auf die Gletscher und Berghöhen.

Zuerst aufs Grindelwalder Eismeer. Unter den zahllosen Landschaftsbildern, die uns Herr Kohl in diesem Werke ausmalt, hier nur eins. „Die Gipfel des Mettenberges, des Wetterhorns und des Eigers, der höchsten Berge, die sich über dem Thale Grindelwald erheben, waren von der untergehenden Sonne erleuchtet. Sie glühten von der Spitze bis ungefähr auf die Mitte ihrer Masse herab, genau mit der Farbe der Feuerlilien, nur etwas zarter. Einige dunkle Flecke und Streifen — es waren unbeschneite Felswände und Felsgipfel, — welche diese Gluth durchbrachen, machten diese Kolosse großen glühenden Kohlen, die ebenfalls keine gleiche Gluthfarbe zu haben pflegen, noch ähnlicher. Ich habe das sogenannte Alpenglühen oft gesehen, aber man sieht es immer mit andern Variationen. In diesem Falle gab den Hauptreiz der zerrissene Nebelschleier, der gerade im Augenblicke des Sonnenunterganges durchbrochen zu seyn schien und der noch wie ein dünner Flor in allerlei Lappen zwischen unsern Augen und den Bergen schwebte, so daß wir das Tableau wie durch eine feine Gaze erblickten. Da, wo einige Flügel und Fahnen dieses Gazes in die höheren Lüfte hinaufflatterten, wurden sie ebenfalls von der Abendsonne vergoldet. Zwischen den beiden Bergen aber, wo in einem unerleuchteten Winkel die Nebel noch dichter zusammengezogen lagen, fiel ein ganz dunkles, schönes, reines Blau auf die Gletschermasse herab, die sich zwischen beiden Bergen hervordrängte. Diese blaue Farbe der Nebel in der Mitte stand mit den beiden Feuergarben zur Seite in dem herrlichsten Kontraste. Himmelblau gefärbte Nebel und tiefblaue Schatten werfende Wolken sind in den Alpen im Winter sehr häufig." — Bei den landschaftlichen Schönheiten unterscheidet der Verf. sinnig die Jahreszeiten, die atmosphärischen Bedingungen und macht überhaupt auf die unendliche Mannigfaltigkeit im Wechsel ihrer Effekte aufmerksam. Auf das Geologische läßt er sich — zum Glück — weniger ein. Wir haben darüber von Saussure, Charpentier, Agassiz, Hugi ꝛc. so Vortreffliches, daß ein Laie wohl nur abschreiben könnte. Geologische Untersuchungen aber werden leicht langweilig, es sey denn, daß sie ein Wurf aus der ersten Hand des Meisters selbst sind. Dagegen läßt sich Herr Kohl, was sehr gelobt werden muß, auf eine Menge kleine Details der Alpenwirthschaft ein, die viel Interessantes haben und ganz neu sind, sofern sie von frühern Reisenden nicht beachtet wurden. Auch im Großen und Ganzen faßt Herr Kohl die Einwirkungen der menschlichen Kultur auf die Alpenwelt in großartiger Anschauung zusammen.

Aus dem Grindelwaldthale führt er die ländliche Sitte an, die Wiesen vom Schnee zu säubern durch nur theilweises Aufrollen des Schnees in große Ballen. Diese lassen von Schnee entblößte Furten zurück, in welche die Sonne rasch einwirkt und wodurch auch die dazwischen stehen gebliebenen Schneebänder schneller geschmolzen werden. Oder man streut Erde auf den Schnee, um die Erde her schmilzt der Schnee rascher und so vergeht die ganze Schneedecke viel früher als sonst. Es wäre nicht übel, wenn man einmal alle solche erfahrungsmäßigen Kunstgriffe, die in der Landwirthschaft, wie in gewerblichem Verkehr gelten, systematisch zusammenstellte. In Bezug auf Schnee und Eis wäre da noch Manches zu erwähnen, z. B. der Gebrauch des Schnees bei erfrornen Gliedern, das künstliche Verdichten des Eises, wenn man schnell eine Brücke braucht * ꝛc. Uns dünkt ein Volkshandbuch,

* In Rußland legt man auf dünnes Flußeis Stroh und gießt Wasser darauf, bis das Stroh anfriert, darauf legt man wieder Stroh und begießt es und bald bildet sich dadurch ein viel dickeres Eis als das

Digitized by Google

worin alles stünde, was die Erfahrung den Völkern in den verschiedensten Gegenden in Bezug auf kluge Benutzung einfacher Naturmittel an die Hand gegeben, müßte außerordentliches Glück machen. Abgesehen von der Landwirthschaft kommt hier vorzüglich auch das häusliche Leben in Betracht. Wie groß sind hier die Unterschiede! Wie klug richtet sich das eine Volk in dieser, das andere in jener Beziehung ein. Welche kleine Vortheile kennt man in dieser, welche in jener Landschaft!

Herr Kohl dehnt seine Betrachtungen in dieser Beziehung auch auf die Kleidung aus und beschreibt unter andern sehr genau den echten Schweizer Bergschuh. Es ist ein bekanntes Sprichwort, das Herrn Kohl entgangen zu seyn scheint: wer in die Schweiz reisen will, befehle seine Seele Gott und lasse sich die Schuhe mit Nägeln beschlagen. Herr Kohl aber untersucht die Beschaffenheit der Nägel wie des Leders aufs genaueste und weist nach, wie kunstreich alles daran berechnet und welches Meisterstück in seiner Art ein solcher Schuh ist. Bei diesem Anlaß spricht er auch über die Gewandtheit der Bergsteiger, der Gemsjäger, der Hirten, die von den steilsten Felswänden Gras holen ꝛc. und versucht den gymnastischen Gesetzen auf die Spur zu kommen, die dem Körper eine so fabelhafte Gewandtheit und Kraft erlauben. Hierin aber wird der Mensch noch weit mehr von der Gemse übertroffen. Sehr wahr sagt Kohl: „Es gibt Kapitel in der Naturgeschichte, deren Behandlung so schwierig ist, daß sie alles Geschicks in Beobachtung und Darstellung zu spotten scheinen. Dahin gehört das Kapitel von der Kletterkunst der Gemsen, von dem Fluge der Vögel, von dem Schwimmen der Fische und überhaupt von allen den gewandten und mannigfaltigen Bewegungen der Thiere. Weder bei Buffon, noch bei sonst einem mir bekannten Naturforscher sind diese Dinge so abgehandelt, daß es einem Jäger oder sonst Jemand, der die Natur näher vor Augen gehabt hat, genügen könnte." Herr Kohl kennt die neuern Arbeiten über diesen Gegenstand nicht, es gibt deren aber, nur sind sie zu anatomisch und beschränken sich zu sehr auf das mechanische Gesetz. Herr Kohl führt einen Fall an, in welchem ein Kletterer sich auf kaum glaubliche Weise am kleinsten Vehikel hält, ohne zu fallen. Dieß läßt sich, wie das Kleben des englischen Reiters an einem einzigen Contour des Schenkels im raschesten Galopp, aus rein mechanischen Gesetzen erklären. Allein es gibt dennoch etwas Geheimnißvolles in den organischen Bewegungen der Menschen und Thiere, die keine Mechanik erklärt. Warum ich, das Auge auf den Zielpunkt richtend mit dem blinden Stein, den ich aus der blinden, hinter meinem Kopf im Schwung aufgehobenen Hand werfe, das Ziel treffe, warum die blinde Hand dem sehenden Auge und wieder der Stein der Hand gehorcht, das hat noch keine Mechanik erklärt. Das in einandergreifende Räder- oder Hebelwerk der Nerven, die vom Auge aus bis in die Hand die Richtung fortsetzen, zu entdecken, ist bis jetzt ein Problem der Wissenschaft geblieben. Aehnlich verhält es sich mit dem steilrechten Klettern der Katzen und Eichhörnchen, mit dem Fluge der Vögel, mit dem Kopfüberlaufen der Fliegen an der Decke ꝛc. Das größte Wunder der Natur aber sind in dieser Beziehung die Spinnen, deren Naturgeschichte vorzugsweise für die Gliederbewegung der Thiere maßgebend ist.

Herr Kohl beschreibt seine fernern Ausflüge zum Alpnacher See, nach Unterwalden über den Brünig ꝛc. Aus Anlaß des abgelassenen Lungernsees kommt er auf die Kultur im Großen zu sprechen, die der Natur nach und nach in den Alpen Meister wird. Die erste Art von Kultur, die der rohesten Natur im Felsengebirg und Gletschern entgegenwirkt, ist noch ein unmittelbares Geschöpf der Natur selbst, nämlich die höher gebildete, organische, vegetative Natur. Ihren Kampf mit der anorganischen Natur schildert Herr Kohl in einem sehr ansprechenden Bilde. „Dunkle Fichtenwälder, jetzt freilich durch die Art des Menschen, wie durch die Lawinen, vielfach decimirt, überziehen beiderseits die Felsabhänge des Thales, und die Bäume haben selbst die schroffsten Wände erklommen. Sie bieten den Anblick von zahlreichen Armeen dar, welche die Riesenmauern einer Gigantenstadt erstürmen. Unten ist das Gros des Heeres im Anmarsch auf noch ziemlich bequemem Terrain. Einzelne Regimenter haben sich schon weiter vorgeschoben. Hunderte der Kühnsten klammern sich an den obersten Zinnen, haben hier oder dort bereits Posto gefaßt, und einige stehen triumphirend schon oben auf dem äußersten Rande der Mauer. Ein unsichtbarer Feind bombardirt mit Lawinen und Steinen von oben dazwischen, zerschmettert die Bäume und wirft sie aus ihren Positionen. Ja Kälte und andere böse Mächte lassen in den oberen Gegenden zuweilen ganze Partien von Bäumen auf einmal erstarren, und diese stehen dann noch lange mit düeren Zweigen, wie Leichen, da. Da der Same der Fichten gefiedert ist, so begreift man leicht, wie es möglich war, daß diese Wälder aus den tiefen Gründen, von den aufsteigenden Winden gehoben, allmählig jene hohen Regionen besetzen konnten, und man sieht zugleich, wie jener Marsch nach oben wirklich stattgefunden hat." Diese Wälder sind noch jetzt als Vorposten der Kultur von den Menschen heilig geachtet. Auf vielen Punkten in verschiedenen Kantonen gibt es noch jetzt geheiligte Wälder, die als Schutzmauer gegen die Lawinen von keines Menschen Hand berührt werden dürfen.

Der Mensch aber, meint Herr Kohl, sey in der Schweiz noch nicht so sehr Meister der Alpennatur geworden, wie in Oesterreich. „Ich glaube, daß man in demjenigen Theile der Alpen, welcher zu Oesterreich gehört, in neueren Zeiten mit der zweckmäßigen Bearbeitung und Gestaltung der Erdoberfläche die meisten Fortschritte gemacht hat. Im Erzherzogthum Oesterreich sieht man eine Menge kanalisirter und rectificirter Gewässer. Die österreichischen Alpen bieten zahlreiche Veranstaltungen dar, um das Holz der Bergabhänge auf regelmäßigen Wegen in die Tiefe hinabrutschen zu lassen oder um Lawinen und Steine unschädlich über die Köpfe der Wanderer hinwegzuführen. Sie sind zum Zwecke der Anlage trefflicher Kunststraßen applanirt, und sogar schon eine Eisenbahn läuft mitten durch die Alpen hindurch. Die Schweiz steht, glaube ich, in dieser Beziehung vor seinen kaiserlichen Nachbarn etwas zurück. Die vielfache politische Zersplitterung des Landes mag häufig auf die für großartige Erdarbeiten so nöthige Einigung nachtheilig eingewirkt haben. Jedoch hat man in neuerer Zeit nun auch hier angefangen, die Hand ans Werk zu legen und Arbeiten mancherlei Art auszuführen, die zum Theil unsere Bewunderung erregen, zum Theil für das Land außerordentlich nützlich geworden sind. Man hat Berge durchhöhlt, um zu versteckten Seen, deren unregelmäßige Ausbrüche häufig die untenliegenden Thäler verwüsteten, zu gelangen und ihnen einen regelmäßigen Ausfluß zu geben, so beim Möriler See, der an der Seite des großen Aletschgletschers liegt. Man hat einzelne Kanäle gegraben, um die Schifffahrt zu befördern, so den schönen Linthkanal, der den Züricher und Wallenstädter See verbindet. Man hat Flüssen, um sie unschädlich zu machen, einen andern Lauf gegeben, und sogar Seen hat man, wenn nicht ganz auszutrocknen, doch tiefer zu legen und zu verkleinern versucht, um an ihren Ufern Land zu gewinnen, z. B. den See von Lungern und Unterwalden. Man hat Berge geebnet und herrliche Bergstraßen gebaut, so die bewunderswerthe Straße des Gotthardt und andere. Man hat in den letzten Jahrzehnten eine Menge Thäler überbrückt und Brücken gebaut, welche ihrer Schönheit und Solidität wegen in der ganzen Welt berühmt geworden sind, so die Brücke bei Freiburg, so die neue Aarbrücke bei Bern ꝛc."

umherliegende und bildet eine natürliche Brücke, über die man mit den schwersten Lasten fahren kann. Hätte Napoleon das gewußt, er wäre schneller über die Beresina gekommen.

Digitized by Google

Eine weitere Tour unternimmt der Verfasser ins Oberhaslithal. Da kommt er auf die Adler und Lämmergeier zu reden, von denen er artige Anekdoten erzählt, die sich übrigens in Wallis und an vielen andern Orten wiederholen. So ist z. B. das auf unersteiglichem Felsen klebende rothe Röckchen eines von einem Lämmergeier geraubten kleinen Kindes eine stehende Mythe in den verschiedensten Alpenthälern. Herr Kohl erzählt das Abenteuer eines Jägers, dem ein gefangener Geier seine Klauen so tief ins Bein geschlagen habe, daß man sie herausschneiden mußte. Dieser Fall hat sich, so viel uns bekannt, in Bayern zugetragen. Wir wollen noch eines andern Falles erwähnen, der uns aus glaubwürdiger Quelle versichert worden. Ein Adler packte mit einer Kralle einen großen Fisch und hielt sich mit der andern an einem Ast am Ufer fest, aber der Fisch war stärker und riß den Adler, da dieser um keinen Preis losließ, in Stücke.

Ein besonderer Abschnitt handelt vom Schweizer Käse, wobei auch der sogenannten Scharröthe, einer dem Scorbut nicht bloß im Namen ähnlichen Krankheit gedacht wird, die aus zu vielem Käseessen entsteht. Deßgleichen wird der Kretinen gedacht. In der Erwähnung der schwedischen Abstammung der Haslithaler hätte vielleicht noch mancher neuern Untersuchung über die sagenhafte Urgeschichte der Schweiz überhaupt gedacht werden können.

Die Besteigung des Brienzer Rothhoorns gibt Herrn Kohl wieder Gelegenheit zu reizenden Landschaftszeichnungen, wobei besonders wieder die optischen Phänomene der Alpen- und Wolkenbeleuchtung eine große Rolle spielen. Interessant ist eine Bemerkung, die er in den höchsten Alpenthälern macht. Er findet nämlich, daß wie am Monterosa trotz der ungeheuren Scheidewand, die das Gebirge bildet, doch der deutsche Stamm von Norden aus auf die südliche italienische Seite eingedrungen, umgekehrt auch der altrhätische Stamm von Süden her in den von Deutschen bewohnten Nordthälern sich erhalten habe, und daß eben so in den rein deutschen Alpen z. B. der Walliser Stamm noch über die kaum zugänglichen Gieselder hinüberreicht ins Berner Oberland. „Die Thalbewohner von Lauterbrunnen sind ein ganz anderes Geschlecht als die von Interlaken und der Aar, und ihre Traditionen machen es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht von unten herauf, von den Seen von Brienz und Thun, sondern von Süden her über die hohen Bergpässe aus dem Wallis und zwar aus dem Lötscherthale gekommen sind. Diese Traditionen sind auf beiden Seiten dieselben, und es werden sogar eine Menge Geschlechtsnamen genannt, die in beiden benachbarten Thälern dieselben sind, die aber in andern Thälern nicht vorkommen. Dieselbe Erscheinung, dieselbe Verbindung und Verschwisterung der Bevölkerung zweier benachbarter und hochgelegener Alpenthäler auf verschiedenen Seiten der sie trennenden Bergrücken und dieselbe Trennung dieser Bevölkerung von der Bevölkerung der mit ihnen zusammenhängenden Unterthäler findet man sehr häufig in den Alpen. So haben z. B. namentlich viele Hochthäler auf der italienischen Seite ihre Bewohner nicht von unten her, von Italien aus erhalten, sondern von oben her, aus den durch Alpenpässe mit ihnen verbundenen und mit Deutschen bevölkerten Nachbarthälern. Die Bevölkerungen folgten also nicht immer dem Laufe des Wassers und werden nicht immer durch die höchsten Rücken und Grate getrennt. Aus dem hintern Ende eines großen Thales in das hintere Ende eines andern großen Thales führt oft ein leichterer Weg als von der einen zur andern Abtheilung eines und desselben großen Thales."

Aus dem Berner Oberlande führt uns der Verfasser sodann nach dem schönen Luzern, nach dem Kanton Uri, wo er einer Landsgemeinde anwohnt, und nach Schwyz. Die Beschreibung der Landsgemeinde ist sehr lebendig, eben so die des Besuchs bei Arnberg und in der tiefen Felseneinsamkeit des Klosters Engelberg. Der Streit der Horn- und Klauenmänner im Kanton Schwyz veranlaßt ihn, einen Blick auf die höchst eigenthümliche Alpenwirthschaft zu werfen. „Nur sehr wenige Alpen sind in den Kantonen Schwyz und Uri besonderes Eigenthum von einzelnen Gemeinden, Korporationen und Privatpersonen, wie dieses in in den meisten übrigen Schweizer-Kantonen der Fall ist. Fast die ganze Masse des hohen Wiesenlandes in Uri und Schwyz ist gemeinsames Eigenthum des gesammten Landes oder Volks. Jeder freie Landmann kann so viel Vieh auf die Alpen treiben, als er will und als er besitzt. Dieß scheint eine Art von sehr billigem Kommunismus zu seyn, der allen Bürgern gleiche Rechte gibt. Allein, so wie eine freie Staatsverfassung ohne freie Presse eine Illusion wäre, so ist auch jener Kommunismus der Weiden ohne ihn begleitende Gemeinschaft der Heerden eine Täuschung. Er kommt bloß den Reichen zu Gute. Während diese ganze Heerden von Rindern auf die Staatsalpen treiben und sie dort unentgeldlich füttern, können die Armen von ihrem unbeschränkten Rechte, so viel Vieh, als sie wollen, auf die Alpen zu treiben, nicht den mindesten Gebrauch machen. Nur sehr Wenige besitzen 20 bis 30 Kühe, und diese haben den Hauptvortheil vom Staate. Die meisten besitzen nicht einmal eine Kuh, sondern bloß eine oder ein Paar Ziegen, die sie kümmerlich mit am Wege zusammengesuchtem Futter in der Nähe ihres Hauses nähren. Es gibt Tausende, die auch nicht einmal die Vortheile des Besitzes einer Ziege genießen. Und alle diese besitzlosen Proletarier der Urkantone, die in der neueren Zeit an Zahl beständig gewachsen sind, machen daher der jetzigen Staatsverfassung den Vorwurf, daß sie die Klasse der Reichen auf eine ungerechte Weise begünstige und indirekt privilegire. Sie wünschen eine Abänderung des alten Zustandes durch Aufhebung der Staatsgemeinschaft der Alpen und durch gleichmäßige Vertheilung derselben an alle Bürger zu Privatbesitz. Seit unserer Vorväter Zeit, sagen die Proletarier, gehören uns die Alpenwiesen so gut wie jedem andern Bürger. Da wir aber nie den Besitz einer Kuh erschwingen konnten, so haben wir nie von unserm Eigenthum, das von den Reichen benutzt wurde, Gebrauch machen können. Heben wir also diese unvortheilhafte Gemeinschaft auf, und nehme jeder seine kleine Alpenwiese selbst in die Hände, damit er sie auch ohne Kuh verkaufen oder sonst benutzen könnte. Die reichen Viehbesitzer, die wohlhabenden Bauern, die großen Herren, widerstreben aber diesen Forderungen, und so hat sich denn das ganze Land in zwei Theile gespalten, in Rinderheerden besitzende Reiche und in Ziegen besitzende Proletarier oder, wie sie genannt werden, in Horn- und Klauenmänner, welche Namen eben so von dem Besitze des Hornviehes (der Ochsen, Kühe) und des Klauenviehes, mit welchem letzteren Ausdrucke hier besonders die Ziegen und Schafe bezeichnet werden, herrühren."

Zum Schluß noch eine Schilderung des Klosters Einsiedeln, von wo der Verfasser nach Luzern zurückkehrte.

Eine nicht ganz unrichtige Bemerkung macht Herr Kohl S. 298 über die Schweizer Geschichtschreiber. Er findet nämlich alle neuern Geschichtschreiber der Schweiz ungenügend in Bezug auf den schönen und großartigen Stoff, den sie zu behandeln haben. Johannes Müller ist ihm zu affektirt, Kopp zu ängstlich archivarisch, Zschokke wie Müller zu manierirt; er findet, daß sie alle unter den ältern Chronisten stehen, in denen allein die frische reine Alpenluft weht.

## Geschichte.

### Geschichte des Königreichs Neapel von Pietro Colletta. Aus dem Italienischen von Prof. A. Leber.

(Schluß.)

Im Beginn des Jahres 1806 wurde Neapel von den Franzosen besetzt und Napoleons Bruder Joseph zum König darüber

Digitized by Google

bestimmt. Allein Sicilien blieb im Besitze Ferdinands; sogar die Insel Capri im Golf von Neapel selbst wurde von den Engländern besetzt und in Calabrien und den Abruzzen gährte der Aufruhr fort. Inzwischen entwickelten die Franzosen eine große Energie, reinigten die Provinzen von den Räuberbanden, legten Straßen und öffentliche Bauten an und änderten die Gesetze des Königreichs im liberalen Sinne. Insbesondere geschah viel für den Landmann, an den man die bisher unantastbar gebliebenen großen Ländereien gegen ewigen Pachtzins vertheilte. Aber das Volk konnte für so manche Wohlthat, die es auf diese Weise empfing, nicht dankbar seyn, weil man andererseits seinen Glauben verhöhnte und in seine Gefühle eingriff. Auch war es wohl nicht die klügste Maßregel Josephs, daß er durch Aufhebung des reichen Mönchsorden den Fiskus bereicherte, während er die Bettelorden ihrer Armuth wegen bestehen ließ, die aber seine bittersten Feinde und die unermüdetsten Bearbeiter des Volks blieben.

Im Jahr 1808 mußte Joseph König von Spanien werden und in Neapel trat an seine Stelle Joachim Murat. Dieser debutirte glänzend durch die Eroberung Capris mitten unter den Festlichkeiten seiner Thronbesteigung. Der berüchtigte Sir Hudson Lowe war damals englischer Kommandant auf der Insel und ließ sich überraschen. Mit gleicher Thatkraft verfuhr Murat gegen die immer noch zahlreichen Banditen. Fra Diavolo war schon unter Joseph hingerichtet worden und feig gestorben. Die übrigen wurden jetzt unermüdlich verfolgt und aufs grausamste bestraft, bis Ruhe im Lande war. Als Murat von dem russischen Feldzug heimkehrte, wurde ihm um seinen Thron bange und er gab daher der italienischen Nationalpartei wie dem Ausland Gehör und leitete eine geheime Korrespondenz mit Lord Bentink in Sicilen ein. Doch konnte er zu keinem festen Entschluß kommen und machte den Feldzug 1813 für Napoleon mit, während seine Gemahlin in Neapel die Verbindung mit Bentink fortleitete. Hiebei ist zu bemerken, daß Bentink mit Ferdinand IV. und Marie Karoline in Palermo in argem Zwist lebte und sie mit Gewalt zwingen mußte, das bisherige despotische System zu ändern und Sicilien eine Konstitution zu geben (1813). Schon seit drei Jahren vorher hatte sich die Partei der Karbonari bemerklich gemacht, welche unter dem Einfluß Englands eine der englischen ähnliche Konstitution, wie in Spanien und Sicilien, so auch in Neapel ersehnte. So wie Murat aus Deutschland heimkehrte und Napoleons Fall mit Sicherheit voraussehen konnte, nahm er die englische Vermittlung und den ihm von Oesterreich gebotenen Frieden an und trat zu den Alliirten über, allein ohne Sicherheit, sich behaupten zu können. Die Karbonari schlossen sich näher an die Bourbons an, die ihnen bereits in Sicilien die Konstitution gegeben hatten. Marie Karoline war eben gestorben; den schwachen König hofften sie beherrschen zu können. Sie haßten Murat überdieß als Franzosen. Der Wiener Kongreß nahm keine Notiz von ihm, desto mehr von Ferdinand. Der Papst forderte seine Marken von Neapel zurück. Also hatte Murat alle Ursache, für den Fortbestand seines Thrones bange zu seyn. Da entfloh Napoleon von der Insel Elba und schwang sich wieder auf den Thron von Frankreich. Wie hätte Murat da widerstehen können, dem alten Führer zu folgen! Aber als er ganz Italien zur Freiheit aufrief, vergaß er, daß er selbst gar kein Italiener, noch ein Mann der Freiheit, sondern nur ein von einem Despoten den Italienern aufgedrungener Ausländer war, seine Proklamationen fanden keinen Anklang, sein Heer unterlag den Oesterreichern. Er mußte Neapel dem Schutz der Engländer überlassen und floh nach Frankreich. Aber auch hier war seines Bleibens nicht, er ließ sich verlocken, noch einmal an der Küste Neapels zu landen, und endete, wie bekannt.

Nachdem Colletta seine tragische Katastrophe erzählt, schildert er die Restauration unter dem nach Neapel zurückgekehrten König Ferdinand. „In allen Handlungen des Königs und seiner Minister leuchtete ihr Haß gegen die französische Herrschaft durch. Von den beiden Straßen des Campo und Posilippo, den schönsten und prachtvollsten, welche es gibt, wurde die eine von dem Könige erst drei Jahre nach seiner Rückkehr, und die andere nie betreten. Die Ausgrabungen von Pompeji wurden nie von ihm besucht, und die Arbeiten fast gänzlich ausgesetzt, als Unternehmungen, welche von den französischen Königen begünstigt worden waren. Alle Namen, welche an die französische Herrschaft erinnerten, wurden geändert; nur das Haus Carolina behielt seinen Namen, obgleich es von Karoline Murat gegründet worden war, denn man sagte und schämte sich nicht, es in öffentlichen Akten anzuführen, daß es an die Tugenden der österreichischen Karoline erinnern würde. Wenn im Rathe von irgend einem Manne die Rede war, so fragte der König: ist er einer der Unsern oder der Ihrigen? Die Moden, Gebräuche und Farben des Decenniums waren verabscheut; seine Gesetze aber dauerten fort aus Wohlwollen oder Klugheit des Wiener Kongresses. Der Charakter der Regierung war zuerst ein versteckter Haß, dann Verstellung; die Regierung wollte im Grunde ihres Herzens etwas Anderes, als ihre Lippen aussprachen; Gesinnung und Politik waren in Widerspruch, und die Maßregeln, welche von entgegengesetzten Gründen hervorgerufen wurden, drückten der socialen Maschine eine Verschiedenheit in Zweck und Handlung auf. Drücken wir dieß kürzer aus: das Volk war jung, die Regierung dagegen veraltet. Diese Verschiedenheit des politischen Alters verursacht einen offenbaren oder geheimen Zwiespalt in Leidenschaften und Handlungen. Dieß ist die bürgerliche Krankheit, mit welcher die bourbonischen Staaten in Europa am meisten behaftet sind." Man kann sich denken, wie enttäuscht die Karbonari waren, die so eifrig für die Bourbons gegen Murat gewesen waren. Sie wurden jetzt unterdrückt und aufs eifrigste verfolgt.

Allein, wie bisher Neapel immer dem Beispiel Spaniens gefolgt war, so auch dießmal. Die Spanier empörten sich gegen den Undank des tyrannischen Ferdinand VII., alsbald auch die Neapolitaner gegen Ferdinand IV. Colletta beschreibt die Revolution von 1821 mit lebhaften Farben, indem er selbst darin als General und Minister eine Hauptrolle übernahm. Man weiß, welche Komödie die Neapolitaner damals mit sich spielen ließen und mit sich selbst spielten. Den König ließen sie nach Laibach zum Kongreß abziehen, angeblich um dort ihre Rechte zu vertreten; er schrieb aber nichts heim, als daß seine Hunde sich bei der Jagd besser bewährt hätten, als sogar die des russischen Kaisers. Die Deputirten hielten in Neapel schöne Reden, indeß Oesterreich rüstete. Endlich kamen die Oesterreicher. Pepe rückte ihnen, wie Colletta tadelt, zu früh, gegen Befehl und mit zu wenig Streitkräften entgegen. Pepe dagegen hat in seinen Memoiren entgegnet, er sey von Colletta und von der Regierung überhaupt im Stich gelassen worden. Genug, wenn auch damals jeder Neapolitaner seine Schuldigkeit gethan hätte, sie wären dennoch der Ueberzahl des im Kongreß vereinigten Europas erlegen. Ferdinand kehrte mit verschiedenen Bären, die man ihm in Laibach zum Jagdvergnügen geschenkt hatte, höchst vergnügt nach Neapel zurück und strafte die Rebellen. Doch war diese Reaktion nicht so grausam, als die frühere. Colletta führt die Geschichte fort bis zum Tode des Königs im Jahr 1825.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 33.** Dienstag den 8. Mai 1849.


## Geschichte.

**Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jakobs II. Von Thomas Babington Macaulay. Uebersetzt von Prof. Fr. Bülau. Ersten Bandes erste Abtheilung. Leipzig, Weigel, 1849.**

Ein ausgezeichnetes Geschichtswerk, das erst im December 1848 ausgegeben, seitdem schon die dritte Auflage erlebt hat. Der Uebersetzer preist es mit Recht, hätte aber unter den Vorgängern Macaulays doch wohl George Moore erwähnen dürfen, dessen Arbeit über die Vertreibung der Stuart sehr zu schätzen ist.

In der Einleitung des Verfassers selbst begegnen wir einer kleinen Nachlässigkeit, wie sie selbst den besten englischen und französischen Autoren gern zu begegnen pflegen, weil sie sich in der Regel besser auf die Entwicklung großartiger politischer Zustände und Konflikte im Leben der spätern Völker, als auf ein genaues Studium der dunkeln Volksanfänge verstehen. So hat zur nähern Erforschung der englischen Vorgeschichte selbst, nicht England, sondern Deutschland einen Lappenberg hervorbringen müssen. Was nun die Nachlässigkeit Macaulays anlangt, so besteht sie darin, daß er von dem Glauben der alten Sachsen etwas zu wissen, was doch so leicht wäre, sich nicht die mindeste Mühe nimmt. Da wirft er (Seite 4) ganz im Allgemeinen hin, es seyen eben Heiden gewesen, die den Odin und Zernebock angebetet hätten. Zernebock ist aber ein slavischer Gott, dessen Kultus niemals in England, so wenig als bei den Sachsen selbst eingeführt war. Wenn die Dichter des Mittelalters ihre Ritter mit Heiden kämpfen lassen, die zugleich den Mahomet und Apollo anbeten, so verzeiht man ihnen ihre Unwissenheit. Aber ein großer englischer Historiker des 19ten Jahrhunderts sollte besser unterrichtet seyn.

Im Uebrigen ist der kurze Ueberblick über die englische Urzeit von klassischer Präcision. Was kann man über die wilden Anfänge einer so großartigen Entwicklung wie die des englischen Staatslebens Schöneres und Wahreres sagen, als: „Die Quellen der edelsten Ströme, welche Fruchtbarkeit über weite Länder verbreiten und reichbeladene Flotten zum Meere tragen, müssen in wilden und unfruchtbaren Gebirgsstrecken gesucht werden, die in den Landkarten ungenau verzeichnet und selten von Reisenden durchforscht sind."

Wir gelangen bald zu dem Zeitpunkt, dessen nähere Schilderung der Verfasser sich vorgesetzt hat. Er zeigt, welche Folgen die deutsche Reformation für England gehabt und wie allmählig jener puritanische Geist herangewachsen sey, der das schwankende und gern rückwärts blickende Königthum endlich habe über den Haufen werfen müssen, um den Protestantismus für immer und durch und durch dem englischen Staatsleben einzuprägen. Ohne daß der Verf. irgend an Deutschland denkt oder Vergleichungen anstellt, drängen sich doch jedem deutschen Leser von selbst die Unterschiede auf, die zwischen dem Entwicklungsgange des Protestantismus in England und Deutschland Statt gefunden haben. In England hat der Protestantismus einen viel männlicheren, entschiedeneren Charakter. Er rächt sich dafür, daß er einmal den Königen zu weltlichem Zwecke hat dienen müssen, durch Königsmord und Einführung einer altbiblischen Republik, und nach deren Vorübergang durch die unzerstörlichen Bürgschaften der Parlamentsregierung. In Deutschland hat der Protestantismus einen viel schwächeren und passiveren Charakter. Er kommt nie aus der Bevormundung der weltlichen Fürstengewalt heraus, ja versucht kaum, herauszukommen.

König Karl I. spielte in genialem oder wenigstens Temperamentsübermuth mit der Geduld des englischen Volks, verletzte nach einander alle politischen Rechte und Gewohnheiten dieses Volks und sah dennoch seinen Thron dadurch noch nicht gefährdet. Erst als er die den schottischen Presbyterianern tödtlich verhaßte englische Liturgie zwangsweise einführen wollte, riß des Volks Geduld und es trat ihm eine von nun an unwiderstehliche, lediglich aus dem protestantischen Gefühl und aus der Bibel geschöpfte Volkskraft gegenüber. „Diesem Schritte des Königs, der in reiner Wollust der Tyrannei und in sträflicher Unkenntniß, oder noch sträflicherer Verachtung der öffentlichen Gesinnung unternommen wurde, verdankt unser Land seine Freiheit." Vergleichen wir damit, wie der gänzlich abgeschwächte Geist des deutschen Protestantismus die preußische Agende aufgenommen hat!

Macaulay zeichnet mit Meisterzügen den Charakter des echten englischen Puritanismus, wie er sich im doppelten Haß des Demokraten und Bibelchristen allmählig härtete. Die Volksfreiheit wie das Seelenheil waren gleich sehr bei der Defensive betheiligt, welche die Eiferer gegenüber der Krone einnahmen, um bald zur Offensive überzugehen. Ihr Fanatismus aber wurde immer unbarmherziger und intoleranter auch in Nebendingen, da der Haß wie die Liebe alle Nebendinge, die mit dem Hauptgegenstande der Leidenschaft in Beziehung stehen, in der eigenthümlichen Färbung derselben sieht. Je lustiger daher der Hof und Adel lebten, um so mehr erschien dem Puritaner jede Lebenslust teuflisch. Je mehr noch Bildung und Kunst bei Hofe galten, um so mehr wurden sie von den Puritanern verdammt und zwar die niederländische Schule wegen ihrer Natürlichkeiten ganz eben so, wie die italienische wegen ihrer Katholicitäten und mythischen Nuditäten. Der Haß erstreckte sich auf die Trachten, auf die Sprachen sogar. Man glaubte sich nicht grell und grob genug von dem halbkatholischen Hofe unterscheiden zu können. Und da die bischöfliche Kirche sich mit Vorliebe an das neue Testament hielt und dasselbe gleichsam für sich gepachtet hatte, so warfen sich die Puritaner mit desto entschiedenerer Vorliebe auf das alte

Digitized by Google

Testament. Der starke und eifrige Gott, der zornige Jehovah entsprach ihren heißen Rachegedanken mehr, als der milde Heiland. Der Prophet Samuel berechtigte sie, die Könige zu hassen. „Die extremen Puritaner fingen daher an, für das Alte Testament eine Vorliebe zu fühlen, die sie vielleicht nicht einmal sich selbst recht deutlich gestanden, die sich aber in all ihren Gesinnungen und Gewohnheiten zeigte. Sie zollten der hebräischen Sprache eine Achtung, die sie der Zunge verweigerten, in welcher Jesu Reden und die Briefe des Paulus auf uns gekommen sind. Sie legten ihren Kindern bei der Taufe nicht die Namen von christlichen Heiligen, sondern die von hebräischen Patriarchen und Kriegern bei. Den ausdrücklichen und wiederholten Erklärungen Luthers und Calvins zum Trotz, veränderten sie den wöchentlichen Festtag, durch welchen die Kirche, von den ersten Zeiten an, die Wiederauferstehung ihres Herrn gefeiert hat, in einen jüdischen Sabbath. Sie suchten die Rechtsgrundsätze im mosaischen Gesetz, und die Vorgänge, um ihr gewöhnliches Verhalten zu bestimmen, in den Büchern der Richter und Könige. — Die Tracht, die Haltung, die Sprache, die Studien, die Vergnügungen der strengen Sekte wurden nach Grundsätzen geregelt, welche denen der Pharisäer glichen, die, stolz auf ihre gewaschenen Hände und breiten Gebetzettel, den Erlöser als einen Sabbathbrecher und Weintrinker schmähten. Es war eine Sünde, Guirlanden an einen Maibaum zu hängen, die Gesundheit eines Freundes zu trinken, einen Falken steigen zu lassen, einen Hirsch zu jagen, Schach zu spielen, Schmachtlocken zu tragen, eine Krause zu stärken, das Spinett zu schlagen, die Feenkönigin zu lesen. Regeln, wie diese, Regeln, welche dem freien und fröhlichen Geiste Luthers unerträglich und dem hellen und philosophischen Verstande Zwingli's verächtlich erschienen seyn würden, verbreiteten über das ganze Leben einen mehr als mönchischen Trübsinn. — Die schönen Künste waren so gut wie geächtet. Der feierliche Klang der Orgel war abergläubisch. Die leichte Musik von Ben Jonsons Maskenspielen war liederlich. Die Hälfte der schönen Gemälde in England war götzendienerisch und die andere Hälfte indecent. Der extreme Puritaner wurde von andern Leuten sogleich an seinem Gang, seiner Tracht, seinem schlichten Haar, der herben Feierlichkeit seines Antlitzes, dem in die Höhe gekehrten Weißen seiner Augen, dem näselnden Ton, mit dem er sprach, und vor Allem an seiner eigenthümlichen Redeweise erkannt."

Aber diese so geschmacklose Sekte sollte ihre großen Mängel und Fehler durch eine große Thatkraft wieder gut machen, wie sie keine ihres Gleichen in der Weltgeschichte gefunden hat. Aus puritanischen Fanatikern nämlich bildete Cromwell seine berühmten Regimenter, die eine Bibel im Degenkorbe führten und die viele Jahre lang nichts thaten, als beten und Schlachten gewinnen. „Die Löhnung des gemeinen Soldaten war viel höher, als der Lohn, den die große Masse des Volks bezog, und wenn er sich durch Verstand und Muth hervorthat, so konnte er hoffen, hohe Befehlshaberstellen zu erlangen. Demgemäß waren die Reihen aus Personen gebildet, welche in Lebensverhältnissen und Erziehung über der Menge standen. Diese Personen, nüchtern, sittlich, fleißig und an Ueberlegung gewöhnt, waren zur Ergreifung der Waffen nicht durch den Druck des Mangels, nicht durch die Liebe zur Veränderung und Zügellosigkeit, nicht durch die Künste der Werbeoffiziere, sondern durch religiösen und politischen Eifer, verbunden mit dem Wunsche nach Auszeichnung und Beförderung, bewogen worden. Der Stolz dieser Soldaten, wie wir ihn in ihren feierlichen Beschlüssen ausgesprochen finden, war: daß sie nicht zum Dienste gezwungen wären, noch sich hätten hauptsächlich des Gewinnes halber anwerben lassen, daß sie nicht Janitscharen, sondern freigeborene Engländer wären, die, nach eignem Entschlusse, ihr Leben für die Freiheiten und Religion Englands in die Schanze geschlagen und deren Recht und Pflicht es wäre, über die Wohlfahrt der Nation zu wachen, die sie gerettet hätten. — Der dem englischen Volke charakteristisch eigene hartnäckige Muth war durch Cromwells System zugleich geregelt und gereizt worden. Andere Führer haben eben so strenge Ordnung gehalten; andere Führer haben ihre Leute mit einem eben so feurigen Eifer durchhaucht; aber in seinem Lager allein ward die strengste Disciplin in Gemeinschaft mit der wildesten Begeisterung gefunden. Seine Truppen rückten zum Siege mit der sichern Genauigkeit von Maschinen, während sie von dem wildesten Fanatismus von Kreuzfahrern entbrannten. Von der Zeit an, wo das Heer neu organisirt worden, bis zu der Zeit, wo es aufgelöst ward, hat es weder in den brittischen Inseln, noch auf dem Festland, einen Feind gefunden, der seinem Angriff Stand halten konnte. Türenne stutzte bei dem Aufschrei ernsten Entzückens, mit welchem seine englischen Alliirten zum Kampfe vorrückten und sprach die Freude eines echten Soldaten aus, als er erfuhr, daß es immer die Gewohnheit der Lanzenträger Cromwells sey, sich höchlich zu freuen, wenn sie den Feind sähen. Auch die verbannten Cavaliere fühlten eine Bewegung des Nationalstolzes, wenn sie eine Brigade ihrer Landsleute sahen, wie sie, von den Feinden an Zahl übertroffen und von Verbündeten verlassen, die schönste spanische Infanterie in jäher Flucht vor sich hintrieb und einen Weg in eine Brustwehr erzwang, die nur eben noch von den tüchtigsten Marschällen Frankreichs für unnehmbar erklärt worden. Was aber Cromwells Armee vor andern Armeen vornehmlich auszeichnete, war die strenge Sittlichkeit und Gottesfurcht, welche alle Reihen durchdrang. Es ist von den eifrigsten Royalisten anerkannt worden, daß in diesem seltsamen Lager kein Schwur gehört, weder Trunkenheit noch Spiel gesehen worden und daß, während der langen Herrschaft der Soldateska, das Eigenthum der friedlichen Bürger und die Ehre der Frauen heilig gehalten wurden."

Macaulay beweist, daß Cromwell sein Lebenlang von diesem puritanischen Heere so gut abhängig gewesen sey, wie einst Zizka von seinen republikanischen Hussiten, und daß er bei weitem nicht so frei handeln konnte, wie ihm bisher die Geschichtschreiber zugetraut haben. Seinem Heere allein zu liebe mußte er den König opfern, aus Rücksicht auf sein Heer allein konnte er nicht wagen, selbst den Thron zu besteigen. Er konnte sich nur behaupten, so lange er der adäquate Ausdruck dessen war, was das puritanische Heer wollte. „Die Wahrheit ist, Cromwell hatte einmal beabsichtigt, zwischen dem Throne und dem Parlamente zu vermitteln und den zerrütteten Staat durch die Macht des Schwertes, unter der Sanktion des königlichen Namens, herzustellen. Bei dieser Absicht beharrte er, bis er durch die widerstrebende Stimmung der Soldaten und die unverbesserliche Falschheit des Königs ihn aufzugeben gezwungen ward." Eben so ist es Wahrheit, daß später nach des Königs Hinrichtung, „wenn es Cromwell verstattet gewesen wäre, seinem eignen Urtheil zu folgen, die verbannte Linie niemals wiederhergestellt worden wäre. Aber sein Plan war den Gefühlen der einzigen Klasse, die er nicht zu beleidigen wagte, direkt entgegengesetzt. Der Königstitel war den Soldaten verhaßt," deßhalb durfte ihn Cromwell nicht annehmen.

Wie konsolidirt diese Soldatenherrschaft war, erkennt man daraus, daß nach Cromwells Tode sein Sohn noch monatelang ohne alle Anfechtung regieren konnte, bis die erste Uneinigkeit unter den Generalen und den ihnen ergebenen Truppen ausbrach. Sobald die Soldateska nicht mehr einig war und sich selbst anfeindete und schwächte, war auch das ganze Gebäude der Revolution über den Haufen gestürzt und die Restauration erfolgte schnell. Die Uneinigkeit der Soldaten unter sich hatte einen sehr natürlichen Grund. Die Regimenter, die in London gelegen hatten, maßten sich mehr an als die entfernt in Schottland standen. Monk, der in Schottland kommandirte, benutzte die Eifersucht seiner Truppen zur ersten Opposition gegen die in London

Digitized by Google

herrschende Soldateska und sogleich machte sich das unterdrückte Gefühl des Volkes in allen nicht militärischen Ständen Luft. Ein Jauchzen, endlich von der Soldatenherrschaft erlöst zu werden, ging durch ganz England. Monk wurde vergöttert. Das Parlament gewann seine Kraft wieder und mußte, je mehr die Soldaten Republikaner gewesen, um so gewisser den König restauriren.

Eine der ausgezeichnetsten Darstellungen im vorliegenden Werke ist die Schilderung der Parlamentsthätigkeit unmittelbar vor der Restauration. Während andere Geschichtschreiber einen geringen Werth auf dieselbe gelegt, oder wohl gar das Parlament eines servilen Leichtsinns beschuldigt haben, stellt Macaulay das staatsmännische Talent und den patriotischen Sinn jenes Parlaments ins glänzendste Licht. „Das Land von der Herrschaft der Soldaten zu befreien, war das erste Ziel jedes erleuchteten Patrioten; aber es war ein Ziel, was, so lange die Soldaten einig waren, der noch so Sanguinische kaum zu erreichen erwarten konnte. Plötzlich erschien ein Strahl der Hoffnung. Ein General war dem andern entgegen, ein Heer dem andern. Von dem Gebrauche, der von dem günstigen Augenblick gemacht wurde, hing das künftige Geschick der Nation ab. Unsere Vorfahren benutzten diesen Augenblick gut. Sie vergaßen alte Beleidigungen, legten kleine Skrupel bei Seite, verschoben auf eine geeignetere Zeit allen Streit über die Reformen, deren unsere Institutionen bedurften, und hielten, Cavaliere und Rundköpfe, Bischöfliche und Presbyterianer, in fester Einigung für die alten Gesetze des Landes gegen militärischen Despotismus zusammen. Die genaue Vertheilung der Macht zwischen König, Lords und Gemeinen mochte billig aufgeschoben werden, bis es entschieden war, ob England von König, Lords und Gemeinen, oder von Kürassieren und Lanzenträgern regiert werden solle. Hätten die Staatsmänner der Konvention einen andern Weg eingeschlagen, hätten sie lange Debatten über die Grundsätze des Regiments gehalten, hätten sie eine neue Verfassung entworfen und an Karl gesendet, wären Konferenzen eröffnet worden, Couriere, einige Wochen lang, zwischen Westminster und den Niederlanden mit Entwürfen und Gegenentwürfen, Repliken von Hyde und Dupliken von Prynne hin und her passirt, so würde die Koalition, auf welcher das öffentliche Wohl beruhte, aufgelöst worden seyn, die Presbyterianer und Royalisten würden sicherlich gehadert haben, die militärischen Faktionen konnten sich möglicherweise versöhnen, und die irrenden Freunde der Freiheit würden, unter einer schlechtern Herrschaft, als die der schlechtesten Stuarts, lange die goldene Gelegenheit zurückgesehnt haben, die man hätte entschlüpfen lassen." — Möge der deutsche Leser sich diese denkwürdige Schilderung des englischen Parlaments einprägen, wenn er die Wirksamkeit des deutschen Parlaments in Frankfurt beurtheilt. Die Vergleichung ist für uns beschämend. Das deutsche Parlament hat alle Fehler begangen, welche das englische so weise und rasch entschlossen und einig zu vermeiden wußte.

Was nun auch die restaurirten Stuarts, in ihrem bisherigen Leichtsinn und in ihrer Falschheit fortfahrend, und den allgemeinen Ekel vor den bisherigen Revolutionszuständen zu ihrem Vortheil ausbeutend, Uebles und Thörichtes unternahmen, so entbehrten sie doch des letzten und wirksamsten Mittels, um ferner noch die Volksfreiheiten Englands unterdrücken zu können. Das stehende Heer nämlich hatte sich durch seinen Republikanismus dem Hofe, der bischöflichen Kirche, dem Adel und Parlamente so furchtbar gemacht, daß es ganz und gar abgeschafft werden mußte und man an seine Erneuerung nicht zu denken wagte, gesetzt auch, es wäre der Monarchie noch so ergeben gewesen.

Während Karl II. sich mit Ludwig XIV. in Intriguen einließ, um mit seiner Hülfe zu einer ähnlichen Alleinherrschaft in England zu gelangen, wie dieser in Frankreich, war derselbe Ludwig XIV. eifrig thätig, auch insgeheim mit der englischen Volkspartei zu unterhandeln und Volk und König gegen einander zu verhetzen. Auf diese Weise konnte Ludwig XIV. seine Angriffe auf Holland und das deutsche Reich am besten durchsetzen, ohne von England behindert zu werden; wenn er auch nicht die Hoffnung hegte, England für den Katholicismus wiedergewinnen zu können durch die Stuarts, unter denen zwar nicht Karl II. selbst, aber sein Bruder, der Herzog von York und nachmalige König Jakob II., fanatisch an Rom hing. Ludwigs XIV. Politik zeigt sich hier in vollem Lichte. „In dieser Absicht bestach und spornte er abwechselnd beide Parteien, gab gleichzeitig den Ministern der Krone und den Häuptern der Opposition Pensionen, ermuthigte den Hof, den aufrührerischen Uebergriffen des Parlaments Widerstand zu leisten, und ließ dem Parlament Mittheilungen über die Willkürpläne des Hofes zukommen," schickte dem König Maitressen zu, versprach ihm durch Verträge Hülfe gegen seine Unterthanen, wenn sie sich empören sollten, und hetzte eben diese Unterthanen wieder gegen ihn auf. Diesen Intriguen folgen wir bis zu Karls Tode.

## Dichtkunst.

Andersens Dichtungen. Auswahl in deutscher Uebertragung von Dr. Julius Thomson. Altona, Lange, 1849.

Trotz unserer blutigen Fehde mit den Dänen lassen wir uns nicht abhalten, ihre Dichter zu übersetzen, und die edle Poesie schlägt den weiten Regenbogen des Friedens über die Schlachtfelder und in die Luft gesprengten Schiffe.

Andersens Werke sind ganz oder zum Theil schon vielfach ins Deutsche übertragen, er ist ein Liebling der Deutschen geworden und verdient es auch in vieler Beziehung zu seyn, da er mit unserer lyrischen Empfindsamkeit so tief sympathisirt. Er hat lediglich nichts von der Stahlhärte des altdänischen Charakters übrig behalten, er ist nur zu weich.

Was uns hier von ihm vorliegt, zerfällt in drei Theile. Den Anfang macht ein dramatisches Mährchen, in der Mitte stehen die lyrischen Gedichte, am Schluß das prosaische Bilderbuch ohne Bilder, das wir früher schon in diesen Blättern besprochen haben.

Das dramatische Mährchen „Agnete und der Meergott" behandelt eine Sage, die sehr oft im Norden und auch im deutschen Süden (z. B. in einer bekannten Sage von Laibach) wiederkehrt, nämlich die Sage von einem Nix oder Meergott, der ein Mädchen raubt und in sein unterseeisches Reich hinabzieht. Agnete lebt bei dem Meergott längere Zeit und bringt ihm Kinder, er entläßt sie einmal auf die Oberwelt, da will sie nicht mehr zurück, aber als sie einmal am Ufer wandelt, taucht der Meergott empor, zeigt ihr die lieblichen Kinder, die sie ihm geboren und lockt sie durch die Allgewalt des Muttergefühls, zu ihm zurückzukehren. Der Dichter hat eine Fülle von Empfindung in die Sage hineingelegt und nimmt eben so auf die Natur Rücksicht. Aber alles gestaltet sich ihm phantastisch, so daß er nicht nur einen obligaten Chor von Schwänen in die Handlung hineinsingen läßt, sondern auch das Meer, sogar die Schiffe redend einführt, wie dieß Edgar Quinet in seinen geistreich abenteuerlichen Dramen zu thun pflegt. Man ersieht daraus, daß Andersen sich weit von der Einfachheit der altdänischen Romanze entfernt, deren Grundton doch in seinem Drama beständig durchklingt.

In seinen lyrischen Dichtungen kehrt zuweilen diese edle Einfachheit wieder, aber statt des starken und tiefen Harfentons der altdänischen Volkslyrik, der zuweilen am Schluß die Saite zerreißt, hören wir hier nur ein weiches und liebliches Tönespiel.

Digitized by Google

Es fällt auf, daß sich die Phantasie des Dichters viel weniger mit der kräftigen Mitte als mit den beiden Extremen des Lebensalters beschäftigt. Die Objekte seiner Lieder, so wie die Staffagen in seinen Landschaftsbildern sind sehr häufig Kinder oder alte Mütterchen. Das Rührende der hülflosen Kindheit und des hülflosen Alters scheint ihn besonders zu bewegen. So der Tod eines Kindes:

Laß mich schlafen, Mutter, bin so müde,
Dir am Herzen laß mich schlummern ein.
Doch nicht weine länger! Sieh', es glühte
Deine Thräne auf der Wange mein.
Hier ist's kalt und draußen Sturmesgrauen,
Doch im Traum ist Alles schön und groß,
Und die hübschen Engel werd' ich schauen,
Wenn sich mir das müde Auge schloß.

Siehest Du den Engel mir zur Seiten?
Hörst Du wohl die sanften Töne zieh'n?
Wie sich seine weißen Flügel breiten,
Die hat ihm gewiß der Herr verliehn!
Grün und gelb und roth seh' ich es schweben,
Blumen sind's, mein Engel streut sie hin!
Werd' ich Flügel haben noch im Leben,
Oder, Mutter, wenn ich nicht mehr bin?

Seufzend drückst Du mir die Hand schon lange,
Warum weinst Du, liebes Mütterlein?
Ach, wie Feuer glühet Deine Wange;
Mutter, Dein will ich ja immer seyn!
Nun laß auch nicht länger Thränen fließen,
Wenn Du weinest, sieh', dann wein' auch ich.
Ach! die müden Augen jetzt sich schließen,
Mutter, sieh! Nun küßt der Engel mich!

An diesem gewiß schönen und tief empfundenen Liede fällt nur eines unangenehm auf, nämlich, daß das Kind selbst redend eingeführt, daß ihm das ganze Gedicht in den Mund gelegt wird. Das ist nicht natürlich, das Gedicht würde viel mehr rühren, wenn es objektiver gehalten wäre, wenn die Empfindungen des Dichters und erwachsenen Lesers nicht denen des Kindes selbst untergeschoben wären.

Hin und wieder spielt der Dichter zu viel mit sich selbst und fällt dabei auf etwas seltsame Bilder, z. B.:

Es nistet ein Vogel mir tief in der Brust,
Den Laub nicht noch Zweige beschützen,
Er singet in Schmerz und in seltener Lust,
Weil er so verlassen muß sitzen.
Er kann nur steigen zu Gott empor,
Und schau'n aus den Fenstern der Augen hervor.

Vor ihr er singet sein Leid, seine Lust,
Bei Tag und im nächtigen Schatten.
Es nistet ein Vogel auch ihr in der Brust,
Den suchet er sich zum Gatten.
Aus den Aeugelein pflegt er hervorzuseh'n,
Kann denn nicht ein Vogel den andern versteh'n? rc.

Auch macht der Dichter zuweilen von dem poetischen Recht, leblosen Gegenständen Empfindung einzuhauchen, einen zu verschwenderischen Gebrauch. So beschreibt er unter andern in der schönen Schilderung eines Meersturms die Wogen als gar zartfühlende Wesen:

Siehe! Die Woge tanzet zum Liede des Sturmes,
Schwarz gekleidet, gesäumet mit Silberschaum.
Wundersam tief und wehmüthig sie seufzet,
Denn sie weiß, daß sie heute Nacht
Manch lebensfrohes Herz und treuen Sohn
Wird pressen als Leiche eisig und bleich
An ihren Busen.
Deßhalb woget ihr Busen, und ihre Thränen
Fallen wie Staubregen nieder aufs Verdeck.

Das heißt den wilden Wellen des empörten Meers doch zuviel Zartgefühl zugemuthet. Nach nordischer Mythe sind die Wellen Ranas Töchter, aber ihre Lieblichkeit verbirgt eine tödtliche Lust, wie die der Sirenen, sie locken die Menschen zum Tode, dienend der raubgierigen Mutter, die den Meeresboden mit der reichen Beute der Todten und der gescheiterten Schiffe schmückt. Der Sturm kennt kein Erbarmen.

Wo sich solche Sentimentalität nicht einmischt, sind Andersens See- und Landschaftsbilder in hohem Grade reizend und klar, des besten Malers würdig. Hier nur wenige Beispiele:

Ohne Felsenhöhen, ohne Gras und Blüthen,
Nur eine wüste Sandbank wider des Meeres Wüthen,
Springet hervor weit und traurig der Strand!
Das dürre Ried nur wächset im Sand,
Wo schwarze Trümmer ragen, umwunden mit Tang,
Schauend beim Lied des Sturms der Wogen Geburt und Untergang;
Der Leuchtthurm erglänzt, das rothe Licht strahlt hin über die Tiefen fern;
Klar ist der Himmel; dran stehet Stern an Stern,
Und weit draußen, auf der Wasser wogenden Pfaden,
Flieget ein Schiff zu fernen Gestaden;
Dort auf der äußersten Tangbank, wo die Woge verrinnt,
Sitzt auf dem Schiffsgetrümmer ein Kind,
Lässet Seifenblasen steigen bunt und schimmernd;
Vor ihm die Wogen sich brechen, stöhnend und wimmernd.
In den Seifenblasen sich der Kindheit Glück und Träume ihm spiegeln
In schillerndem Farbenspiel, getragen von der Lüfte Flügeln.

Man kann wohl nicht treuer und lebendiger malen, wie hier. Man kann in eine anscheinend arme Uferlandschaft nicht mehr Seele und Poesie hineinlegen. Von nicht geringerem Werth ist ein Bild der Haide in Jütland:

Traurig und weit lieget vor uns da
Die schwarzbraune Haide.
Ein einzelner Wachholder hebet sich hellgrün
Hervor aus dem Boden.
Ringsum Hügel und Anhöh'n,
Die wie ein Bergrücken durch's Land sich hinzieh'n.

Und bei jeder Vertiefung,
Ja selbst im Wagengeleise,
Dränget sich der rothgelbe Aal an den Tag.
Es ist, als glitten wir über eine Welt, die erstorben
Unter uns läge, ein trauriges Grab.
Doch schön strahlet der Vollmond am dunklen Himmel,
Wo die wundersam geformten Wolken
Entgleiten, schimmernde Gebirge.
Alles schweigt in weiter Runde,
Das Ohr vernimmt nur das Knirschen der Räder
Auf tiefer, sand'ger Bahn,
Und stille sitzen die Reisenden, gehüllt in ihre Mäntel,
Denn scharf bläst aus Westen der Wind
Ueber die schwarzbraune Haide.

Da lieget ein Haus,
Einsam, inmitten der wüsten Flur,
Niedrig und baufällig da.
Recht wie ein Wrack auf erstorbner See
Steht's vor uns da rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 34.** Freitag den 11. Mai 1849.

## Memoiren.

**Memoiren von Caussidière, Expräfekten der Polizei und Volks-Repräsentanten. Zwei Bändchen. Grimma, Verlags-Comptoir, 1849.**

Caussidière's Name ist allbekannt geworden. Seine Memoiren dürfen nicht nur als Plaidoyer in seiner eigenen Sache, sondern auch des historischen Werthes wegen, den sie durch die grelle und nahe Beleuchtung der innern Pariser Zustände sich erworben haben, auf allgemeine Theilnahme Anspruch machen.

Um den Leser gleich anfangs auf den Standpunkt zu stellen, von wo aus die Maibewegung im möglichst günstigen Licht erscheinen muß, beginnt Caussidière mit einer beredten Schilderung der Korruption in den letzten Regierungsjahren Ludwig Philipps. Wer die bloße Möglichkeit einer Wiederkehr solcher Dinge, wenn auch mit den revolutionärsten Mitteln verhindern will, hat der wohl so gar Unrecht? Frankreich, sagt er gerade heraus, war die Beute von Geldmachern, von feigen Egoisten, deren aussaugender Vampyrismus eine Nation noch mehr entehrt und herunterbringt, als irgend die wildeste Anarchie oder der schroffste Militärdespotismus. „Das Budget vermehrte sich, um die Habsucht aller Diener der persönlichen Herrschaft zu befriedigen, und wir ersehen aus dem rothen Buche, daß sich Marquise, Gesandte, Generale, Gräfinnen und Millionäre in die geheimen Fonds theilten. Die Aemter, Lieferungen und Staatsbauwerke wurden einer schamlosen Bestechung überlassen und die Käuflichkeit, welche im Kabinet der Minister begann, strahlte in alle Verwaltungszweige aus und hörte erst auf den untersten Stufen der politischen Hierarchie auf. — Die Deputirten spekulirten mit ihren politischen Mandaten, die Pairs von Frankreich waren die Beschützer des Börsenspiels, die Bankiers hatten die von den Septembergesetzen bereits decimirte Presse monopolisirt. Der Jude der Könige und der König der Juden hatten sich der hauptsächlichsten periodischen Blätter versichert und die Stimme des Journalismus wurde so zugleich mit der Stimme der französischen Volksvertretung erstickt. — In Folge des zügellosen Spieles mit den Eisenbahnaktien, welches die Thorheiten der Straße Quintamboix zu Laws Zeit erneuerte, hatten zwar einige Meister der Finanzkunst Millionen aufgehäuft, aber fast der ganze Bankierstand, die Wechselagenten und alle die Blinden, welche sich unvorsichtiger Weise in diesen Wald von Bondy gewagt hatten, fanden sich am Ende in gleichen Ruin verschlungen. Neben den zwei bis drei Chefs der Nord-Eisenbahn-Gesellschaft, die ihre Kapitalien verdoppelt hatten, und Madame Adelaide, die, wie es hieß, zwanzig Millionen gewonnen, war der ganze Rest der Eisenbahn-Aktien-Spekulanten früher oder später durch die Coursschwankungen ruinirt worden. Selbst die Provinz hatte durch diese Excesse schwer gelitten, Lyon starke Verluste, die man auf fünfzig Millionen schätzte, erfahren, und Bordeaux, Alby und mehrere andere Städte des Südens konnten ihre Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen. Die Papiercirculation hatte fast aufgehört und der Bankerott machte von Paris aus seinen Weg in die Departements. Die Hauptcentren der Handelsthätigkeit waren übrigens fast alle erstickt. Die Fabriken von Lyon, Nismes, Vienne, Mühlhausen, Roubaix, Rouen rc. waren mit Fabrikaten überhäuft, ohne Absatzquellen im Inlande, in Folge des allgemeinen Unbehagens, ohne Gelegenheit zur Ausfuhr in Folge der ausländischen Konkurrenz, welche durch die Zölle begünstigt wurde. Mehrere Manufakturstädte sahen sich sogar gezwungen, die Fabrikation gewisser Produkte aufzugeben und gefährlichen Gewerbszweigen zu entsagen. Dessenungeachtet hatte sich selbst inmitten dieser schon alten, wiewohl schwebenden Krisis die Zahl der nach einem phantastischen Vermögen strebenden Geschäftsleute auf eine im Vergleich zu den industriellen Bedürfnissen, der Zunahme der Bevölkerung und folglich der wahrscheinlichen Konsumtion unsinnige Weise vermehrt. In Folge dessen hatte diese blinde und unvernünftige Konkurrenz das Fallen des Arbeitslohnes, häufige Aussetzungen der Arbeit, die Entblößung in den arbeitenden Klassen und den Ruin der Unternehmer — die Armuth für Alle, sowohl für den Herrn wie für den Proletarier, herbeigeführt. Was that in dieser Zeit die französische Bank? Sie erschwerte, dem Zwecke ihrer Errichtung zuwider, ihre Discontirungen und erhöhte ihren Zinsfuß, um ihre Aktionäre aus der commerciellen Verlegenheit und dem allgemeinen Elend Vortheil ziehen zu lassen. Man ging selbst so weit, zu sagen, daß sie statt der Industrie, dem Handel und den Finanzgeschäften beizuspringen, einen Theil ihres Kapitals dazu verwendet habe, um mit dem Hofe auf das fremde Getreide zu spekuliren, denn der Getreide-Mißwachs und die Furcht vor der Hungersnoth hatten alle diese Kalamitäten noch vergrößert."

Wie sehr man einverstanden war, alle diese Spekulationen zu verschleiern und den äußern Anstand nicht zu verletzen, so brach die Korruption doch immer mehr zu Tage. „Das Innere der Gesellschaft, wie sie der König, der Hof und die Aristokratie gemacht hatten, zeigte sich in seiner entsetzlichen Wahrheit. Ein Minister, ein Pair von Frankreich und ein Millionär wurden vor die Tribunale geschleppt und der Bestechung überwiesen, ein Fürst als Fälscher verurtheilt, ein Adjutant des Königs als Schwindler fortgejagt, ein Gesandter des Königs verübte unter geheimnißvollen Umständen einen Selbstmord, ein anderer Gesandter des Königs setzte das Rasirmesser an den Hals seiner Kinder, ein Sekretär des Ministers, ein Pair von Frankreich verkauften Staatsämter um Gold. In den Bureau's der Administrationen, der Proviantlieferungen, der Marine und des

Digitized by Google

Krieges ruinirten die Agenten des Königs die Finanzen oder das Staatseigenthum und gaben sich allen Arten von Betrügereien hin, und wenn sich das Publikum rührte, so läugneten die Minister in der Kammer frech diese Skandale, welche bald durch gerichtliche Nachforschungen bewahrheitet wurden. Die Ministerien waren der Mittelpunkt aller dieser schändlichen Negoziationen. Man verkaufte Theater-Privilegien, um schamlose Journale zu unterstützen, oder eine sittenlose Literatur, die unter dem Schutze der Prinzen stand, zu verbreiten. Man nahm, so viel man konnte, um es sodann in von der öffentlichen Sittlichkeit verdammten Begünstigungen wieder zu vertheilen. Man erzählte zweideutige Anekdoten von hohen Personen und selbst Familienstreitigkeiten im königlichen Hause. Zu gleicher Zeit hallten die Tribunale von berühmten Prozessen wider, worin die Freunde des Hofes, die Günstlinge der Prinzen in Duellen und Orgien in einer Gesellschaft von schwindlerischen Edelleuten von vornehmen Manieren und gemeinen Lastern figurirten. Dann sah man in dieser Galerie von monarchischen Notabilitäten betrügerische Notare, der Nothzucht und des Mordes angeklagte religiöse Brüderschaften, Galeerensklaven in gelben Glacéehandschuhen und mit Orden geschmückte Diebe vorübergehen. Ueberall wurde in den höhern Ständen die Privat- und politische Rechtschaffenheit, die Heiligkeit der Familie, die Gewissenhaftigkeit, den von der Regierung in Schutz genommenen groben Instinkten und der Herrschaft der materiellen Interessen aufgeopfert."

Ergötzlich wird das Benehmen der beiden Kammern geschildert, die sich dermaßen in Sicherheit gewiegt hatten, daß sie noch im Januar 1848 in ihren Antwortsadressen an den König die Dauerhaftigkeit der Aera rühmten, welche mit ihm begonnen habe.

Im Februar stürzte dieses angeblich so unzerstörliche Gebäude der Politik Louis Philipps über den Haufen und die vielgepriesene Aera hatte ein Ende. Caussidière nahm lebhaften Theil an der Revolution und versah die wichtige Stelle des Polizeipräfekten in der Hauptstadt. Er gehörte der entschiedensten Partei an und leitete die ganze revolutionäre Polizei, die revolutionäre Garde der Montagnards, die revolutionäre Spionage, im innigsten Einverständniß mit Louis Blanc und Albert, die in der provisorischen Regierung saßen und das socialistische Element in dieser bisher rein politischen Revolution zum herrschenden und bleibenden machen wollten. Caussidière täuschte sich damals, wie alle seine socialistischen Freunde, indem sie hofften, ihre Sache sey stark genug, sich gegen die verächtliche Macht der Bourgeoisie zu behaupten. Herrschten nicht die Arbeiter? rathschlagten sie nicht auf den Stühlen der Pairs? Hatten sie nicht die Arbeitsstunden herabgesetzt? Nationalwerkstätten errichtet, sich sogar, wie ehemals der König, eine Civilliste zugelegt?

Die Reaktion wagte sich, wie Caussidière nicht ohne Ingrimm auseinandersetzt, anfangs noch nicht an diese Neuerungen im Innern, sondern ließ sie gewähren, leitete aber die äußere Politik Frankreichs in einem antirepublikanischen Sinne. „Scharfsichtige Geister begriffen nach dem beredten Manifeste Lamartine's bald, daß die Unthätigkeit der französischen Republik der Revolution in Europa den Untergang bereiten werde. Leider haben die Nachfolger Lamartine's diese muthlose Politik noch übertrieben und die gegen die Tyrannei aufgestandenen Völker ihrem Schicksale überlassen. Wer wird vor der Geschichte das Unglück Italiens, Deutschlands, Preußens und Oesterreichs, die Metzeleien in Mailand und Wien zu verantworten haben? Sicherlich nicht das revolutionäre Frankreich, sondern die verächtliche Regierung, welche eben so wie die Monarchie die Sache der Menschheit verrathen hat!"

Nach und nach ging die Reaktion weiter. „Die Anfangs erschreckten Royalisten wagten sich in der ersten Zeit nicht einmal zu zeigen und schienen zu bekennen, daß man Republikaner seyn müsse, um die Republik zu organisiren. Allmälig wagten sich die Unverschämtesten hervor, sodann die Schlauen und endlich auch die Furchtsamsten, welche sich nach ihrer Feigheit im Februar verborgen hatten. So las man allmählig demüthige, in verwickelten Worten abgefaßte Glaubensbekenntnisse von Billault, Lasteyrie, Dufaure, Barrot und selbst Thiers. Dieß erschien uns komisch genug und wir waren damals weit davon entfernt, den Einfluß dieser erst seit so kurzer Zeit besiegten Koterie zu fürchten. Indessen vereinigten sich die Reichen, die Finanzmänner, die Eigenthümer, die Adeligen und die Abbés zum gleichen Handeln in allen Provinzen und bestachen die öffentliche Meinung durch alle Arten von verleumderischen Manövern. Man erinnere sich an die unverschämten Lügen, welche täglich ihre Zeitschriften in Paris und in den Departements erfanden. Von allen Seiten schrieen die Journale über Kommunismus und Anarchie, um die schwankende Menge zu schrecken und sie mit den vorgeblichen Freunden der Ordnung zu vereinigen. Damals wurde auch die famose neue Dreieinigkeit entdeckt, welche die Formel Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe ersetzen sollte. — Die Ordnung, die Familie und das Eigenthum waren, ihrem Vorgeben nach, von der Republik bedroht und wurden durch die Männer des alten Regime vertheidigt. — Die Republik, welche allein eine dauerhafte Ordnung, eine achtungswerthe Familie und ein gesetzmäßiges Eigenthum garantiren kann, die Republik, welche im Gegentheil die Familie und das Eigenthum allgemein machen will, wurde also mit ihren eigenen Waffen bekämpft und die Bourgeois betrieben ihre heuchlerische Taktik mit so gutem Erfolg, daß sich der Mittelklassen und des Landvolkes ein gewisser Schrecken bemächtigte. Die Bauern stimmten also für ihre Gutsherren, die Arbeiter für ihre Meister, die Armen für die Reichen, die Kleinhändler für die Banquiers, die kleinen Eigenthümer für die Wucherer — alle Ausgebeuteten für ihre Herren."

Caussidière vergißt hier, daß die Bourgeoisie in der That alle Ursache hatte, sich gegen die Verwirklichung der socialistischen Theorien in Verfassung zu setzen und zu rüsten. Auch verkennt er offenbar die große Macht des Prinzips in der Bourgeoisie. Die Parole derselben: Ordnung, Familie und Eigenthum, ist keine andere, als die der alten Germanen, Franken, Angelsachsen, Alemannen, d. h. die Parole freier stolzer Männer, die das mit dem Schwert Errungene als Erbe ihren Kindern hinterlassen und gegen jeden Feind, er komme von oben oder von unten, schützen wollen. Alle altgermanischen Gesetze huldigen nur diesen drei Ideen, der Ordnung (in der Friedensgewähr und im Entschädigungsprinzip), der Familie (in der Wahrung der Standesunterschiede) und des Eigenthums (in der Heiligung des Allods und des Hauses). Die ganze Volkskraft der alten Deutschen concentrirte sich in der Wahrung der Ordnung, der Familie und des Eigenthums. Die Engländer sind diesem alten System am treuesten geblieben, während Franzosen und Deutsche mehr oder weniger Opfer der Despotie geworden sind. Aber der germanische Grundcharakter schlägt bei Franzosen und Deutschen immer wieder im englischen Sinne vor. Die habeas corpus-Akte gibt ihre Kraft nicht nur nach oben, sondern auch nach unten kund. Man will sich nicht von der Willkür der Fürsten und Beamten losreißen, um sich der Willkür von Kommunisten Preis zu geben.

Die Trias der Begriffe Ordnung, Familie und Eigenthum ist so mächtig, daß selbst die notorische Erbärmlichkeit der Bourgeoisie ihr nichts von ihrer Macht nehmen kann. Jedermann weiß, daß die stehenden Heere auf der einen, die fanatisirten Ouvriers auf der andern Seite allezeit tapferer waren, als die Nationalgarden; Jedermann weiß, daß die Epiciers kleinliche Interessen mit kleinem Muth und kleinem Geist verfechten und

Digitized by Google

doch bleiben immer sie es, welche den Ausschlag geben und deren Gewicht die Wagschale der Entscheidung niederzieht.

Caussidière kann diese Anomalie des Weltgeistes nicht fassen und wenn er den Sieg der Bourgeoisie anerkennen muß, so weiß er zugleich die Verächtlichkeit dieser Thatsachen nicht stark genug zu brandmarken. Natürlicherweise befand sich seine Politik mit der, welche von Tage zu Tage in der Regierung und Nationalversammlung immer mehr herrschend wurde, in unheilbarem Konflikt und er sah sich im Mai gezwungen, seine Stelle als Polizeipräfekt niederzulegen. Seine Präfektur war eine von den Waffen der socialistischen Partei gewesen, die in der Entwaffnung dieser Partei im Mai nothwendig mit inbegriffen seyn mußte. Auf die Formen des Prozesses kommt es dabei nicht an, daher wir uns auch auf das Nähere desselben hier nicht einlassen wollen.

Caussidière hat sich jedenfalls in die schlimme Lage gebracht, entweder als ein bornirter Schwärmer zu erscheinen, der die Menschheit, zumal die französische, durch neue Staatsformen veredeln zu können vermeint, oder für einen Intriguanten zu gelten, der im Trüben habe fischen wollen. Er mag es noch so ehrlich gemeint haben und mit noch so viel Verstand über seine Gegner urtheilen, er kann dem Schicksal nicht entgehen, wenn für rechtschaffen, dann auch für dumm, oder wenn für klug, dann auch für perfid gehalten zu werden. Allein seine Partei gibt der siegenden Partei die Anschuldigungen reichlich zurück, denn wer gehörte zur Bourgeoisie, dem man nicht gleichfalls, wenn man ihr Ehrlichkeit zugesteht, Dummheit, oder wenn man ihr Klugheit zugesteht, Perfidie vorwürfe?

## Theologie.

### Des württembergischen Prälaten Friedrich Christoph Oetinger biblisches Wörterbuch, neu herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen rc. versehen von Dr. Julius Hamberger. Mit einem Vorwort von Dr. G. H. v. Schubert. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1849.

Mit Freuden begrüßen wir die neue Ausgabe dieses reichhaltigen und tiefsinnigen Buches, in welchem einer der bedeutendsten und originellsten Geister des vorigen Jahrhunderts zu uns redet. In dieser Zeit, wo so viel Lärm um Nichts gemacht wird, ist es doppelt wohlthuend, mit so wenig Geräusch das Tiefste gesagt zu sehen. Wer irgend sich von dem Netz abstrakter menschlicher Theorien, von welchem in unsern Tagen Leben und Wissenschaft immer mehr umsponnen wird, nicht hat einfangen lassen, wer noch einen Sinn sich bewahrt hat für die einfache und schlichte, aber gesunde und lebenskräftige Art der göttlichen Weisheit, dem wird die frische, kernhafte Gestalt des württembergischen Prälaten eine wahre Erquickung seyn. Wir haben hier einen Mann vor uns, der schon vor hundert Jahren den Muth hatte, sich unter dem höhnischen Spotte der Zopf- und Perückenweisheit diametral seiner Zeit entgegenzustellen und ihren Prinzipien gegenüber, deren grundstürzende und radikale Konsequenzen, wie sie heutzutage gezogen werden, er mit prophetischem Geiste voraussah, zunächst auf theologischem und philosophischem Gebiete die göttlichen Grundgesetze alles Lebens geltend zu machen, wie er dieselben in den beiden großen Büchern Gottes, in der Natur und in der heiligen Schrift geoffenbart fand. So ist es uns denn heute noch, wenn wir von den Phrasen, welche die Zeit beherrschen, hinweg an seine Bücher gehen, als träten wir aus dem Geräusche des Markts heraus in einen mächtigen Urwald ein, wo der Odem Gottes gewaltig durch die hohen Wipfel rauscht, und als labten wir uns in den fernsten Tiefen desselben an einem reinen, lebendigen Quell, welcher unmittelbarer aus dem Innern der Natur, aus dem Herzen Gottes selbst hervorzuströmen scheint, und dessen frisches, klares Wasser nie unklar ist gegen die trübe und laue Flüssigkeit unserer Stadtbrunnen.

Herr Hamberger in München, der sich uns zum Führer durch das Oetinger'sche Buch anbietet, versteht es, die tiefen Wahrheiten der Mystik in klarer und schöner, allgemein verständlicher Sprache auszudrücken, eine Eigenschaft, welche ihn im Verein mit seiner gründlichen Kenntniß der Oetinger'schen und Böhme'schen Theosophie vorzugsweise zu diesem Unternehmen befähigte. Er gibt uns denn das biblische Wörterbuch Oetingers, in welchem die Hauptbegriffe der h. Schrift (z. B., um von vorn herein einige zu nennen, Abaddon, Abendmahl, Aberglaube, Abfall u. s. w.) nicht nur mit exegetischen, sondern auch mit naturwissenschaftlichen, historischen, theosophischen und andern Hülfsmitteln erörtert werden, unverändert wieder und begleitet es unter dem Text mit fortlaufenden, erklärenden Anmerkungen, die uns sehr schätzbar und willkommen seyn müssen. Dem Ganzen schickt er zur Orientirung eine Einleitung voraus über den Grundbegriff und die Hauptpunkte des Oetinger'schen Systems. Als Grundbegriff tritt auch hier die schöne und wichtige Idee der wahrhaften, vergeistigten Natur, der höheren, verklärten Leiblichkeit hervor, welcher Herr Hamberger schon in mehreren andern Schriften mit unermüdlichem Nachdruck das Wort geredet hat. „Die gegenwärtige Beschaffenheit der Welt, heißt es S. XIII f., ist nur eine interimistische, auf den Abfall der intelligenten Geschöpfe und deren Zurückführung zum Ewigen berechnete, und eingeschlossen von einer schönern Vergangenheit und einer, die höchste Vollkommenheit in sich schließenden Zukunft, in welchen beiden Momenten sie Eigenschaften in sich vereinigte und auch wieder vereinigen wird, welche ihrer gegenwärtigen Gestalt fast in jeder Hinsicht entgegengesetzt sind. In der wahrhaften Natur ist die Macht des Lebens durch keine feindliche Gewalt beeinträchtigt; es kann sich also dasselbe nach seinem ganzen Reichthum ausbreiten. So realisiren sich denn in dieser Natur die göttlichen Ideen, welche überall die höchste Vollkommenheit in sich schließen, völlig und ohne Abbruch. Eben darum ist dieselbe klar und lauter und durchsichtig für die göttliche Herrlichkeit, so daß deren Licht aus ihr in vollem Glanze hervorleuchtet. Die irdische Starrheit, Schwerfälligkeit und todte Massenhaftigkeit kann bei ihr nicht Statt finden; man hat sie sich vielmehr als lauter Leben und Bewegung, als geistig, doch aber durchaus wesenhaft zu denken." — Dieß ist die vergeistigte Natur, deren „wirkliche Anschauung sich freilich im Zeitleben nirgends erreichen läßt; nur Spuren und Anfänge derselben können nachgewiesen werden." In dieser Beziehung verweist Herr Hamberger auf die Kunst und auf die Sittlichkeit, indem er sagt: „Die echte Kunst führt in eine wahre Wunderwelt ein, und der wirkliche Künstler vermag es in der That, was dem gemeinen Bewußtseyn widersprechend erscheint, zur reinen Ausgleichung zu bringen. Dem engsten Raume weiß er eine endlose Tiefe zu geben, das Geistige versteht er zu verkörpern und das Körperliche zu vergeistigen, und gerade bei der vollkommensten, gediegensten Körperlichkeit die reinste, lauterste Geistigkeit zu erreichen. So erweckt die Kunst die Ahnung einer höheren Ordnung der Dinge auf welche sie hinzielt, und eben diese Ahnung ist es auch, auf welcher der unaussprechliche Zauber beruht, den das echte Mährchen auf uns ausübt, und der ohne eine demselben entsprechende, nur noch weit darüber hinausragende Realität gar nicht zu erklären wäre, so daß man sich die Vergleichung des Begriffs von der wahren Natur mit der Mährchenwelt recht wohl kann gefallen lassen. Während aber die Kunstwerke doch immer nur schemenartige, bloß an der Oberfläche lebendige Gebilde sind, gewinnt man dagegen in Kraft des sittlichen Strebens einen realen, wesenhaften Anfang der höheren, himmlischen Leiblichkeit im

Digitized by Google

eigenen irdischen Fleische. Jede geistige Bewegung hat auch ihre leibliche Folge: wenn sich der Wille der sittlichen Idee unterwirft, so wird letzterer damit zugleich das irdische Fleisch unterworfen und dieses genöthigt, ihren Stempel, den Charakter der Verklärung, Vergeistigung anzunehmen. Darauf beruhet der Adel, darauf die Verschönerung, welche wahre Sittlichkeit selbst solchen Physiognomien verleiht, welche die Natur mehr vernachlässigt hat, darauf die hohe, selbst körperliche Energie, welche ein guter und reiner Wille verleiht, und die so weit unterschieden ist von der bloßen physischen Stärke. Das leibliche Daseyn wird durch die Macht des geistigen Lebens nicht aufgehoben, sondern nur von demselben durchdrungen und erhoben. Je mehr dieß bei uns der Fall ist, um so mehr fühlen wir uns dem Gebiete der wahrhaften, vollkommenen Natur angenähert, um so entschiedener muß deren Gedanke in uns hervortreten. Was aber bei jenen menschlichen Bemühungen in Kunst und sittlicher Veredlung nur angestrebt wird, das stellt sich, wodurch eben jene Bestrebungen erst möglich werden, in der Religion dar, theils als ein ewig Bestehendes (Gott, der verklärte Heiland und die ganze unsichtbare, himmlische Welt), theils als ein in der Gegenwart (durch Glauben, Wiedergeburt und Geistesmittheilung) zu Empfangendes, theils als ein in der Zukunft zu Hoffendes (wenn die verklärte Leiblichkeit durch die Auferstehung auch in den Menschen hergestellt und durch die Erneuerung des Himmels und der Erde der ganzen geschaffenen Welt mitgetheilt werden wird.)"

Durch diese Erörterungen sucht Herr Hamberger den Leser auf den Boden der Grundanschauungen seines Oetinger zu stellen. Was nun den letzteren selbst betrifft, so zeigt die vorliegende Schrift aufs Neue, daß ihm nicht zu viel nachgerühmt wurde, als schon im vorigen Jahre aus Anlaß einer andern Schrift (die Theosophie Oetingers nach ihren Grundzügen von Dr. Auberlen) ausführlicher von ihm in diesen Blättern die Rede war. Er tritt auch hier wieder vor uns hin mit seiner ganzen Einfalt und Hoheit, Kraft und Kindlichkeit und legt uns die vielseitigste, umfassendste Gelehrsamkeit, die tiefste Wissenschaft in einer populären und zugleich durch den Ernst des Gefühls geheiligten Schreibart vor Augen. Die geschichtliche Gerechtigkeit verlangt es, dem von seinen Zeitgenossen so vielfach geschmähten Manne zu bezeugen, daß einige Sätze von ihm ganze Bände der damaligen rationalistisch-supranaturalistischen Gottesgelahrtheit aufwiegen; aber auch die heutige Theologie könnte von Oetinger in materieller und formeller Hinsicht noch Vieles lernen, eine tiefere Grundlegung, eine reellere, lebensvollere Fassung der letzten, untersten Hauptideen, wie eine einfachere, von philosophischen Phrasen und Schulterminologien unabhängige und vielmehr die heilige Weihe des Gegenstandes in sich abspiegelnde Form, aus der man es überall herausfühlt, daß sie vom Geiste Gottes durchweht und getragen ist. Wie kurz und einfach ist z. B. in ein paar Sätzen über das Böse aller rationalistischen und idealistischen Verflachung dieses Begriffs gegenüber das Tiefste gesagt (s. den Artikel Teufel): „Alles Leben hat eine Quelle der Selbstbewegung in sich, und wenn es in seiner Zusammenordnung besteht, so nennt das Jesus Wahrheit; wenn es aber nicht besteht, Lügen, Phantasie, ein falsches Leben. So ist demnach Alles Lüge, was der Teufel ist, wirkt und durch seine Selbstbewegung gebiert. Und wie in der Seele des Menschen eine unordentliche Entzündung des Rades der Geburt (= der Quelle der Selbstbewegung) von der Hölle der inneren, falsch gewordenen Prinzipien sich findet: so ist diese unordentliche Entzündung, welche die Hölle, die Finsterniß dieser Welt und der Tod heißt, von Anbeginn des Falles durch Alles durchgedrungen; und so sündigt der Teufel von Anfang fort und zeugt Falschheit aus Falschheit physice und moraliter."

— Wie lebendig Oetinger Natur und heilige Schrift zu verbinden, wie sinnvolle Andeutungen er auch innerhalb der Bibel über den Zusammenhang der einzelnen Stellen Alten und Neuen Testaments zu geben weiß, zeigt folgende Stelle in dem Artikel Blut Christi: „Im Blute ist des Menschen Leben; darum hat Jesus sein Fleisch, worin das Blut war, für das Leben der Welt hingegeben. Niemand durfte im alten Testament Blut essen, bis Jesus sein Fleisch zur Speise und sein Blut zum Tranke gemacht durch Aufopferung seines Leibes und Vergießung seines Blutes. Nun können wir durch das Blut Jesu, das in Zeit und Ewigkeit alles rein macht, verstehen, was das Heilige, das Fruchtbarmachende, das Süßeste und Stärkste ist im geheiligten Geschöpfe." — Das eigentliche Wesen der Mystik, die innerliche Vereinigung des Menschen mit Gott durch Christum, ist z. B. in den folgenden Worten von Oetinger ausgesprochen (s. den Artikel Fülle): „Das Wort ward Fleisch nicht nur um der Erlösung willen, sondern um seines Erbtheils willen; sein Erbtheil, seine Gemeine soll haben die Herrlichkeit, die Gott hat; aber sie soll es also haben, daß Gott wie in seinem Sohn so durch ihn in der Gemeine wohne, nicht nur — setzt Oetinger ganz charakteristisch im Sinne jenes Begriffs der verklärten Natur bei — geistlich, sondern leiblich, indem leibhaft-seyn keine Unvollkommenheit ist, wie man aus Schlüssen denkt, sondern eine Vollkommenheit. Dieß soll aber auch gegenseitig seyn: er ist ihr Erbtheil, und sie sind sein Erbtheil, reciproce. Christus, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaft wohnt, ist über Alles erhöhet, also die Gemeine als sein Leib mit ihm, intensive nach der zusammengezogenen Kraft, extensive nach der ausgebreiteten Kraft. Darum heißt die Gemeine die Fülle dessen, der Alles in Allem erfüllt und von seiner Gemeine erfüllt wird."

Auch in Bezug auf das praktische Christenthum, auf die Stimmungen und Erfahrungen einer gläubigen Seele sind manche reife Früchte hier zu pflücken, manche werthvolle Schätze zu heben. In dem Artikel Friede z. B. lesen wir: „Jesus hat seinen Jüngern mitten im Unfrieden Frieden zugesprochen: Meinen Frieden lasse ich euch. Davon hatten sie das Gefühl erst lange hernach. So muß man denn auch nicht meinen, man müsse auf sein Gebet gleich Frieden empfinden, sondern warten auf die Hülfe zu rechter Zeit. Du kannst nicht in einerlei Fassung bleiben, es gehet viel über dich. Laß den Teufel über dich herrauschen; halte dich ohne Gefühl an den Eid Gottes und sey zufrieden, wenn du zu Christo auf namhafte Weise gekommen und vor den Gnadenthron getreten bist. Du wirst den Frieden hintennach erfahren. Es heißt oft: du wirst es hernach erfahren; was Christus thut, das weißest du jetzt nicht. Friede ist nicht allezeit mit Ruhe verbunden. Man kann Frieden haben, während auswendig Furcht, inwendig Streit ist."

Wir sehen, Oetinger ist durchaus eigenthümlich, auch wo er von gewöhnlicheren Wahrheiten spricht; und man kann wohl sagen, jede Zeile, die er geschrieben, trägt das spezifische Gepräge seines Geistes, kein Satz hätte von einem Andern eben so gesagt werden können. Diese hohe, geistige und geistliche Originalität, welche so erfrischend ist in dieser zerfahrenen und nivellirenden Zeit, spricht sich nach beiden Seiten hin in folgender Anekdote aus, die wir schließlich beifügen, so wie wir sie erzählen hörten. Oetinger hatte den Grundsatz, sich auf seine Predigten nicht vorzubereiten, weil dadurch, wie er sich geistvoll ausdrückt, die Gnade zur Kunst gemacht werde. So kam es, daß er auf der Kanzel oft minutenlange Pausen machte, das Gesicht mit den Händen bedeckend und des Geistes harrend. Darüber erhob nun einmal, als er in Walddorf bei Tübingen Pfarrer war, seine Gemeinde beim Konsistorium Beschwerde. Oetinger ward nach Stuttgart citirt, und einige Konsistorialräthe, schon vorher feindselig gegen ihn gestimmt, glaubten hier eine erwünschte Gelegenheit zu seiner Demüthigung zu finden. So kanzelte denn einer um den andern, den Präsidenten voran, unsern armen Dorfpfarrer ab. Dieser stand stillschweigend da; als aber die Herren zu Ende waren, fragte er bescheidentlich, ob es nun auch ihm vergönnt sey, ein Wort zu reden? Er erhielt die Erlaubniß. Da nahm er seinen Hut und mit den lakonischen Worten: Meine Herren, ich empfehle mich! verließ er den Saal. Die Herren Räthe sollen lange sprachlos da gesessen seyn und einander angesehen haben, getroffen von der Macht des Geistes, der aus dem Manne redete.

N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 35.** Dienstag den 15. Mai 1849.


## Kriegsgeschichte.

Theorie des großen Krieges. Von W. v. Willisen, königl. preuß. General-Major. Dritter Theil. Der italienische Feldzug des Jahres 1848. Berlin, Duncker und Humblot, 1849.

Noch ist kein Jahr vergangen und der ganze italienische Krieg wird uns hier bereits in einer streng wissenschaftlichen Darstellung zur Uebersicht gebracht. Es werden an diesem Beispiele die wichtigsten Regeln der Theorie des großen Krieges entwickelt. Willisens Werk ist ein Geschichts- und zu gleicher Zeit ein theoretisches Lehrbuch.

In der Einleitung wird, wir billig, darauf aufmerksam gemacht, daß sich Italien das unermeßliche Elend, das ihm seine Revolution bereits gebracht hat und noch bringen wird, wohl hätte ersparen können, indem ihm der liberale Umschwung der Dinge in Wien, der Liberalismus des Papstes und der Einfluß der französischen Republik alle wünschenswerthen Errungenschaften auch ohne Blutvergießen gesichert haben würde. Das italienische Volk ist zu sehr unter sich getheilt und zu unkriegerisch, um aus rigener Kraft rine nationale Selbstständigkeit erringen zu können. Alle Bewegungen Italiens haben seit vielen Jahrhunderten immer nur mit dem nämlichen Resultate geendigt, daß Italien entweder dem deutschen oder dem französischen Einfluß unterworfen blieb oder dem Einfluß beider zugleich. Das ist auch wieder das Ende vom Liede gewesen. Sollte Oesterreich je auf andern Punkten so sehr geschwächt werden, daß es troß seiner Siege dennoch Italien aufgeben müßte, so würde dadurch Italirn noch immer weder frei noch einig werden, sondern es würde unter Neapel, Rom, Florenz, Turin getheilt bleiben und sich das französische Protektorat gefallen lassen müssen.

Die Einleitung erinnert ferner daran, wie oft und lange vorher der alte Feldherr Radetzki den Aufstand der Lombarden und die arglistige Politik Karlo Albertos vorausgesagt, deßfalls in Wien gewarnt und um Verstärkungen gebeten habe, ohne daß ihm Fürst Metternich Gehör schenkte. „Der alte Metternich hielt das für furchtsame Besorgniß des noch ältern Feldmarschalls. Kein Fürst könne, so mochte er denken, der Revolution offen in die Hand arbeiten. So hatten seine Legitimitätsgedanken selbst seine Geschichtskenntnisse verdunkelt. In Turin wurde unterdessen offen zum Kriege gerüstet, die Beurlaubten einberufen, die Armee auf einen Kriegsfuß von 60,000 Mann gesetzt, welche in zehn Brigaden eingetheilt, sofort ins Feld rücken konnten. Man gab der Maßregel den Schein, als sey sie gegen innere Feinde gerichtet. Volksdeputationen von Genua wurden in Turin kurz und streng abgewiesen. Der Feldmarschall aber erließ in Mailand am 19. Jan. einen Armeebefehl, so lautend: „Se. Majestät der Kaiser ist fest entschlossen, Ihre Staaten gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von Außen oder von Innen, recht- und pflichtmäßig zu vertheidigen. Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch fünf und sechzig Jahre mit Ehren auf so manchem Schlachtfelde geführt. Möge man uns nicht zwingen, die Fahnen des Doppeladlers zu entfalten, die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt." Und wahrlich, er hat wahr gesprochen." Das alles geschah also schon vor der Februarrevolution in Paris.

Das österreichische Kriegsministerium hatte unter Metternich alle Vorsichtsmaßregeln in der Lombardei vernachläßigt. Radetzki's Korps war viel zu schwach, um einem großen Aufstand des Volks und zugleich der starken piemontesischen Armee, so wie den übrigen italienischen Freischaaren aus Mittel- und Süditalien widerstehen zu können. Zudem zählte er in seiner kleinen Armee 20 Bataillone Italiener, von denen zu erwarten war, daß sie fast alle zum Feinde überlaufen würden, wir auch geschehen ist. Auch hatte man nie daran gedacht, die Hauptstädte Mailand und Venedig durch eine Citadelle zu sichern. Endlich hatte man auch die Flotte im adriatischen Meere ausschließlich mit Italienern besetzt.

Deßhalb nun wurde Radetzki's Streitmacht, sobald der Aufstand in Masse begann, auf ein so geringes Maß reducirt, daß er sich zurückziehen und alles Preis geben mußte, um in einer festen Stellung bei Verona erst Verstärkungen abzuwarten. In Venedig, Udine, Treviso, Padua, Cremona, Brescia fielen die italienischen Truppen ab und überlieferten die gedachten Städte den Insurgenten. In Mailand selbst, einer offenen Stadt, von allen Seiten vom Aufruhr umgeben, konnte sich Radetzki nicht abschneiden und isoliren lassen. Er mußte sich daher ans Tiroler Gebirge anlehnen in einer Stellung, in welcher er neue Streitkräfte an sich ziehen und von wo aus er die Offensive wieder beginnen konnte, ohne daß es leicht möglich war, ihn von hier zu vertreiben. Nur diese strategischen Gründe sind es allein, aus denen er Mailand aufgab. Der Straßenkampf in Mailand wäre leicht zu bemeistern gewesen, wenn es der greise Feldherr überhaupt für gerathen gefunden hätte, Mailand zu behaupten. Daher sind auch die Triumphberichte der Mailänder lächerliche Uebertreibungen gewesen. Noch mehr aber übersteigen die Prahlereien der Piemontesen alles Maß, die dem Rückzug der Oesterreicher nur eben folgten, ohne ihn erzwungen zu haben. Herr von Willisen theilt Einiges aus den damaligen Berichten der Italiener mit. „Wenn man dieß und Aehnliches liest, und sieht, daß es der allgemeine Ton war nicht nur der prahlerischen Presse, sondern aller öffentlichen Bekanntmachungen bis zum König hinauf, so kann man, wie gesagt, sich eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren, daß unter den schönen Eigenschaften des so begabten Volkes nicht etwas mehr Ruhe und

Digitized by Google

klare Besonnenheit zu finden, welche es ihm gestatten, sich im Guten wie im Schlimmen nicht gleich von einer zu lebhaften Phantasie hinreißen zu lassen, so daß sie im Glücke sofort über jede Schwierigkeit hinweggetragen, im Unglück entmuthigt werden, und besonders der ruhigen Ausdauer entbehren, welche im Kampfe am öftesten den Sieg gibt. Hält man die glühenden Reden dieser Tage, oft Meisterstücke sogenannter Beredtsamkeit, zusammen mit den Thaten, so darf es wenigstens nicht Wunder nehmen, wenn so Viele die entschiedene Meinung von dem Volke haben, daß es noch weit davon entfernt sey, die Unabhängigkeit zu verdienen, die es in Anspruch nimmt, und die sich nur mit Thaten erwirbt."

Die defensive Stellung, welche Radetzki einnahm, bestand sich unter dem Schutz der starken doppelten Vertheidigungslinie, welche der Mincio und die Etsch mit ihren vier Festungen bilden. Herr von Willisen setzt auseinander, wie diese Gruppirung allen Forderungen der Theorie aufs vollkommenste entsprechen habe. Nur bei der ersten Aufstellung der österreichischen Truppen tadelt er, daß ein Korps gegen Pastrengo vorgeschoben worden sey, weil dieß gegen die Regel der concentrirten Defensive verstoßen gewesen sey, weßhalb auch Radetzki, nachdem jenes Korps von den Piemontesen angegriffen worden, es später nicht mehr dort aufgestellt habe. Aber aus den nämlichen Gründen sey auch der Angriff der Piemontesen auf Pastrengo ein Fehler gewesen. „Der Angriff auf die feindliche Division bei Pastrengo war strategisch ein falscher, denn auf dem Wege lag kein strategischer Sieg gegen die Hauptarmee, welche durch ihre Aufstellung bei Verona schon andeutete, daß sie auf die Straße längs der Etsch nach Tirol nur einen untergeordneten Werth legte. Es lag aber sogar eine Gefahr darin. Die Aufstellung einer Abtheilung des Feindes dort konnte leicht eine Falle seyn. Es konnte wohl seine Absicht seyn, während die Italiener mit Uebermacht Pastrengo angriffen, mit ganzer Macht aus Verona herauszubrechen, und über Sona gegen Peschiera vorzurücken. Die Entfernung ist so gering, daß man durch ein Signalisiren auf ein Zusammenwirken am Tage der Schlacht rechnen konnte. Im Sinne einer bloßen Vertheidigung war die Aufstellung jener vereinzelten Division ein Fehler von Seiten der Oesterreicher, was sie selbst später dadurch anerkannten, daß sie die Stellung nach dem Gefechte nicht wieder aufsuchten, und die Straße nach Tirol künftig nur durch die offensive Wirkung der excentrisch dagegen liegenden Stellung von Verona vertheidigten." Abgesehen von diesem Nebenpunkte lobt der Verfasser die Haltung und das Vertheidigungssystem Radetzki's im höchsten Grade und beweist, wie richtig er gerechnet, durch die Abweisung des piemontesischen Angriffs in der Schlacht bei S. Lucia. Dem Sardenkönig aber wirft er Unentschlossenheit, Schwanken und Kopflosigkeit vor, sofern er sich durch Radetzki habe fesseln lassen, sofern er nicht eine geniale Offensive versucht habe, sofern er ihm Zeit gelassen habe, seine Verstärkungen an sich zu ziehen.

Ein ähnliches Schwanken zeigte sich auf österreichischer Seite nur bei dem General Nugent, der von Friaul aus anfangs nicht wußte, ob er sich mit Unterwerfung der einzelnen Städte im venetianischen Gebiete aufhalten, oder rasch mit Radetzki vereinigen sollte, bis er das letztere vorzog.

Sodann wird sehr ausführlich die schöne Bewegung erörtert, welche Radetzki am Ende Mai unternahm und die man fälschlich als mißlungen bezeichnet, weil er damals die Piemontesen noch nicht aus ihren Stellungen verdrängte. „Es handelte sich nämlich vor allem darum, erstens die von Lebensmitteln entblößte Umgegend von Verona zu verlassen, und die Armee dagegen auf die noch nicht so stark mitgenommene Straße von Montagnana über Legnago nach Mantua zu versetzen, um dadurch ihre Verpflegung wenigstens auf einige Zeit wieder zu sichern. Zweitens: so lange der Feind noch unbeweglich auf den Höhen von Sona und St. Giustina — uns gegenüber — vor Verona stand, unser verschanztes Lager noch im Bau begriffen, somit unvollendet war, war überhaupt keine Operation unserer Armee ohne Gefährdung von Verona denkbar. Der Feind mußte also um jeden Preis von diesem Platze wegmanövrirt werden, und hierzu war eine weit ausgehende, ihm um seine Flanke und seinen Rücken Besorgnisse einflößende Bewegung nöthig. — Abziehen der piemontesischen Armee von Verona also war der eine — Umgehung aller ihrer Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung der ersteren an ihrem äußersten rechten Flügel und dem schwächsten Punkte derselben war der zweite — endlich Schlagen der feindlichen Armee, wenn wir nicht in der Minderzahl wären — oder freies Spiel, um im entgegengesetzten Falle wieder nach rückwärts operiren zu können, und sich so einen Vorsprung dazu errungen zu haben, bevor der Feind uns wieder erreichen konnte — mit andern Worten — Ueberlistung desselben, wenn man ihn auch nicht schlagen konnte, war der dritte und Hauptzweck der Bewegung der Armee nach Mantua. — Die ausführliche Darstellung zeigt nun, daß der Feldmarschall nach Sprengung der feindlichen Linie am Curtatone zwar seinen Zweck, den Feind zu schlagen, aus höheren Gründen nicht vollführen konnte; dagegen denselben über seinen darauf folgenden Rückmarsch täuschen, bei Mantua den Mincio, bei Legnago die Etsch — ungestört vom Gegner — wieder überschreiten, hierauf nach Vicenza marschiren, diesen Platz besiegen, das Venezianische von den päpstlichen Truppen mittelst Konvention befreien und dann in Gewaltmärschen, ohne seinen Truppen Ruhe zu gönnen, dennoch wieder an jenem Tage mit der Armee in Verona zurück seyn konnte, an welchem der Feind seinen von uns schon besiegten Alliirten erst mittelst einer Bewegung gegen die Etsch und eines schwachen Versuchs eines Ueberganges über diesen Fluß unterhalb Verona zu Hülfe eilen wollte, was nun aber auf die Nachricht von dem Wiedererscheinen unserer Armee in Verona, als nun zu spät, sogleich unterblieb." Herr von Willisens Kritik setzt nun bei dem Angriff, den die Oesterreicher am 29. Mai auf die piemontesische Stellung am Curtatone machten, einiges aus, indem er tadelt, daß man nicht auf die Flanke operirt habe. Weit mehr Tadel aber wirft er auf Karl Albert, welcher, nachdem er bei Goito den Angriff Radetzki's abgeschlagen und Peschiera eingenommen hatte, weiter nichts zu thun gewußt habe. „Als der Gegner die Schlacht von Goito nicht durchgeführt hatte, und sich die Piemontesen wenigstens rühmen durften, den Angriff abgewiesen zu haben, da besonders der Platz, der bis jetzt alle ihre Thätigkeit in Anspruch genommen hatte, in ihre Hände gefallen war, da durfte und mußte der Gedanke in ihnen erwachen, das defensive sich Entgegenwerfen, was sie aus ihrer Stellung von Sona und Somma Campagna nach Goito geführt hatte, in ein offensives zu verwandeln, den kühnen nun zur Hälfte mißlungenen Angriff des Gegners dazu zu benutzen, ihn von seiner Basis oder mindestens doch von Verona abzudrängen, und sich so den Weg zur Belagerung dieses Platzes zu öffnen. Als der Feind am 31. Mai seinen Angriff nicht nur nicht wiederholte, sondern sogar gegen den Curtatone zurückging, da mußte der Versuch wenigstens gemacht werden, ihn den weiteren Eindruck durch eine Bewegung gegen seine Verbindungen mit der Etsch annehmen zu lassen, man mußte mit der ganzen Armee über den Fluß zurückgehen und eine Bewegung über Roverbella auf Castelbelforte machen, und wenn der Feind, wie es durch die abgebrochene Schlacht vom 30. zu vermuthen war, den Eindruck annahm, indem er aus Mantua wieder hervortrat, was deutlich gezeigt haben würde, daß er seine Verbindungen mit der Etsch nicht aufgeben wolle, dann war es Zeit, die Bewegung in demselben Sinne

Digitized by Google

gegen die Etsch fortzusetzen und zu versuchen, den Gegner auf frischer That entweder auf seinem Flankenmarsche nach der Etsch oder beim Uebergehen über diesen Fluß zu erfassen; man mußte dann versuchen, selbst zwischen Verona und Legnago über die Etsch zu gehen und in der Richtung gegen Vicenza die Bewegung fortsetzen, um den Feind von Verona getrennt zu halten und die Gemeinschaft mit den zahlreichen befreundeten Korps in dem venezianischen Festlande und den großen Städten aufsuchen zu können."

Von alledem geschah nichts, während Radetzki um so mehr in einer schlimmen Lage schien, als die neuen Maibewegungen in Wien ihm fast alle Hoffnung auf kräftige Unterstützung von dort raubten. Indeß gelang es doch dem unablässigen Bemühen des Kriegsministers Latour, ihm etwa 15,000 Mann zu Hülfe zu schicken.

Nun wartete der alte Radetzki nur die Gelegenheit ab, einen Hauptschlag gegen seinen unthätigen Gegner zu führen. Karl Albert bot sie ihm dar, indem er seine Linie viel zu weit ausdehnte, so daß sie unschwer durchbrochen werden konnte. Sein großer Sieg bei Custozza war nur die Folge der Unvorsichtigkeit und Unfähigkeit seines Gegners. „Der Feldmarschall, von der fehlerhaften Vertheilung der Kräfte des Gegners ziemlich gut unterrichtet, baute darauf seinen Angriffsplan, der im Allgemeinen kein anderer war, als die Linie des unvorsichtigen Feindes zu sprengen, und dann nachher, wie es ein solches Unternehmen verlangt, den getrennten Theilen mit ganzer Kraft einem nach dem andern auf den Hals zu fallen." Diese wenigen Worte enthalten den Schlüssel zum ganzen Kampfe, den wir hier in seiner, wenn auch noch so interessanten Ausführlichkeit nicht verfolgen können. Genug, die piemontesischen Linien wurden gesprengt, der Feind total geschlagen, und nach wenigen Tagen Mailand wieder erobert.

Bemerkenswerth ist hiebei, daß Karlo Alberto außer seinem eigenen gut ausgerüsteten Heere noch 20,000 Mailänder und den Zuzug aus Mittelitalien benutzen konnte, während Radetzki im Ganzen nur 15,000 Mann Verstärkungen erhielt. Daß jener Zuzug durch eine Bestimmung der Kapitulation von Vicenza wieder über die Grenzen geschickt wurde, ist bekannt. Die ganze Hülfe, welche Mittel- und Süditalien der Lombardei schickte, ist somit kaum nennenswerth. Noch auffallender aber erscheint die Unthätigkeit der Lombarden. In ihrem Lande und für ihre Sache wurde gefochten und doch waren jene 20,000 Mann, die sie dem Sardenkönig stellten, für diesen mehr ein Hinderniß als eine Hülfe. Nur die Piemontesen schlugen sich gut, die Lombarden waren immer die ersten, die auseinanderliefen. Und überhaupt waren 20,000 Mann keine Zahl, die irgend in die Wagschale fällt. Wenn ein so zahlreiches Volk, wie das lombardische, um seine Existenz kämpft, sollte es doch mehr Bewaffnete aufstellen können. Aber alles erklärt sich, wenn man erfährt, daß das Landvolk die Leidenschaft der Städter nicht theilte, meist gut österreichisch gesinnt war und Ruhe und Frieden haben wollte.

Im Anhang noch zwei kleine Abhandlungen, über den syrischen Feldzug 1840 und über die Befestigung von Paris. In Bezug auf die letztere äußert sich Herr von Willisen entschieden mißbilligend. Gegen den äußern Feind findet er die Forts von Paris unzweckmäßig angelegt. Er nimmt an, „daß einmal Paris bei einer richtig geführten excentrischen Vertheidigung schon bloß durch seine Entfernung vor einer Invasion durch eine Detaschirung geschützt ist, und daß, was dennoch von einer Unternehmung der Art noch zu besorgen wäre, viel einfacher, natürlicher, wohlfeiler und sicherer abzuwehren ist, wenn die geraden Zugänge aus Lothringen nach Paris bei ihren Uebergängen über die Marne und Seine gesperrt werden. Troyes, Arcis, Vitry, Chalons wären dann die detaschirten Forts, welche den Hauptplatz decken sollen, und würden es thun, nur mit dem Unterschiede, daß sie noch weit mehr decken als Paris, nämlich das ganze westlich von der obern Seine und Marne liegende Land, welches die Forts dicht um Paris herum aufgeben. Wenn ferner zugegeben wird, daß bei der Anlage der Forts der Gedanke an eine offensive Defensive überall der leitende gewesen, an eine Art der Defensive, für welche es die Hauptsache ist, daß die Forts dadurch, daß sie die Flüsse beherrschen, dem eigentlichen Elemente der offensiven Vertheidigung, der Bewegung nämlich, Verschub leisten, so ist es doch gewiß richtig, sich die Mittel dazu, so weit als möglich vor den Punkt hinzulegen, auf dessen Schutz es mir eigentlich ankommt. Oder würden Sie es nicht vorziehen, wenn Sie zur Zeit, wo Sie etwa daran denken könnten, mit einer im Süden gebildeten neuen Armee dem bedrohten Paris zu Hülfe zu eilen, diese gleich in des Feindes Rücken nach dem befestigten Troyes zu führen, als nach Paris selbst? und würde sich Paris nicht wirksamer sogar auf einer dritten Sehnenlinie in excentrischer Richtung vertheidigen lassen, wenn diese Sehnenlinie sich von der Seine nach der Yonne und von da nach der Saone fortsetzte?" Diesen strategischen Grundgedanken führt der Verfasser noch weiter aus und unterstützt ihn mit einer Menge von Nebengründen. Sollte die Befestigung von Paris bloß dazu dienen, Bewegungen in der Stadt niederzuhalten, so meint er, eine freie Nation hätte sich solche Zwingburgen nicht hinsetzen lassen sollen. Aber auch in dieser Beziehung nützen sie nichts, denn Paris hat seine große Februarrevolution gemacht unbekümmert um die Forts.

---

## Geschichte.

Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer. Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1849.

Geschichtliche Abhandlungen von verschiedenen Verfassern. Die erste vom Herausgeber selbst bespricht die vielbesprochenen Concilien von Pisa, Kostnitz und Basel, jedoch nicht, ohne ihnen eine neue und sehr interessante Seite der Betrachtung abzugewinnen. Sie hebt nämlich vorzugsweise die parlamentarische Taktik jener Concilien hervor. Für unsere Zeit hat der Gegenstand um so mehr Interesse, als das Konstanzer Concil das eigentliche Vorbild aller spätern parlamentarischen Revolutionen erscheint, in welchen das Unterhaus über das Oberhaus, die Demokratie über die Aristokratie Meister wurde. Ja man kann es in mancher Beziehung namentlich mit der gegenwärtigen Nationalversammlung in Frankfurt betrachten, sofern es für das ganze damalige Kirchengebiet leisten sollte, was die Frankfurter Versammlung gegenwärtig für das deutsche Nationalgebiet leisten soll. Damals wie jetzt stellte sich eine Versammlung voller demokratischer Elemente über alle noch neben ihr bestehenden kirchlichen und weltlichen Gewalten.

Daß sich das Concilium neben den Papst stellte und den absoluten Monarchen der Kirche in einen konstitutionellen verwandelte, war schon ein sehr bedeutender Schritt. Daß es sich in einen Konvent verwandelte, die ganze Machtvollkommenheit der Kirche an sich riß und die Päpste ab- und einsetzte, ging noch viel weiter. Doch wäre das alles noch weniger auffallend und neu gewesen, wenn der höhere Klerus allein gehandelt hätte. Aber die Hauptneuerung war, daß die bisherige Aristokratie der Bischöfe und Aebte nicht nur eine neue Demokratie, gleichsam ein Nebenhaus von Mönchen und Doktoren, neben sich dulden mußte, sondern sogar in demselben unterging. Die Kardinäle und hohen Prälaten durften nicht mehr besondere Korporationen

Digitized by Google

bilden, sondern wurden unter die fünf repräsentirten Nationen vertheilt, innerhalb welcher sie je nur eine Stimme hatten, wie jeder Mönch, Doktor 2c., durch die sie also stets überstimmt wurden. Der Führer der demokratischen Partei auf dem Concil war der berühmte Gerson, Kanzler der Universität Paris. Diese Partei hätte freilich nie aufkommen können, wenn sich nicht so viele äußere Umstände vereinigt hätten, sie zu begünstigen. Die bisherige Allgewalt des Papstes war geschwächt, indem bekanntlich drei Päpste sich um die Tiare stritten, und zugleich herabgewürdigt durch die schlechten Sitten der Betheiligten. Die kirchliche Aristokratie war gleichfalls theils gespalten, theils unwürdig. Da nun der deutsche Kaiser Sigismund nicht als weltlicher Herr, sondern nur durch kirchliche Mittel die Rolle des Schiedsrichters durchführen konnte, so bediente er sich dazu des kirchlichen Demos, in dem zugleich der meiste Verstand war. Namentlich die Bettelmönche und die Doktoren der Universitäten ergriffen die Gelegenheit mit Freuden, der bequem gewordenen Aristokratie der hohen Prälaten das Uebergewicht ihres Geistes fühlen zu lassen. Auch Frankreich bediente sich des Anlasses, um ein gewichtiges Wort in den Kirchensachen mitzusprechen, wie denn überhaupt die besondere Vertretung jeder Nation und die Theilnahme auch von Laienboten den Zweck hatte, die Rechte jeder Nation gegenüber dem bisherigen päpstlichen Unitarismus geltend zu machen. Papst Johannes XXIII. selbst begünstigte im Anfang die demokratische Partei, weil unter den hohen Prälaten zu viele saßen, die seine Gegner und Anhänger der andern Päpste waren. Also vereinigte sich alles, die niedere Schicht der Geistlichkeit, mit Laien vermischt, zu der Macht gelangen zu lassen, wie den Tiers état in der ersten französischen Nationalversammlung.

Unter ähnlichen Umständen kehren immer ähnliche geschichtliche Erscheinungen wieder. So bewährt sich die Elasticität jeder jungen demokratischen Kraft gegenüber den alten morschen Gewalten der Monarchie und Aristokratie auch hier. Rasch schritten die kirchlichen Demokraten in Konstanz zum Sturz der Monarchie, zur gänzlichen Entkräftung der Aristokratie, so wie zum Niederschmettern der äußern Störungen (z. B. der Ketzerei des Huß, der Empörung des Herzogs Friedrich) und bewiesen einen so kühnen und sichern Muth, daß sich ganz Europa vor ihnen beugte. Aber diese Siege hatten ein äußerlich eben so demokratisches Gepräge, wie die des langen Parlaments, des Konvents und der Paulskirche. Die Zeitgenossen sprechen mit Erstaunen von dem Lärmen, Schreien, Zanken, Hohnlachen, ja von den Handgreiflichkeiten, die auf jenem Concil vorkamen. Tout comme chez nous. Der abgesetzte Papst Johann klagte bitterlich: „Zu all diesen Verkehrtheiten und dieser Ungebühr wirkten vorzugsweise die willkürlichen Veränderungen der frühern ehrwürdigen Formen hinsichtlich des Geschäftsganges und der Abstimmungen. Zweihundert französische und italienische Prälaten haben nur zwei Gesammtstimmen, drei Engländer hingegen eine, und sechzehn Kardinäle — keine! Ueberdieß geht es bei den Abstimmungen arg her, so daß, wenn jemand der ungeordneten Willkür widerspricht, er mit Drohungen, Beleidigungen und Geschrei übertäubt und zurückgeschreckt wird. Jeden läßt man zur Kirchenversammlung, ohne einen Unterschied zu machen zwischen Geistlichen und Laien, Ehelosen und Verheiratheten, Graduirten und nicht Graduirten, Ehrenwerthen und Verwerflichen. Deren Abstimmungen werden, mit Zurücksetzung der Prälaten, überall angenommen, ohne Rücksicht auf die Widersprüche der letzten. Ja, was noch schlimmer ist, wenn diese gegen die Absichten der Böswilligen sprechen und sich auf Recht und Gesetz stützen wollen, so werden sie ausgezischt und ihnen so viel Leids angethan, daß sie verstummen und beschämt hinweggehen müssen."

Bekanntlich endete das Concil damit, daß seine Parteien sich durch Trennungen gänzlich schwächten und dem neuen Papst Gelegenheit gaben, sich mit einer nach der andern abzufinden und sein volles monarchisches Ansehen wiederzugewinnen. Allein nun blieben alle die zahllosen und bittern Beschwerden über die kirchlichen Mißbräuche unerledigt, und als vollends der Hussitenschrecken über die Welt kam, mußte man die Arbeit von neuem aufnehmen im Concil von Basel. Es ist gar interessant, wie ängstlich diese Versammlung bemüht war, die Fehler der frühern zu vermeiden, indem sie Abtheilungen bildete, in der jeder kirchliche Grad und jede Nation zugleich vertreten war, und die Abstimmung nach Köpfen innerhalb jeder Abtheilung, die Abstimmung nach Abtheilungen aber innerhalb der großen Versammlung einführte, um den Zwiespalt der Nationen und zugleich den Einfluß der Aristokratie abzuhalten. Allein es war ein nicht ganz glücklicher Versuch. „Angenommen, es stimmen drei Abtheilungen, jede mit 49 Stimmen für und mit 51 Stimmen gegen eine Sache, so gibt dieß zusammen 147 für, 153 gegen die vierte Abtheilung stimmt mit 100 für. — —

Summa 247 für, 153 gegen.

Dennoch stellt die letztere geringere Zahl drei Gesammtstimmen dar und die größere Zahl wird als unentscheidend zur Seite geworfen." Merkwürdig bleiben aber immer solche parlamentarische Experimente, wie deren Sieyes so viele nach einander gemacht hat. Man sollte einmal eine vollständige Geschichte der Abstimmungsarten zusammenstellen, wobei nicht bloß weltliche Parlamente und Kirchenversammlungen, sondern namentlich auch Conclave und Jesuitenwahlen zu berücksichtigen wären, welche vielleicht die künstlichst ausgedachten unter allen sind. — Wie bekannt hat auch das Basler Concil nichts ausgerichtet, indem der neue Papst abermals alle einzelnen Parteien gewann und seine Allgewalt bis zur großen Reformation herstellte.

Im zweiten großen Aufsatz, den das Taschenbuch enthält, malt uns Herr Barthold das Charakterbild des berühmten Kaspar von Schönberg aus, der als sächsischer Edelmann in seiner Jugend nach Frankreich kam, sich am Hofe der Katharina von Medicis beliebt machte und als Krieger und Diplomat die höchsten Ehrenstellen erlangte. Außer seiner Theilnahme an den Hugenottenkriegen und den innern Parteiungen in Frankreich ist besonders seine Wirksamkeit als französischer Gesandter an den deutschen Höfen und bei der polnischen Königswahl bemerkenswerth. An der Pariser Bluthochzeit hatte er keinen Antheil, er wurde durch die Nachricht von derselben am sächsischen Hofe überrascht, wo er gerade Gesandter war und kam nicht wenig in Verlegenheit, wie er die deutschen Protestanten über jene französische Unthat beruhigen sollte. Eine noch wichtigere Rolle spielte Schönberg später als Vermittler zwischen Heinrich IV. und der katholischen Partei. Zu ihrer Versöhnung und zum Uebertritt des Königs zur alten Kirche hat er wesentlich mitgewirkt.

Alfred von Reumont schildert in der dritten Abhandlung des Taschenbuchs eine Episode aus der Geschichte von Lucca, die Verschwörung Burlamacchis gegen die Mediceer, eine der vielen unglücklichen Zuckungen der unterdrückten italienischen Freiheit. — Die folgende Geschichte des langen Königsberger Landtags in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von Max Töppen ist ein sprechender Beweis von der Zähigkeit älterer deutscher Parlamente, und zeigt, wie viel die ständische Vertretung galt, ehe sie durch den bureaukratischen Absolutismus verdrängt wurde; doch hätte die Darstellung mehr ins Kurze gezogen werden sollen, um den Leser bei der Dürre des Gegenstandes nicht zu sehr zu ermüden. — Der letzte Aufsatz von Soldan handelt von der Einverleibung des kleinen Königreichs Navarra in die große spanische Monarchie. Navarra wurde von Ferdinand dem Katholischen mit Zustimmung des Papstes im Interesse der h. Ligue besetzt und behalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 36.** Sonnabend den 19. Mai 1849.

## Länder- und Völkerkunde.

Buschleben in Australien von H. W. Haygarth. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden und Leipzig, Arnold, 1849.

Man weiß, wie rasch sich seit noch nicht vollen siebzig Jahren die englische Kolonie in Neuholland vergrößert hat. Ueber die Hauptstadt Sidney und deren Aufschwung ist viel geschrieben worden, weniger über das Innere des weiten Kontinents, am wenigsten über die Grenzgebiete, die zwischen der Hauptstadt und dem noch ganz unkultivirten Innern als Weideländer liegen. Die Schilderung aber gerade dieser Gebiete ist die Hauptaufgabe des vorliegenden Buchs.

Man nennt in Sidney alles schlechtweg den Busch, was jenseits des angebauten Landes liegt, also namentlich die ausgedehnten Weiden; aber innerhalb dieser Weiden selbst nennt der Hirt wieder Busch alles was jenseits seines Weidegebiets liegt. Da das Festland von Neuholland sich in ungeheuere Weite ausdehnt, der Kolonisten aber noch viel zu wenige sind und diese sich an wenigen Punkten, namentlich um Sidney her concentriren, so findet die Auswanderung ins Innere und die Niederlassung daselbst nicht auf ähnliche Weise statt, wie in Nordamerika. In Amerika wandert der Ackerbauer aus, verbrennt den Wald und baut sogleich das Feld. In Neuholland wandert zuerst der Hirt aus, weidet ungeheure Heerden auf weiten Strecken mit großem Gewinn und erst lange nach ihm und nach und nach kommt ihm der Ackerbauer nach und rückt das gebaute Land gegen das Weideland vor. Diese Verschiedenheit in der Kolonisirung Amerikas und Neuhollands hat ihren Grund auch in der Beschaffenheit des Klimas und Bodens. Man hat nämlich gefunden, daß sich Boden und Luft in Neuholland in vorzüglichem Grade für die Schafe eignen, die daher hier in ungeheuren Heerden von der besten Qualität unterhalten werden, neben gleichfalls sehr großen Rinder- und Pferdeheerden.

Das Weideland ist in Stationen vertheilt. Jede Station bildet den Mittelpunkt für eine große Heerde. Nimmt die Heerde zu und reicht das Gebiet nicht aus, so muß der Eigenthümer oder dessen Stellvertreter weiter ins Innere ziehen und eine neue Station gründen. Begreiflicherweise ist das Leben auf den Stationen so einfach als möglich. Indem die Stationen meilenweit auseinanderliegen, ist an keine Kirche oder Schule zu denken. Die Aufseher der Heerden und die wenigen Knechte leben völlig abgeschieden von der Welt. Der Knechte sind äußerst wenige, weil sie zu viel kosten, und diese wenigen sind ungemein träge. Die allgemein herrschende Sitte der Gastfreundschaft und eine gewisse Gutmüthigkeit der bessern weißen Eingebornen macht die Besuche erfreulich. Aber die schwarzen Eingebornen und auch ein nicht geringer Theil der weißen Knechte sind dem Trunk ergeben und leben in entsetzlicher Rohheit dahin. Mitten in die Stationen nämlich haben sich Branntweinschenken eingedrängt, welche den Knechten ihren reichen Gewinn regelmäßig abnehmen und den Sittenzustand ungemein verschlechtern. Die Knechte (hier Arbeiter genannt) die um Lohn als Hirten dienen, müssen sehr gut bezahlt werden, weil man sonst keine fände. Haben sie nun ihren Jahresgehalt empfangen, so wandert derselbe sogleich in die Branntweinschenke. „Viele dieser Leute haben die Gewohnheit, beim ersten Eintritt in die Schenke ihr ganzes Geld dem Wirthe zu übergeben, um so viel als ihnen nöthig scheint, abzutrinken und sich dann den Ueberschuß wieder auszahlen zu lassen. Sie halten dieß für eine sehr weise Vorsicht, weil sie dadurch der Gefahr entgehen, in einem glücklichen Zustande der Bewußtlosigkeit von ihren eigenen Gefährten ausgeplündert zu werden, aber sie machen nur zu oft die Erfahrung, daß sie aus der Scylla in die Charybdis gerathen sind und in vollem Sinne des Wortes ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, weil dessen Hände nicht so leicht wieder fahren lassen, was ihnen einmal übergeben ist. Einige dieser, an der Landstraße gelegenen „Grogbuden," sind der Fluch ihrer ganzen Umgebung, besonders der benachbarten Schäfereibesitzer, die beständig auf ihrer Hut seyn müssen, um durch die Trunksucht ihrer Hirten keinen Nachtheil an ihren Heerden zu erleiden. Die Eigenthümer solcher Schenken sind häufig Leute von sehr mittelmäßigem Charakter, die keine andere Absicht haben, als so schnell als möglich Geld zu gewinnen, um dann wieder aufzubrechen, und sich nicht immer damit begnügen, dem unglücklichen Arbeiter das Geld auf dem geziemenden oder vielmehr ungeziemenden Wege abzunehmen, sondern ihn auch, wenn er einmal betrunken ist, bedeutend übervortheilen, da sie recht wohl wissen, daß er bei zurückkehrender Nüchternheit sich völlig außer Stande befindet, die Unrichtigkeit der Rechnung zu beweisen. Es gab in unserer Nachbarschaft einen Mann, der schon wiederholt versucht hatte, seine in der Nähe von Sidney wohnenden Verwandten zu besuchen, dem es aber trotzdem seit mehreren Jahren noch nicht hatte gelingen wollen, dieses Ziel zu erreichen, weil er nicht im Stande war, seine Taschen vor dem Sirenen-Einflusse der am Wege liegenden Wirthshäuser zu verwahren, und stets aus einem derselben mit erschöpften Mitteln wieder umkehrte, um wie ein moderner Sisyphus auf's Neue für einen Zweck zu arbeiten, der ihm ewig unerreichbar blieb." — Begreiflicherweise fehlt es unter solchen Umständen auch nicht an sogenannten Buschkleppern, d. h. Räubern, die zu faul zum Arbeiten sind oder sich verbergen müssen, meist verdorbene Arbeiter oder entsprungene Gefangene. Diese ziehen beritten und wohlbewaffnet umher und sprechen auf den Stationen ein, selten oder nie mordend, aber sich aneignend, was ihnen gefällt.

Digitized by Google

Den Prototyp aller australischen Hirten fand der Verfasser in einem gewissen Amos. „Er war ein eingeborener Weißer und hatte sich sein Leben lang nur mit Viehzucht beschäftigt. Seine Eltern hatten ihm bei seiner Geburt einige Kühe geschenkt, und jetzt war er durch Zeit und Betriebsamkeit der Eigenthümer von vielen tausend Rindern. Aber obgleich er die Mittel dazu besaß, so fühlte er doch kein Bedürfniß, in seiner Lebensweise eine Aenderung oder Verbesserung vorzunehmen oder auf irgend eine Weise von seinem beschwerlichen und mühevollen Geschäfte auszuruhen. Er war in der That ein Mann, der nicht ganz zahm zu machen oder ans Haus zu gewöhnen war; seine Schwartenhütte war Alles, dessen er für die Nacht bedurfte und auswärts war seine Heimath im Sattel, der bei ihm nie länger hielt, als ein Jahr. Ein Feind vieler Worte und in Bezug auf fremde Angelegenheiten nichts weniger als neugierig, hatte er es sich zum Wahlspruch und Gesetz gemacht, „sich nur um seine eigene Sache zu kümmern," und obgleich er daher jederzeit bereit war, zu helfen und beizustehen, so kam er doch außerdem mit seinen Nachbarn nur wenig in Berührung" ꝛc.

Von den schwarzen Eingebornen macht der Verfasser eine abschreckende Schilderung, übereinstimmend mit dem, was alle andern Reisenden darüber berichtet haben. „Die Brust war breit und hoch; Arme und Schultern zeugten von Muskelkraft, und der Oberkörper erschien lang im Verhältniß zu den Beinen, welche unter dem unnatürlich hervorstehenden Bauche, wodurch sich dieses Geschlecht merkwürdiger Weise auszeichnet, allerdings kleiner und dünner aussahen, als sie eigentlich waren. Das Gesicht hatte auf den ersten Blick etwas Abstoßendes, obgleich es bei näherer Bekanntschaft viel von seiner Härte verlor. Jeder Zug war einzeln betrachtet ungemein häßlich. Das grobe geflochtene und von Oel triefende Haar machte mit seiner Fülle den unverhältnißmäßig großen Kopf noch größer; die Stirn war rund, und die von überhangenden Brauen beschatteten Augen saßen tief in ihren Höhlen, aus welchen sie arglistig hervorleuchteten, die Nase war flach und nach unten zu sehr breit, der Mund groß und überdieß — wenigstens nach unseren Begriffen — durch den Verlust der beiden Vorderzähne entstellt, die von einem gewissen Alter an nicht mehr „getragen" zu werden scheinen." Bekanntlich stehen die Neuholländer auf einer sehr tiefen, ja auf der tiefsten Stufe der Racenleiter. Unter dem, was der Verfasser von ihren Sitten sagt, ist insbesondere eine ausführliche Schilderung ihrer sehr eigenthümlichen Waffen bemerkenswerth. „Das seltsamste Wurfgeschoß ist das „Boomering," ohne Zweifel die merkwürdigste Angriffswaffe, die man je bei Wilden gefunden hat. Sie besteht aus einem dünnen gekrümmten Stück Holze von zwei bis drei Fuß Länge und ungefähr zwei Zoll Breite, das auf der einen Seite etwas gerundet, auf der andern dagegen vollkommen flach ist. Wenn sie geworfen wird, muß sie an dem Ende gefaßt werden, welches die flache Seite nach der rechten Hand oder nach außen kehrt, während die konvexe Kante dem Werfenden zugekehrt seyn muß. Man bedient sich dieser Waffe im Kriege, zur Jagd und zur Belustigung, und ihre Gestalt erleidet diesen verschiedenartigen Bestimmungen gemäß eine unbedeutende Veränderung. Das Kriegs-Boomering ist das größte und hat nur eine geringe Krümmung, da es nur dazu bestimmt ist, in gerader Richtung zu fliegen. Es ist jedenfalls die gefährlichste Waffe, über welche der Schwarze zu verfügen hat, weil sie in bedeutender Entfernung sehr gefährlich verwunden kann, und so wunderliche Schwingungen macht, daß ihr sehr schwer auszuweichen ist. — Wer es nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hat, wird es vielleicht nicht glauben wollen, daß ein australischer Schwarzer diese wunderliche Waffe so zu werfen versteht, daß sie einen vollkommenen Kreis in der Luft beschreibt. Er stellt sich zum Beispiel auf den grünen Platz vor der Thüre eines ziemlich großen Hauses und schleudert sein Boomering von der Linken zur Rechten rings herum, so daß es, um die rechte Ecke des Hauses verschwindend, auf der Linken wieder zum Vorschein kommt und vor seinen Füßen zu Boden fällt. Der Umfang des auf diese Weise beschriebenen Kreises beträgt häufig über dreihundert Ellen, wenn die Waffe von einem starken Arme geschleudert wird; aber das Wunder liegt einzig und allein in der Kreisbewegung, nicht in der Entfernung, welche das Boomering zurücklegt. Bei einem kräftigen Wurfe fliegt es ungefähr hundertundfünfzig Fuß weit mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, bis es den Punkt erreicht, wo es zuerst die Richtung verändert; von hieraus fliegt es nur noch halb so schnell und dann allmälig immer langsamer, bis es wieder auf die Stelle zurückkehrt, von welcher es ausgegangen ist. Sein Flug hat viel Aehnlichkeit mit den Schwingungen eines Vogels, und sobald es mit besonderer Kraft geworfen wird, schwebt es, an seinem Ziele angelangt, noch einige Augenblicke wie ein Brummkreisel in der Luft, ehe es zu Boden fällt. Es läßt auf seinem Fluge einen tiefen pfeifenden Ton vernehmen und dreht sich mit solcher Schnelligkeit, daß es wie ein Rad erscheint."

Noch mag es zur Charakteristik der Hirtenbevölkerung des Buschdistriktes dienen, daß daselbst Gegenden gemieden werden, welche „nicht geheuer" sind. Ein Besitzer mußte seine ganze schöne Station aufgeben, bloß weil sie im Verdacht stand, es sey darin nicht geheuer.

Von den Menschen wollen wir nun auf die Thiere übergehen. Der größte Reichthum Neuhollands besteht in seinen herrlichen Schafheerden. Freunden der Schafzucht wollen wir daher die hier vorliegenden ausführlichen Schilderungen bestens empfohlen haben. Der Verfasser beschreibt die Zucht und die Eigenheiten der australischen Schafe bis auf ihre Krankheiten sehr umständlich.

Eben so die Rinderzucht. Man findet Heerden von vielen tausend Rindern, so schnell vermehren sie sich und so gut gedeihen sie hier. In ihrem halbwilden Zustand werden sie ungemein hurtig, lebendig und verlieren das Träge der europäischen Ochsennatur. Der Verfasser berichtet von ihnen viel Eigenthümliches. Die Art, wie man auf Reisen, bei großen Auswanderungen mit den Heerden unterwegs „während der Nacht zusammenhält, ist, wie ich glaube, nur in Australien gebräuchlich. Man treibt das Vieh, ehe die Nacht kommt, auf eine freie Ebene, wo eine natürliche Grenze auf der einen Seite, z. B. ein steiler Berg oder ein Flußufer, für einen großen Vortheil gilt. Hier wird die Heerde zum Stehen gebracht und so lange von Reitern umkreiset, bis andere Leute ringsherum und in Zwischenräumen von ungefähr zwölf Schritt große Feuer angezündet haben. Sobald diese hell auflodern, ziehen sich die Reiter durch die Zwischenräume zurück, und die Rinder sehen sich auf diese Weise von einem Ringe heller Feuer umgeben, vor welchen sie jederzeit, besonders aber bei Nacht, eine gewaltige Scheu haben." Die Weiden sind sehr ausgedehnt, aber immer finden sich die Rinder darin zurecht. Ihr Ortssinn ist bewundernswürdig scharf. Da man die Rinder hier zu Lande Lasten tragen läßt, so finden sie den Weg selbst, auch ohne Führer, wenn sie ihn einmal gemacht haben. „Ich übernachtete einst, als ich von einem etwas weiteren Ausfluge zurückkehrte, auf einer Außenstation, deren Bewohner mit großer Ungeduld die Ankunft neuer Vorräthe erwarteten. Diese wurden ihnen stets durch Lastochsen übersendet, denn der Weg war für Karren zu gebirgig. Als ich am andern Morgen eben wieder aufbrechen wollte, sah man den ersehnten Ochsen mit seiner

Digitized by Google

Bürde auf dem Rücken, aber ohne Treiber langsam herankommen. Wir vermutheten, daß dem Manne ein Unfall widerfahren sey, und da mein Heimweg derselbe war, welchen der Ochse zurückgelegt hatte, so wurde ich beauftragt, der Sache nachzuforschen. Ich traf den Treiber ungefähr 60 Meilen von der Station, als es eben wieder Abend wurde. Er war wohlbehalten, aber in großer Betrübniß über den Verlust seines Thieres und gerieth in freudiges Erstaunen, als er auf seine Nachfrage von mir zur Antwort erhielt, daß der Ochse, klüger als er, das Ziel seiner Reise bereits glücklich erreicht hätte." In ihrem wilden oder halbwilden Zustand bleiben die Rinderheerden beständig unter freiem Himmel und sind sich selbst überlassen. Während der Wintermonate ziehen sich die Stiere regelmäßig und freiwillig von ihrer Heerde zurück und weiden einsam.

Auch die Pferde weiden in Heerden beisammen. Bei ihnen zeigt sich, wie bei den Pferden in den südrussischen Steppen, große Wanderlust und mit ungeheurer Flüchtigkeit verändern sie den Weideplatz, obgleich sie einem gewissen Kreise treu bleiben und große Anhänglichkeit an gewisse Gegenden haben. Auch bei ihnen zeigt sich viel Eigenthümliches. „Bei der Annäherung eines Reiters geben einige auf der Außenseite befindliche Thiere ein Lärmzeichen und gesellen sich dann zu den übrigen, worauf alsbald eine allgemeine Vereinigung stattfindet. Es gewährt einen interessanten Anblick, wenn man eine bedeutende Heerde solcher Pferde von jeder Größe, jedem Alter und jeder Farbe, wie durch eine geheime Uebereinstimmung, von Berg und Thal zusammenlaufen sieht. — Der Hengst bewacht die Heerde mit eifersüchtigem Auge, läßt ungestraft keinen Nebenbuhler herankommen und scheint nicht nur seines Hüteramtes sich bewußt zu seyn, sondern auch Geschmack daran zu finden. Diejenigen, die lange über ihre Gefährten geherrscht haben, nehmen excentrische und wunderliche Gewohnheiten an; so wollen manche weder eine Vermehrung, noch eine Verminderung ihrer Heerde gestatten, indem sie diejenigen, die Lust zeigen, sich abzusondern oder zurückzubleiben, augenblicklich wieder eintreiben und jedes fremde Pferd, das sich ihnen beigesellen will, so lange, mit wilden drohenden Geberden verfolgen und dabei wohlweislich immer zwischen ihrer Heerde und dem Eindringlinge bleiben, bis dieser froh ist, wenn er anderwärts ein Unterkommen suchen kann. Einzelne Thiere werden mit der Zeit sogar bösartig und zögern nicht, einen Reiter, der ihrer Heerde zu nahe kommt, mit einem Angriffe zu bedrohen, indem sie mit zurückgelegten Ohren und offenem Maule auf ihn zustürzen; aber solche Fälle sind selten. Eine öfter vorkommende, obgleich weniger natürliche Gewohnheit ist die Tödtung der Füllen. Dieses Laster ist eben so nachtheilig als unerklärbar, und es gibt dagegen kein anderes Mittel als die Pferde, welche damit behaftet sind, unverzüglich von der Weide zu entfernen; doch kann man ihnen nicht immer auf die Spur kommen, da man im Anfange häufig wilde Hunde und andere Ursachen im Verdacht der Urheberschaft hat. Uebrigens zeigt sich diese merkwürdige Neigung gewöhnlich nur bei Pferden, die lange Zeit ohne alle Beschränkung herumgestreift sind."

Im Busche halten sich auch viele wilde Hunde auf, die aber fuchsartig feig sind. „Die Eingebornen nennen dieses Thier „Dingo" oder „Warragle", und es ist weder Hund noch Fuchs, weder Schakal noch Wolf, obgleich es mit jedem dieser Thiere einige Aehnlichkeit hat, besonders mit dem letzteren. Es geht gewöhnlich allein auf Beute aus, obgleich man zuweilen drei drei bis vier beisammen findet, und frißt Alles, was es bewältigen kann, von Füllen und Kälbern bis auf die kleinsten Thiere und Vögel. Seine vorherrschenden Farben sind hellgelb und dunkelbraun mit weißer Schwanzspitze; zuweilen findet man auch schwarze „Dingos" mit lohfarbigen Flecken, aber wahrscheinlich sind diese durch eine Mischung mit der europäischen Gattung entstanden, denn man hat sie bis jetzt noch nie in einem neuentdeckten Distrikte bemerkt." Unter den einheimischen Thieren ist hauptsächlich das berühmte Känguruh und der Emu oder australische Strauß zu bemerken, deren Jagd großes Vergnügen gewährt.

Schließlich beschreibt der Verfasser eine Reise ins unbewohnte Innere in das Gebirge und zum See Omio. Die Landschaften sind hier schön. Die Ebene des Omio wird wie ein kleines Paradies geschildert. Das Gebirge aber gestaltet sich höchst eigenthümlich. „Unmittelbar vor uns lag ein ungeheurer Abgrund; unter uns, so weit das Auge reichen konnte, erhoben sich dunkle Bergmassen, die meist mit hohen Bäumen bedeckt waren, während andere hier und da lichte Stellen zeigten; diese Berge waren in allen Richtungen von engen Schluchten und unzähligen trockenen, sandigen Kreeks durchschnitten, die eine Landschaft bildeten, welche fast aussah, als wäre sie aus ihrem früheren Zustande gewaltsam verrückt und verrenkt worden. Mehrere dieser Berge hatten eine ganz eigenthümliche Stellung, und ich glaube, man wird sich die ganze Gegend am besten vorstellen können, wenn ich wiederhole, was mein Freund C. darüber sagte — „sie sah aus, als wäre Alles, Berge, Schluchten u. s. w. in ein Tischtuch gelegt und dann emporgeschnellt worden, damit beim Herabfallen jeder einzelne Gegenstand nach dem Gesetz seiner Schwere seinen Platz suche." Durch die tiefste Tiefe der Schlucht schlängelte sich ein Fluß, der von der Höhe herab, auf welcher wir standen, wie ein schmales Bächlein erschien, obgleich er, wie wir später fanden, sehr breit, tief und reißend war. Die vor uns liegende Landschaft hatte etwas ungemein Ueberraschendes; sie war im höchsten Grade erhaben, aber es war eine wilde, düstere Erhabenheit, wie man sie vielleicht nur in Australien findet — welche das Auge ermüdet, und das Herz mit einem Gefühle unsaglicher Verlassenheit erfüllt."

Hier am Omio, sagt der Verfasser, war es, „wo ich zuerst die furchtbare, aber leider nur zu wahre Geschichte von dem weißen Mädchen hörte, das seit einiger Zeit unter den wilden Schwarzen der südlichen Küste in Gefangenschaft lebte. Man hatte diese Unglückliche in ihrer Kindheit nach England geschickt, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen, und sie war in der Blüthe der Jugend auf der Heimreise begriffen, als das Schiff, in welchem sie fuhr, zwei Tagereisen von Sidney in der Baß-Straße scheiterte. Ein Theil der Mannschaft und der Passagiere fand den Tod im Meere, und die wenigen, welche die Küste erreichten, wurden mit Ausnahme des beklagenswerthen Mädchens von den Schwarzen ermordet. Es sind von den Bewohnern der benachbarten Distrikte, theils durch große Belohnungen, theils durch edlere Gefühle veranlaßt, zahlreiche Versuche gemacht worden, die Unglückliche zu befreien und zu ihren Eltern zurückzubringen, bis jetzt aber, wie ich glaube, ohne Erfolg. Die Gegend, in welcher sie gefangen gehalten wird, ist zum großen Theil dicht bewaldet und an vielen Stellen fast unzugänglich. Aber es gibt für diejenigen, welche die Verfolgung dieser Wilden unternehmen, noch andere und größere Schwierigkeiten. Sie müssen nicht nur durch diese fast unzugänglichen Gegenden dringen, wo sie manchmal kaum wissen, ob sie auf der rechten Spur sind, sondern auch ihr eigentliches Vorhaben aufs Strengste geheim halten; denn die Wilden würden ihr Opfer, wenn sie es nicht mehr fortbringen könnten, wahrscheinlich durch einen Schlag der Keule mit einemmal von all seinen Leiden befreien und auf diese Weise die Bemühungen der Verfolger in demselben Augenblicke vereiteln, wo diese des Erfolges fast schon gewiß sind. Die Kolonisten haben sich große

Digitized by Google

Mühe gegeben, die unglückliche Dulderin zu erlösen, und es ist zu hoffen, daß es ihnen endlich gelingen werde. Sie ist dann und wann gesehen worden, aber immer, wie man sagt, in Begleitung eines Schwarzen, der sie sorgsam bewachte."

---

## Reise.

### Reiseblätter aus dem Norden, von Heinrich Zeise. Altona, Köbner, 1848.

Der Verf. fuhr von Kiel über die Ostsee nach Stockholm, dessen Merkwürdigkeiten er schildert. Dann besuchte er die alte Universität Upsala und Dannemora, befuhr den Göthakanal, sah den berühmten Wasserfall von Trollhätta und reiste über Christiania nach Kopenhagen, welche beide Hauptstädte er wie Stockholm mit besonderer Rücksicht auf wissenschaftliche und Kunstsammlungen, so wie auf die literarischen Berühmtheiten schildert. Da er im Ganzen oft betretene und oft beschriebene Wege eingeschlagen, so ist in seinem Buche nicht gerade viel Neues enthalten. Das Werthvollste sind die biographischen Nachrichten über neuere dänische und namentlich norwegische Dichter. Unter den letztern glänzen vorzüglich Bjerregaard, Hansen, Schwach, Foß, Munch. „Die norwegische Literatur hat sich erst gebildet und entwickelt, nachdem Norwegen von Dänemark getrennt war; denn vor dieser Zeit gingen die begabten Köpfe nach Dänemark, hier fanden sie Nahrung für ihren Geist und freundliche Aufnahme, so war unter andern der ausgezeichnete Dichter Holberg ein Norweger, der seine Bildung in Dänemark empfing, und dessen Werke die Dänen ihrer Literatur einverleibten; dasselbe gilt von Wessel. Die ersten, welche in Norwegen den Grund zu der belletristischen Literatur legten, sind Henrik Anker Bjerregaard, Maurits Christopher Hansen und Conrad Nikolay Schwach. Bjerregaard ward am 1. Januar 1792 geboren. In Kopenhagen nahm er das examen artium und philosophicum, jedoch nicht das Amtsexamen. Als der Krieg ausbrach, und die Vereinigung mit Dänemark aufgehoben wurde, kehrten die meisten Normänner in ihr Vaterland zurück. Bei dem Ausbruche des Krieges waren jedoch noch viele Norweger in Dänemark, manche blieben bis zum Abschluß des Friedens dort, aber manche strebten trotz aller Gefahren nach Norwegen zurückzukehren, um dem bedrängten Vaterlande Hülfe zu leisten, und zu letzleren gehörte auch Bjerregaard. Auf der Ueberfahrt wurde er von den Schweden gefangen genommen, und erst nachdem er manche Leiden und Entbehrungen ertragen hatte, betrat er den geliebten Boden der Heimath wieder. Er ward 1810 zum Höchstengerichtsadvokaten ernannt und nach manchen Beförderungen, im Jahre 1838, Assessor im höchsten Gericht, welchem Amte er bis zu seinem Tode, am 7. April 1842, verstand. Bjerregaard gab in den Jahren 1829—30 eine Sammlung „Dichtungen" in zwei Bänden heraus, welche auch sein Schauspiel „Magnus Barfords Söhne" enthielt; auf der Bühne erwarb sich dieß Stück keinen bedeutenden Beifall, dieser ward aber in großem Maße der dramatischem Dichtung, dem „Gebirgsmährchen" gespendet, in welcher er mehrere Seiten des Volkslebens aufgefaßt und vortrefflich geschildert hat. Im Jahr 1827 erschien von ihm ein kleines Schauspiel „Klara oder die Macht der Unschuld", welches sich jedoch mit dem Gebirgsmährchen nicht soll messen können. In der „Harfe des Skalden", herausgegeben von J. Thomsen, findet man einige Gedichte Bjerregaards in Uebersetzung. Maurits Christopher Hansen, der sich um die norwegische Literatur so sehr verdient gemacht hat, ward am 5. Juli 1794 auf Modum geboren, wo sein Vater damals residirender Kapellan war. Schon früh entwickelte sich bei ihm die Liebe zur Dichtkunst." Sein Leben gestaltete sich friedlich, er starb als Vorsteher einer Schule, 1842. Man schätzt ihn hauptsächlich als Novellendichter. Schwach ist lyrischer Dichter, Foß gab größere Gedichte „die Zeitnornen" und „Norwegens Erwachen" heraus, Munch ein dramatisches Gedicht Donna Klara. Wichtiger als diese modernen Dichtungen scheint uns die Sammlung der alten Volkslieder und Volkssagen Norwegens, um die sich Asbjörnsen, Moe und Munch verdient gemacht haben. Auch unser Reisender theilt einige Volkslieder sowohl norwegische im Text, dänische im Anhang mit.

Aus der norwegischen Bauernwelt gibt uns der Verf. einige hübsche Genrebilder. „Das Haus war von Balken erbaut, deren Fugen sorgfältig mit Moos verstopft waren, und Schnitzarbeiten befanden sich an demselben; in dem Zimmer waren das Gesimse und die Schränke, wie in deutschen Bauerhäusern, mit Inschriften versehen, z. B.: „Ehre Gott und den König," „Haus und Güter erbt man von den Eltern, aber ein verständiges Weib kommt von dem Herrn," und über der Thür stand: „Gott bewahre meinen Aus- und Eingang von nun an bis in Ewigkeit." Aehnliche fromme Kernsprüche, wie der edle, starre Seume sie liebte, waren überall angebracht. An den Wänden standen auf dem Gesimse thönerne und blanke zinnerne Teller, vergeblich sah ich mich nach großen kupfernen Kesseln um, denn man hatte mir gesagt, daß der norwegische Bauer, wenn er reich sey, dieß gern zu erkennen gebe, und ein großer kupferner Kessel sage deutlich, daß der Besitzer desselben ein Mann von tausend Thalern sey, habe er zwei, so deute dieß auf zwei tausend, und wäre er im Besitze von zwei großen und einem kleineren, so bedeute dieß, daß er 2500 Thaler habe u. s. w. Der reiche norwegische Bauer soll einen eben so großen Geldstolz besitzen wie der deutsche, und es wird sehr selten vorkommen, daß ein solcher seine Tochter einem kleineren Hofbesitzer oder gar einem Taglöhner zur Frau gibt, denn auch er haßt jede Mißheirath. Von dem Stolz des norwegischen Bauern kann ich ein Beispiel erzählen. Als einst der schwedische König durch das Hallingthal reiste, sagte man zu einem reichen Hofbesitzer, ob er nicht den König und die Prinzessinnen begrüßen wolle: „ich bin König in meinem Hause und habe selbst fünf Prinzessinnen, die ich täglich sehen kann." Der Bauer leitete seinen Stammbaum von einem der altnordischen Könige her, und war nicht wenig stolz auf sein echt königliches Blut." Ferner schildert der Verf. die wohnliche Einrichtung im Innern eines norwegischen Bauernhauses, die Solidität, die verhältnißmäßige Eleganz, der eine kleine Büchersammlung, ein Psalmodicon rc. nicht fehlt, und das patriarchalische Leben der Familie.

In einer bäuerlichen Büchersammlung fand der Verfasser: „Udvalgte Folkesange med naermest Hensyn til Almuen, samlede ved S. O. Wolff. (Ausgewählte Volkslieder, mit besonderer Rücksicht auf das Volk gesammelt von S. O. Wolff.) Ich fand in dieser Sammlung das Gedicht: „Ich freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe," von Claudius, doch war dieser Biedermann nicht als Verfasser genannt, sondern Riber; ich habe mehrere deutsche Gedichte gelesen, welche dieser für seine Poesien ausgegeben hat, und glaube, dieß nicht unerwähnt lassen zu dürfen, sondern ihn als Plagiarius bezeichnen zu müssen. So fand ich auch in einer schwedischen Anthologie Hölty's Gedicht: „Grabe, Spaten, grabe," und als Verfasser war J. E. Schartau genannt; ferner Herders Gedicht, das Kind der Sorge: „Einst saß am murmelnden Strome," welches der schwedische Poet Leopold, geboren 1756, gestorben 1829, für seine Arbeit ausgegeben." Man sieht daraus, wie der Norden von Deutschlands geistigem Erbe zehrt."

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 37.** Dienstag den 22. Mai 1849.

## Literärgeschichte.

**1) Geschichte der Poesie Europas und der bedeutendsten außereuropäischen Länder vom Anfang des 16ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Von Dr. J. G. Th. Gräße, Bibliothekar Sr. Maj. des Königs von Sachsen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1848.**

Dieses selbstständige Werk bildet zugleich den dritten Theil des Handbuchs der Literaturgeschichte desselben Verfassers. Herr Gräße leistet in Fleiß und Thätigkeit das Unglaubliche. Seine Arbeiten über alle Zweige der Literatur aller Völker sind um so unentbehrlicher, als sie die zahlreichen theils neu entdeckten Originale, theils neue Forschungen aus den Gebieten der ältern und fremden Literatur umfassen und ganze Gebiete zur Uebersicht bringen, nach denen man in ältern Handbüchern der Literatur vergebens sucht.

Die Methode, welche Herr Gräße befolgt, ist zum Behuf möglichst klarer Uebersicht wohl die beste. Er verfährt nämlich zugleich chronologisch und ethnographisch und behält zugleich im Wesentlichen die Eintheilung nach Fächern bei, indem er 1) die Literärgeschichte überhaupt in drei große Zeitalter, das ältere, mittlere und neuere eintheilt, 2) aber innerhalb jedes Zeitalters die Fächer der Literatur und 3) die Nationalgebiete gehörig auseinanderhält.

Die Hauptsache bei ihm ist eine wohlgeordnete, vollständige und genaue Bücherkunde. Er gibt bei jedem Abschnitt außer einer kurzen allgemeinen Charakteristik zuerst alle die Werke an, die literargeschichtlich, als Sammlungen oder Kommentare von dem betreffenden Abschnitt handeln. Dann folgen die einzelnen Autoren mit kurzen Biographien und Charakteristiken und das Verzeichniß ihrer Werke, in Handschriften, ältern und neuen Drucken, Uebersetzungen &c. Und zwar findet man immer die verwandten Autoren und Bücher bei einander. Daß der Leser jedes Buch citirt finde, welches in das betreffende Fach einschlägt, ist der Hauptzweck Herrn Gräße's. In allgemeines Raisonnement über die Literatur im Ganzen oder in eine nähere Entwicklung des Inhalts einzelner Bücher (wie Gervinus, Rosenkranz &c.) läßt er sich nicht ein, was auch schon der Raum nicht erlaubt hätte, da die raisonnirenden Literargeschichten dem Raisonnement über das Wichtigste die Vollständigkeit aufopfern müssen, falls sie nicht bloß einen engern Kreis der Literatur besprechen.

Dennoch hat Herr Gräße oft nur mit wenig Worten schon durch die bloße verständige Zusammenstellung und Vergleichung, durch ein kurzes Urtheil, durch kleine Andeutungen des Inhalts &c. den katalogartigen Bücherverzeichnissen Leben eingehaucht. Dabei bewährt er sich als ein Mann, den eine große Umschau und Erfahrung unbefangen gemacht hat. In der That lernt man gerecht und billig seyn gegen die einzelne Erscheinung, wenn man das ganze Panorama der Weltliteratur überschaut.

Sofern es sich hier noch mit von der neuesten Literatur handelt, die Herr Gräße zum Ueberblick bringt, hat er nicht bloß die Werke der einzelnen Dichter, sondern auch die literargeschichtlichen Beurtheilungen citirt, welche sie erfahren haben. Da diese Beurtheilungen aber von entgegengesetzten Schulen ausgingen, stellen sie in der Regel die Extreme der Unter- oder Ueberschätzung dar, was insbesondere von den Urtheilen gilt, denen die Romantiker unterworfen worden sind. Hier schwebt der Prozeß noch, die vermeintlichen Urtheile sind nur Plaidoyers und erst die Zukunft wird unparteiisch genug seyn, von der einseitigen Vorliebe und Verblendung wie von der gehässigen Anfeindung abzusehen. Herr Gräße ehrt jedes Talent und verzeichnet nur die Akten.

Vergleicht man die neuere und neueste Literatur in Masse mit derjenigen älterer Epochen, so kann man sich kaum der Bemerkung enthalten, daß sie im Allgemeinen von den dabei freilich auch betheiligten Neuern zu sehr überschätzt zu werden pflegt. In der neuen poetischen Literatur findet sich nämlich eine ungeheure Menge von Unnatur, Eitelkeit, falscher Empfindsamkeit, erlogener Kraft, krankhafter Stimmung &c., von der in keiner früheren Periode etwas vorkam, während ein sehr großer Theil, wo nicht der größte Theil dessen, was in der neuen Poesie höhern und dauernden Werth ansprechen darf, seinem Inhalt oder seiner Form nach aus der Literatur früherer Perioden entlehnt ist. Zieht man von allem, was in der neuen Literatur glänzt, die fremdartigen Stoffe und Gewandungen aus, die der Einfluß des antiken Geistes, der christlichen Romantik des Mittelalters, der alten nationalen Erinnerungen, endlich der Einfluß des Orients auf sie übertragen hat, so bleibt in der That nicht so erstaunlich viel an Originalität übrig, daß man es so hoch über die Leistungen der Vorzeit stellen könnte. Das, was die Neuern allerdings vor den Aeltern voraus haben, ist im Allgemeinen ein viel weiterer Horizont, allein gerade die ungeheure Menge dessen was wir wissen, die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Vorbilder, zerstreuen den Geist und hindern seine Concentrirung auf concrete neue Schöpfungen. Wir sammeln, verarbeiten, ahmen nach, vermischen und vermengeln das Vorhandene, und befinden uns insofern, wie auch schon von Andern anerkannt worden ist, in einem Zeitalter, wie es das alexandrinische gewesen ist. Unsere poetische Literatur hat ihren bestimmten originellen Charakter noch so wenig gefunden, wie die neuere Baukunst, die zwischen antiken, byzantinischen, gothischen, Renaissance- und maurischen Mustern schwankend alle am liebsten verbinden möchte.

Digitized by Google

Einen weitern Vorzug behauptet die neuere Poesie in der philosophischen Kühnheit des Gedankens und in dem Stoicismus, der das Gefühl bis in seine unerträglichsten Qualen verfolgt, das Herz bis in sein innerstes Geheimniß seirt. Wie nämlich nach außen, so sind dem neuern Bewußtseyn auch nach innen die Schranken gefallen, welche der Vorzeit gesetzt waren. Indem die Dichter aber, nach außen blickend, überall schon durchgebildeten Formen, festen und bleibenden Gestalten begegnen, und an der Möglichkeit verzweifeln müssen, durch ihren modernen Erfindungsgeist etwas an den einmal bestehenden Typen der Vergangenheit und uralten Nationalitäten zu ändern, fühlen sie sich unwiderstehlich angetrieben, ins Innere ihrer Subjektivität hineinzuarbeiten und hier neue Welten zu entdecken, die ihnen die Außenwelt nicht mehr bietet. In dieser vorzugsweisen Beschäftigung mit dem Ich sind sie nun konsequent auf den beiden divergirenden Radien der Empfindsamkeit und der trotzigen Negation zu den beiden Extremen der Selbstvergötterung und der Selbstvernichtung gelangt, die einander widersprechend doch die herrschenden Grundgedanken der modernen Poesie bilden.

## 2) Geschichte der deutschen Nationalliteratur von A. F. C. Vilmar. Zwei Bände. Dritte vermehrte Auflage. Marburg und Leipzig, Elwert, 1848.

Dieses Lehrbuch verdient in jeder Beziehung die günstige Aufnahme, die es gefunden hat. Es hat im Allgemeinen die richtige Methode von Rosenkranz eingehalten, d. h. nicht ein bloßes literarhistorisches Gerippe von Namen und Büchertiteln, sondern Charakteristiken und Inhaltsanzeigen aller wichtigen Dichtungen gegeben. Es hat ferner den Fehler des großen Gervinus'schen Werkes vermieden, das deutsche Mittelalter einseitig an einem antiken Maßstabe zu bemessen. Es ist möglichst vollständig, dringt möglichst tief in den Stoff ein und ist überall gerecht und unbefangen. Für den Haus- und Schulgebrauch, so wie für die Orientirung in dem weiten Gebiet der deutschen Poesie als einen Wegweiser für den, der weiter ins Einzelne eingehen will, ist kein literargeschichtliches Handbuch empfehlenswerther als das von Vilmar.

Die ältere deutsche Literatur ist mit ungemeinem Fleiß behandelt und in verhältnißmäßig engem Raum eine seltene Reichhaltigkeit alles irgend Bedeutenderen nicht nur genannt, sondern auch charakterisirt, sehr vieles in kurzem Inhaltsauszug dem Verständniß noch näher gebracht. Daß der Leser etwas von dem Inhalt kennen lerne, ist gerade bei altdeutschen Dichtungen um so wichtiger, als es hier sehr häufig vorzugsweise auf den Inhalt ankommt. Viele, bei weitem die meisten altdeutschen Dichtungen kennen wir nur aus ihren spätesten, in der Form vernachläßigten Bearbeitungen, zum Theil nur aus Volksbüchern oder Auflösungen älterer Gedichte in Prosa. Aber der Inhalt hat sich in seiner ganzen poetischen Tiefe, Kraft und Zartheit auch noch in dieser rauhen Form erhalten, und auf ihn kommt es vor allem an, wenn man den Werth unserer ältern Poesie gehörig schätzen will. Ein Theil des materiellen Inhalts gehört noch dem heidnischen Mythus, ein anderer den ältestesten geschichtlichen Erinnerungen unseres Volkes an, ein Theil der christlichen Legende, den Rest bilden Liebesgeschichten, Minnelieder, Lehren, freie Ergüsse des Gefühls, freie Spiele des Witzes. Diese Mannigfaltigkeit des materiellen Inhalts wird aber durch die Einheit des geistigen ausgeglichen, und dieser ist der Ausdruck des deutschen Charakters, wie er im christlichen Mittelalter sich in sich selbst befriedigt hat. Von den ältesten Heldenliedern bis zum spätesten Heldenroman der altdeutschen Periode prägt sich dieser Charakter auf so eigenthümliche Weise aus, daß man ihn sowohl von dem ungleich härteren Charakter der heidnisch-nordischen Poesie, als von dem ungleich unreinern Charakter der romanischen Poesie aufs deutlichste unterscheiden kann. Zum Beweise, daß es nicht etwa bloß das Christenthum war, welches die vermeinte germanische Barbarei zähmte, sondern daß im deutschen Charakter schon ursprünglich mehr Milde und Zartheit lag, als man zugeben will, dienen die ältesten aus dem Nibelungenkreise uns erhaltenen der letzten Redaktion des Nibelungenliedes und der Wilkinasage lange vorangegangenen Lieder von Hildebrand und Waltharius. Sie sind gerade je älter, um so zärter gefühlt. Das Christenthum kam zu den Griechen und Romanen früher als zu den Deutschen, wirkte aber doch anders auf sie, weil es einen andern Nationalcharakter vorfand. Von der, durch das Christenthum geheiligten, aber schon vor ihm vorhandenen Tugend und Treue, die den Grundcharakter der altdeutschen Heldengedichte bilden, wußte die byzantinische Poesie nichts und die romanische nahm nur einen Theil davon in sich auf in dem Maß, wie deutsche Eroberer es ihnen brachten. Immer aber schlug in der romanischen Poesie der Charakter der witzigen Untreue und Sinnenlust wieder vor, nicht erst in den italienischen Novellen und französischen Fabliaux, sondern schon in den ältesten Artusromanen.

Es würde sich der Mühe lohnen, den echt deutschen Charakter überall vom romanischen zu unterscheiden. Es gibt romanische Dichtungen, die so entschieden deutsch gedacht sind, daß wir dabei eine ursprünglich deutsche, wenn auch verlorene Quelle voraussetzen müssen, und eben so gibt es altdeutsche Dichtungen und Volksbücher, deren offenbar romanische Quelle noch verborgen ist. Betrachten wir z. B. das der Sprache nach nicht deutsche Gedicht von Lother und Maller, so kann es uns nicht entgehen, daß der Inhalt entschieden den deutschen Charakter hat, ja daß es kaum im ganzen Gebiete der mittelalterlichen Poesie ein Werk gibt, in dem mit solchem stolzen Bewußtseyn der deutsche Nationalcharakter dem welschen entgegengesetzt wird. Lother (der deutsche Kaiser Lothar) und Maller sein Geselle, vertreten alle Tugend und Treue des deutschen Charakters, während ihm gegenüber Otto ein Repräsentant aller möglichen welschen Arglist, Untreue, Feigheit und Prahlerei ist. Eben so ist die etwas späte Dichtung vom Ritter Galmey, obgleich man ihr ein welsches Original unterlegt, ganz entschieden deutsch gedacht, denn eine solche Jünglingszartheit, eine so keusche Scheu, wie sie hier aufs lieblichste hervortritt, ist nur der deutschen, nicht der welschen Poesie eigenthümlich. Wir dürfen wohl annehmen, daß gar viele poetische Stoffe, die wir jetzt nur noch in romanischen Bearbeitungen vorfinden, von den deutschen Franken, Gothen, Burgundern ausgegangen sind. Am meisten lassen sich die Spuren aus den deutschen Niederlanden ins römische Gallien verfolgen. Der berühmte Roman von Karls des Großen Geburt (oder Bertha au grand piè) hat in zwei deutschen Chroniken seine älteste und reinste Quelle, die Erfindung entartet bereits in der französischen Bearbeitung und schweift vollends aus in der spanischen. Aus der keuschen und starken Dulderin der deutschen Sage macht die romanische Poesie sofort eine Kokette und eine Amazone.

Ueberhaupt aber charakterisirt sich die gesammte altdeutsche Poesie durch das gesunde Bewußtseyn der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, verbunden mit der aufrichtigsten Gottesfurcht und Gottesminne. Nichts stand dem deutschen Helden schöner an, als diese Demuth vor Gott, gerade weil er ein Held und eine durch und durch kraftvolle Natur war. Diese Natur uns darzustellen, ist die Tendenz der altdeutschen Poesie. In allen möglichen Lagen, in Lust und Leid, wird uns der deutsche Heldenjüngling, Mann und Greis vorgeführt, um seine Tugend, seine Treue zu erproben. Die schwersten Kollisionsfälle werden nicht vermieden, vielmehr von der Dichtkunst aufgesucht, nur um das

Digitized by Google

Problem der tapfern und treuen Natur zu lösen (man denke nur an die Freundeskämpfe in der Nibelungennoth).

Diese in sich befriedigte, kerngesunde, kraftvolle und hochedle Natur des Deutschen begann innerlich zerrissen zu werden, und mit ihr ward es auch die Poesie. Herr Vilmar schildert in wenigen Grundzügen vortrefflich diesen Charakter der Zerrissenheit in der neuern Poesie. Er hätte aber vielleicht noch einige Schlaglichter auf die Uebergänge werfen können. Namentlich hätte er mit der Renaissance, die von Süden her in die christlich-deutsche Weltanschauung eingriff, ihr Gegenbild, das vom Norden herabsteigende Gespensterheer des alten Heidenthums kontrastiren sollen. Beide Erscheinungen, der ältern deutschen Poesie völlig fremd, bezeichneten die erste Zersetzung der vorher in sich einigen und befriedigten deutschen Poesie in zwei Extreme des Materialismus und des Dämonismus. Die Wiederaufnahme der antiken Vorbilder in die dichtende und künstlerische Phantasie lief bei Italienern und Franzosen in den ersten Jahrhunderten der Renaissance lediglich auf den feinen Materialismus der Sinne hinaus, bis erst in Deutschland und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts eine reinere Auffassung der echten Antike aufkam. Neben diesen südlichen Bildern der Lust aber drängten sich der Phantasie die gespenstischen Schreckbilder des Hexenglaubens auf. Wie Gott und seine Engel und Heiligen im frühern Mittelalter in der Legendenpoesie himmlischen Schein über die Einbildungskraft der Gläubigen ausgegossen, so dunkelte jetzt das Nachtreich der Hölle in sie hinein in einer verkehrten Legendenpoesie, deren Helden Satan und seine Schaaren wurden. In diesem Sinn sollten in der poetischen Literargeschichte alle Dämonensagen zusammengefaßt und sollten Fortunatus, Ahasverus, Faustus &c. als die Prototypen der Poesie anerkannt werden, die in Gottes Welt zuletzt nichts mehr gefunden hat, als den Genuß, oder den Stolz und Trotz des Ich.

Der Bildungszustand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und der zweiten schlesischen Schule, in der die gröbste Sinnlichkeit neben den Hexenprozessen ihre unheimliche Flora trieb, bezeichnet die tiefe Verkommenheit der deutschen Natur unter den beiden Extremen der sie zersetzenden Tendenzen. Damals war auch die Sprache am tiefsten gesunken. Im vorigen Jahrhundert verbannte man die schreckhafte Finsterniß durch die Aufklärung und veredelte man die Renaissance durch sittliche Humanitätsideale. Allein man fand in diesen Idealen die wahre innere Befriedigung nicht mehr, und Materialismus und Dämonismus machten sich aufs Neue in der Poesie geltend, mischten sich unmerklich selbst in die Werke der edelsten Dichter ein, oder traten offen und trotzig hervor, so daß heutzutage die schönen Hoffnungen, welche das vorige Jahrhundert weckte, wieder vereitelt zu werden scheinen.

In diesem Sinn nun kontrastirt Herr Vilmar die neuere und ältere deutsche Poesie Theil II. S. 143: „Es mögen in unsern Tagen die Individuen eine Stellung gegen das Christenthum einnehmen, welche sie immer wollen, so viel wird auch der Kälteste, der gegen Glauben und Kirche Gleichgültigste, ja der entschiedene Gegner zugestehen müssen, daß der christliche Glaube seit eintausend Jahren ein mit dem nationalen Leben der Völker des Occidents, vor allem des deutschen Volkes auf das innigste verwachsenes Lebenselement, ein nicht etwa bloß das Wissen, sondern das gesammte Seyn der deutschen Nation erfüllender, und dieselbe bis in ihre Tiefen befriedigender Lebensinhalt gewesen sey. Davon legt das ganze Mittelalter in allen seinen Erscheinungen ein zu lautes Zeugniß ab, als daß es selbst von dem durch einen leidenschaftlichen Unglauben Verblendeten geleugnet werden könnte; von dieser tiefen, innigen Befriedigung zeugen eben unsere Poesien der alten Zeit, die wir früher betrachteten, auf die allerentschiedenste Weise: die stille Ruhe, die ungetrübte Heiterkeit, die diesen Dichtungen inwohnt, der milde Schimmer des Friedens und der Behaglichkeit der über sie ausgebreitet ist, beweist, daß die Nation sich mit sich selbst einig, daß sie sich in ihren tiefsten Daseynsbedürfnissen völlig befriedigt wußte. — Aber es trat fast zu gleicher Zeit mit der Reformation, zuerst in Italien, später in Deutschland, auch das Streben hervor, einen neuen befriedigenden Lebensinhalt, theils neben, theils über dem gegebenen nationalen, theils über theils neben dem überlieferten christlichen Lebensinhalt in der geistigen Welt des heidnischen Alterthums zu entdecken und zu gewinnen; es trat das klassische Alterthum gleich vom Anfang an in Italien bekanntlich nicht bloß als ein drittes, die nationalen und christlichen Elemente bereicherndes, ihnen jedoch untergeordnetes Element auf, sondern als ein Stoff, welcher sich an die Stelle der einen und der andern oder beider zugleich zu setzen, dieselben zu verdrängen suchte — welcher statt des nationalen Bewußtseyns ein griechisch-römisches, statt des christlichen ein heidnisches Bewußtseyn zu erzeugen strebte. — Die alte Befriedigung, der man gleichsam müde geworden war, verschwand; man trat willkürlich von dem Standpunkt des Habenden und Genießenden auf den des Suchenden und Zweifelnden zurück. Auf den alten, daß ich mich so ausdrücke, naiven Standpunkt des suchenden Griechen und Römers konnte man gleichwohl nicht wieder zurückkehren, daher hat das moderne Suchen und Zweifeln etwas Unruhiges, Unstätes, Pikirtes, Gewaltsames, ja in manchen Fällen etwas Krankhaftes und Verzweifelndes, welches weit absteht von dem frischen Streben der Griechen, noch viel weiter von der, man könnte fast sagen, seligen Ruhe unserer älteren Zeit, zu welcher es vielmehr den geraden Gegensatz bildet. Von diesem Suchen und Nicht-Finden ist unsere ganze neuere Dichterzeit erfüllt, und nicht zu ihrem Vortheil. — Ich weiß sehr wohl, daß neben der religiösen Unruhe und Unbefriedigtheit auch eine sociale und politische Unruhe die ganze Zeit, von welcher wir reden und noch zu reden haben werden, durchzieht; aber unmöglich kann es verkannt werden, daß die erstere, die sociale Unzufriedenheit, doch nur in der religiösen wurzelt; — daß dagegen die in der Zeit vorhandene politische Bewegung und Aufregung der Poesie nicht nothwendig Eintrag thue, beweist die Dichtung der Griechen, beweist die Dichtung unserer eigenen älteren Blüthezeit so zu sagen mit jeder Zeile. Es muß mithin in dem persönlichen Habitus der Dichter, in der Stellung ihrer innersten Gesinnung zu den höchsten Gegenständen, nicht in diesen, nicht in den Zeitverhältnissen, nicht in der Weltlage die Ursache gesucht werden, weßhalb auch die besten ihrer Werke keinen vollkommenen, in jeder Hinsicht befriedigenden Eindruck machen, und so scheint es denn bis jetzt in der Dichtung unser Loos zu seyn, daß wir nicht alles zugleich und auf einmal haben und besitzen sollen: die ältere Blüthezeit ermangelte noch der Weltkultur, der gemessenen, überall durchsichtigen Form, dagegen besaß sie innere, unerschütterliche Haltung und tiefe Befriedigung; die neuere hat Jenes, die Aufnahme der Weltkultur und die innige Vermählung derselben mit der nationalen Poesie erreicht, dagegen das Andere, wenigstens zum größeren Theile, daran gegeben."

### 3) Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Einschluß der angelsächsischen, altskandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke, von Ludwig Ettmüller. Leipzig, Verlagsbureau, 1847.

Was dieses Handbuch vor allen andern auszeichnet, ist auf dem Titel angegeben, nämlich die besondere Rücksicht auf die angelsächsische, nordische und niederländische Literatur. Der

Digitized by Google

Verfasser gibt eine sehr belehrende Uebersicht über die einzelnen Theile der beiden nordischen Edden und der zahlreichen Sagas, größtentheils auch mit Inhaltsauszügen; dann führt er in eben so wohlgeordneter Reihe auch die altangelsächsischen Dichtungen und Prosawerke auf, die in den bisherigen Handbüchern unserer ältern deutschen Nationalliteratur vermißt wurden. Daran erst schließt sich sofort die Geschichte der eigentlich deutschen Literatur an, deren älterem Theile der Verfasser um so vorwiegendere Aufmerksamkeit widmet, als er darin vollkommen zu Hause ist. Wie bekannt, hat Herr Ettmüller sich schon durch mannigfache Ausgaben, Uebersetzungen und Kommentirungen altdeutscher, altnordischer und angelsächsischer Werke ausgezeichnet. Es ist sehr zu loben, daß er sich allgemeiner Raisonnements so viel als möglich enthält, um desto mehr Stoff darzubieten, indem er bei allen irgend wichtigen Werken der ältern deutschen Literatur den Inhalt wenigstens kurz angibt. Nichts ist geeigneter, den Leser in dem schwer zugänglichen Gebiete dieser Literatur, in der so vieles noch bloße Handschrift ist, zu orientiren, als wenn man ihm wenigstens den Hauptinhalt und den Grundgedanken der betreffenden Dichtungen mittheilt. Nichts ist im Gegentheil unfruchtbarer und peinigender, als wenn man in literargeschichtlichen Abrissen (z. B. in der über englische Literatur von Cuningham, oder über spanische von Brinkmeier) lediglich nichts als Büchertitel und Autorennamen ohne die leiseste Ahnung des Inhalts findet.

## Länder- und Völkerkunde.

**Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien. Tagebuch einer Reise von San Francisco nach den Golddistrikten. Von J. Tyrwhitt Brooks. Aus dem Englischen von Gerstäcker. Mit einer Karte. Leipzig, J. J. Weber, 1849.**

Dieses Buch ist mehr eine rechtzeitige Spekulation auf die Neugier des Publikums, als eine gründliche Befriedigung der Wißbegierde. Der Verfasser erzählt weiter nichts als seine kleinen Leiden im Gedränge der Golddurstigen; von der geognostischen Beschaffenheit des Landes 2c. weiß er nichts zu sagen. Er ist kein Naturkundiger.

In der Stadt Monterey erfuhr er, daß Gold gefunden worden sey und wollte nun auch dieses neuentdeckte Eldorado sehen. Aber es war kaum mehr möglich fortzukommen, so rasch hatte sich schon die Bevölkerung auf demselben Wege entfernt, daß unserm Reisenden die Mittel zur Weiterreise fehlten. Ein Sattler sollte den Sattel machen, aber seine Gesellen waren schon fort und er selbst wollte fort. Ein schwarzer Bedienter konnte nur noch gegen täglich 10 Dollar Lohn aufgetrieben werden. Endlich kam der Verfasser mit einigen Reisegefährten an den gepriesenen Goldfluß und machte sich an die Arbeit, wie alle andern. Ohne hinreichende Hülfsmittel wurde ihnen die Arbeit ziemlich sauer, doch gewannen sie bald eine ansehnliche Menge Gold, theils in massiven Klümpchen, theils in feinen Schuppen als Niederschlag aus dem Schlamm und Sande des Flusses. Leider fehlen alle nähern Angaben über die eigentliche Beschaffenheit dieser Goldschuppen. Das Goldfinden wurde unserm Reisenden ungemein verleidet nicht nur durch die schwere Arbeit, sondern hauptsächlich auch durch die ungeheuren Kosten der Ernährung, der Anschaffung des Nothwendigsten und des Transports. Als sie endlich mit einer hübschen kleinen Last Goldes umkehrten, wurde ihnen das Pferd, welches den größten Theil des Goldes trug, geraubt. So geht es Vielen. Wen die ungewohnte Arbeit und das Fieber nicht hinraffen, den bedrohen Raub und Mord. „Ich ritt langsam an den Ufern des Sacramento hinunter und passirte mehrere Kolonien von Goldwäschern auf meiner Bahn. Nachmittag hielt ich bei einem von diesen an und trieb mich eine kurze Zeit um das Lager herum. Die hier rasch verdorrende Vegetation wurde die Ursache eines Fiebers, das mit Macht um sich griff. Die armen Kranken ließen sich aber selbst davon nicht abhalten, und so lange sie nicht förmlich unfähig waren aufrecht zu stehen, arbeiteten sie, bis sie unter der Anstrengung zusammenbrachen. Jeder schien entschlossen, so lange zu waschen, als es ihm das Eintreten der Regenzeit noch gestatten würde, und die Folge konnte nicht anders seyn. Viele fanden ihren Tod dabei. Außer diesen gab es aber noch manche Andere, die sich mit dem glänzenden Golde auf schnellere und weniger gefährliche, wenigstens nicht so beschwerliche Weise zu bereichern suchten. Wie mir gesagt wurde, waren Leben und Eigenthum dort gleich gefährdet. Man äußerte ziemlich allgemein, daß ein Mann kaum eine große Quantität Gold zusammenhaben könnte, als auch schon jede seiner Bewegungen aufs Genaueste und Sorgfältigste beobachtet würde, und böte sich eine Gelegenheit, so könnte er sich darauf verlassen, in aller Stille aus der Welt geschafft zu werden. Bekannt waren sehr wenig Morde geworden, die Anzahl fehlender Personen aber war höchst bedeutend, und selbst die Freunde der Fehlenden halten es dann gewöhnlich der Mühe gar nicht werth, sich weiter um sie zu bekümmern. In allen Fällen hatte man aber nie wieder der Erschlagenen Gold in ihren Zelten gefunden, was besonders auch darin seine Ursache fand, daß es die Leute stets mit sich herumtrugen, so schwer es immer seyn mochte. Eine oder zwei Leichen trieben auch den Fluß hinab, und schon das gab einen Beweis, daß sie ermordet waren. Denn im andern Falle trug doch selbst der Geringste der Goldwäscher immer so viel in seinem Gürtel, daß er jedenfalls hätte untersinken müssen. Offene räuberische Angriffe gehörten zu den Seltenheiten. In der Nacht schleichen die Diebe herum, und wo sie ein Zelt finden, in dem vielleicht zwei oder drei Goldwäscher liegen, die von der Tagesarbeit erschöpft es nicht für nöthig gehalten haben eine Wache auszustellen, da gleiten sie hin und stehlen, woran sie Hand legen können. Schon aus Vorsicht schläft deßhalb fast ein Jeder mit dem erbeuteten Golde unter dem Kopf, und die Büchse liegt stets schußfertig im Arm."

Interessant ist, was der Verfasser über die Mythen sagt, die sich gleich bei Auffindung des Goldes unter Weißen und Indianern gebildet haben. „So trug man sich mit dem Gerücht herum, die Minen seyen nach einer Prophezeihung des berühmten Joe Smith von den Mormonen aufgesucht und gefunden worden. Eine andere Sage ging, der Kapitän habe den Geist eines indianischen Häuptlings gesehen, welchem er früher einmal eine Büchse gegeben hatte. Dieser Büchse konnte sich der Indianer damals nur drei Monate erfreuen; denn er wurde in der Nachbarschaft der Felsengebirge und im Begriff, mit seinem Stamme einen Angriff auf die Pawnees zu machen, von einem Büffel zu Tode gestampft. Dieser Geist sollte dem Kapitän versichert haben, er wolle ihn sehr reich machen, wenn der Kapitän mit einem Theile des versprochenen Goldes augenblicklich eine Schiffsladung von Büchsen kaufen und jedem seines Stammes eine derselben geben wollte."

Der Verf. erzählt von einem herkulischen Amerikaner, der sich Geld im Werthe von 10,000 Dollar gesammelt und in Vertheidigung desselben schon zwei Männer, die ihn bestehlen wollten, erschossen hatte. So thut jeder dort, was er mag. An Polizei und Justiz ist nicht zu denken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 38.** Dienstag den 29. Mai 1849.

## Reise.

Aus dem Kaiserstaat. Schilderungen aus dem Volksleben in Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Tirol und Wien. Von Heinrich Pröhle. Wien, Gerold, 1849.

Ein, wie es scheint, noch junger Mann, der viel mit Studenten verkehrt und selbst die Universität noch nicht lange verlassen haben kann, schildert hier das Volksleben in Oesterreich in an einander gereihten Genrebildern, wie sie ihm die Reise darbot, recht anschaulich und lebendig.

Von seinem gesunden Sinne gibt er gleich im Eingange einen guten Beleg, indem er von Norddeutschland kommend, die sogenannte sächsische Schweiz passirt, um nach Böhmen zu gelangen. Er sagt: „Lasse sich Niemand durch den fatalen Namen der „sächsischen Schweiz" von diesen Bergen abschrecken: sie lohnen den Besuch reichlich. Steht auch hier über einer Mühle im Thale „Concessionirtes Gasthaus zur Erholung für Schweizreisende," so sind doch die Wangen der Müllerin, welche dort den frischen Trank beut, wie Milch und Blut, und in dem jungen Tannenwalde, welcher auf einer Tafel die Inschrift trägt „Cultur No. VI" gedeiht die Waldeinsamkeit so gut als in den thüringischen Wäldern oder im Harz. Die Felsen selbst sind von einem Poeten aus der wirklichen Schweiz in einem Gedichte kritisirt worden; er meinte ihnen seine Anerkennung, selbst im Vergleich mit den Gletschern seiner Heimath nicht versagen zu dürfen, wenn er gleich auf ihren Gipfeln ein „Hämpfel Schnee" (Handvoll Schnee) schmerzlich vermißte. Und wer nun auch die Fremden vergessen könnte, die „mit Vergnügen und Erbauung," wie es im Fremdenbuche auf dem großen Winterberge heißt, hier die Natur betrachten, der könnte sich hier in der That recht wohl fühlen."

In Böhmen fiel dem Verfasser vor allem der südlichere Charakter des Volks, die leichtere und buntere Tracht und der Katholicismus auf. Die Eindrücke, die ihm dieser machte, gibt er mit der Naivetät eines jungen norddeutschen Protestanten wieder; d. h. er formalisirt sich über die Votivbilder in Mariaschein und vieles Aehnliche, ist sich seines geläuterten Glaubens oder auch absolut freien Standpunktes über dem Glauben schulmäßig bewußt, fühlt sich aber trotz aller Theorie doch wunderbar angezogen durch die katholische Natur, durch den wunderbaren Reiz des katholischen Volkslebens, der katholischen Frauen ꝛc.

Unter andern erzählt der Verfasser ein Exempel vom Aberglauben aus der neuesten Zeit. „Ein Hausirer ließ im Jahr 1847 zu Oschersleben in der Provinz Sachsen (Preußen) 1000 Exemplare drucken von einer „Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit, so sich im Jahr 1845 den 2. März am St. Gregorie-Tage zu Olmütz in Mähren zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen hat zu reden angefangen." Das Kind gibt sich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von seinem Taufsteine herunter: „Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen und Wassersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, schweren Hagelwettern, grausamen Stürmen, ansteckenden Seuchen" u. s. w. „Wenn ihr euch aber dann gebessert habt: so wird sich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich aussehen, daß die Menschen sich wieder freuen können in Unschuld." Ueber diesen Schluß entzückt, will „die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küssen." Aber das Kindlein gibt es nicht zu, sagt „Ade, du schnöde Welt!" und verschwindet. „Ihr mögt nun dieß Wunder glauben oder nicht: so dürft ihr doch kein Gespött damit treiben. Denn es gehen so viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen lassen!" So bemerkt, „Hamlet" parodirend, der Erzähler. Von dieser mährischen Legende waren in drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft!" Diese Legende ist doch nicht so ganz unvernünftig, vielmehr ahnend aus dem hervorgegangen, was für uns jetzt zwei Jahre später das Zeitbewußtseyn geworden ist.

Die Reise durch Böhmen nach Ungarn bietet eine Menge kleiner Genrebilder, oder auch nur im Vorübergehen „Chausseegestalten" dar, die der Verfasser mit guter Auswahl zusammengestellt hat. Darunter heben wir hervor die nächtliche Erzählung eines riesenhaften böhmischen alten Weibes, den Gaunerstreich eines böhmischen Soldaten, eine Zigeunergruppe ꝛc. Herr Pröhle verräth sehr viel Sinn wie für alles Volksthümliche, so auch für dessen feinste und zarteste Nuancen. So sagt er Seite 69: „Nicht minder zart als die Volkslieder sind auch die Sagen und Gebräuche der Slaven in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Dalmatische Hirten, wenn sie im Herbste die Wälder mit ihrem Vieh verlassen, halten plötzlich ihre Schafheerden an, denn sie meinen so das Klagen der Bäume über ihr Scheiden zu hören, eine Sitte, mit der sich an Tiefe des Naturgefühls wohl nur jene westphälische messen kann, derzufolge die Bauern eines gewissen Dorfes sich jeden Todesfall der Reihe nach ansagen, bis der letzte in den Wald geht und ihn einer Eiche ansagt. — Ueber die Schönheit der slavischen Sagen und Volkslieder im Allgemeinen noch mehr zu reden, wäre ganz überflüssig. Wir machen aber auf die Großartigkeit eines

Digitized by Google

im Preßburger „Donauhafen“ übersetzten „Hochzeitliedes beim Seelotanze“ aufmerksam, welches wir zu den tiefsinnigsten Offenbarungen des Volksgeistes rechnen, die wir kennen. Hier prahlt der Held: kein schöneres Weib sey auf der Welt als seins, selbst nicht die weiße Wila im Hain, der weibliche Waldgeist der Slaven, könne sich ihr vergleichen. Da kommt die weiße Wila aus dem Walde auf den Hof des Prahlenden und fordert ihn auf, sein gepriesenes Weib heraus zu führen und ihr gegenüber zu stellen. Nun aber feiert das echt Menschliche einen großartigen Triumph über die, wenn auch noch so reizende Waldursprünglichkeit, denn die Wila sieht nun selbst die Wahrheit der Behauptung des Helden ein und spricht:

Leicht hast du's, Held, zu rühmen dich,
Daß deine Gattin schöner ist
Als ich, des Waldes Wila bin!
Sie hat die Mutter geboren,
Hüllt' sie in seidene Windeln ein,
Säugte sie süß mit Muttermilch.
Mich hat der Wald geboren,
Hüllte in grünes Laub mich ein.

So führt die Wila den Vergleich noch eine Zeit lang fort, dann kehrt die Besiegte in ihren Wald zurück.“

Alle solche feinen Nuancirungen des Volksgeists beachtend macht der Verfasser auch auf die eigenthümliche Weise aufmerksam, mit der das musikalische Völkchen der Zigeuner seine nationale Geige dem Bedürfniß des musiklosen magyarischen Volks angeschmiegt hat. „Eine wildromantische Schöpfungszugabe zu der magyarischen Nationalität sind die ungarischen Zigeuner. Die Magyaren selbst haben keine nationale Musik. Die Zigeuner dagegen, ein Wundervolk ohne eigene historische Erinnerungen (sie selbst kennen kaum den Namen eines oder des andern von ihren Vorfahren), das seit Jahrhunderten unter fremden Völkern in tiefem Frieden vom Wahrsagen und von kleinen Diebstählen lebt, die sich nicht zur gerichtlichen Verfolgung eignen — sie haben sich in Ungarn so in das Wesen der Magyaren hineingelebt, daß sie jene feurige Musik schaffen konnten, welche in ihren Melodien dasselbe so wunderbar tief wiederspiegelt, wie dieß in der Racezweise der Fall ist. Der Strich des geigenden Zigeuners hat etwas ganz Eigenes und läßt sich mit nichts vergleichen.“ Der Verfasser fügt hinzu: „In neuester Zeit haben deutsche Spekulanten auf den ungarischen Heiden ein Orchester von Zigeunern zusammen gelesen, mit dem sie selbst in Paris großes Aufsehen erregten. Die Zigeuner, welche ihnen folgten, sehen dann gar stattlich aus, kleiden sich höchst sorgfältig und modisch, wenn auch etwas bunt, glänzen mit goldenen Uhren und Ringen, gefallen besonders den Damen ungemein, bleiben aber Vagabunden wie auf ihren Pußten bei Ketskemet und Debreczin. Sobald sie sich einiges Vermögen erworben haben, emancipiren sie sich von dem deutschen Musikdirektor, wissen aber dann ihre Truppe nicht mehr zusammenzuhalten, zerstreuen sich allmälig, fallen einzeln in den großen Städten der Polizei in die Hände und gehen traurig unter. — Nur Einer, der im Auslande mit einem angenommenen Namen als Virtuose geglänzt hatte, kehrte mit dem Ersparten nach Ungarn zurück, kaufte sich dort in einer Heide einen Bauernhof und lebte still und ordentlich. Zufällig war er eines Tages verreist, als der Edelmann, dem das Dorf gehörte, in welchem sein Bauernhof lag, nach ihm schickte. Weil er nun erst am andern Tag erschien, so ließ der Edelmann ihn prügeln, und hierüber grämte der Zigeuner sich zu Tode.“

Die magyarischen Edelleute haben trotz der Adoption konstitutioneller und demokratischer Begriffe, die sie nach oben geltend machen, in ihren aristokratischen Beziehungen nach unten noch sehr viel asiatische altbarbarische Romantik beibehalten. Der Verfasser erzählt die Anekdote von einem Ungarn, der einem Reisenden auf der Straße die geladene Flinte vorhält mit den höflichen Worten: ich nehme mir die edle Freiheit, Sie um zwei Thaler zu bitten. „Auch gibt es hier sogenannte Unglücksfamilien, auf denen ein schwerer Fluch zu ruhen und in denen Mord und Todschlag erblich zu seyn scheint. — Der Vater droht der Mutter, sie zu erschießen, wenn sie ihm keinen Sohn gebiert. Sie bringt einen Sohn zur Welt, und dieser erschießt in reiferem Alter den Vater. Ein Enkel jenes Ersten empfing kürzlich in ungarischem Nationalkostüm sein Urtheil vor Gericht wegen eines andern Verbrechens und schwur, ehe er in Ketten zum Gefängnisse zurückgeführt wurde, den Gesetzen furchtbare Rache. Schon früher hatte er seinen Jäger statt des Hundes in einen Sumpf gehetzt, um eine geschossene wilde Ente herauszuholen, und nach ihm geschossen, um ihn zum Untertauchen zu nöthigen. Auch hatte er einst dem Reize, einen Schieferdecker, der an seinem Dache hing, aus der Luft zu schießen, nicht widerstehen können. Woher nun all dieß Unheil? Einer der Vorfahren dieses Hauses, der über eine große Heide fuhr und einen bettelnden Zigeuner mit der Peitsche ins Gesicht schlug, ist von diesem verflucht worden: — so erklärt das Volk. — Von manchen feinen jungen Leuten, welche in den ersten Gesellschaften eine Rolle spielen, ist es allbekannt, daß ihre Großväter auf längere Zeit verschwunden waren, um ihre zerrütteten Familienverhältnisse als Räuber zu verbessern; ja ein Unbekannter auf dem Dampfschiffe wollte sogar wissen, daß der berühmte ungarische Räuberhauptmann Sobry als einer der Großen des Landes und als Mann von politischer Bedeutung auf seinen Gütern lebe. Selbst diejenigen von diesen Großen, deren eigenes Leben vollkommen rein und fleckenlos dasteht, lassen sich in ihren Handlungen selten durch Recht und Gesetz, sondern in der Regel nur durch die Großartigkeit ihres schönen Nationalcharakters leiten, und verletzen durch ihre Großmuth und durch das ihnen angeborene Wohlwollen nicht selten Gesetze, Recht und öffentliche Sicherheit.“

Auch die Slowaken wurden vom Verfasser besucht. Er schildert sie als ein gemüthliches und lustiges Völkchen. In einem protestantischen Pfarrhause fand er Tanz und Spiel. Dabei gedenkt er eines Umstandes, den, so viel wir wissen, die bisherigen Touristen in Oesterreich noch nicht bemerkt haben. „Den slovakischen Pfarrern erwächst nämlich eine fortwährende Verlegenheit aus den Namen ihrer Pfarrkinder. Die Slovaken nämlich haben, wie es in einer Sprache, die erst kürzlich zur Schriftsprache erhoben wurde, nicht zu verwundern ist, viele derbe und anstößige Namen, die theils nur als sogenannte Spitznamen im allgemeinen Gebrauch, theils wirkliche Familiennamen geworden sind. Das Aussprechen offenbarer Schimpfnamen ist bei Aufgeboten von der Kanzel nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß Mädchen oder Frauen besonders den jüngeren Geistlichen nur mit Erröthen ihren Namen gestehen können. Zuweilen kommen Leute mit ungeheuer langen Namen, die sie aufgeschrieben bei sich tragen, um sie nicht zu vergessen, zu den Predigern. Werden dieselben dann gelegentlich den Gerichten eingereicht, so weigern sich diese wohl sie anzunehmen, weil sie nur Spitznamen darin sehen. Aber es muß dabei sein Bewenden haben, denn ein anderer Name ist nicht zu ermitteln.“

Auch die Gebirge von Steiermark, Tirol und Oberbayern liefern dem Verfasser anziehende Genrebilder, in denen er überall den wackern Alpenbewohnern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das letzte Drittel seines Werkes ist sodann Wien gewidmet und schildert die Oktobertage daselbst, den Aufstand und die Restauration unter Windisch-Grätz. Der Verfasser war oft in

Digitized by Google

der Aula, in der Gesellschaft Schuselkas und Robert Blums, jedoch ohne eine andere als beobachtende Theilnahme. Im Allgemeinen sind diese Wiener Schilderungen nicht so frisch und malerisch wie die vorher erwähnten aus den Provinzen. Die bedeutsamste politische Bemerkung, die der Feder des Verfassers entfällt, ist wohl die über den österreichischen Reichstag. Der Anblick der vielen bäuerlichen Abgeordneten, die nicht einmal deutsch konnten, und deren politischer Horizont nicht weiter reichte als der ihres Landsmanns, der gegenüber Schildwacht stand, machte dem Verfasser das Unnatürliche eines Parlaments von solcher Komposition aufs lebendigste fühlbar. Es ist gewiß merkwürdig, daß Oesterreich, indem es Deutschlands eine Nation an sieben Parlamente vertheilen wollte, seinen sieben Nationen nur ein Parlament gab.

---

## Länder- und Völkerkunde.

1) Der Kanton Waadt, historisch-geographisch-statistisch geschildert von Prof. L. Vulliemin. Aus der französischen Handschrift übersetzt von Wehrli-Boisot. Zwei Bände. St. Gallen und Bern, Huber und Comp., 1847. 1849.

Der 19te und 20ste Band des vortrefflichen historisch-geographisch-statistischen Gemäldes der Schweiz, dessen frühere Bände, insbesondere die ausgezeichneten Arbeiten von Meyer von Knonau wir früher in diesen Blättern zur Anzeige gebracht haben. Vulliemin hat das Waadtland nach demselben Plane mit seltener Ausführlichkeit in allen Beziehungen gründlich beschrieben.

Zuerst das reichhaltige Verzeichniß der bereits über das Waadtland geschriebenen Werke. Dann die Geschichte des Kantons von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1838, also mit Ausschluß der neuesten Zeit, welche zu schildern und über sie ein Urtheil zu fällen in der freien Schweiz, sonderlich im Kanton Waadt selbst, noch immer mißlich seyn dürfte, weil die Freiheit dort der Wahrheit den Mund zu verstopfen weiß. Herr Vulliemin begnügt sich nicht mit einem Abriß der politischen Geschichte, sondern geht auch auf die Denkmäler, namentlich Ausgrabungen zurück aus Zeiten, von denen die Geschichte nichts aufgezeichnet hat. Die Uebersicht, die er über die Alterthümer des Waadtlandes von der ältesten keltischen Periode an durch die römische bis ins Mittelalter gibt, ist überraschend reich. — Hierauf folgt eben so ausführlich die physische Beschaffenheit des Landes, die Konstruktion seiner Gebirge, die Naturgeschichte seiner schönen Seen, das Klimatische, der mineralogische Reichthum des Landes sammt den Versteinerungen, die Flora und Fauna. Endlich die physische Beschaffenheit des Volks, der Stand der Bevölkerung, die Abstammung, körperliche und geistige Anlage, Gemüthsart &c., so wie seine Beschäftigungen, hauptsächlich in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht, Alpenwirthschaft, Gewerbe, Handel. Was die Abstammung betrifft, so ist diese sehr gemischt. Vorherrschend ist wohl allerdings der Gegensatz des keltisch-römischen und des germanischen Typus, aber seit das Völkergemisch römischer Besatzungen und Kolonien und die Völkerwanderung über das Waadtland gegangen sind, wie vermag man die ursprünglichen Bestandtheile seiner jetzigen Bevölkerung genauer zu ermitteln. Interessant wäre es gewesen, wenn Herr Vulliemin vermocht hätte, in den germanischen Elementen jener Bevölkerung den burgundischen vom alemannischen Bestandtheil zu unterscheiden, da gerade hier der burgundische begann und im nahen Freiburg und Bern der alemannische aufhörte. Sehr gut scheint uns übrigens der Volkscharakter im Allgemeinen in Folgendem zusammengefaßt. „Die Grundlage seines Wesens ist gallisch. Seine ursprüngliche Natur ist beweglich, reizbar, aufbrausend, wie die gallische, aber weniger regsam als diese; sie ist biegsam, geschmeidig, bildungsfähig, zugleich aber auch ungelehrig, hartnäckig und zuweilen halsstarrig. Wir sind, wie unsere Nachbarn jenseit des Juras, eitel, leichtsinnig, geschwätzig, neugierig, genußsüchtig und mehr um um die Gleichheit als um die Freiheit bekümmert. Die Römer haben uns den Geschmack an bestimmten, abgeschlossenen Formen gebracht, die Burgunder nebst der den nordischen Völkern eigenen Liebe des häuslichen Herdes und der Unabhängigkeit jene fröhliche und wohl auch tückische Gutmüthigkeit, jene Sanftmuth und Dahingebung, welche in ihnen gelegen haben sollen. Wir besitzen Natürlichkeit, gesunden Verstand, Ruhe neben Zügen, welche den Savoyer, an dessen Geschick wir lange Zeit gebunden waren, auszeichnen."

Der zweite Theil beginnt mit Schilderungen des Volkslebens, der Sprachen und Sitten im Waadtlande. Als Sprachproben werden uns einige allerliebste kleine Volkslieder, Kuhreigen und Sprichwörter mitgetheilt. Die Mundart klingt mehr italienisch und spanisch als französisch. Hier ein sehr schönes Hirtenlied:

> Ye pliau, ye pliau, ma mia,
> Refaiva tes gredons;
> Sauvina no à la chotta,
> Ramassa tés mutons.
> Où to dessu sta brantse
> Comin pliau sin boisa?
> Lo tin e nai co l'intse
> Coumincé d'iniudzt etc.

Das Gedicht heißt auf deutsch: „Es regnet, es regnet, mein Liebchen! Schlage dein Röckchen auf und versammle deine Schafe! Hörst du auf den Zweigen, wie es regnet ohne Unterlaß? Das Wetter ist schwarz wie Dinte, und es fängt an zu blitzen. Man hört schon den Donner näher rollen. Es ist nichts. Fürchte dich nicht! Drücke dich im Gehen an mich. Ich sehe schon unsere Scheuer, (und dabei) meine Mutter und die Judith. Beide sputen sich, schnell uns aufzumachen. — Guten Abend, arme Mutter! Meine Schwester, guten Abend! Hier ist eine Kostgängerin, die ich für diese Nacht herbringe. Macht ihr ein Flackerfeuer mit einigen Spänen; ach! sie ist ganz kothig. Ich will unterdessen ihre Schafe unterbringen. — Wir müssen Sorge tragen, Mutter, für ihre hübsche Heerde; wir brauchen frisches Stroh für ihr kleines Lämmchen. Alles geht gut, arme Mutter (Hausherrin); treten wir nun schnell in die Küche. Siehst, wie hübsch sie ist ausgekleidet und baarfuß! — Wir wollen zu Nacht essen. Hier ist dein Stuhl; setze dich zu mir. In ihrer Schale rücke die Lampe! Koste diese Milchspeise; ach! du issest ja nicht. Mein Herzchen, fasse Muth; du bist, traun! gar zu schüchtern. — Sieh, hier steht dein Bettchen. Geh und schlafe fröhlich; doch von deinem hübschen Munde muß ich ein Küßchen nehmen. Gute Nacht! Auf Wiedersehen! Morgen wollen meine Mutter und ich zu deinem Vater gehen, um zu wissen, was er sagt."

Auch die berühmten deutschen Kuhreigen werden hier in denselben Melodien welsch gesungen:

Ranz-des-Vaches des Ormonds.

> Les armaillis de Colombetta
> Dé bon matin se son léva,
> Ah! ah! lioba, lioba, por l'aria.

Digitized by Google

Refrain.

Venidé toté, petité, grozzé,
Et btiantz' é nécé, d'zouven é autre,
Dézo stou tzano, yo yié ario,
Dézo stou teimblio, yo yié teinzo!...
Lioba! lioba! poe t'aria.

L'on volu fee tranzi la motta,
Devan qué l'usson mi aria,
Ah! ah! lioba! etc.

Einiges wird uns auch vom Aberglauben des Volks mitgetheilt, was sich zum Theil auf das älteste Heidenthum bezieht. „Am Abend vor Weihnachten sah man den gomme (Gnomen) von Baulien, Grebeilhou geheißen, nach dem Jour-Thale hinaufziehen, in Begleitung einer Schaar Zwerge, die verkehrt auf Schweinen ritten, deren Schwänze sie wie Zäume in den Händen hielten. Nachts bei dämmerndem Mondscheine glaubte man die Versammlung (riola) der Herenmeister (vaudais), der Irrwische (porta-boëna) und der Heren (moteintzas) zu sehen, wie sie auf einem Rasenplatze mitten unter Verzauberungen im Kreise herumtanzten. Die Zauberinnen (nortzé, vom deutschen Nornen) verstanden es, um den Mond einen Ring (tzermo) zu ziehen und die Geister ferner Welten zu beschwören. Es gab aber auch Zaubermittel, ihren bösen Willen zu bekämpfen. Dieser oder jener Priester vertrieb sie, indem er den ersten Vers des Evangeliums St. Johannis hersagte; ein anderer wußte das Wort, wodurch man den Fuchs bezaubern (entza naihi) und ihn am Stehlen der Hühner hindern konnte. Eines Tages hatte der Pfaffe von Palesieur einen Umzug angeordnet und zur Abwehrung des Regens einen Gottesdienst gehalten; als es aber zu hageln anfing, rief er aus: Chein! la preibi tro rudo! (Sieh, ich habe zu tüchtig gebetet!“) rc. Das berühmte Winzerfest von Vevay wird anziehend beschrieben. Allein der Bacchuskultus daselbst hat zu viel von Renaissance an sich, als daß sich eigentlich wahrnehmen ließe, was dabei wirklich altes Herkommen ist.

In Bezug auf die Gemüthsart und Sitte des Volks macht Verfasser auf den Einfluß der modernen Demokratie aufmerksam. „Die Demokratie ist ein allen Winden preisgegebenes Meer, dessen Fluthen wie zum Spiele, was sie vor Kurzem emporgehoben, niederreißen, und bald wieder, was sie so eben darniedergerissen, emporheben. Es bietet die Demokratie so viele Mittel dar, die Menge in Aufregung zu bringen, die Armen wider die Reichen, die Unwissenden wider die Gebildeten, die Regellosigkeit wider die Religion, das Laster wider die Tugend aufzuhetzen! In einem ackerbautreibenden Lande ist es so leicht, sich aus dem Mißtrauen, das dem Landmanne in seiner Abgeschlossenheit natürlich ist, eine Waffe wider den Bürger der Städte zu bereiten! Bei einem Volke, das mit einer seltenen Fähigkeit ausgerüstet ist, um die Schwachheiten des Herzens zu entdecken, überall die lächerliche Seite aufzufassen und zum gemeinen Maßstabe Alles herabzuziehen, was sich durch Vermögen, Genie oder Tugend darüber erhebt; da ist es leicht, den Neid zu erregen! Es zeigt sich die Freiheit den Menschen in zweifacher Gestalt, die nicht Alle auf die gleiche Weise anspricht. Nach den Einen bringt sie Alles zum Wachsen, Mehren und Gedeihen, weckt die edeln Leidenschaften und bekrönt die verdienstlichen Handlungen; nach Andern hingegen erniedrigt sie Alles, was sich über das Gemeine zu erheben strebt, schlägt und haut nieder, wie Einer, der in einem Walde die Eichen abschlüge, die Fichten umhiebe, die Buchen fällte, damit sich ja nichts über das niedrige Gesträuch emporhöbe. In den Augen der Einen besteht das Werk der Freiheit in der Veredlung Aller, indem sie darnach trachtet, die letzten Stände den ersten näher zu bringen; in denen der Andern aber ist es das Bestreben, Alles so tief als möglich herabzuwürdigen. Bis zu unsern Tagen hat das Waadtland die Freiheit eben so oft unter dieser Gestalt als unter jener gesehen. Es hat sie besser verstanden, wenn es von derselben zur Verfolgung, als wenn es zur Begeisterung getrieben wurde. Bei solchem Gange hält es nicht schwer, gegen Alles, was durch republikanische Tugend hervorragt, Mißtrauen zu erwecken, und sich aus allen Gefühlen des Neides, des Ehrgeizes und der Habsucht, die in unserm Lande angesammelt seyn mögen, eine Macht zu bereiten. Je näher die Stände einander gerückt sind, je gleichmäßiger auf Allen das Gesetz lastet, desto mühsamer tritt jede Ungleichheit gesellschaftlicher Lage oder Stellung hervor, desto unerträglicher scheint sie, und um so mehr sammelt sich im Staatskörper verborgene Eifersucht und Unzufriedenheit zu leichter Ausbeute an. Wenn vollends in einer solchen Gesellschaft keine Gewerbsthätigkeit, kein Handel, keine Schauspiele vorhanden sind; wenn das hauptsächlichste Interesse, die vornehmste, wo nicht einzige Industrie, die öffentlichen Aemter sind; wenn es für die Meisten keinen andern Weg gibt, zu Wohlstand, Ehre und Macht zu gelangen als Stellen; bei so bewandten Verhältnissen kann ein Wort, das in einem Augenblicke der Gährung von einem Parteimanne der Menge hingeworfen wird, dazu hinreichen, die Wachsamkeit der Redlichen zu täuschen, das Volk irre zu führen und es auf lange Zeit von der Bahn der Freiheit abzulenken.“ Wie im alten Athen zu des seligen Gerbers Zeit.

Sehr ausführlich wird sodann das waadtländische Schulwesen, die Geschichte der Akademie von Lausanne, eben so alles Kirchliche und die Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege des Staats erörtert. Bemerkenswerth ist die Geschichte der Momiers von Seite 432 an. Nicht minder Interesse gewährt das Verzeichniß berühmter einheimischer und auswärtiger Gelehrten, die im Waadtland an den schönen Ufern des Genfer Sees gelebt haben. Das Schloß Coppet z. B., in dem zu Anfang dieses Jahrhunderts die berühmte Frau von Staël glänzte, bewohnte schon im Anfang des vorigen der berühmte Bayle. Rousseau und Voltaire, Bonnet, Gibbon, Bonstetten, Pestalozzi gehören alle in dieses schöne Revier. Den Schluß macht die Topographie in alphabetischer Ordnung und ein Register.

2) Texas im Jahr 1848. Nach mehrjährigen Beobachtungen dargestellt von Viktor Bracht. Elberfeld und Iserlohn, Bädeker, 1849.

Nachdem von so vielen Seiten her die ungünstigsten Berichte über die deutsche Auswanderung nach Texas veröffentlicht worden sind, tritt hier ein unbedingter Lobredner dieses Landes und der Ansiedlung dahin auf. Das Land, sein Klima, seine Reichthümer, seine Bevölkerung und Verfassung werden ausführlich beschrieben. Daran reihen sich öffentliche Erklärungen deutscher Einwanderer, namentlich von Neu-Braunfels aus, welche die Klagen über Texas zu widerlegen trachten und im Sinn des Verfassers, der Auswanderung dahin das Wort reden. Privatbriefe werden mitgetheilt, die der Verfasser in die Heimath geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

## Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 39. Sonnabend den 2. Juni 1849.

### Roman.

**Raphael. Blätter aus dem zwanzigsten Jahre. Von Alfons von Lamartine. Uebersetzt von Friedrich Funck. Frankfurt a. M., Streng, 1849.**

Herr von Lamartine hat von jeher viel Sentimentalität besessen. Wie es scheint will er sie am Endr seines Lebens noch einmal zum glänzendsten Effekte gleichsam concentriren; denn an seinem Roman Raphael ist jede Linie eine süße Thräne. Wenn man die neuere, wie ältere französische Literatur überblickt, findet man, daß die Prototypen des französischen Geistes Rousseau und Voltaire sind, daß in jedem französischen Dichter etwas von diesem, oder von jenem steckt. Lamartine aber gehört, wie er selbst bekennt, auf die Rousseau'sche Seite. Er verhehlt nicht, daß sein Roman in Beziehungen steht zur Heloise und zu Rousseaus confessions.

Ueberhaupt gebührt den Franzosen die Ehre, die moderne Sentimentalität hervorgerufen zu haben. Das klassische Alterthum, das romantische Mittelalter kannten sie nicht. In den Briefen Abälards und Heloisens liegt ihre erste Spur, in den Sonetten, die Petrarca auf französischem Boden sang, die zweite. Was davon in die italienischen Pastorale und in die spanischen Schauspiele überging, entfernte sich wieder von der Natur und nahm einen mehr oder weniger konventionellen Charakter an. Erst im Prosaroman brachte Rousseau die echte Sentimentalität wieder zur Geltung, und erst von Frankreich aus, durch Rousseaus Heloise, verbreitete sich dieser Geschmack auch über das germanische Europa. Das alte Thema von Abälard und Heloisen, die des Herzens Sehnsucht zu einander zieht, während eine unübersteigliche irdische Scheidewand sie trennt, dieses Thema, das sich in Petrarcas Liebe, wie in Rousseaus Heloise wiederholt, wurde nun unzähligemal in allen möglichen Variationen durchgespielt. Während in dem berühmten Sigwart die Klostergeschichte der ältern Heloise sich spiegelt, so in Goethe's noch berühmteren Werther die Ehegeschichte der neueren Heloise. Die letztere wiederholt sich auch im Jakobo Ortis und in Bulwers Falkland, so wie in dem vor uns liegenden Raphael Lamartines. Aber Lamartine überbietet seine Vorgänger in einem Punkt, indem er sich nicht begnügt, die Seelenleiden zweier getrennter Liebenden auszumalen, sondern ihnen auch noch Körperleiden aufbürdet. Durch dieses Uebermaß von Leiden spannt er unser Mitleid auf die Folter, und wenn man sich in die schöne Sprache dieses Romans hineinliest und den rührenden Schilderungen desselben mit immer lebhafterer Theilnahme folgt, wird einem am Ende angst und bange, man wittert ringsum Leichengeruch und sucht wieder ins Freie zu kommen.

Raphael ist ein junger leidender Werther, der, an unheilbarer Schwindsucht krank, in die Bäder von Aix geht. Seine hinterlassenen Papiere, die den Inhalt des Romans bilden, schildern diese kleine Bergstadt höchst malerisch. Lamartine verfehlt nicht, wie Rousseau, die reizendste Alpennatur zum Hintergrunde seiner thränenreichen Liebesgeschichte zu machen. Die Dame, in die Raphael sich hier verliebt, ist eine Unglücksgefährtin, nämlich eine gleichfalls unheilbar Schwindsüchtige, die junge Frau eines gelehrten und berühmten Greises in Paris, der sie hieher in die Bäder geschickt hat. Es ist merkwürdig, mit welchem bewußten Raffinement der Dichter gerade die Krankhaftigkeit an der anmuthigen Erscheinung Juliens hervorhebt, und gleichsam den haut gout aus dem Gebiet eines nicht ästhetischen Geschmacks in das ästhetische erhebt. „Beim Geräusch meiner Tritte auf dem dürren Laube öffnete sie halb die Augen. Die Farbe dieser Augen war hell Ultramarin oder wie braun geaderter Lasurstein, die Oeffnung mandelförmig, die Einfassung von schwarzen langen Wimpern von Natur so, wie die Morgenländerinnen sie zu erkünsteln suchen, um dem Blick mehr Nachdruck, dem Schmachten eine gewisse Kraft und der Wollust eine gewisse Wildheit zu geben. Der Blick dieser Augen schien aus einer Ferne zu kommen, wo ich sie seitdem in keinem Menschenauge mehr gemessen habe. Er glich dem Sternenschein, welcher Millionen Meilen weit herkommt, um durch Menschenaugen in Menschenseelen zu dringen. Die griechische Nase schloß sich in fast gerader Linie an eine hohe, schmale, gleichsam durch Gedanken zusammengepreßte Stirn an. Die etwas dünnen Lippen deuteten durch leichte Biegungen abwärts in beiden Mundwinkeln auf eine stete Trauer. Die Zähne hatten mehr die Weiße von Perlmutter als von Elfenbein, wie die Zähne der Töchter feuchter Küsten und Inseln. Das Oval des Gesichts zeigte Spuren beginnender Abmagerung an den Schläfen und am Kinn. Das ganze Gesicht war mehr Ausdruck eines Gedankens als eines Lebens. Das Schmachten, welches in ihm lag, ließ sich nicht bestimmt als das des Leidens oder als das der Leidenschaft erkennen. Der Blick konnte sich nicht davon losmachen, ohne den unauslöschlichen Eindruck davon mitzunehmen. Es war die Erscheinung einer ansteckenden Seelenkrankheit in der Gestalt hoher, anziehender Schönheit, wie sie nur je eine fühlende Seele geträumt hat." Wie anziehend, wie wahr dieses Gemälde seyn mag, so halten wir es doch für eine Verirrung der Einbildungskraft, wenn sie sich zur Aufgabe setzt, sich eine ansteckende Seelenkrankheit in höchster Verschönerung zu personificiren.

Ihrer Zartheit und ihrem Krankheitszustand gemäß finden wir nun Julien fast immer nur in zwischen Tod und Leben hinschmachtenden Situationen, reizend hingegossen, eine halbe Leiche und doch verführerisch. Raphael kommt ihr zum erstenmal näher, indem er sie aus dem See, in welchem sie zu ertrinken im Begriff ist, mit eigener Gefahr rettet und dann die Ohnmächtige

Digitized by Google

pflegt. „Wir fanden die junge Frau ohnmächtig liegen, mit Ausnahme von Kopf und Brust ganz mit kaltem Wasser und Schaum bedeckt, das Haupt wie leblos an den Kasten des Hinterschiffes gelehnt, in welchem der Fährmann seine Netze und sein Brod verwahrt. Ihr schwarzes Haar wallte um Hals und Schultern, wie die Flügel eines am Rand eines Teiches halb untergetauchten schwarzen Vogels. Ihr Gesicht, nicht völlig entfärbt, hatte die Ruhe des sanftesten Schlummers. Es zeigte die übernatürliche Schönheit, welche der letzte Seufzer auf dem Antlitz entschlafener Mädchen läßt, als den herrlichsten Strahl des Lebens auf der Stirn, von der es entweicht, oder als erstes Dämmern der Unsterblichkeit auf den Zügen, welche es den Ueberlebenden in göttlichen Formen einprägen will. So verklärt habe ich sie nie wieder gesehen.“ Sie wird in eine Hütte gebracht und mit den rauhen Kleidern einer Bäuerin erwärmt. Da liegt sie nun noch immer ohnmächtig. „Der Kopf war etwas rechts geneigt. Der eine Arm lag unter dem Nacken und ließ den entblößten Ellenbogen sehen, der weiß wie Elfenbein abstach von dem grauweißen groben Hemd, mit welchem die Wirthsleute sie bekleidet hatten. An einem der Finger, welche zwischen den Locken hervorsahen, funkelte ein Goldringelchen mit einem kleinen Rubin, welcher das Licht der Lampe zurückstrahlte.“

Als sie sich erholt, entspinnt sich bald zwischen beiden jungen Leuten die zärtlichste Verbindung. Raphael beichtet Julien sein bisheriges Leben. „Ich schilderte ihr die keineswegs glänzenden Verhältnisse, in welchen ich geboren war, meinen Vater als einen Kriegsmann vom alten Schlag, meine Mutter als eine feinfühlende hochgebildete Frau, meine Schwestern als Mädchen voll Engelseinfalt, meine Erziehung durch die Natur unter den Kindern der Berge meiner Heimath, mein Lernen mit Lust und ohne Mühe, meine gezwungene Unthätigkeit, meine Reisen, das erste ernstliche Beben meines Herzens in der Nähe des Fischermädchens zu Neapel, — meine schlechten Bekanntschaften bei meiner Rückkehr nach Paris, dieß leichtfertige mit Scham vor mir selber endende Treiben, zu welchem mich diese Bekanntschaften verführten, — meine Lust zum Kriegsdienst, welche durch den Frieden zu nichte ward, in dem Augenblick wo ich ins Heer eintrat, — meinen Austritt aus dem Regiment, meine Fahrten ohne Ziel, meine hoffnungslose Rückkehr ins Vaterhaus, meine verzehrende Schwermuth, meine Sehnsucht nach dem Tode, da das Leben allen Zauber für mich verloren hatte, meine körperliche Ermattung in Folge geistiger Abspannung, — eine Ermattung, welche unter dem Scheine der Jugendlichkeit von 24 Jahren das frühzeitige Greisenalter der Seele verbarg und den Lebensüberdruß eines abgelebten Menschen.“ Hat wohl Lamartine nicht gefühlt, wie sehr er sich hier mit all seiner Tugend in denselben Fehler vertieft, in dem die offen den Lastern huldigenden Dichter des modernen Frankreichs unterzugehen drohen, nämlich in die Blasirtheit. Sein Tugendheld ist gerade so blasirt, als es die meisten Roués der Madame Dudevant und Eugene Sues sind. Bekanntlich hat auch unser Jean Paul schwindsüchtige Jünglinge und Mädchen mit Verliebe geschildert, aber wie wenig sind diese blasirt, wie wahr und rührend spricht sich in ihnen nicht der Lebensüberdruß, sondern der Schmerz des Scheidens vom Leben aus.

Abgesehen aber von diesem blasirten Wesen ist in Lamartines Schilderung der immer wachsenden Liebe zwischen Raphael und Julien ungemein viel Geist und poetische Tiefe. Die Bezauberung, die Raphael aus Juliens Augen erfährt, kann nicht wahrer und schöner gemalt werden. „Ein einziger Blick von ihr stellte mein ganzes übriges Leben in den Schatten. Ihre Gespräche enthüllten mir Tiefen, Ausdehnungen, Zartheiten, Feinheiten, Erhabenheiten des Gefühls und der Leidenschaft, welche mich in unbekannte Regionen erhoben, wo ich zum erstenmal die heimathliche Luft meiner eigenen Gedanken einzuathmen glaubte. Aller Leichtsinn, alle Eitelkeit, alle Knabenhaftigkeit, alle Trockenheit, Spottsucht und Bitterkeit, welche in den schlimmen Jahren meiner Jugend mir angeklebt hatten, schwanden so völlig, daß ich mich selber nicht wiedererkannte. Wenn ich sie verließ, fühlte ich mich gut, glaubte ich mich rein. Ich fand in mir wieder den Ernst, die Begeisterung, das Gebet, die innerliche Frömmigkeit, die warmen Thränen, welche nicht aus den Augen fließen, sondern wie ein verborgener Springquell aus der Tiefe unserer anscheinenden Trockenheit emporsteigen und das Herz rein waschen ohne es zu verweichlichen. Ich gelobte, nie mehr herabzusteigen von diesen Himmelshöhen ohne Schwindel, zu welchen ihre zärtlichen Vorwürfe, ihre Stimme, ihre bloße Gegenwart mich zu erheben vermochten. Es war wie eine zweite Jungfräulichkeit meiner Seele, welche ich gewann im Lichte der ewigen Jungfräulichkeit ihrer Liebe. Ich konnte nicht sagen, ob in dem Eindruck, welchen sie auf mich machte, mehr Frömmigkeit oder Liebreiz war, so sehr war Leidenschaft und Anbetung darin zu gleichen Theilen gemischt.“ Einigemal jedoch wird die Verhimmelung der Liebenden gar zu ausschweifend. „Die Quelle, aus welcher ein solches Glück in die Seele fließen kann, sie kann nicht auf Erden seyn, und ihr Ausfluß kann sich nicht auf der Erde verlieren. Es ist ein Gott, es ist eine ewige Liebe, von der die unsrige nur ein Tropfen ist. Wir werden diese einst zusammen wieder in den göttlichen Ocean ergießen, aus dem wir sie geschöpft haben. Dieser Ocean ist Gott. Ich habe es gesehen, gefühlt, begriffen in diesem Augenblicke durch mein Glück. Raphael, was ich liebe, sind Sie nicht mehr, was Sie lieben, bin ich nicht mehr. Gott ist es, den wir hinfort anbeten, Sie durch mich, ich durch Sie, wir beide durch diese Thränen &c.“

Die Schwärmerei der Liebe führt die Liebenden zu einem Selbstmordversuch, sie wollen sich in den See stürzen, sie umwickeln sich gemeinsam mit Netzen, aber als Raphael umblickt, ist Julie erbleicht wie eine Leiche und nun hält er sich zurück und der Plan des Todes wird aufgegeben. Sie schwärmen nach eine Weile mit einander herum und besuchen unter andern auch die Wohnung der Frau von Warrens, die, eine ältere Dame den fast noch knabenhaften Rousseau hier mit ihrer Liebe beglückte. Lamartine nennt das Haus ein Heiligthum der Liebe und Geisteshoheit; das scheint uns aber doch zu viel Ehre für die kleine dicke und naive Frau. — Endlich muß Julie fort. Sie wechseln nun Briefe, bis Raphael nach Paris kommt und im Hause Juliens seine traurige Liebe fortsetzt, unter den Auspicien eines gütigen, gleichfalls schwindsüchtigen Arztes. Auch das hört auf, Raphael muß in seine Heimath und erfährt hier Juliens Tod, um ihr bald nachzusterben.

## Altdeutsche Literatur.

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgegeben von Moriz Haupt. Siebenter Band. Leipzig, Weidmann, 1849.

In dieser werthvollen Sammlung werden theils altdeutsche Sprachdenkmale zum erstenmal abgedruckt, theils Varianten und literarische Notizen mitgetheilt, theils Kommentare und selbstständige Abhandlungen, betreffend die deutschen und nordischen Alterthümer.

Der vorliegende Band enthält zuerst eine ausführliche Abhandlung über den nordischen Gott Loki von Karl Weinhold. Der Verfasser folgt darin im Wesentlichen dem bereits von Uhland in seiner Abhandlung über den Mythus des Thor eingeschlagenen Wege, geht aber noch weiter. Sollte es zuweilen scheinen, als ginge er zu weit und verlasse den sichern Weg der Deutung in einer gewissen Zuvieldeutigkeit, so ist doch nicht zu leugnen, daß gerade Loki sehr vielfacher Deutungen fähig ist, daß sich an sein

Digitized by Google

Vorkommen in den mannigfachsten Sagen eine Menge Fragezeichen hängen. Herr Weinhold führt den Gott durch eine Reihe von Verwandlungen seines Begriffs hindurch, und erklärt dadurch die sonst unvereinbaren Kontraste in dem, was uns von ihm erzählt wird, wie er bald als Feuergott erscheint, dann aber auch wieder im Wasser herrscht; wie er männlich und dann wieder weiblich ist; wie er Fruchtbarkeit und Segen verbreitend als das allgemeine Lebensfeuer und dann wieder als das verzehrende Feuer und als das Urböse erscheint; wie er eine Person der höchsten und ältesten Götterdreieinigkeit ist und dann wieder zum Hofnarren der Göttertafel heruntersinkt. Die Möglichkeit solcher Verwandlungen eines göttlichen Begriffs liegt darin, daß theils die alten Naturgottheiten etwas pantheistisches an sich hatten und dieselbe Kraft als in mehreren Elementen zugleich wirksam gedacht wurde, zweitens darin, daß dieselbe Naturkraft nach zwei Seiten hin belebend und zerstörend wirkt, wie denn auch dieser Gegensatz sich in den Jahres- und Tageszeiten ausspricht; drittens darin, daß eine früher verehrte Götterreihe allmählig in den Schatten trat, um einer neuen Platz zu machen (wie Saturn und die Titanen); viertens endlich darin, daß Götter, die ursprünglich mehr eine Naturkraft bedeutet hatten, später mehr auf eine sittliche oder intellektuelle Kraft bezogen wurden. Von alledem finden sich in den zahlreichen Sagen Lokis Spuren und ist dieser vielseitige Gott ein wahrer Probirstein für den Scharfsinn der Erklärer. Herr Weinhold, der ganz für solche Untersuchungen geschaffen ist, sollte sich die Mühe geben, in einem eigenen Werke die Schichten der nordischen Mythologie auseinanderzulegen, oder wenigstens einmal die Wanen in ihrer Gesammtheit auszuscheiden und besonders zu behandeln.

Es folgen alte Statuten von Dinkelsbühl, das Märe vom Bachen, Frauentrost vom Siegfried dem Dorfer (mitgetheilt von Fr. Pfeiffer), altdeutsche Predigten und einige Notizen (von W. Wackernagel), das Liebesconcil in lateinischen Versen (mitgetheilt von Waitz); Lesarten zum Parzifal vom Herausgeber. Ein Abdruck des lateinischen Herzog Ernst von demselben. Notizen über Deutsches im Lappischen und über das Alter der Voluspa von Dietrich; altdeutsche Beispiele (Fabeln) von F. Pfeiffer; ein paar kleine sprachliche Bemerkungen über die framea und semnones; eine kleine Abhandlung Jakob Grimms über den Nothhalm.

Nothhalm heißt der Aehrenbüschel, den man, mit Blumen oder Bändern geschmückt, nach der Ernte auf dem Felde stehen läßt. Nach Panzer heißt er in Bayern auch Aswald, in England Melldoll oder Kirndollie, Kernbaby oder Maiden, in Norddeutschland Vergodendel, Wol oder Waul ꝛc. Jakob Grimm bezieht ihn auf den Kultus der segensreichen Naturgöttin, welche der Ernte wie dem Weben vorsteht, und erinnert an eine Stelle über die griechische Demeter bei Athenäus XIV. 3. Wo diese Göttin Ἰουλώ (dasselbe was die deutsche Göttin Frau Holle oder Wole) und Χλόη (dasselbe was die deutsche Berchtha) heißt. Auch die Hymnen, die man der Demeter gesungen, sagt Athenäus, hätten Juloi geheißen. Grimm bemerkt hinzu: οὖλος oder ἴουλος wird mit demselben Fug von den Wolle spinnenden oder webenden und den Aehren schneidenden gesungen; man erinnere sich an das to cry the kirn oder the maiden. Kuhn hat gefunden, daß Frau Holle oder Hulle in einigen Strichen Frau Wulle heißt (Sage 246 und Seite 417), immer erscheint sie als Spinnerin. Wie wenn die Ableitung von Holle Hulle aus Holde Hulda falsch oder erst zugetreten, der ursprüngliche Sinn des Namens aber Wolle wäre? Wir empfingen eine gothische Göttin Vulla oder Vullô, das Ebenbild von Δημήτηρ Οὐλώ oder Ἰουλώ, wobei auch die schwindende Spirans im nordischen Ull = Wolle anzuschlagen ist und wodurch Licht auf den Gott Ullr fallen könnte. Wenn aber die niedersächsischen Ernter betend Wol! die bayerischen Oswal, Oswol! betend ausrufen, stimmt das zum griechischen οὖλον ἵει, ἴουλον ἵει und man übersehe nicht, daß ἴουλος in der Sprache die prima lanugo bezeichnet, nicht bloß den Flaum der Wolle am Thier, sondern auch den Bart der reifenden Aehre.* Es leuchtet dann ein, daß Demeter Julo dem spinnen und weben der Wolle wie dem schneiden der Aehre vorstehe; unserer Frau Holle oder Wolle war derselbe Name und dasselbe Amt überwiesen. So gut wie οὖλος und ἴουλος durfte aber auch Wol den heiligen Aehrenbüschel, den Oswol, Answol, den Δημητρουλος oder καλλίουλος ausdrücken, der mütterlichen Göttin heilige Flocke, den Nothhalm. Ich habe im sechsten Kapitel meiner Geschichte der deutschen Sprache für den Monat Julius Ἰούλιος, Jiuleis und Geola eine andere Deutung begehrt als die gewöhnliche, ihn von Julius Cäsar ableitende. Das scheint mir richtig und nothwendig, die Sommers und Winters eintretende Sonnenwende mag einen Zusammenhang des Namens mit ἥλιος hveol hiul und mithras glaubhaft machen. Jetzt aber, nach den eben über Ἰουλώ und ἴουλος erlangten Aufschlüssen, könnte wahrscheinlicher werden, daß Julius und Geola ursprünglich den Erntemonat und das Erntefest bedeuteten, wie auch den Iren der siebente Monat miosbuidhe gelber Monat (nach den goldenen Aehren), den Basken urta illa von der Ernte heißt, während die nördlicher ziehenden Deutschen sie in den August legen, der auch den Slaven ihr srpen, d. h. Sichelmonat wird. Allmählig begingen unsere Vorfahren ihr großes Erntefest zur winterlichen statt zur sommerlichen Sonnenwende, und der gothische Jiuleis ist schon in den November, der angelsächsische Geola gar in December und Januar vorgerückt; Frau Holle geht in den dreizehnten, zur Winterjulzeit, um. Uebersieht man wie andere Monatsnamen sich verschieben, z. B. der slavische Gruden aus dem November als deutscher Hartmonat in den Januar, so wird ein solcher Wechsel begreiflich, die Wiederkehr der Sonnenwende macht ihn noch begreiflicher." Ob die Verschiebung des Monatsnamen Julius so weit gehen sollte? ob nicht vielmehr das Jul schon beiden Sonnenwenden ursprünglich zukäme? möchten wir fragen. Wie das nordische Juul- oder Weihnachtsfest und der römische Julius, so hängen auch wohl Januar und Junius zusammen. Die außerordentlich wichtige Bedeutung der Sonnenwenden, durch die das Jahr in eine Tag- und Nachtseite getrennt wurde, ist vor allem festzuhalten. Uebereinstimmende Namen und Gebräuche knüpfen sich an beide Sonnenwenden. Bei dem geola darf an die Giallarbrücke und an das Giallarhorn erinnert werden. Grimm selbst bezieht die Ausfahrt des Rodensteiners durch die Saal hieher: „Einzelne Theile Norddeutschlands kennen aber auch, was besonders anzieht, dieselbe Göttin unter dem Namen Frau Gode Gaue Goe Godke Godsche und Gosen, der sich aus dem berühmten männlichen Wodan und Wode umgestaltet haben könnte. Frau Fricke als Wodens Gemahlin, wie sie mit im wüthenden Heer fährt, mag umgekehrt ihre Herrschaft über das Getreide und die Fruchtbarkeit der Aecker mit Woden theilen; man muß erwägen, daß die Sagen das wüthende Heer durch die Scheunen ziehen lassen, was ursprünglich sicher mit dem Gedeihen des Getreides zusammenhängt. Die Richtung, welche der Rodensteiner genommen hat, erscheint auf dem Boden der Flur wie ein Weg, und wo es durch die Frucht ging, sieht man deutlich einen Strich mitten durch das Korn laufen, an dem es höher steht und besser gedeiht als anderswo. Kurz, der Götter Zug oder Ritt durch das Gefilde hinterläßt überall Spuren von Heil und Segen, und schlägt erst später um in ein wildes und schadenbringendes Heer, dem die Menschen ausweichen." Aber das wilde Heer ist eben nichts anderes, als das Heer der Todten, die zur Zeit der Sonnenwende wieder

* Οὖλος mag das sich Drehende, Kräuselnde seyn von einer Wurzel, der auch unser Wolle angehört: an das drehen der Garbe mit der Weide (οὖλον = τὸ συνεστραμμένον) braucht man nicht zu denken.

auf die Oberwelt kommen, d. h. nach dem Ausdruck der Edda über die Giallarbrücke reiten. Die wilde Jagd der Seelen zieht zweimal jährlich über die Erde, einmal in der Johannisnacht, zur Zeit der Sommersonnenwende, und sodann in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Epiphania zur Zeit der Wintersonnenwende. In der Johannisnacht öffnete sich, nach dem allgemeinen Glauben der alten Deutschen, das Reich der Unterwelt mit seinen Schätzen, mit seinen Todten und mit seinen Dämonen, und am Tag Epiphania nach Neujahr schloß es sich wieder; weil zwischen Johanni und Neujahr die Zeit der kurzen Tage und langen Nächte fällt, weil dieß die Zeit des Winters und der Herrschaft der dunkeln Mächte ist. Die Erscheinung der Seelen oder Gespenster in den Sonnenwenden hat übrigens im orientalischen Seelenwanderungsglauben eine noch tiefere Bedeutung, sofern nach Angabe der späteren Pythagoräer die zur Wanderung in irdische Körper verurtheilten Seelen, den Strom der Milchstraße bildend, zur Zeit der Sommersonnenwende auf die Erde herabkommen und zur Zeit der Wintersonnenwende, wenn sie ihre Buße überstanden haben und wieder geläutert sind, auf demselben Wege zum Himmel zurückkehren. Jedenfalls ist wie im antiken Kultus der Demeter, so auch im Kultus der deutschen Frau Holle der tiefe Zusammenhang zwischen Naturleben und Menschenleben, Einsenken der Saat und irdischer Tod, Aufgehen der Saat und Wiedergeburt, Weben des sommerlichen Naturkleides und Spinnen des Lebensfadens ꝛc. nicht zu verkennen.

Weiter enthält die Zeitschrift Notizen von Diez über die Casseler Glossen, den Weinschlund, ein satirisches Gedicht mitgetheilt von Pfeiffer. Dann wieder eine Abhandlung über das mythische Wesen des **Sceaf** und **Beowulf** von Müllenhoff. Der schönen Sage von Sceaf wird hier eine treffliche Deutung gegeben. „Der Mythus sagt, daß man weder Sceafs Abkunft gekannt noch auch gewußt habe woher er gekommen. Nach der Anknüpfung an die biblische Ueberlieferung soll er in der Arche Noae geboren seyn und wohl nur weil er der fernsten Vergangenheit angehören sollte, stellte man ihn und seine Nachkommen an die Spitze der Ahnenreihe Wodens noch vor Geat. Wenn nun der Mythus sagt, daß er hilflos, als neugeborner Knabe in steuerlosem Schiff auf einer Garbe schlafend, umgeben von Waffen, gelandet, von den Bewohnern des Landes aber wie ein Wunder aufgenommen, benannt, auferzogen und endlich zum König erwählt sey, so läßt sich nicht verkennen, daß hier ein Mythus von dem Anfang und der Einführung der altdeutschen Kultur vorliegt. Symbolisch wird durch die Garbe auf den Ackerbau, durch die Waffen auf den Krieg (und die Jagd?) und, wenn man will, durch das Schiff auch auf die Schifffahrt, die in einer angelsächsischen Sage kaum möchte übergangen seyn, hingedeutet. Es sind die Grundelemente des gesammten altdeutschen Lebens, und ihre Einführung wird geschildert, indem die Landeseinwohner, die wir bis dahin uns als roh und aller Kultur bar denken sollen, den zarten Fündling mit allem was er mitbringt, aufnehmen und erziehen. Indem sie ihn aber zum König, d. h. zu ihrem ersten Könige erwählen, datirt von ihm auch die erste Gründung einer politischen und gesellschaftlichen Ordnung. In diesem Sinne wohl heißt Sceafa im traveller song ein Herrscher bei den Langobarden. Aber sein Name weist nur auf die eine Seite der Bedeutung die ihm der Mythus beilegt, auf die friedliche Beschäftigung mit dem Ackerbaue. Daher wird ihm nun in der Genealogie, die nur den Inhalt des Mythus in seine einzelnen Momente zerlegt und auf mehrere Personen vertheilt, ein Sohn beigelegt mit dem kriegerischen Namen Sceldva oder Scild, offenbar in dem Sinne wie sonst ein König ein lidmanna helm Beov. 3240, eorla hleó Beov. 2063, léodgebyrga Elene 203 heißt. In diesem Sinne stellt auch die nordische Sage den Skiöldr als ersten König an die Spitze der Reihe der dänischen zu Lethra und Saxo, wenn man auf seine Nachrichten Gewicht legen will, schildert ihn als das Ideal eines Fürsten an Tapferkeit, Gerechtigkeit und Milde. Auch der Eingang des Beowulf rühmt an Scyld den kriegerischen Herrschersinn und die große Liebe, die er bei seinem Volke genossen. Was hier aber von seiner Bestattung erzählt wird ist für ihn bedeutungslos, weil es nur das Gegenstück und offenbar der zweite Theil des auf ihn sehr unpassend übertragenen Mythus von Sceaf ist, der nur im Anfang der Genealogie, nicht aber bei ihrem zweiten Gliede einen Sinn hat. Den Sceldva müssen wir nach dem angeführten als den eigentlichen Repräsentanten des Königthums ansehen. Aber mit der Gründung einer politischen Ordnung ist nun ein ruhiges Wohnen und Wirthschaften, der ungestörte Anbau und Besitz möglich. Daher ist Beav Sceldvas Sohn und sein Name kann wohl, wie man jetzt sieht, nichts anders als was das ahd. Pûwo, altn. Bûi bedeuten. Heißt aber dann sein Sohn Tätva der heitere liebliche, so lehrt uns der Mythus, daß das Leben, gesichert wie es war durch den Anbau des Feldes und durch die Ordnung des gemeinen Wesens, dem alten Deutschen zugleich auch als ein anmuthiges erschienen seyn muß."

Es ist nicht zu verkennen, daß die Mythe von Sceaf in einigem Zusammenhange mit den niederländischen (fränkischen und sächsischen) Sagen von einer Abstammung des Herrscherstammes von einem Meerungeheuer oder von einem zu Schiff gekommenen Unbekannten, oder von einer Herkunft des ganzen Volks auf Schiffen eine besondere Sagengruppe bildet, die den Sagen von einer Herkunft zu Lande gegenübersteht.

Was Beowulf betrifft, so gibt ihm Herr Müllenhoff eine sehr ansprechende Deutung, indem er ihn mit dem nordischen Gott Freyr identificirt und zu einem Wanen, d. h. einem der Licht- und Sonnengötter macht, die nur in der schönen Jahrszeit wirken, daher zu Anfang und Ende ihres Daseyns mit den feindlichen Mächten des Winters kämpfen.

Sodann theilt J. Grimm mehrere interessante Sprachbemerkungen mit zur Erklärung alter Volksnamen, z. B. der Bataver, oder Gebrauchsgegenstände, z. B. Seife, Käse ꝛc. Dem folgt ein altdeutsches Gedicht, Frauenehre von Stricker, mitgetheilt von Fr. Pfeiffer. Ein Sprichwort wird von J. Grimm witzig also erklärt: Hirtenknaben bekommen im Wald den Einfall Hängens zu spielen. Der dazu auserlesene soll sich willig den Strick um die Kehle winden und am Baum aufziehen lassen; es ist jedoch verabredet, sobald ihm der Strick wehthue, möge er nur pfeifen und solle dann alsbald herabgelassen werden. Der Knabe wird am Ast hinaufgezogen und bald erwürgt; als die Zuschauenden sehen wie er krampfhaft mit dem Munde zuckt, rufen sie ihm entgegen: Maulspitzen gilt nicht, es muß gepfiffen seyn! — Der Herausgeber gibt eine Teufelssage aus Pez thes. anecd. III. 2. 609 zum Besten, die deßhalb merkwürdig ist, weil sie viel Aehnlichkeit mit einer schönen ungarischen Sage hat, die Mednyanszki unter dem Namen des Gastmahls zu Winna mitgetheilt hat. Auch hier nämlich nimmt der Held an einem schwelgerischen Mahle Theil, das aber nur gespenstisch und teuflisch ist, so daß er, sobald der Spuk verschwindet, statt der vermeintlich genossenen Speisen nichts als den bittersten Hunger im Magen hat.

Schließlich noch eine gute Anzahl kleiner Notizen, darunter alte Segensprüche, Bruchstücke aus Otfrieds Evangelienharmonie, ein Aufsatz über das Friedberger Passionsspiel ꝛc. Möge die sturmbewegte Zeit der Fortsetzung dieses Werkes, in der so viel treu und fleißig gesammelt wird, nicht hinderlich werden!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 40.** Dienstag den 5. Juni 1849.

## Psychologie.

Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Von Dr. Joseph Ennemoser. Mit einer systematischen Abbildung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1849.

Herr Ennemoser, dem wir schon mehrere gründliche Arbeiten über Seelenlehre verdanken, nennt das vorliegende Werk in der Vorrede die Feucht seines literarischen Lebens, worin er die Hauptresultate seiner Studien über die Natur und die geistige Welt des Menschen zusammengetragen habe. Was ihm vorzugsweise zur Ehre gereicht, ist der ihm angeborene Sinn für die Tiefe und Fülle der Dinge, dem das In einander derselben sich aufschließt und nicht bloß das neben und aus einander. Daher verliert seine Geistesphilosophie nie den Boden der Natur, um sich ins absolut Leere zu verflüchtigen, noch entgeistigt sich seine Naturphilosophie zu grobem Materialismus. Er findet mit Recht, daß ältere deutsche Denker, wenn ihnen auch die wissenschaftliche Vorbildung fehlte, doch nicht selten von einem viel richtigeren Takte geleitet wurden, als neuere, die sich eines viel umfangreicheren Apparates bedienen konnten. Er findet bei Jakob Böhme, bei dem noch ältern frommen Suso, und ähnlichen Mystikern mehr Wahrheit als bei der Philosophie der spätern divergirenden und extremen Richtungen des einseitigen Materialismus oder der ihm gegenüberstehenden eben so einseitigen Allgeistigkeit. Wie Schelling, nur auf anderm Wege, sucht er von den schwankenden Polen nach der Mitte hin das verlorene Hypomochlion der Philosophie wieder zu finden. Anstatt, wie die meisten neuern Philosophen die Identität Gottes entweder mit der Natur, oder mit dem Menschengeist auf die Spitze zu treiben, trennt Herr Ennemoser vielmehr Gott von beiden ab und bringt sie unter einander näher durch die göttliche Urvermittlung.

Der Ideengang des Ganzen ist in folgenden Worten S. 388 niedergelegt. „Wir glauben die wesentlichen Eigenschaften Gottes zu erkennen und zu verstehen, was Anfang heißt, was Schöpfung, was Zeit, was Himmel und Erde ist, die wir als Naturinhalt nicht mit dem Schöpfer verwechseln, oder gar uns selbst — horribile dictu — dafür halten. Aus der Erkenntniß Gottes folgen weitere Ergebnisse über zwei Hauptfragen, mit denen die Menschen seit der ältesten Zeit sich beschäftigen: nämlich über die Verhältnisse, in welchen die Naturwelt zu Gott steht, und anderseits in welchen der Mensch zu Gott und der Naturwelt steht. Wir treiben mit der Natur keinen Götzendienst, sie ist uns weder ein Pantheismus, noch Gott selbst; wir haben auch keine Vielgötterei in den Elementen, aber doch ist uns die Natur nicht außer und ohne Gott, wir finden alles in ihr „voll Gott." Denn wie aus der Weisheit und Allmacht Gottes die ewige Harmonie der Welterscheinungen entsteht, so bestehen diese dadurch auch als seine Werke. Die erste und wichtigste Frage, was der Mensch ist, haben wir schon beantwortet: er ist wesentlich ein vernünftiger Geist, das Ebenbild Gottes in der Natur; nicht Gott und nicht Natur, aber göttlicher Beschaffenheit durch das Fassen der ideellen Eigenschaften Gottes, natürlich aber ist er vermöge seines Lebens als natürlichen Werkzeuges zu seiner Lebensthätigkeit in der Natur. Vermöge seines Leibes hat der Mensch Theil an der Natur und lebt in der Natur, vermöge seines Geistes hat er Theil an den göttlichen Eigenschaften und ist er übernatürlich; als Vernunftgeist steht er zu Gott speciell in Beziehung, nicht wie die Natur, sondern als selbstbewußter Geist, sich Selbst erkennend in der Welt, außer ihm, deren elementare Kräfte er gebraucht zu seinen Zwecken, ja selbst gegen die Natur, was wohl ein Hauptbeweis, daß er nicht Natur ist. Sein wesentliches Leben ist ein ideell geistiges Leben in Wahrheit und Güte, darin besteht sein Werden und seine Bestimmung, daß er sey ein Bild Gottes, nicht daß er es schon ist. Er soll es seiner anerschaffenen Eigenschaften halber werden, und je nachdem er wächst an Wahrheit und Güte, gewinnt er auch die göttlichen Eigenschaften der Macht, daß er in der Natur wirke und schaffe und sie verschönere und sich unterthan mache. Das Schauspiel der Naturwelt, zunächst der Erde, als ein lebendiges Ganzes zu erschauen und sich darin als Herr zu bethätigen, ist sein Beruf. Natürliches vermag der Mensch nichts in sich aufzunehmen als was des Leibes ist, sowie die Natur auch nie Menschliches — Ideelles aufzunehmen vermag. Er erkennt und bewundert die Kräfte der Natur nicht als seine Kräfte, sondern als eigenthümliche ihr von Gott anerschaffene Wirkungen und Bewegungen, und wo sie nicht direkt zu seinem Nutzen, soll sie ihm doch zu seiner Bildung und Freude dienen. Denn an den Naturdingen genießt der Mensch in seinem Geiste unendliches Entzücken, an den schönen Pflanzen, mit allerlei Bäumen und Blumen, lustig anzusehen und gut zu essen; an den lebendigen Bewegungen der Thiere, an den schönen Gegenden der Erde, an Wasser und Himmel, der wie ein schöner Garten mit bunten Lichtbildern pranget und ein tausendstimmiges Loblied anstimmt zur Ehre der Verherrlichung Gottes. Ja auch die Natur ist göttlich, aber nicht Gott, und der Mensch soll sie in ihren Wirkungen ehren, ihre Sprache verstehen lernen; soll sich an ihrer Schönheit ergötzen, soll ihre Kräfte kennen und nutzen, soll sich also geistig in ihr ausbilden, den Verstand schärfen, die Phantasie regeln, das Gemüth erwärmen und seine Macht verstärken. Aber er soll sie nicht vergöttern, und eben so wenig sich als ihr Gott wähnen."

Digitized by Google

Zuerst behandelt der Verfasser das weite Naturgebiet, um durch die organischen Wesen bis zum Menschen und dessen geistiger Entwicklung durchzudringen. In dem astronomischen Theil seiner Naturbetrachtung schließt er sich an eine Hypothese Gruithuisens an, der auch Steffens seiner Zeit in seiner geistvollen Schrift über Anthropologie gehuldigt hat, der Hypothese nämlich, derzufolge unsere Erde einmal ein Komet gewesen seyn und in seiner Kometenperiode durch Annäherung und Entfernung von der Sonne ungeheure Wechsel der Erhitzung und Erkältung erlebt haben soll, aus welchen Extremen sodann die vororganische Erdbildung, die ältesten Feuer- und Wasserprodukte erklärt werden. Diese Hypothese hat einen nicht geringen poetischen Reiz, allein es scheint uns doch mißlich, wissenschaftliche Folgerungen daraus abzuleiten. So viel wir von der noch immer räthselhaften Natur der Kometen aus genauen und vielfältigen Beobachtungen wissen, scheint unter den dabei vorkommenden Phänomenen doch die Mehrzahl für eine Beschaffenheit dieser Himmelskörper zu sprechen, die der eines Planeten so diametral entgegengesetzt ist, daß sie sich nicht wie Embryo zum Säugling, sondern wie zwei ursprünglich und immerdar von einander verschiedene Gattungen verhalten. Wie die Planeten selbst sich als Gattung in drei deutlich unterscheidbare Arten (innere Planeten, Asteroiden, äußere Planeten) unterscheiden, so stehen ihnen wieder die Kometen als eine ganz besondere Gattung von Himmelskörpern und vielleicht mit Unterarten (Sternschnuppen, Zodiakallicht) gegenüber. Diese Gegenüberstellung scheint aber im Sonnensystem überhaupt vorausgesetzt und dauerhaft zu seyn, so daß die ganze Familie der um die Sonne gravitirenden Körper sich nothwendig in die zwei Gattungen der festen und gasförmig flüssigen Körper theilen muß, die wieder in Unterarten unterschieden sind. Die Voraussetzung, daß die flüssigen Körper nur eine Jugendperiode durchleben, um sich mit den Jahren zu konsolidiren oder aus Kometen zu Planeten zu werden, hat sehr erhebliche Bedenken gegen sich, nämlich erstens die ungeheure Zahl der Kometen, die mit der kleinen Zahl der Planeten in gar keinem Verhältniß steht, und zweitens das überaus kleine Volumen der Kometen, welches ebenfalls mit dem großen Volumen der Planeten nicht verglichen werden kann.

Da Herr Ennemoser im weiteren Verlauf seiner geistvollen Erörterungen auf schlagende Weise die Präponderanz kosmischer Einwirkungen auf unser Planetenleben auch noch im jetzigen Zustande desselben nachweist, hätte er vielleicht nicht nöthig gehabt, der Erde eine Kometenperiode anzudichten. Die kosmischen Kräfte reichen aus, die Erde zu beherrschen, auch wenn die Erde von Anfang bis zu Ende in derselben vorgeschriebenen Entfernung von der Sonne bleibt und es ist, um die Kraft jener kosmischen Einflüsse augenscheinlich zu machen, durchaus nicht nothwendig, die Erde in einer vermeintlichen Kometenperiode dicht an das Sonnenfeuer zu halten, wie nach indischer Mythe den Fisch, um ihn zu braten.

Eine der fruchtbarsten und zugleich originellsten Behauptungen Ennemosers ist die, daß die Erde mit allem, was auf ihr ist, und daher auch der Mensch, weit mehr den kosmischen Einflüssen unterliegt, als man gewöhnlich annimmt oder nur ahndet. „Ist es demnach nicht eine klägliche Engherzigkeit, ja man darf wohl sagen, Beschränktheit, wenn man die kosmischen Einflüsse auf die Erde fast allgemein läugnen hört, und wenn namentlich die magnetischen Beobachtungen hierüber beim Menschen für erdichtet angesehen werden? Es ist hier nicht der Ort weiter darauf einzugehen, aber als ein Zeichen unserer Zeit und des ärmlichen annoch herrschenden Standpunktes der Wissenschaft muß es doch der Nachwelt angemerkt werden, daß diese Erscheinungen schon lange bemerkt und vielfach erzählt, aber von den kleinen und großen Gelehrten sämmtlich als Unsinn verschrien wurden; was jetzt noch, nicht nur von ephemeren Medikastern, sondern auch von den hohen Akademien geschieht, die übrigens nebenher für alle jene noch so räthselhaften Erscheinungen die vollständigsten Erklärungen selbst geben und für alles die Gesetze suchen, was ihnen ferne liegt, nur aber nicht auf das anzuwenden wissen, was täglich in ihrer Nähe geschieht. Ja in der That, die Erde ist die Gemahlin des Uranus; es macht der kosmische Lichtstrahl das Auge sonnenhaft; ein jeder Athemzug trinkt das Lebenselement, den Weltäther aus der Atmosphäre der Himmelskörper, und der elektrische Funke wird im fernen Himmelsraum angezündet um die Erde zu befruchten.

Jove fulgente, tonante,
Panditur interea domus omnipotentis Olympi.
Tum pater omnipotens foecundis imbribus Aether
Conjugis in gremium laetae descendit, et omnes
Magnus alit, magno commistus corpore, foetus.

Virgil.

Die magnetische Weltströmung weiset nicht nur der Erde die feste Stellung in ihrem Laufe um die Sonne zwischen den Sternwelten hindurch an, der Magnetismus bedingt auch alle Lebensformen auf eine geheimnißvolle Weise und insbesondere jene des Menschen. Zwar richtet sich der Mensch im rechten Winkel von der magnetischen Axe in die Höhe zur Freiheit auf, aber um so tiefer werden ihm die periodischen Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper eingeboren, und wenn man die magische Verkettung mit der Natur im allgemeinen nicht kennt, so gibt sie sich dem Beobachter bei krankhaften Zuständen sehr deutlich nicht nur bei dem offenkundigeren periodischen Wechsel des Mond- und Sonnenlaufes kund, sondern auch bei den täglichen, monatlichen und jährlichen Oscillationen und Deklinationen der Magnetnadel."

Das Naturganze, zunächst mit Ausschluß des Menschen, sucht Herr Ennemoser in möglichst präciser Figuration anschaulich zu machen. „Durch die Schwer- und Lichtpunkte der Nordsüd- und Ostwestlinien entstehen die vier Himmelsgegenden mit dem Kreuze im Kreise, als die Quadranten der beiden Erdhalben, der Breite und der Länge, die beiderseits aus der Einheit des Mittelpunktes hervorgehend an ihren Endpunkten das Entgegengesetzte der andern darstellen: Oben unten, links rechts, Nordsüd und Ostwestpunkte. Die Nordsüdlinie stellt räumlich an der nördlichen Halbkugel das männliche Plus mit dem vorherrschenden Festlande, südlich das weibliche Minus mit dem vorherrschenden Wasser dar. Die Ostwestlinie der zeitlichen Bewegung stellt die tellurische Tageszeit des Morgens und Abends mit den beiden Uebergängen in Tag und Nacht dar. Der Frühling und Herbst mit den Uebergängen des Sommers und Winters sind die solarischen aus der Bewegung auf der Sonnenbahn hervorgehenden Jahreszeiten. Nach allen diesen Rücksichten ist räumlich ein so bestimmtes Maß, welches sich bis in das Einzelne fort wiederholt, und als zeitlich ein so bestimmter Takt, der bis in die Minuten und Pulsschläge fortklingt, daß überall, in den besondern Räumen sowohl als Oertern nebeneinander und in den Zeittheilen im periodischen Wechsel nacheinander, eine Typik in dem Ebenmaße und ein Rhythmus in der Zeitfolge entsteht, die nicht der Mensch, sondern die Natur selbst aufstellt. Der Mensch kann daher in den von der Natur festgestellten Maßen und Zahlen nichts erfinden und nicht beliebig schalten, er kann nur die Gesetze entdecken und das Bestehende zur gründlichen Einsicht bringen, um die Lebensräthsel der organischen Formen auf dieselben Grundprincipien zurückzuführen. Zu den Tages- und Jahreszeiten sind ferner die Mondzeiten und die große Sternzeit, das siderealische, platonische Jahr zu zählen, welches das kosmische Aeon von 25,920 J. ausmacht, während welcher Zeit die Erde

Digitized by Google

sich um einen tiefeen Mittelpunkt der Sternwelt einmal zu bewegen scheint (unter dem Ausdruck der Präeissien als Vorrücken der Nachtgleichen)"

Ueberhaupt legt der Verfasser der ganzen Natur ein festes Zahlensystem zu Grunde, wonach die geraden Zahlen dem Raum, die ungeraden der Zeit angehören. „Alle ungeraden Zahlen sind das Umgekehrte der geraden, indem sie das Werden und den Zeitinhalt bedeuten und in die gerade Zahl des Gewordenen, in die Raumgestalten übergehen; oder sie bedeuten die Auflösungen und Uebergänge des Raums in die Zeit. Die ungeraden wurden daher die inneren und die vollkommenen Bewegungs- oder Grundzahlen genannt, die geraden die äußern, unvollkommenen, weil sie die räumliche Unterlage der Funktion, als des teleologischen höheren Zweckes bedeuten. So ist die 1 = Einheit, die Grundzahl und die Quelle aller Zahlen; sie ist der Natur nach eigentlich gar keine Zahl; denn sie dividirt und multiciplirt nicht. Die Einheit nämlich geht als Basis aller Zeit und allem Raum vorher, oder enthält sie potentia in sich; sie beruht also auf sich selbst, weil ihr nichts vorgesetzt ist. In der Natur ist 2 die erste Zahl in der Kette der Gestalten, sie ist die erste Offenbarung der 1 in dem Raum. Aus 2 folgt nothwendig 3, der heilige Ternar des geistigen Wirkens in der Zeit, sie ist die Wurzel aller Entwicklungen, das Principium alles Werdens in der Ausgestaltung; denn sie besteht aus 1 und 2 auf der Einheit des Urgrundes und ihrer Offenbarung." Dann wird die Wichtigkeit der Fünfzahl entwickelt. „Das erste Aufschließen des mateeiellen Raums zu dem organischen Reich geschieht durch das Pflanzenleben und dieses wird durch 5, die erste ungerade 1 nach 4 bezeichnet, wie denn auch das Pflanzenleben in der 5 Zahl vorzüglich seine Gestaltungen auslegt, und die Pentandeien zu den vollkommensten Pflanzengeschlechtern gehören, die gleichsam in dem Blumenschmucke der 5 Zahl ihre Hochzeit feiern. Die Vermählung des Raums mit der Zeit der 4 mit 3 gibt 7, die zweite aber höhere ungerade Zahl, und die Bezeichnung des höheren organischen Thierlebens — 9 endlich ist die höchste alle unteren in sich schließende Zahl, die Zahl des Menschen als Schlußstein der Erdwelt. Zwischen den niedersten und höchsten Lebensgrenzen = 5. 9; zwischen Anfang und Ende ist 7 die Zahl des Geschlechtes, der Charakter des bildenden Uebergangs; denn 7 ist die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechts, welches in der That das Geschlecht par excellence repräsentiret, wie der Mann den Gattungscharakter der Menschheit in der 9 Zahl, weßhalb der Mann auch an der 9 als Hieroglyphe seines Geschlechtes in der Entwicklung des Lebens eben so festhält, wie das Weib an 7 und übrigens auch nicht so bestimmt von dem eigentlichen Geschlechtscharakter in der Zeit bedingt wird, wie das Weib: denn dieses hält so fest an die 7 Zahl, daß es mit 2 mal 7 = 14 mannbar und bereits eben so entwickelt ist wie das männliche Geschlecht mit 2 mal 9 = 18. Mit 3 mal 7 ist das Weib erst vollkommen ausgebildet (heirathsfähig), der Mann mit 3 mal 9 = 27, das erste Drittel der vollen Lebenszeit. Mit 7 mal 7 stirbt das weibliche Geschlechtsleben auch im besten Falle ab, wie der Mann noch nicht einmal mit 7 mal 9 = 63, und lebt dann nur mehr unter dem generischen Charakter als Mensch, welchen der Mann nie ablegt."

Ungemein lebendig ist die Ansicht des Verfassers von der Erde, die hier nicht als der todte Schauplatz oder das todte Wrrkzeug der lebenden Thiere und Menschen, sondern als die allgemeine Lebensmutter des irdischen Daseyns erscheint. „Ist die Erde, nach dem Bisherigen, eine räumliche Sphäre, von einem bewegenden Princip durchdrungen (vom göttlichen Geiste durchweht), so ist sie die lebensschwangere Mutter für alles höhere Leben, und der organische Werth ist für die Pflanzen, für die Thirre und den Menschen in ihr als physischer Wurzel enthalten. Dem Inhalte nach ist also in allen Lebensformen die Substanz der Materie Eins, die Formen aber sind alle verschieden, nach der Verschiedenheit ihrer Entwicklung. Denn die Form ist eben die aufgeschlossene Materie, die Vergeistigung des Raums, der bestimmte Ausdruck einer eigenthümlichen Lebensentwicklung. Das Leben ist aber ein in der Zeit fortschreitender Prozeß, durch den räumlich eine bestimmte Gestalt oder ein Bild eines Uebildes, einer Idee, entsteht. Eben diese Urbilder des Lebens sind es nun, die wir als materielle Entwicklungen nach ihren verschiedenen Formen zu einer klaren Einsicht ihrer Bedeutung zu bringen haben. Gleichwie aber alle Lebensformen, die niedersten wie die höchsten, kausalistisch nothwendig ihren physischen Grund in der Erde selbst haben — denn wer nichts hat, kann nicht geben — ebenso strebt diese ihrem Endzwecke nach, nämlich alle die verschiedenen Urbilder ihres Inhaltes als Lebensformen zur Erscheinung zu bringen."

Nachdem der Verfasser, wie bereits angedeutet worden, die mineralischen oder anorganischen Bestandtheile der Erde aus dem hypothetisch vorausgesetzten Kometenzustand des ersten Erdembryonenlebens erklärt hat, was wir insbesondere nicht zugeben, wobei wir aber dem Einfluß kosmischer Kräfte auf die Erdbildung im Allgemeinen volle Rechnung tragen, geht der Verfasser zur Charakterisirung der Vegetation über, die wie die darauf folgende des animalischen Lebens höchst geistreich und ansprechend ist. „Die vom Lichte aufgeschlossene Erde, von Wasser und Luft durchdrungen, in einem dauernden chemischen Prozesse, gibt die Pflanze, welche dadurch sich von der anorganischen Natur hauptsächlich unterscheidet, daß sie in ihrem Lebensprozesse, — wie hier der chemische genannt werden kann, — immer Stoffe umtauschet und vieles wieder verlieret, was dort bleibend geworden ist. Der Sauerstoff, dieses innere Prinzip, geht in den Pflanzen leuchtend auf; der Erde entzogen, wird er von ihnen wieder ausgehaucht, wenn er nicht zu organischen Stoffbildungen sich innerlich ansetzt, und so dauert der Prozeß des Lebens, durch den Lichtreiz und die Elektricität unterhalten, fort, bis ihr Wachsthum vollendet und ihre Zeit vollbracht ist, d. h. bis das Urbild des Geschlechts seine Entwicklung vollendet hat. Der Lebensprozeß der Pflanze ist die Ernährung als Stoffaufnahme, die mit einem gewissen Ueberschusse gegen die Stoffabgabe so lange stattfindet, — wachset, bis die Entwicklung die vollkommene Form in allen ihren Gliedern erreicht hat, wo dann auf dem Hochpunkte des Lebens, die Funktion, — die Seele — die Kraft sich zeitlich fortsetzt — gleichsam als Idee im Samen sich concentrirt. So sind Ernährung, Wachsthum und Zeugung der ewige Kreislauf des Pflanzenlebens." Wir müssen uns versagen, auch auf die schönen Erörterungen über das thierische Leben hier einzugehen und bringen zum Menschen vor.

Herr Ennemoser legt mit Recht großes Gewicht darauf, ehe er das wahrhaft göttliche Element der menschlichen Freiheit behandelt, zuvor die tiefen Beziehungen zu erwägen, in welchen der Mensch zu der ihn umgebenden, nicht bloß planetarischen, sondeen auch kosmischen Natur steht. „In welchem innigen Zusammenhange der Geist des Menschen nicht nur mit der Erdnatur, sondern sogar mit den kosmischen Weltkräften stehet, zeigt uns eine etwas tiefer gehende Betrachtung der Wirkungsverhältnisse jener Kräfte. Es dürfte wohl den Leser etwas stutzig aufschrecken, wenn ich sage: das Licht aus den Gestirnwelten findet einen Widerhall als Klang durch Ohr und Herz in dem Gemüthe des Menschen! — Alle Sphären der Welt sind mittelst des Lichtes und des Magnetismus mit einander in Verbindung, und diese setzen alles was sie berühren in Thätigkeit dadurch daß sie durch Erregung überall Polaritäten wecken und sich wohl auch gegenseitig in den Erdfragmenten erzeugen und wieder aufheben. Sowie namentlich das Licht die Erde und ihre

Fragmente löset und auseinander treibt, daß sie Pole bekommen, d. i. magnetisch werden, die sich aber stets wieder aufheben, weil eine gänzliche Lösung in den Dingen um so schwieriger ist, je härter sie sind: so ist eben der stetige Kampf in den Atomen der Fragmente und vorzüglich der Metalle zwischen dem Setzen und Aufheben der Pole diejenige Erscheinung, die wir Elektricität nennen. Wenn aber die Pole eine beharrliche Spannung in einer eigenthümlichen Cohärenz der Atome behalten, so wird es Magnetismus, und endlich, insoweit in dem Träger des Magnetismus ein Ringen um das Uebergewicht der Pole in raschem Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung der Atome entsteht; oder ich möchte sagen: wenn die Spannung der Atome aus der Raumform in die bewegliche Zeitform übergeht, so wird dieses innere Leben zum Klang."

Indem der Verfasser die Entwicklung des Menschengeschlechts als Gattung verfolgt, kommt er auf eine Voraussetzung, von der er selber sagt, sie werde wohl sehr kühn erscheinen, nämlich daß das Hervorgehen der Eva aus der Rippe Adams identisch sey der in der Natur überhaupt der eigentlichen Zeugung vorangehenden Vermehrung durch Abzweigung, wonach also Adam gewissermaßen ein homo-polypus würde. Das Nähere findet man S. 242 f.

Sinniger und schöner ausgeführt scheint uns, was der Verfasser über die Bedeutung des menschlichen Gesichts S. 279 sagt: „Wie der Leib des Menschen durch seine Aufstellung und Schönheit der Form im Ganzen sich auszeichnet, so wiederholt sich dieses in dem Kopfe, dem verkleinerten Menschen, concentrirt noch insbesondere. In dem schönsten Ovoide, mit der Spitze nach unten, herrschet bei dem Menschen die Schädelbildung über die Gesichtsorgane, indem der nach hinten und oben gewölbte Schädel die Gesichtsfläche überragt und beherrschet. Wie die planetare Natur ihre Blüthen nach oben treibt, und die Eiform des ganzen Leibes ihre Spitze nach dem Kopfe hat, so strahlet die vollkommene Gehirnbildung nach unten und zunächst ihr Innenlicht in die glatten Flächen des Angesichtes, welches mit den verkleinerten feinen Sinnes- und Bewegungsorganen die ganze Erscheinung des höheren Lebens, den Spiegel des Geistes darstellt. Das Ovoid verlieret sich bei den Thieren ganz und es entsteht bei ihnen eine überwiegende Knochenbildung für die irdischen Sinne und Bewegungen, wobei die Gehirnkapsel eine untergeordnete Rolle spielt. Die Thiere haben kein eigentliches Gesicht mehr, keinen glatten Spiegel für physiognomische und mimische Ausdrücke eines innerlichen geistigen Hergangs, welcher, durch das äußere Gliedersystem noch weiter ausgedrückt, den Menschen allein zum ästhetischen Schauspieler und mimischen Künstler macht. Dem Thiere sind die äußern Glieder nur mehr Trag- und Greifglieder, und die großen Gesichtsglieder bei flachem Schädel, als Fang- und Freßwerkzeuge, sind wie die Rumpfglieder der Erde zugekehrt. Wie eine Doldenblume schwebet beim Menschen auf der spitz zugehenden Wirbelsäule oben der Kopf in freier Bewegung mit der Mitte seiner Grundfläche auf dem schwachen fast körperlosen zweibegigen Atlas, was nebst dem äußern sehr schwachen Nackenband alles der offenbare Beweis von der aufrechten Höhenstellung des Kopfes insbesondere ist, sowie daß der Mensch nach der Höhe des Göttlichen und nicht nach der Tiefe des Irdischen trachten soll." In derselben Weise bespricht der Verfasser auch die Bedeutung der einzelnen Glieder z. B. der Hand. „Das wunderbarste für die Raumbewegungen berechnete Organ ist die menschliche Hand, und wer diesen interessantesten Gegenstand in der Oekonomie des menschlichen Körpers kennen lernen will, wie er mit der geistigen Natur aufs innigste zusammenhängt und sogar mit den Verhältnissen des thierischen Lebens beleuchtet erscheint, der lese Bells Schrift: die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Die Hand gehört zum Handeln; kein Thier handelt, weil es keine Hände hat, und es hat keine Hände, weil es keine Geistesvernunft hat. Die Hände sind die äußersten, in die objektive Natur hinausreichenden Bewegungsglieder, die letzten Linien-Ausstrahlungen des bestimmenden Willens. Aus der Hand kommt die That des freien selbstbewußten Geistes; der Unfreie hat keine Hand, und der Unbewußte thut keine Handlungen. Die Hand ist der Gegensatz des Auges; wie der Geist durch die Sinne die objektive Außenwelt in die subjektive Vorstellung aufnimmt, so wirkt er durch den Willen positiv mittelst der Hand in die objektive Außenwelt ein." Diese Bemerkung ist um so richtiger, als die Erfahrungen, die man bei Mißgeburten gemacht hat, die dem Verfasser aber entgangen zu seyn scheinen, unwidersprechlich die Korrespondenz zwischen Auge und Hand beweisen. Denn man findet bei Mißgeburten, wenn die Augen doppelt da sind, keine Hände, oder wenn ein oder beide Augen fehlen, eine Hand oder viele Finger mehr; so daß also das eine Glied die Ergänzung des andern zu seyn scheint. Auf ähnliche Weise ergänzen sich unter den Mißgeburten auch andere Gliedmaßen, sofern sie, entweder dem Kopf- oder Brust- oder Bauchsystem angehörig, in jedem derselben die entsprechende Stelle einnehmen.

Echt poetisch ist die Erklärung, welche Herr Ennemoser von den höhern menschlichen Sinnen gibt, S. 352: „Das Sehen und Hören ist die Exposition des Aeußern und Innern der Dinge, das Aufschließen der Natur — und der Geisteswelt im Innenlichte. Alle niederern Sinne werden bei dem Menschen untergeordnete Sinne des Sehens und Hörens; nur der Mensch hat Augen und Ohren zum wahren Sehen und Hören. Die Musik und die Plastik der Farben ist eine Geistererscheinung." Beide Sinne haben ihre geheimste Werkstätte im Gehirn. Der Verfasser lehrt „1) daß der größte Theil des Gehirnmarkes nur ein Lichtentwicklungsorgan für das Leben der Sinne ist; 2) daß das Gehör und Gesicht vor allen andern Sinnen, insbesondere bei den Menschen, den größten Theil des Gehirns für sich in Anspruch nehmen; 3) daß das große Gehirn vorzüglich für den Gesichtssinn, das kleine für den Gehörsinn bestimmt ist und, von den ihnen entsprechenden Bewegungsfibern des Willens begleitet, durch den Lichtprozeß nichts weiter als die Gesichts- und Gehörbilder für die subjektiven Vorstellungen des Geistes liefert; 4) daß die übrigen und niederern Sinne eine sehr untergeordnete Rolle spielen, wovon nur der Geruch (meist der höchste Sinn bei Thieren) noch das Mittel hält, so daß im großen Gehirn theils zur allgemeinen Belebung, theils zur Aufbewahrung und Umbildung der Empfindung in Vorstellbilder sein korrespondirendes Mark vorräthig hat, während die übrigen Sinne nur Reize auf das verlängerte Mark und raschere Reflexbewegung nach oben auf das Hirnmark der höheren Sinne oder zurück auf die Bewegung veranlassen; 5) endlich wird das Verhalten des Gehirnbaues und seine Korrespondenz mit den Sinnesnerven bei den Thieren sich nach den gegebenen Andeutungen von selbst ergeben. — Buchstäblich ist das Gehirn nichts anderes als das Sensorium commune. — Und so stehen wir jetzt hier auf der Höhe des Uebergangs aus dem Organischen in das Hyperorganische; „die Stoffwelt geht in Licht auf; das Sehen und Hören ist ein Aufschließen der Natur — und der Geistes-Welt." Die inneren Anschauungen des Geistes sind Lichtprozesse!"

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 41.** Sonnabend den 9. Juni 1849.

## Philosophie der Geschichte.

Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und Revolution. Studien zur Philosophie der Geschichte. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig, 1848.

Bei der gegenwärtigen Armuth der deutschen Literatur ist man auf alles aufmerksam, was die Ebbe auf dem seichten Ufer etwa Buntes oder Seltsames von Krabben, Sepien und andern Meerwundern entblößt, und freut sich, wenigstens noch Etwas zu finden, wenn es auch nur ein giftiges und unbrauchbares Geschöpf der Tiefe wäre. Als ein solches fesselt uns das vorliegende Buch, anziehend und abschreckend zugleich durch die geistreiche und stachlichte Dialektik, durch die unheimliche und dämonische Physiognomie.

Im Allgemeinen gehört das Buch der Hegel-Bruno Bauer-Feuerbach'schen Richtung an und ist nur deren Extrem, das Negiren des Negirens durch Negiren in der Potenz des Negirens, auch den allerletzten Standpunkt, von wo aus man negiren könnte, wieder negirend, ohne dadurch, wie in der Algebra, zur Position zurückzukommen. Hegel, Bauer, Feuerbach, sie alle gelten dem Verfasser noch für Romantiker, d. h. Wahnsinnige, die sich mit einer Illusion begnügen, ohne zur eigentlichen wahren Wahrheit durchzudringen. Indem aber der Verfasser durch Hegel alle frühere angebliche Wahrheit für vernichtet erklärt, selbst aber wieder die völlige Nichtigkeit der Hegel'schen Lehre und ihrer Konsequenzen nachweist, bemüht er sich nicht oder läßt sich nicht herab, uns zu sagen, was *er* denn am Ende für wahr halte. Er entläßt den Leser mit dem behaglichen Gefühle des lustigen Cumpan: ich hab mein Sach' auf nichts gestellt. Nur mit dem Unterschiede, daß der Verfasser keineswegs darauf ausgeht, die Leute lachen zu machen, sondern selber ernsthaft bleibt und eine ernste wissenschaftliche Stimmung voraussetzt. Nach seiner Meinung war die Welt von jeher und ist noch ein großes Narrenhaus, aber er faßt diesen Gedanken nicht humoristisch auf, sondern führt ihn in der Form strenger Wissenschaftlichkeit durch. Eben so wenig beklagt er sich über das entsetzliche Resultat seiner Untersuchungen. Gleichgültig, wie ein Dandy, schlägt er das Buch des ewigen Wahnsinns, d. h. der Weltgeschichte, zu.

Der Verfasser behauptet nichts Geringeres als die totale Befangenheit der europäischen Menschheit in Illusionen, das Ganze dieser Illusionen aber nennt er die Romantik, d. h. die Hineinbildung des Christenthums in die romanisch-germanische Race. Inbegriffen im Entwicklungsgange dieser Romantik ist ihm daher auch der Protestantismus, und nicht nur der Pietismus, sondern auch der Rationalismus. Ja die vermeintlich von jener romantischen Illusion emancipirte Philosophie findet sich nicht weniger in ihr befangen. Thor, ruft es den Leser gleichsam auf jeder Seite dieses Buches an, du wähnst dich vom Wahne befreit, durch Erkenntniß der Täuschung entrungen, aber deine Erkenntniß ist nur eine neue Dekoration, eine Wolkenverschiebung am Horizont deiner Bornirtheit. Wenn die Kirche darauf ausging, den Menschen als absolut sündhaft vorauszusetzen, so geht das vorliegende in sehr vieler Beziehung der Kirche diametral entgegengesetzte Buch darauf aus, den Menschen vielmehr als absolut dumm, verstandlos, nur zu Wahnsinn disponirt und ewig nur im Wahnsinn befangen vorauszusetzen.

Die erste Orientirung möge man in Folgendem finden. „Die höchste Abstraktion des Geistes ist der Geist selbst. Sobald der Geist das Bedürfniß seiner Freiheit von dem Natürlichen so lebhaft fühlt, daß er es wagen kann, in sich selber das Absolute zu suchen, so ist die Welt der Abstraktion vollendet, die Realität der Dinge verliert ihre Gewißheit und selbst die natürlichen Gesetze des sittlichen Geistes müssen der schrankenlosen Abstraktion des reinen Geistes weichen. Die Nichtigkeit der Natur und die absolute Freiheit des Geistes wurden im Christenthum zum Glauben der Welt. Der Geist träumte sich eine eigene Stätte, die ihm angemessen sey, und in welcher der Schein der Natur, der ihn auf Erden irrte, auf ewig verschwinden würde. Das Volk, welches der Träger dieser übersinnlichen Ideenwelt war, wurde von einem rohen Stamm überwunden, doch so, daß der Sieger von dem Geist des Besiegten gefesselt ward. In der Sprache desselben wie in seinen religiösen und rechtlichen Formen nahm er die fertigen übersinnlichen Ideen in sein Bewußtseyn auf, ohne sie aus dem eignen Bedürfniß herausgearbeitet und durch das Gefühl zu lebendiger Anschaulichkeit entwickelt zu haben. Da die romanischen Völker die höchsten Ideen des Geistes in der Vollendung eines fertigen Wortes empfingen, so blieben sie ihnen in dem eignen Bewußtseyn ein fremdes Jenseits, und das Christenthum wurde zur Romantik. Was wir Romantik nennen, findet sich überall wieder, wo auf ähnliche Weise fertige übersinnliche Ideen äußerlich überliefert werden, und sich darum dem natürlichen Gefühl durch eine ihnen eigentlich fremdartige Symbolik legitimiren müssen. Auch das klassische Alterthum hatte seine Romantik, aber sie war ihm Nebensache. Das Mittelalter dagegen gründete sein ganzes Dichten und Trachten auf dieses dem Begriff unerreichbare Jenseits. Romantik ist die Welt des sich entfremdeten Geistes, des Geistes, der in sich selber ein absolut Fremdes vorfindet, und dieses Fremde als sein heiligstes Eigenthum hegt."

Christus selbst erscheint dem Verfasser lediglich als ein Phantom, aus subjektiven Vorstellungen der Menschen zusammengedichtet. „Christus ist der Schluß und die Erfüllung der alten Götterwelt, der Letzte in ihrer Reihe, der ihre Geheimnisse enthüllte; eben weil er nur in weiten, unbestimmten Umrissen gezeichnet

Digitized by Google

konnte der Geist alles Große und Herrliche des eignen Gemüths hineintragen. Die Erscheinung dieses Gottmenschen war die frohe Botschaft, deren die am Gesetz der Wirklichkeit verzweifelte Menschheit harrte, das höchste Ideal, dessen die phantastische Subjektivität fähig war, und damit, da die Welt dieser phantastischen Sehnsucht nur die Festigkeit eines Traumes entgegensetzte, die unendlichr Gewißheit des gläubigen Gemüths." Die ungeheure Wirkung des historischen Christus wird auf diese Weise zu einer bloßen Lügr und Verblendung der Völker gemacht. Die Weltgeschichte selbst in ihrem tiefen Ernst wird zu einem vagen Spiel falscher traumhafter Einbildungen. Anstatt des Gottes der Bibel, der gesunde und vernünftige Menschen mit klaren Sinnen schafft, sie wie seine Kinder liebt, aber auch ihre Verirrungen straft, ihrer Schwäche sich erbarmt, erhalten wir hier eine Welt ohne Gott, bevölkert mit Menschen, welche von vorn herein wahnsinnig sind, und dem Wahn in Jahrtausenden nicht entrinnen, ein Irrenhaus für Unheilbare. Anstatt der Erlösung, die in die tiefste Verderbniß der Menschheit eingreift, erhalten wir mit Christus nur eine neue Phase des allgemeinen Wahnes, einen Wechsel und eine Steigerung der menschlichen Verrücktheit.

Unter diesem Gesichtspunkt ist der Verfasser denn auch nicht geneigt, dem Mittelalter jene Klarheit, Ruhe, Tiefe und Sicherheit des Geistes zu lassen, die man bisher in vielen seiner Institutionen und Hervorbringungen ziemlich allgemein, auch von protestantischer Seite anerkannt hat, namentlich in der Kunst. „Die Romantik ist die Einbildung des Christenthums in den Geist der germanischen Völker. Der Geist, der von fremden Gedanken zehrt, ist sich selber unklar und voller Widersprüche. Diese Widersprüche bilden den durchgehenden Zug in dem Leben und der Kunst des Mittelalters. In allen Formen mußte das wirkliche Leben sich erst durch den geistigen Hinterhalt legitimiren; wie der Staat seine Berechtigung von der Kirche ableitete, so die Kunst von dem Uebersinnlichen. Das Bild des leidenden Heilands rührte nicht durch den sinnlichen Eindruck, sondern durch seine Bedeutung: die Majestät des Geistes, der über eine edle Natur triumphirt. Dieser Zorn des Geistes ließ es nicht zur reinen Schönheit kommen, der heitern Ruhe des in die Natur eingebildeten Geistes oder der vom Geiste durchdrungenen und beherrschten Natur. Was der Geist haßt, kann er nicht zugleich anbeten, nicht mit der Liebe eines ewigen Sevns festhalten wollen. Nur verstohlen und blöde tauchte die unterdrückte Natur in dieser Nacht des Geistes auf. Es war das Fleisch des germanischen Heidenthums, das mit seiner ganzen Rohheit in den Nibelungen sich vorwitzig in den Himmel der christlichen Weltanschauung drängte. Es war das Fleisch der sinnlichen Leidenschaft, das in Tristan und Isolde sich gegen die Heiligkeit der äußern Bande empörte." Das ist gewiß eine sehr unrichtige Auffassung der mittelalterlichen Poesie und Kunst. Man kann dem Mittelalter, welches die großen gothischen Dome schuf, nur den Geist der Meister dieser Dome andichten, nicht aber die kleinlichen Empörungsgelüste der sinnbildlichen Thiere und Dämonen, die unter den Gesimsen jener Dome von der Kunst spielend angebracht wurden. Man kann in der christlichen Auffassung der nordischen Sigurdsage, wie sie im Nibelungenliede vorliegt, das deutsche Gemüth in seiner ruhigsten Klarheit und Tiefe bewundern, aber wie man darin etwas von unterdrückter Natur oder von rohem Fleiß, das sich in die christliche Weltanschauung hindrängen will, wahrnehmen kann, ist uns und war auch bisher wohl allen Lesern des Nibelungenliedes unbegreiflich.

Was der Verfasser über den spätern Verfall der Kirche und die Verirrungen des christlichen Bewußtseyns vor der Reformation sagt, ist alles sehr wahr und trefflich; aber eben deßhalb hätte er gerechter seyn sollen gegen die Leistungen des noch gesunden, kernhaften, seiner Idee adäquaten Mittelalters. Aber er tadelt den gesunden Apfel fast mehr als den Wurm, der sich hineinfrißt.

Der Reformation läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren, was den guten Willen der Reformation anlangt; allein mit bitterm Lächeln nennt er auch die Reformation einen bloßen Wahn, gleich dem Zustand, den sie verdrängte. War das Christenthum von Anfang an eine bloße Einbildung, so konnte auch die durch die Reformation vermeintliche Rückkehr zum ersten Christenthum nur der Traum eines Traumes seyn. „Daher die Illusion der Reformatoren, einen ursprünglichen Zustand zu erneuen, da sie doch von der Reflexion ausgingen. Das ursprüngliche Christenthum als reflektirter Gegensatz gegen das entwickelte Christenthum gefaßt, ist das ursprüngliche Christenthum nicht mehr. Aber diese Illusion ist echt menschlich; jede neue Erscheinung sucht sich als Wiederherstellung irgend eines alten Rechts zu legitimiren. Auch die Partei des Alten wird von dem neuen Begriff bestimmt, wenn auch nur als Gegensatz; sie trägt das Bewußtseyn dieses Widerspruchs in sich. Die Reformation wurde noch immer getragen von Ideen, deren Unwirklichkeit an sich schon ins Bewußtseyn getreten war; sie galt sich selbst als eine Wiederherstellung der Religion, die aber das negative Moment des Gegensatzes gegen das, was bisher als Religion gegolten hatte, an sich trug."

Allein der neue Traum der Menschheit war ein düsterer, schmerzhafter Traum. „Der Widerspruch des Geistes gegen die Natur ist der Grundgedanke des Protestantismus, die Selbstzerstörung der natürlichen Welt das große Thema der Shakespeareschen Poesie. An jenem Widerspruch, der ihm zuerst in voller Stärke als ein äußerer aufgegangen, war das Heidenthum erlegen. Das Christenthum löste ihn erst, indem es in der Allmacht des Gemüths den Geist zum schrankenlosen Herrn der Natur erhob. So war der Streit auf dem Boden der Innerlichkeit: das Gemüth breitete sich zu einer transcendenten Wunderwelt aus und schloß mit der Natur einen äußerlichen Frieden, indem es mitten in der Welt ein übernatürliches Reich errichtete, welches die Wirklichkeit äußerlich heiligte, wie es sie äußerlich von sich abwehrte und ihr zuletzt ebenso äußerlich verfiel. Der Protestantismus nimmt die Antithese des Urchristenthums mit neuer Energie und gewaltiger wieder auf. Auch im Natürlichen ist diese unendliche Tiefe. Erst durch den Protestantismus erhielt Natur und Geist ein Bewußtseyn ihrer gegenseitigen Beziehung. Das Leben wechselte in der Kirche zwischen dem Treiben der geistlosen Natur und dem Opfer des Geistes, zwischen der unheiligen Weltlichkeit und den Wundern des Himmels. In der Reformation sammelt sich der Widerspruch in der Seele zur Unruhe der Entzweiung und in dieser Unruhe ist das unendliche Streben nach Versöhnung. Das katholische Prinzip erreichte in der Poesie keine höhere Form als in der Kirche. Die Poesie spielte mit dem Dualismus der Welt, sie hatte nicht die Kraft des Schmerzes. Auf den Tod des Lebendigen gegründet, war ihre absolute Welt fest und darum leblos, ihre Realität leer und ohne Göttlichkeit. Nur in der Entzweiung liegt das Leben des Geistes, nur das Lebendige hat das Vorrecht des Schmerzes. — Hier ist es nun an uns, diese unendliche Energie zu bewundern, mit der in Shakespeare das Prinzip des Protestantismus vertieft und weit über seinen religiösen Standpunkt hinaus geführt ist. Verzweifelnd, die Starrheit der Natur durch den Geist zu beugen, will das religiöse Gemüth die Natur mit der Wurzel ausreißen. Zerknirscht und gebrochen wirft sich die Demuth vor Gott nieder. Auf alle eigne That verzichtend verfällt das Gemüth dem Mysticismus, dem Wunder der Gnade als der alleinigen Rettung. — Bei Shakespeare finden wir statt des Pantheismus der Gnade den Atheismus der Freiheit. Hier hat das Gemüth die ungeheure Energie, im Widerspruch auszuharren und beide Seiten festzuhalten. Die Natur wird nicht gebrochen, im Untergang

gewinnt sie das Bewußtseyn ihres Rechts. Es fällt den Helden Shakespeare's nicht ein, dem Abgrund der Subjektivität zu entfliehen und sich in den Schooß der jenseitigen Gnade zu retten. Sie behalten ihren Schmerz, sie wollen frei seyn und mit dem Untergang ihre Selbstständigkeit besiegeln. Der Unfreiheit der Gnade gegenüber ist dieser energische Zwiespalt der Natur ein erhabener Anblick. — Dem protestantischen Dichter gehört die absolute Autonomie des Subjekts. Seine Helden handeln kraft eigner Machtvollkommenheit, sie tragen ihr Recht in der eignen Brust. Daher finden wir die Elemente der heidnischen Tragödie wieder, aber durch den Zweifel der Reflexion zersetzt. Der Charakter der klassischen Tragödie ist, daß die sittlichen Momente aus der unmittelbaren Totalität heraustreten und so die Reaktion des Gemüths heraufbeschwören, wodurch sie an einander zerschellen. Bei Shakespeare tritt an jedem Momente die Totalität innerlich hervor. Die Leidenschaft findet den Widerstand nicht mehr bloß außer sich. Der Zweifel an ihrer Berechtigung unterwühlt das Gemüth."

Die Charakteristik Shakespeare's ist das Beste in diesem Werke. Man kann sie nicht ohne Bewunderung lesen, wenn man auch daraus den Schluß nicht zieht, den der Verfasser zieht, und wenn man auch der Meinung ist, daß der Verfasser die Nacht- und Schmerzseite Shakespeare's zu stark hervorhebt und seiner Licht- und Lustseite zu wenig gedenkt. Wir heben einige Worte über Hamlet heraus. „Der dunkelste Strahl der übersinnlichen Welt, der in das Leben hineinscheint, ist der Geist in Hamlet. Dieses wunderbare Gedicht handelt ganz eigentlich von den Geheimnissen des Todes. Dieser Fluch, der an dem endlichen Seyn klebt, die schreckliche Idee des Nichtseyns, untergräbt, unverständlich und unheimlich wie sie ist, das Leben und sein Gesetz. Aber dieser Fluch ist nur im Bewußtseyn. Nichts ist an sich gut und böse; unsre Gedanken machen es erst dazu. Diesen Satz spricht Hamlet bestimmt aus; aber wir können ihn nach dem Sinn der ganzen Tragödie erweitern: Nichts ist an sich; unsere Gedanken bringen es erst hervor. Hamlet versichert zwar, die Erscheinung sey ein ehrliches Gespenst, und wir sollten es glauben, denn sie offenbart sich auch ungeweihten Augen, mit allen Einzelheiten, welche der Aberglaube an solche Gesichte knüpft; ja wir müssen zugeben, daß Hamlet durch sie ein Faktum erfährt, von dem er auf andere Weise nicht wohl hätte in Kenntniß gesetzt seyn können, ein Faktum, dessen Wahrheit uns das eigne Geständniß des Schuldigen verbürgt. Ist aber die Uebereinstimmung der Nachricht mit dem, was wirklich geschehen ist, die eigentlich poetische Wahrheit? Empfängt Hamlet diese Offenbarung unvorbereitet? Bezieht sich sein ganzer Trübsinn nicht auf das unerklärliche Verhältniß seiner Mutter zu seinem Oheim, dem er traut, wie der Natter, und auf den plötzlichen Tod seines Vaters? Ist die Vorstellung, der Ehebrecher könne auch wohl der Mörder dessen seyn, dem er die Liebe des Weibes geraubt, wie objektiv sie ihm auch vor die Seele treten mag, nicht eine subjektiv natürliche? Hat sie deßhalb objektive Wahrheit, weil sie das Richtige trifft? Glaubt denn Hamlet selbst daran, und sucht er nicht vielmehr nach andern, objektiven Proben, die sein Gemüth ins Reine mit sich selbst setzen sollen? — Der Geist, den ich gesehen, kann ein Teufel seyn; der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden in lockende Gestalt: ja und vielleicht, bei meiner Schwachheit und Melancholie, da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern, täuscht er mich zum Verderben; ich will Grund, der sicherer ist. — Was kann deutlicher seyn? Der Geist sagt ihm nichts Anderes, als was er sich selbst sagt; ja er spricht in derselben skeptisch-sentimentalen Verstellungsweise, die uns in Hamlets eigenen Monologen auffällt. Der Geist ist ihm darum so wenig eine wirkliche, physische Offenbarung der Geisterwelt, daß er bald nach seiner Erscheinung darüber brütet, ob mit dem Tode Alles zu Ende sey, oder ob in diesem Schlaf nicht auch Träume kommen mögen. Er spricht von dem unbekannten Land, aus dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Hat er nicht so eben einen solchen Wanderer gesehen? — Er hat ihn nur in seines Geistes Auge, in seinem prophetischen Gemüth wahrgenommen, und wenn er an seinem eignen Daseyn zweifelt, weil es in das Geheimniß des Nichtseyns verwebt ist, wie soll er den Erscheinungen desselben trauen? — Dieser Skepticismus in Beziehung auf die Natur und die Welt der Erscheinung hat einen tiefern Grund. Der Geist ist in seiner eignen Welt, der sittlichen, nicht zu Hause; er hat den Gott verloren, der sich in der Welt offenbaren soll, und darum kann er sich auch in den Lauf der Welt nicht finden."

(Schluß folgt.)

## Psychologie.

Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Von Dr. Joseph Ennemoser. Mit einer systematischen Abbildung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1849.

(Schluß.)

Bevor der Verfasser zum geistigen Gebiet übergeht, paßt er noch die Menschheit als Gesammtheit der Erdoberfläche an und charakterisirt ihre Racen räumlich nach dem nordsüdlichen, zeitlich nach dem ostwestlichen Gegensatze. „Als eine Hauptverschiedenheit in der äußern Form und den damit gegebenen Lebensäußerungen erscheint das Menschengeschlecht zunächst in der weißen, — Blumenbachs kaukasischen — und in der schwarzen äthiopischen Race. Daß beide Racen sich als geschlechtliche Plus- und Minuspolaritäten nach allen Verhältnissen wirklich gegenüberstehen, brauche ich nur anzudeuten. Wie die weiße auf der nördlichen Halbkugel, so wohnt die schwarze auf der südlichen; wie dort das männliche Geschlecht bei der Geburt der Kinder vorherrscht, so hier das weibliche; wie dort alle Lebensäußerungen den Charakter des Männlichen an sich haben, so hier den weiblichen, und selbst organisch herrscht bei der weißen Race das männliche höher potenzirte Sinnes- und Bewegungsleben, bei der schwarzen das niedrigere vegetative Rumpfleben vor. Die weiße und die schwarze Race verhalten sich zu einander wie der Kopf zu dem Rumpfe. Das Auszeichnende in dem Leben der weißen Race ist das geistige Bildungsleben durch Kopfthätigkeit, bei der schwarzen das leibliche Rumpfleben und die Geschlechtsthätigkeit. Da nun jeder Gegensatz wenigstens wieder zwei Glieder hat, also die Potenz der 2 = 4 ist: so ist die heilige Tetras geotomisch in den 4 Quadranten, den 4 Himmelsgegenden, den 4 großen Erdtheilen geschieden; und anthropologisch werden der östlichen und westlichen Halbkugel wieder zwei andere Hauptracen entsprechen und so die 4 als die eigentliche Vollzahl aller Form ausfüllen. Die gelbe mongolische Race auf der östlichen Halbkugel bildet eine so eigenthümliche, diesem Theil der alten Welt entsprechende Race, wie die braunrothe der amerikanischen Race in der neuen Welt. Charakteristisch genug, aber nicht in einem so auffallenden Gegensatz der äußern Gestalt, wie die nördliche weiße und südliche schwarze Race, treten sich die östliche und westliche einander gegenüber, weil erstens die

Digitized by Google

östliche und westliche Halbkugel nicht in einem so starken Gegensatze der räumlichen Geschlechtstrennung, sondern mehr in einem zeitlichen Urdualismus des Alten, Früheren, und der Jugend, des Späteren einander gegenüberstehen."

Wir gelangen nun aus der Physiologie ausschließlich zur Psychologie. Der Verfasser verfolgt die Doppelnatur des Menschen durch alle ihre Entwicklungen. Sein Hauptsatz ist: Frei ist der Mensch vermöge seines geistigen, göttlichen Antheils, jedoch bedingt vermöge seines natürlichen sinnlichen Antheils. Die Seele ist das geistige Einheitsprinzip des lebendigen Individuums, in welchem sich das Göttliche und Natürliche abspiegelt. Aber auch nur abspiegelt, sagt der Verfasser, denn über diese Spiegelung hinaus ins wahre Wesen Gottes oder auch nur der Natur einzudringen, liegt außerhalb der Sphäre der Psychologie, als solcher. Dagegen entspricht die Psychologie vollkommen der Physiologie des Menschen, oder seine geistige Sphäre der leiblichen. Dieß ist das Eigenthümliche und Charakteristische im System des Herrn Ennemoser, die wechselseitige Deckung der beiden Sphären. Wir müssen, um unsern Lesern die Sache möglichst klar zu machen, die Hauptstelle S. 475 ausheben. „Gleichwie sich also die sich berührenden objektiven Seiten von Leib und Seele harmonisch entsprechen, so entsprechen sich nicht weniger die zwei Seiten der subjektiven Bildungssphären; den zwei im Gehirn und Blute Licht und Wärme bildenden leiblichen Sphären — Kopf und Herz — entsprechen die zwei geistigen Bildungsthätigkeiten der Grundkräfte des Verstandes und Gemüthes, (siehe die Abbildung und das Schema Seite 475). — Da nun einerseits der Verstand den Indifferenzpunkt der polaren Gegensätze der Vorstellungen und Begriffe, anderseits das Gemüth einen solchen Indifferenzpunkt der Gefühle und Triebe in der geistigen Sphäre bilden; da ferner die Vorstellungen und Gefühle die in beiden Gebieten, des Verstandes und Gemüthes, zugleich von dem Sinne als ihrer objektiven Indifferenz ausgehenden Gegensätze sind und die negativen Materialien in die Bildungssphäre liefern; sowie endlich der Wille die aktive Indifferenz seiner positiven Motive der Begriffe und Triebe ist, wobei für sämmtliche Grundkräfte und Thätigkeiten das selbstbewußte Ich den Mittelpunkt der Einheit bildet: so ist damit der ganze Organismus der Geistesthätigkeit abgeschlossen."

Was die berühmte Frage nach dem eigentlichen Sitze der Seele anlangt, so beantwortet sie Herr Ennemoser in einer äußerst fleißigen und gründlichen Untersuchung der Nerventhätigkeiten. Das Endergebniß ist etwa folgendes: „Die Seele hat gar keinen räumlichen Sitz, weil sie nicht räumlich ist; und eben weil sie ein über den Wassern schwebender Geist ist, empfindet sie als solcher die Zustände der Nervenerregungen in den Centraltheilen der lebendigen Sinnorgane, aber nicht in einem absoluten Seelenorgane; sie riecht und sieht im großen, hört im kleinen Gehirn, schmeckt im verlängerten Mark, aber auch nicht bloß örtlich an einer bestimmten Stelle, sondern an den ganzen qualitativ gestimmten Nerven. Das Gehirn als Nervencentrum ist nur ein relativer physischer Mittelpunkt von ineinander greifenden und polar sich spannenden Fäden zum Fortbestande des mechanischen Triebwerkes, und zu den inneren Lichtbewegungen, welche in den Bewegungsnerven nach der Willensbestimmung zur Peripherie, und in den Sinnesnerven zur Nachbildung der Objekte zum Centrum schwingen. Der Wille und die Empfindung aber sind nicht mehr organische, sondern hyperorgane Kräfte der zwar faktisch an das Organische gebundenen, aber über die organischen Wasser schwebenden subjektiven Seele, welche als Aufnehmendes, zugleich das Unterscheidende, das Fühlende und das Wollende ist." — Damit wird nun auch die ganze Gall'sche Schädellehre über den Haufen geworfen. Herr Ennemoser widmet dieser Lehre eine ausführliche Untersuchung und führt sie ad absurdum.

Die fast immerwährende Geistesthätigkeit im Wachen und Traum erklärt der Verf. S. 726 als eine Art Nervenphosphorescenz. „Wenn also das innere Gehirnleben überhaupt ein Lichtprozeß ist und zwar eine Art Lichtabspiegelung und im Gesichtssinne ein wirkliches Leuchten, so wird dieses innere Leuchten und Klingen nur in entfalteten Raumflächen möglich seyn, die von gleichartiger Substanz nicht unterbrochen und isolirt seyn dürfen, und je größer die Oberflächen sind, desto deutlicher werden sich die Objekte in Gestalt, Farben und Tonnüancen abspiegeln. Bei diesen Abspiegelungen ist es ferner nicht nur denkbar, sondern wahrscheinlich, daß die Reflexe bei der großentheils fehlenden Isolation die ganz innere — lebendige — Substanz der entsprechenden Sinne trifft, ja, daß dieselbe durch die Querleitungen wohl gar beide Hemisphären afficirt, auch dann, wenn das eine äußere Sinnorgan fehlt. Im sensorio communi wird sogar die Erregung eines Sinnes auf einen andern einwirken und bei großer Erregbarkeit des Gehirns sogar alle in Sympathie ziehen, wie man solche Vikariate und gemeinschaftliche Affektionen der Sinne bei abnormen Zuständen und bei magnetischen Erscheinungen nicht selten beobachtet; die inneren Reflexe im Leuchten und Tönen können aber auch nicht in der Sinnessphäre abgeschlossen bleiben, sie werden allemal zugleich die motorischen Nervenfibern erregen und so ein lebendiges ununterbrochenes Spiel unterhalten zwischen den inneren Sinnes- und Bewegungsnerven, und dadurch zwischen Vorstellungsbildern und Willensbestimmungen im Denkprozesse, welcher auf nichts anderm beruht, als auf den durch die Sinne veranlaßten subjektiven Vorstellungen und der selbstthätigen Verwandlung derselben. Dieses innere Spiel der Reflexe und Bewegungen des Gehirns ist wohl als ein unaufhörliches anzunehmen, welches schon durch den Zufluß des Blutes bedingt wird; nicht nur der mechanische Pulsschlag, sondern der durch das Blut ins Gehirn gebrachte dynamische Lebensreiz der kosmischen Agentien, des Lichts und der Elektricität (man erinnere sich der Lehre hierüber im ersten Theile) bedingt nothwendig die innere Bewegung und bringt sogar den Leuchtstoff mit sich. Darum fehlen die Sinnesbilder nie, im Schlafe so wenig als im Wachen, ob die äußeren Sinne mitspielen oder nicht, wenn nur irgendwie das lebendige innere Sinnorgan einmal specifisch geweckt worden ist. — Daß ein vollkommen in seinen Theilen organisirtes Gehirn einen größeren Bilderreichthum und eine lebendigere Bewegung derselben mit sich führen werde, und daß damit allein die organische Grundlage gegeben sey für die Excellenzen des Geistes. Große Philosophen und Dichter, Genies in Künsten und Wissenschaften haben wohl ohne Ausnahme die inneren Reflexionsorgane des Gehirns in einem vollkommenen Grade, was sich schon allermeist äußerlich in der hohen Wölbung des Schädels und der Stirne und in dem großen Durchmesser des Gehirns kundgibt. Dieser vollkommene innere Sinnesapparat ist es also, wodurch der Dichter befähigt wird, seinen inneren Bilderreichthum zu offenbaren und nicht irgend ein Organ der Phantasie, wie die Vogelklauen, der Lebensbaum ꝛc.; nicht da oder dort sitzt der Farbensinn, nicht an der gewölbten Erhabenheit am hintern obern Stirnbein ist Gall's Organ des religiösen Gottesglaubens ꝛc."

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 42.** Dienstag den 12. Juni 1849.

## Philosophie der Geschichte.

**Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und Revolution. Studien zur Philosophie der Geschichte. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig, 1848.**

(Schluß.)

Eben so wird der Wahnsinn Lears, der Zorn des Timon aufgefaßt. „So tief kann die Welt sinken, daß sie allen Glauben verliert, daß Jeder, der noch einen letzten Rest von Glauben in sich trägt, ein Lear, ein Timon, durch diesen der Wirklichkeit widerstrebenden Wahn des Herzens, durch diesen Eigendünkel des Guten, zum Wahnsinn und zum Menschenhaß getrieben wird. Die Selbstsucht triumphirt, und das Gute ist nur noch in dem träumerischen Aufbrausen des Herzens, im ohnmächtigen Haß gegen das Böse. Wo ist nun diese allmächtige Seele des Guten, dieser Gott, der in der Seele seiner Geschöpfe und ihren Schicksalen sich regen soll? — Wir suchen ihn vergebens in der Wirklichkeit; er lebt nur als Forderung des Herzens, die keine weitere Macht hat, als das Herz mit der Welt zu entzweien und unglücklich zu machen. Das absolute Jenseits, das Gute, ist nur in der Forderung, nicht einmal in der Hoffnung: die Natur zeigt nur einen verlornen Gott. Das Gute als Abstraktion dem Wirklichen entgegengestellt ist in der Erscheinung nur Haß des Bösen, d. h. Haß der Natur und der Welt. Nur die Narren wissen sich mit der Objektivität zu versöhnen; das Herz der Tugendhaften muß brechen." Am meisterhaftesten ist die Schilderung der Leidenschaften, wie sie bei Shakespeare in ihrer Wahrheit emancipirt erscheinen. Diese merkwürdige Charakteristik des großen englischen Dichters schließt mit den Worten: „In Shakespeare hat der Protestantismus seine klassische Form erreicht: die Reflexion, als die absolute Form des Geistes, hat sich in ihrer Totalität entfaltet. Das Wesen ist in die Erscheinung vertieft und in ihr verloren. Nicht mehr bloß die Natur, nach Pascals Ausdruck, sondern der Geist ist von der Art, daß er überall nur einen verlornen Gott zeigt, im Menschen und außer ihm."

Eine andere Seite des Protestantismus stellen die Mystiker dar, welche sich, wie der Verfasser näher erörtert, zur Reformation genau so verhalten, wie vormals die Gnostiker zum ersten Christenthum. „Durch die Reformation wurde die Mystik insofern wieder zur Produktion angeregt, als die objektive Sicherheit der bisherigen Gotteserkenntniß gebrochen war. Der christliche Olymp mit seiner Dreieinigkeit, seiner Gottesmutter, seinen Engeln und Heiligen, verlor die unbedingte Berechtigung, und da die Sehnsucht nach dem Göttlichen aufs Neue in gewaltiger Energie zum Ausbruch kam, so lag es nahe, daß der Geist wieder auf den Versuch gerieth, auch durch die Kräfte der Phantasie sich das Absolute vorstellig zu machen. Aber je mehr der Protestantismus sich der Kirche entzog, desto phantastischer und abenteuerlicher wurden seine religiösen Bilder, denn um so freier konnte er mit ihnen schalten."

Die Spitze der Mystiker bildet im Gegensatz gegen Shakespeare sein Landsmann Milton, in welchem der Verfasser die poetische Quintessenz des Puritanismus erkennt. „Die Kühnheit der Bilder, die wir an Milton bewundern, unterscheidet sich wesentlich von der flüchtigen Gaukelei der katholischen Romantik in ihren anmuthig träumerisch in einander verschwebenden Farben und Gestalten. Es ist das ernste, zornige Ringen des vom Geist erfüllten Glaubens, sich die Welt zu unterwerfen. Es ist der seiner selbst gewisse Geist, der in Erde und Himmel sich wiederzufinden strebt. Er findet sich nicht, denn das Wesen des Glaubens ist die Trennung, seine äußere Erscheinung der Haß. Dieser Glaube kann nur das verlorene Paradies sich ausmalen, nicht das wiedergefundene. Die Hölle ist ewig, die Zwietracht unendlich. Die Angst vor der Erbsünde wird eine unendliche Anklage. Der eigentliche Held des verlorenen Paradieses ist Satan; und er, den wir hassen sollen, ist der einzige in diesem Chor lobsingender Kastraten und resignirter Geschöpfe, der uns ein Interesse abgewinnt."

Wieder eine andere Erscheinung des Protestantismus war der Pietismus, von dem es hier heißt: „Der Pietismus machte Ernst mit der Aufnahme des Glaubens in das Herz. Das Christenthum hörte auf, eine geschichtliche Vergangenheit zu seyn, ein Faktum, das der Gelehrsamkeit und dem gelehrten Glauben anheimfalle, es ward zur gegenwärtigen, eigen erlebten Erfahrung. Diese Erfahrung war nicht mehr objektiv, sie zog sich in das Gemüth des Einzelnen zurück. Indem der Pietismus das Heil der Seele in der Vergeistigung des Einzelnen sucht, riß er ihn von der gesetzlichen Entwicklung des Ganzen los ꝛc. Aus diesem Prinzip floß die Verachtung des Verstandes und der Zweckthätigkeit, und eine reflektirte Einfalt, zum Theil nur Hülle der Schlangenklugheit, zum Theil eine bittere Wahrheit. Wie ehemals die Kinder, so waren jetzt die Einfältigen Gott am nächsten. Wieder wurden die Schriftgelehrten von den Unmündigen zu Schanden gemacht."

Endlich wird vom Rationalismus gehandelt, als der letzten Konsequenz des protestantischen Prinzips. „Die Reformation suchte die Erde zu einem Bilde des Himmels zu verklären; der Rationalismus setzte den Himmel zu einem Bild der Erde herab. Die himmlische Welt verflüchtigte sich zu einem Schatten, einer leeren Wiederholung der irdischen, und dennoch blieb die Trennung beider formell als unendlich bestehen. Gottes Macht ist die Macht der Natur; Gottes Weisheit die menschliche Vernunft, Gottes Geschichte die Entwicklung der menschlichen Gattung.

Digitized by Google

Dennoch ist Gott außer der Natur, über dem Menschen, jenseit der Geschichte. Der Rationalismus wollte die heilige und die wirkliche Welt gemeinschaftlich retten, und beraubte beide ihres Inhalts. Gott war noch immer der Allmächtige, aber ohne Gewalt im Einzelnen; das Gebet ein heiliger Gottesdienst, aber ohne objektive Wirkung. Es galt als eine psychologisch heilsame Illusion, wobei man übersah, daß die bewußte Illusion auf eine krankhafte Weise erregt."

Sofort wendet sich der Verfasser von den Protestanten zu den Katholiken und zeigt, wie diese sich gegen die Reformation verhalten haben. Die katholische Poesie und Kunst war, wie die Sitten des Klerus, vor der Reformation arg verweltlicht, ja wieder heidnisch geworden. Nur im Gegensatze gegen die Reformation und nur vermittelst der Reflexion bekehrte sie sich wieder. Diese Absichtlichkeit verräth sich in Allem. „Das Christenthum nahm in den Gedichten, den Gemälden, selbst in der Musik eine Art schwärmerische Sentimentalität an; künstlich wurde von den Carracci und ihren Glaubensgenossen das geistige Ideal den antiken Formen wieder aufgezwängt. Es geschahen Wunder in der Kunst, wie sie auch im Volksglauben wieder geltend wurden; Andacht, Sehnsucht, Hingebung, transcendentes Entzücken verdrängten die heitere, olympische Ruhe sinnlicher Schönheit. Aber mit der Freiheit, sich das Uebersinnliche anders vorzustellen, als in den sanktionirten Bildern der Kirche, hört auch jede Veranlassung zur Anstrengung des ursprünglichen Gedankens auf; und mit der unbedingten, gedankenlosen Hingebung an konventionelle Formen der Frömmigkeit erlischt alles wirkliche Gefühl." Der Verfasser legt großes Gewicht auf das Konventionelle im Neukatholicismus und bringt damit auch andere konventionelle Begriffe der romanischen Völker, namentlich von der Ehe in Verbindung. Der größte Dichter des Neukatholicismus, Calderon, erscheint ihm durch und durch in diesen Konventionen befangen, ja der Verfasser geht so weit, ihn einen specifisch jesuitischen Dichter zu nennen. Das ist ungerecht. Wer möchte dem großen Sänger Spaniens, in dem ein so reiches volles gesundes Herz schlug, dessen Adel, Tiefsinn und Zartheit wir fast in jeder Zeile bewundern, die gehässige Absichtlichkeit jesuitischer Pläne unterschieben? Sieht es doch fast wie Neid aus, wenn man so etwas nur versucht? Neid auf das wirklich beneidenswürdige Glück jenes spanischen Dichters, in dessen schöner Natur kein Zwiespalt war, und der in einer Zeit und unter einem Volk lebte, das seine Begeisterung theilte.

Der Verfasser führt die Betrachtung von Calderon unmittelbar zum Jesuitismus über und begnügt sich nicht, denselben in gewohnter Weise an den sittlichen Pranger zu stellen, sondern unterscheidet auch scharfsinnig zwischen seinen Perioden. Insbesondere hebt er den Wechsel hervor, der im Jesuitenorden durch den ersten italienischen General Aquaviva herbeigeführt worden sey, welcher der altspanischen strengen Ascese absagte und die diplomatische Klugheit, das heitere Lächeln, die laxe Observanz und das weite Gewissen einführte. Den Jesuiten werden sodann die Jansenisten gegenübergestellt, als eine Minorität, die zwischen Katholicismus und Protestantismus in der Mitte nur ein krankhaftes Daseyn gehabt.

Endlich gewinnt die Betrachtung einen neuen Halt an der sich emancipirenden Philosophie. Zuerst in Cartesius. „Cartesius ist der große Name, an den sich der philosophische Idealismus knüpft — in seiner Art eine Abstraktion, die sich an Kühnheit und Energie mit dem Christenthum vergleichen läßt. (?) Das Problem, von dem Cartesius ausging, war, die Ungewißheit des Denkens, mithin alles was man Glauben nennt, aufzuheben. Er fing damit an, diese Unsicherheit, die man bisher nur im Einzelnen empfunden und anerkannt hatte, auf das Gesammtgebiet des Denkens und Empfindens auszudehnen; er zeigte, daß man selbst an seinem physischen Daseyn zweifeln könne, weil man sich desselben nicht unmittelbar, sondern nur durch Reflexion bewußt wäre, daß aber Ein Punkt in dem Seyn diese Gewißheit und Sicherheit gäbe, von der aus man die Welt konstruiren und begreifen könne: Ich denke, und als denkend bin ich." Dann wird erörtert, wie Spinoza diesen Gedanken erweitert, wie die Encyclopädisten in die alten kirchlichen Ansichten Breche gelegt hätten, wie Voltaire seine Zeit aufgeklärt, wie Rousseau im Herzen (neben dem Verstande) einen zweiten selbstständigen Ausgangspunkt entdeckt habe und wie man sich somit in der nächsten Wirklichkeit und mit seinem lieben Ich häuslich eingerichtet habe, ohne noch ferner der kirchlichen Illusion zu bedürfen, wobei man jedoch nicht bemerkt habe, daß man nun wieder in neue Illusionen fiel.

An der ganzen modernen Aufklärung ist der Bettelstolz der Armuth, die Hoffart der Bornirtheit, der Dünkel der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit besonders auffallend. Da reißen sie eine Wunderwelt ein und wissen uns nichts dafür zu bieten, als ein paar trockene Latten und Spinnenweben, die uns vorher durch die glänzende Dekoration wenigstens verborgen waren, wenn auch die Welt wirklich kein großes Wunder wäre. Die tiefsten Fragen, mit denen man sich Jahrtausende beschäftigte, läßt man fallen und hat dafür nur noch ein dummes Lächeln. „Diese kraftlose Lässigkeit, über ernste, würdige, vielleicht furchtbare Fragen mit gelindem Lächeln hinwegzugehen, diese ohnmächtige Philosophie des mäßigen Genusses, wie wir sie namentlich in Wielands Schriften finden, breitete sich über alle Gegenstände des Denkens, des Gefühls, der That, mit gleich unkräftiger Mittelmäßigkeit aus, und wirkte entnervend auf die Zeit." Eine zweite schlimme Seite der Aufklärung war das Nivelliren, das Verwischen aller natürlichen Besonderheiten in einem uniformen Kosmopolitismus, die falsche Humanität, Freiheit und Gleichheit, die Auflösung aller nationalen Organismen in Atome, und die durch die Popularitätssucht herbeigeführte Gemeinheit. Herr Schmidt geißelt alle diese Dinge mit der geistreichsten Schärfe.

Bis zu dieser unreinen Seichtigkeit mußte der Strom der Romantik versanden, ehe die antike Natur reagiren konnte. Dieß geschah in Lessing und Winckelmann. Man ersieht aus dieser Auffassung, welche hohe Bedeutung Herr Schmidt unserm Lessing beilegt. „Lessing hat es selber ausgesprochen, und durch die Romantiker hat es sich als Dogma festgestellt, daß er eigentlich kein Dichter sey. Sehen wir zunächst auf das Resultat, so müssen wir behaupten, daß Emilie und Nathan bei aller poetischen und moralischen Unsicherheit die einzigen Tragödien sind, die wir als wirkliche, abgerundete Kunstwerke mit denen der andern Völkern vergleichen können. Die Poetiker, die Anbeter der genialen Unmittelbarkeit, die nichts Höheres kennen, als die gesetzlose lyrische Subjektivität Goethe's, und die moralischen Enthusiasten, die sich von den rührenden oder majestätischen Effekten Schillers hinreißen lassen, werden sich über dieses Urtheil entsetzen. Sie mögen sich darüber erklären, ob sie in der Aneinanderreihung lyrischer Stimmungen, wie im Faust, Tasso u. s. w. ein Schicksal finden wollen, oder in Opernfiguren, wie der Jungfrau, Maria Stuart, den feindlichen Brüdern u. s. w. einen tragischen Charakter. Wenn dessenungeachtet jener Ausspruch insoweit wahr ist, als Lessing Alles, was er geleistet, nur der Reflexion, nicht der unmittelbaren Anschauung zu danken hat; daß auch über seine besten Werke der fatale Staub der Reflexion sich ausbreitet, während in Goethe's schlechtesten Versen die ursprüngliche, unbefangene Empfindung uns freundlich und heimlich entgegentritt, so ist nur zu sagen, daß die Deutschen in der That kein vollendetes Drama hervorgebracht haben, daß sie auch darin unfertig

Digitized by Google

geblieben sind.“ Es kommt uns nicht zu, diese Ketzerei in ihrem vollen Umfange vor Gericht zu ziehen, da wir eine Zeitlang gleich heretisch dachten und in gewisser Beziehung noch denken. Mögen andere das Maaß verkleinern, an dem hier Lessing gemessen wird.

Die französische Revolution faßt Herr Schmidt als eine einfache Rache der Natur an der Unnatur der bisherigen Zustände auf. Diese Rache traf aber nicht bloß die alte Despotie, sondern auch die moderne Schwärmerei für die Menschheit. Die in Paris begangenen Greuel zerstörten die Illusion des Freiheits- und Gleichheitsstaats, für dessen Ideale in Nordamerika man so lange geschwärmt hatte. Herr Schmidt bemerkt: „Das achtzehnte Jahrhundert hatte den Menschen entdeckt; eine Idee, deren revolutionäre Kraft sich nur mit der Entdeckung des Gottmenschen vergleichen läßt.“ Das ist zu viel gesagt, aber zugegeben, daß die Idee der reinen Humanität im vorigen Jahrhundert eine staunenswürdige Macht ausgeübt hat, so ist eben so gewiß, daß sich die Menschheit des ihr aufgedrungenen Heiligenscheins sehr bald wieder entledigt hat. Da man die Heiligung der Menschlichkeit durch Christum in der Vergangenheit läugnete, den Menschen aber in der Gegenwart unmöglich heilig sprechen konnte, verfiel man auf den Wahnsinn, die ideale Menschheit in die Zukunft zu versetzen und in der Perfektibilität alles Heil zu suchen. In diesem optimistischen Wahne ist noch jetzt der größte Theil derer befangen, die sich liberal und aufgeklärt nennen. Man kann die Sünden des Geschlechts nicht läugnen, aber um der Erlösung nicht zu bedürfen, täuscht man sich mit der Vorstellung einer künftigen Selbsterlösung durch Kinder, die besser seyn sollen als die Väter, obgleich man sie schlechter erzieht.

Vom Gebiet des Lebens und der Geschichte, auf dem er manchen feinen Gedanken eingesammelt, entfernt sich der Verfasser, um sich in die Tiefen der Kantischen Vernunftkritik einzugraben, was uns das langweiligste Kapitel im ganzen Buche däucht. Es wird uns erst wieder wohl, indem wir uns den Naturgebieten und den Dichtern nähern. Von Lavater und seinen Gesinnungsgenossen entwirft Herr Schmidt eine treffende Charakteristik. Indem er nämlich zeigt, wie bei ihnen die Sehnsucht nach dem durch die Aufklärung verlornen Wunder wieder erwacht sey, entwickelt er, wie sie, durch diese Sehnsucht verführt, nun auch überall in der gemeinsten Wirklichkeit hätten Wunder sehen wollen. Auch weist er sehr richtig den innern Zusammenhang der falschen Wundersucht mit dem Extrem der trockensten Aufklärerei nach.

Kant schloß einen gewissen Zeitraum mit der stolzen Resignation des menschlichen Geistes ab, nicht mehr glauben zu wollen, als was das Minimum der sogenannten Gewißheit biete. Ein Minimum, das unserm Verfasser immer noch bei weitem zu viel ist. Die Romantik war aber, wie der Verfasser meint, viel zu mächtig, um sich einer solchen Resignation fügen zu können. Daher nach Kant das Aufkommen neuer romantischer Philosopheme und Theologumena (Fichte, Schelling, Schleiermacher).

Was die Dichtkunst anlangt, so sieht der Verfasser denselben Rückfall in die Romantik seit Lessing. Eine schrankenlose Subjektivität emancipirt sich und spinnt sich in ihre eigenen einseitigen Illusionen ein. „Die erste Stufe in dieser Entwicklung ist der offene Bruch des Herzens mit der Wirklichkeit, die unruhige Sehnsucht, einen Zustand der Dinge durch träumerische Ergießungen zu schaffen, in denen das Gemüth sich zu Hause finde: die Sturm- und Drangperiode der Genies, welche in ihrem anschwellenden Gefühl das Absolute hegten und verehrten, und mit unbändiger Wildheit gegen die objektive Ordnung und Gesetzlichkeit ankämpften. Die zweite Stufe ist der errungene Sieg der schönen Subjektivität, die Herrschaft der Aesthetik über das Leben, die Zeit des allgemeinen Schwindels, wo in dem Schein der Ideale die Wirklichkeit unterging und sich verklärte, wo das Spiel, als die Vollendung der subjektiven Wünsche, sich in sich selber abrundete und dem Leben entsagte, das abstrakte Reich der Künstler.“ Hiemit ist die große Wirkung Schillers und Goethe's schon klar gemacht. Wie Goethe's Zurückziehen in die ästhetische Welt des Innern, im Vergleich zu dem Hingeben des Christen an sein Jenseits zu verstehen sey, da beide im Absehen von der Wirklichkeit übereinstimmen, erörtert der Verfasser in Folgendem: „Seit Luther ist in Deutschland Niemand so populär gewesen, als Goethe. Luther hat zuerst die Tiefen der innerlichen Welt aufgeschlossen, die im Mittelalter nur im Jenseits gespukt hatte. Das Gemüth rettete sich aus der Konfusion des weltlichen Wesens in den Himmel, den es sich in der eigenen Seele wohnlich einzurichten wußte. Was Luther Golgatha, war dem modernen Dichter der Olymp: ein phantastisches Ideal, in welchem die Subjektivität eine Zuflucht fand vor der häßlichen Wirklichkeit. Die Episode der Helena zeigt uns am schlagendsten, auf welche Weise die Götter Griechenlands dem Romantiker erscheinen: eine Liebe, die aus der Reflexion entspringt, nicht aus dem Herzen. Das Leben des reinen Dichters ist ein künstliches, unheimliches, wie die Jugend, die Faust in der Hexenküche findet: daß das Traumwesen der Dichtung die reine Menschheit nicht in sich enthalten kann, dieses unfreiwillige Geständniß macht uns den Faust wichtig, wenn auch sein künstlerischer Werth uns nicht so einleuchtet, als den genialen Scholastikern unserer Tage. Luther suchte nur Gott, und sah deßhalb überall den Teufel und das Böse. Die poetische Jugend strebte nur nach Idealen des Herzens, und sah darum in der Wirklichkeit nur Mephistopheles und seine Ironie. Der romantische Eigendünkel des Herzens hat nur den Muth der Ironie, nicht die Kraft der Bildung. In diesem Gedicht, das ihn durch sein ganzes Leben begleitete, hat Goethe die widersprechenden Regungen des poetischen Gemüths, wie es sich im Gegensatz gegen die Selbstgefälligkeit der Aufklärung Luft machte, zu einem großen Gemälde krystallisirt, nicht daß es in seiner Absicht gelegen hätte, sondern beiläufig, wie es ihn gerade drängte. Die Stimmungen der maßlosen Subjektivität malen sich selbst, der Dichter folgt ihnen ohne Bewußtseyn?“ Am Schluß der Betrachtung heißt es von Goethe's Faust: „Dieser bis in seine letzten Tiefen ausgehöhlte Geist wird nun durch einen Taschenspielerstreich in den Himmel aufgenommen, in den ruhigen Himmel der alleinseligmachenden Kirche, in dessen unendlicher Gnade jede Bestimmtheit verschwimmt, in den gestaltlosen Himmel der Phantasie, wo das Unzulängliche Ereigniß wird, von dem alles Vergängliche nur ein Gleichniß war; in diesen affektlosen Himmel der leeren Subjektivität, in welchem das dem Allgemeinen entrissene subjektive Seyn für sich Geltung findet. Hat es nur gestrebt — der Inhalt ist gleichgültig; — und hat es gar geliebt, so wird der Gott der Liebe es auch nicht verwerfen. Die Geschichte der abstrakten, genialen Subjektivität hat ihr Ziel erreicht; das Seyn als solches ist verklärt und in die Ewigkeit aufgenommen, die Dichtung hat allen Widerspruch aus sich entfernt, und ein Himmelreich aufgebaut, in welchem das Einzelne unendlicher geschichtloser Dauer sich erfreut. Die Poesie ist zu einer Zauberformel geworden, wie in einem andern Zeitalter die Religion. Die Geschichte spricht ein anderes Urtheil. In ihrem Gericht, in dem vernünftigen Bewußtseyn der Einen, untheilbaren Menschheit, in dem objektiven Geist, ist das geniale Seyn des reinen Dichters gewogen und zu leicht befunden.“

Noch viel schlimmer ergeht es der vorzugsweise romantisch genannten Schule der Schlegel. Herr Schmidt wirft ihr vor

die Hoffart der Subjektivität und die Licenz der Illusionen noch viel weiter getrieben zu haben. „Da wird allen Stimmungen des Gemüths, allen Einfällen der Phantasie die Dignität des Wunders zugestanden, und was der niedrigsten Stufe des menschlichen Herzens angehört, die dunkeln Regungen der Seele, aus einem geheimen innern Licht hergeleitet, welches nicht allen Menschen zugänglich, sondern nur wenigen Auserwählten zugetheilt sey. Die Aristokratie der Geistreichen und der Seelenvollen genießt sich in ihrer Trennung von der trivialen Masse des gesunden Menschenverstandes. — Diese Allmacht des Ich war endlich nur das Bewußtseyn seiner Leere und Unseligkeit, es wurde selbst von seiner eignen Ironie getroffen, und mußte zuletzt an der Versöhnung mit sich selbst verzweifeln, wenn es nicht seinem Prinzip, dem freien Gedanken, vollkommen entsagte, mit freiwilliger Blindheit sich vor einer traditionell bestimmten, historisch gewußten Macht in den Staub warf, und mit vollendeter Gedankenlosigkeit den fertigen Rosenkranz abbetete."

Die sublimste Schadenfreude läßt der Verfasser blicken, wenn er sich vorstellt, wie die Romantiker durch die Kunst die Religion haben fördern wollen, d. h. ein Nichts durch das andere Nichts oder eine Lüge durch die andere. Das nennt er den Cirkel der Romantik.

Nachdem er die Romantiker der Schlegel-, Tieck-, Novalis-, Görres'schen Schule auf diese Weise mit einer unsäglichen Verachtung entlassen, schließt er sein Buch. Aus der Einleitung im ersten Theil erfahren wir aber, daß er auch von den nachromantischen Erscheinungen in Philosophie und Poesie nicht viel mehr hält. Die neue Philosophie, wozu hat sie es gebracht? „Wenn in der Welt der Abstraktion das Ideal des Glaubens oder des Gedankens der ungeistigen Wirklichkeit als ein Jenseits gegenüberstand, so wird nun in der Philosophie der Natur und der Geschichte diese Jenseitigkeit vergeistigt und verklärt, das Absolute in die Flüssigkeit des Wirklichen hineingezogen. Aber sind wir damit der Romantik los? Diese vergeistigte Wirklichkeit ist nicht die Wirklichkeit selbst, sondern ein Gedicht des Geistes. Nach höhern Kategorien, als die christlichen Theodiceen, aber immer nach ideellen Voraussetzungen wird die Geschichte umgedichtet. Die ethische Nothwendigkeit der Geschichte wie die physische der kosmischen Welt werden nur als Formen der logischen Nothwendigkeit begriffen, und die Logik, das System der reinen Gedanken, soll der Schlüssel seyn für alle Räthsel der natürlichen und der sittlichen Welt." Die Spitze der neuen philosophischen Kritik ist: „Auch das Bedürfniß der Wahrheit im Denken und der ausdauernden Zweckthätigkeit im Handeln sey eine Sklaverei, so daß der Mensch die Macht gewinnen müsse, sich aller Ideen zu entschlagen, um reines Ich, Einziger, Eigner zu seyn; nur wer seine Sache auf nichts stellt, sey frei. Damit ist freilich jede geistige Bestimmtheit wenigstens scheinbar aufgehoben; s c h e i n b a r, denn der Entschluß, reines Ich zu seyn, ist auch eine Idee; aber desto knechtischer verfällt dieses Ich seiner Natürlichkeit, seinen Launen und Stimmungen. Die Romantik ist also nicht allein im Lager der Heiligen; sie spielt noch immer mit allen Hoffnungen, Wünschen, Idealen, wo diese auch seyn mögen. Auf den Kathedern wird noch immer die Selbstentwicklung der Idee, die Selbstentwicklung des Rechts gepredigt, noch immer der Himmel beschrieben, etwa nach der absoluten Vernunft oder der absoluten Offenbarung. Draußen dagegen meinen sie, es sey nur der gute Wille nöthig, so haben wir eine neue allgemeine Kirche, oder Brüdergemeinden, oder lautes freies Selbstbewußtseyn, oder was sonst. Rechts und links fabeln sie von einem Fortschritt ins Blaue hinein, von einer Vorsehung oder einer waltenden Idee. Nur durch Ueberwindung aller Illusionen kann die Vernunft ihre Macht bethätigen. Aber ein solcher Kampf erfordert reine Hände. Nur wer die eigene Heuchelei, den Götzendienst des eignen Ich überwunden hat, darf gegen die Heuchelei und den Götzendienst der Welt in die Schranken treten." So? Aber mit diesem Kompliment, das der Verfasser indirekt seiner eignen Sittlichkeit macht, kehrt er uns für immer den Rücken zu, ohne uns im allermindesten eine Aussicht auf die Wahrheit zu öffnen. Nachdem er überall in der Welt nur Illusionen nachgewiesen und den heißesten lechzendsten Durst nach der Wahrheit geweckt hat, läßt er den Leser schadenfroh stehen, wissend, daß rings um ihn Täuschung ist, aber ohne die Möglichkeit eines Auswegs, denn wenn der arme Leser auch wenigstens eben so reine Hände hätte, wie der Verfasser, so würde er damit doch noch umsonst nach der Wahrheit greifen.

An einer einzigen Stelle deutet der Verfasser an, was ihm das einzig Positive zu seyn scheint, und wie er die Hegel'sche Idee vor ihrer eigenen Escamotirung zu retten sucht. Aber es ist die Andeutung wie durch einen Blitz. Will man zugreifen, so ist es weg. „Die Idee, die der Bewegung entzogen ist, ist ein Götzenbild. Was als heilig verehrt wird, erträgt keine Kritik und entfremdet sich eben dadurch dem wirklichen Bewußtseyn. Es ist in der Natur des Geistes, bei dem gegebenen Inhalt nicht stehen zu bleiben, sondern denselben durch unausgesetzte Kritik neu zu bestimmen. Die Bestimmtheit ist nicht allein die Negation, sondern auch der Inhalt des Geistes; die Verneinung des Bestimmten geht nicht ins Nichts, sondern in eine tiefere Bestimmung. Diese unendliche Unruhe bringt die Ideen hervor, die bewegende Kraft des Lebens, und hebt sie wieder auf durch ihre Verwirklichung. Die Idee ist also in der That das Wirkliche, denn sie ist die Triebkraft des Gedankens und des Willens; sie ist aber in der Natur, wie der Geist selber, dem sie angehört. Die Freiheit des Geistes besteht nicht in der leeren Möglichkeit, sich von ihr loszureißen, sondern in dem unendlichen Recht, sie zu begründen und damit neu zu bestimmen." Das ist Sophisterei. Die Verneinung des Bestimmten würde allerdings nicht ins Nichts gehen, wenn sie in der tiefern Bestimmung endlich einmal auf etwas Festes stieße; da sie aber immer von Neuem tiefer gehen soll, ohne Ende, so geht sie eben ins Nichts. Die Lehre des Herrn Schmidt unterscheidet sich also von der unserer übrigen jungen Negativen nur durch die scheinbare Abwesenheit des Egoismus. Wenn Jene nur ihr Ich von all und jeder Zumuthung emancipiren, so opfert dieser sein Ich wenigstens scheinbar, indem er es in den rapiden Strom, der sich zum Nichts vertieft, hineingießt. Jener Egoismus aber hat mehr Aufrichtigkeit und dadurch innere Beglaubigung, als diese Resignation.

Wir können daher das Buch des Herrn Schmidt nur als einen Versuch ansehen, die schon vollendete Blasirtheit der Philosophie noch, wenigstens zum Schein, zu überbieten. Nachdem schon längst Andere das große Weltei Bramanda ausgeblasen und seines ganzen Inhalts von Gott, Natur und Geschichte entledigt haben, und in dieser schöpfermordenden Kühnheit des Geschöpfs, in dieser weltvernichtenden Prahlerei des Wurms doch wenigstens Humor war, kommt noch Einer und will mit allem möglichen wissenschaftlichen Ernste beweisen, wenn auch das ausgeblasene Weltei nur noch Wind enthalte, so sey eben diese Windbewegung des Ausblasens der Inhalt und die Idee des Eis von Anfang an gewesen.

Wir zweifeln, ob die Philosophie in dieser Windigkeit das alte Felsengebirge des Glaubens umstürzen werde. Das ist das Komische, daß Herr Schmidt (wie vor ihm schon die ganze Hegel'sche Schule) die alte Religion in allen Phasen schon als überwunden voraussetzt und von dem reellen Fortbestehen der katholischen wie protestantischen Kirche abstrahirt. Als ob das cogito, ergo sum auch übersetzt werden könnte „ich denke nicht daran, folglich ist es nicht."

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 43.** Sonnabend den 16. Juni 1849.

## Englische Dichtkunst.

**1) King Arthur by Sir Edw. Bulwer Lytton. Copyright Edit. Leipz. Tauchn. 1849. 2 Bde.**

Eine poetische Bearbeitung der Geschichte des celtischen Nationalhelden, wie sie in der Sage verherrlicht worden ist, lag dem Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, schon seit zwanzig Jahren im Sinne und beschäftigte ihn seitdem unausgesetzt auch mitten unter seinen anderweitigen Arbeiten. Es ist das jetzt vollendete Werk das Kind seiner liebsten Hoffnungen, dem er vor andern die Aufgabe stellt, seines Vaters Namen zu erhalten und fortzupflanzen. (Vorrede XII.) Ein echtes Kind seines Genius, welches dessen Züge deutlich an sich trägt, ist es unstreitig, wie schon dieß beweist, daß bei dem Erscheinen des ersten Bandes, den der Verfasser anonym herausgab, allgemein auf ihn gerathen wurde. Aber auch jene Aufgabe, die er ihm stellte, wird es sicherlich lösen.

Bulwers Arthur ist weder der geschichtliche noch der, welcher in der Sage lebt. Der letztere ist Heerführer der Britten überhaupt, der nicht bloß die sie bedrängenden Sachsen in England zurückschlägt, sondern auch im Nordosten und Süden Englands Eroberungszüge macht. Bulwer dagegen läßt den patriotischen Fürsten von Südwales stehen, der die kymrische Volksthümlichkeit gegen das andringende Sachsenthum vertheidigte. Dadurch nähert er sich der Geschichte. Andererseits aber erscheint Arthur nicht bloß in dem ungeschichtlichen Glanze des geistlichen Ritterthums, sondern er ist ein Mährchenheld, der auf seiner allein unternommenen Heldenfahrt in einer romantischen Welt von Genien, Elfen, Feen, Riesen, Zwergen, verzauberten Schlössern, Inseln und Prinzessinnen sich bewegt. Das wirklich Schöne und Dichterische, was die Mährchenpoesie aufzuweisen hat, findet sich hier wie in einen duftenden Strauß gebunden; dazu hat noch der Verfasser seine Kenntnisse in der celtischen, scandinavischen und etrurischen Mythologie, so weit es anging, dichterisch verwendet.

Die Haupthandlung dieses romantischen Epos ist einfach. Zuerst zeigt uns Bulwer seinen Helden in Carduel, wo ein frohes Maifest gefeiert wird, im Kreise seiner Ritter und der ihn umwogenden Volksschaaren. Ein Gespenst tritt in den frohen Kreis, gibt dem Könige durch Geberden zu verstehen, er solle ihm in den nahen Wald folgen. Dort wird ihm in dem Spiegel eines stehenden Wassers das Schicksal seines Volks gezeigt: der sächsische Schimmel wird in den folgenden Kämpfen über den kymrischen Drachen siegen; Carduels Stätte wird bald nicht mehr gefunden werden. Bleich und verstört kommt Arthur aus dem Walde zurück; Niemand erfährt das Gesicht, als der alte Seher und Zauberer Merlin, der auf einem einsamen Thurme des Schlosses wohnt. Der Spruch des schicksalskundigen Greisen lautet: Die Weissagung werde nicht in Erfüllung gehen, wenn der König, das Leben des bloßen Genusses verlassend den Weg einschlage auf dem Herkules in den Olymp gelangt sey — den der Mühe und Arbeit. Er solle auf ein Jahr fortgehen und drei Dinge gewinnen: ein diamantenes Schwert, das von Geistern bewacht wird, einen silbernen Schild, der Thor zur Wiege diente, und ein sanftäugiges goldlockiges Kind; wo diese Dinge zu finden, wird ihm noch näher angedeutet. Allein, von einer weißen Taube geleitet übernimmt er die Reise in unbekannte Regionen, kommt zuerst in das Hesperidenland, dann nach Grönland, und endlich über Mercia zurück nach Carduel, wo gerade die Noth der von den Sachsen unter Cride belagerten Kymrier aufs höchste gestiegen ist, entsetzt es und vermählt sich mit Crides Tochter Gnueviere (Genevieve); so mit der sächsischen Jungfrau vermählt ist er der Stammvater der englischen Königsgeschlechter geworden.

Im einzelnen, besonders in dem wunderbaren Theil ist das Gedicht wesentlich symbolischer, allegorischer Natur. Wir verweisen auf das 7te, 10te und 11te Buch. In der Person Arthurs und seiner Geschichte zeigt uns der Dichter wie in einem Zauberspiegel das Urbild brittischen Königthums und Volksthums, die wesentlichen Grundlagen seiner Größe und die Grundzüge seiner Geschichte. Seinem Hauptgedanken nach ist es ein patriotisches Gedicht, der Aeneide vergleichbar. — Wir begnügen uns, das dem Leser anzudeuten, damit er gleich von Anfang der Lektüre an diesen Gesichtspunkt festhalte, dessen Richtigkeit sich ihm im Verlauf immer mehr bestätigen wird. — Im Gebiete des Wunderbaren halten wir es nicht zu lange aus, wenn nicht auch der Humor in die Darstellung desselben eindringt. In Arthurs Heldenfahrt selbst kommt kaum etwas der Art vor, um so launiger aber sind die Abenteuer Gawaines erzählt, der, wie vorher schon Lancelot, vom Zauberer den Auftrag erhält, dem Könige nachzuziehen. Besonders heben wir hervor 6, 100 ff. sein Erlebniß unter dem Eichenbaum, mit dem heitern und doch so tiefsinnigen Wechselgesang der predigenden und zwickenden Elfen. Sehr launig sind zum Theil auch die Zeitanspielungen, an denen besonders der zweite Theil reich ist. Bei der Zeichnung des Vandalenkönigs Ludwig ist offenbar Ludwig Philipp gesessen, bei der seines Staatsministers Astutio die Minister aus der Schule Metternichs. Nach dem Sturze Ludwigs (11. B.) kommt König Mob (Pöbel) auf den Thron, in dessen Ministern die socialistischen und kommunistischen Männer Frankreichs gegeißelt werden u. s. w.

Wie schon bemerkt, ist in das Gedicht auch viele namentlich mythologische und ethnographische Gelehrsamkeit verarbeitet; das etwa unklare wird in Noten erklärt. Nach unserem Geschmack ist hie und da der antiquarischen Gelehrsamkeit etwas zu viel. So am

Digitized by Google

Anfange des 4ten Buchs, wo Arthur in das mythische Etrurien kommt, und sich der Augur mit ihm dadurch verständigt, daß er phönizisch spricht. Die Anwendung am Schlusse des Buchs bringt sodann die Meinungen einiger Gelehrten bei, wornach das Phönizische der gemeinsame Stamm des Celtischen und Etrurischen seyn soll. Wir meinen, in einem Gedichte, wo Raben und Tauben angelsächsisch und celtisch verstehen, dürfe man sich nicht wundern, und also auch nicht erklären, wie ein Etrusker die celtische Sprache verstehen könne.

Um auch über die Form noch etwas zu sagen, so ist diese wirklich gelungen zu nennen. Die verschiedenen Reihen von Begebenheiten sind kunstvoll, hie und da scheinbar verworren in einander verschlungen (daher einmal das Gedicht a wild and fickle song genannt wird), die Bilder * glücklich, oft kühn und großartig, die Schilderungen, die landschaftlichen insbesondere malerisch, der Reim rein und wohlklingend, ganz gegen die Gewohnheit der meisten englischen Dichter, die so oft nur für das Auge, nicht auch für das Ohr reimen.

Diese kurze Anzeige will nur eine Einladung seyn an deutsche Freunde englischer Literatur, daß sie dem berühmten Dichter in die glänzende, bunte Zauberwelt folgen, die er geschaffen hat, zumal da sie nur das schimmernde Gewand ist, das ernste, männliche Gedanken umhüllt. R.

## 2) Eduard Lytton Bulwers sämmtliche Romane. Aus dem Englischen von Fr. Notter und G. Pfizer. 17ter Band. Harold, der letzte Sachsenkönig, übersetzt von Ed. Mauch. Stuttgart, Metzler, 1848.

In seiner letzten Manier nähert sich Bulwer immer mehr dem Walter Scott und James und gibt mehr oder weniger die eigene Eigenthümlichkeit auf. Obgleich er ältere historische Stoffe geistvoll zu behandeln weiß, glauben wir doch nicht, daß sie die eigentlichen Aufgaben für sein Talent sind, welches sich ungleich freier in der Behandlung des modernen Lebens bewegt.

Die Zeit, die er hier schildert, ist das 11te Jahrhundert, die Zeit des verhängnißvollen Kampfes, in welchem die Sachsenherrschaft in England an die Normannenherrschaft überging. Der Held, der im Vordergrunde steht, ist der letzte Sachsenkönig, der kühne Harold, welcher als Usurpator (statt des rechtmäßigen Erben Ethgar, des Athelinge) den Thron einnahm, aber Thron und Leben im Kampf mit Wilhelm dem Eroberer verlor. Durch die Einmischung der Dänen ragt noch uraltes Heidenthum in jene Zeit hinein, was der Dichter trefflich zu benutzen verstanden hat, während er auf der andern Seite auch der christlichen Kirche volle Rechnung trägt, sofern die Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm als ein Kreuzzug angesehen und von der Kirche aus allen Kräften unterstützt wurde.

Harold wird vom Dichter mit glänzenden Farben geschildert. Wenn er auch ein wenig von Macbeth an sich hat, sich gleich diesem die gefährliche Krone prophezeihen läßt ꝛc., so erscheint er andererseits wieder ganz als Gemüthspolitiker und echter Volksheld, in der Vertheidigung gegen Wilhelm, wie Hektor gegenüber dem Achill. So hat er auch in seiner empfindsamen Editha eine romantische Andromache.

Diese Editha hat eine alte heidnische Großmutter, die aber etwas mehr als eine romantische Hekuba ist, nämlich eine förmliche Velleda. Um zugleich zu zeigen, wie Bulwer das Kostüm der Zeit auffaßt und mit Walter Scott'scher Genauigkeit angibt, wollen wir das Genrebild hervorheben, in dem uns zuerst die geheimnißvolle Großmutter mit der schönen Enkelin entgegentritt. „In diesem Gemache waren die Wände mit reichgestickten seidenen Vorhängen drappirt. Auf einem Schenktische standen Trinkhörner, in Silber gefaßt, und sogar einige Gefäße aus purem Gold. Ein kleiner runder Tisch in der Mitte wurde durch sonderbar geschnitzte symbolische Ungeheuer gestützt. An der einen Wand saßen auf einer langen Bank ein halb Dutzend Hausmägde, mit Spinnen beschäftigt; ferne von ihnen und nahe am Fenster sah man eine hochbetagte Frau von eigenthümlicher majestätischer Miene und Haltung. Auf einem kleinen Dreifuß vor ihr lag eine Runenhandschrift mit einem Dintenzeug von eleganter Form nebst silbernem Schreibgriffel. Zu ihren Füßen kauerte ein kaum sechzehnjähriges Mädchen, dessen schönes langes Haar, über der Stirne gescheitelt, weit über ihre Schultern herabfiel. Ihre Kleidung war eine linnene Untertunika mit langen Aermeln, welche hoch zum Hals hinaufreichte, und ohne all' die modernen kunstreichen Zwangsanstalten durch den einfachen Gürtel die schlanken Verhältnisse und den zarten Umriß des Mädchens hervorhob. Die Farbe dieser Tracht war das reinste Weiß, nur an den Vorbüren reich gestickt. Die Schönheit der Kleinen grenzte wirklich ans Wunderbare, denn sogar in einem Lande, das durch seine schönen Frauen sprüchwörtlich geworden, hatte sie ihr bereits den Namen der „Schönen" erworben. Bei ihr vereinigten sich nämlich — bis jetzt nicht ohne gegenseitigen Wettstreit um die Herrschaft — die beiden nur selten in einem und demselben Antlitze verbundenen Reize des Edlen und des Sanften. Der Beweis dieses innern Kampfes zeigte sich in der That in dem ganzen Aeußern: der Verstand war noch nicht gereift, Seele und Herz noch nicht vereinigt, und Editha, die christliche Maid, wohnte in dem Hause Hilda's, der heidnischen Prophetin. Die blauen Augen des Mädchens, unter dem Schatten ihrer langen Lider dunkel erscheinend, waren voll Spannung auf das strenge unruhige Gesicht geheftet, das sich mit jenem zerstreuten Blicke, welcher die Abwesenheit der Seele andeutet, über ihr eigenes Antlitz beugte. So saß Hilda, und so kauerte ihre Enkelin Editha. „Großmutter," sagte das Mädchen leise und nach langer Pause — der Klang ihrer Stimme erschreckte die Hausmägde dermaßen, daß jede Spindel für einen Augenblick inne hielt und sich dann mit erneuter Thätigkeit von Neuem regte — „Großmutter, was beunruhigt Dich? Denkst Du nicht an den großen Earl und seine schönen Söhne, welche jetzt ferne über die weite See verbannt sind?" Bei den Worten des Mädchens fuhr Hilda wie aus einem Traume empor, und als Editha ihre Frage beendigt hatte, erhob sie sich langsam zu der vollen Höhe ihrer Gestalt, welche, ungebeugt von den Jahren, sogar die gewöhnliche Männergröße weit überragte, und von dem Kinde sich abwendend, fiel ihr Auge auf die schweigende Mägdereihe, welche an ihrem raschen geräuschlosen verstohlenen Werke saß. „Hoh!" rief sie, während ihr kaltes hochmüthiges Auge in düsterm Feuer aufklimmte, „gestern haben sie den Sommer eingebracht, heute helft ihr den Winter einbringen. Webt nur gut — habt mir Acht auf Zettel und Einschlag. Skulda * ist unter Euch, und ihre bleichen Finger führen das Weberschiff."

Auf der andern Seite steht nun Wilhelm der Eroberer, schlau berechnend und plötzlich zufahrend wie ein Falke. In seinem Wesen ist etwas von Octavius und Napoleon zugleich. Auf geistreiche Weise läßt Bulwer ihn der jungen Editha begegnen und sein drohendes Bild der jungen zarten Seele einprägen. „Hilda begegnete den blitzenden Augen des Ritters mit einer Stirne, worauf hohe Verachtung nicht ohne leisen Schreck sich abmalte. „Kind, sagte sie, ihre Hand auf Edithens schöne Locken

* Geht wohl silken sail (für flag oder streamer) 1. 4. 7, 37. eternal ear 12. 125. (von dem Ohre Gottes) an?

* Skulda — die Norna, oder das Schicksal, das unsere Zukunft lenkt.

Digitized by Google

legend, „das ist der Mann, den Du nur zweimal in Deinem Leben sehen sollst — blick auf, daß Du ihn Deinem Gedächtniß wohl einprägest!" Editha hob unwillkürlich die Augen, welche, einmal auf den Ritter geheftet, wie durch einen Zauber an ihn gefesselt schienen. Sein Gewand, von so dunklem Karmoisin, daß es neben der schneeweißen Tracht des Bekenners fast schwarz aussah, war mit einem breiten goldgestickten Saume besetzt; sein fester voller Hals, stark und kräftig wie eine Granitsäule, war ganz unbedeckt, und eine kurze Pelzjacke oder Halbmantel, der ihm über die Schultern hing, enthüllte in ihrer ganzen Breite eine Brust, welche dazu gebaut schien, das Vorrücken einer ganzen Armee aufzuhalten, während sich an seinem linken Arme, der zur Stütze für den Falken leicht gebogen war, die starken Muskeln durch den engen Aermel rund und sehnig hervorhoben. An Größe ragte er nur wenig über die jetzige Männerhöhe empor; aber seine Haltung, seine Miene, der Adel seiner großartigen Verhältnisse stachen dermaßen ins Auge, daß er sich unermeßlich über die andern zu erheben schien. Sein Gesicht war übrigens noch merkwürdiger als seine Gestalt; noch in der Blüthe der Jugend, schien er beim ersten Blicke jünger, beim zweiten älter als er wirklich war. Beim ersten Blick jünger, denn sein Gesicht war ganz glatt geschoren, sogar ohne den Schnurrbart übrig zu lassen, wie ihn der sächsische Höfling, als Nachahmung der Normannen, noch immer abzulegen sich weigerte, so daß das glatte Gesicht und der bloße Hals an sich schon genügten, seinem gebietenden eindringlichen Wesen einen jugendlichen Anstrich zu verleihen. Sein kleines Barett ließ die mit kurzem, dickem, ungekräuseltem, aber rabenschwarzem, glänzendem Haar bedeckte Stirne gänzlich unbedeckt, eine Stirne, auf welcher die Zeit ihre Spuren eingegraben hatte, denn sie war in einer Falte über den Augbraunen gerunzelt, und tiefe Furchen kreuzten ihre breite, aber nicht hervortretende Oberfläche. Jene Stirnrunzel verkündete ein jähzorniges Temperament, und die Gewohnheit strengen Kommandos; jene Furchen erzählten von tiefem Nachdenken und einem intriguirenden Geiste, die eine bloß Temperament und zufällige Umstände, die andere, edlere, den Charakter und die Geisteskraft verkündend. Das Gesicht war vierkantig und der Blick löwenähnlich; der Mund, klein und sogar schön im Umriß, bekam durch seine ausnehmende Festigkeit einen düstern Ausdruck, und das Kinn — breit, massig und wie in Eisen gebunden — gab Zeugniß von einem hartnäckigen, erbarmungslosen, entschlossenen Willen; es war ein Kinn, wie es unter Thieren dem Tiger, unter Menschen aber dem Eroberer zukommt — ein Kinn, wie es an den Bildern eines Cäsar, Cortes oder Napoleon hervortritt."

Man sieht unschwer aus diesen wenigen Proben, wie glücklich Bulwer bemüht gewesen ist, den Gestalten einer schon verdunkelten Vergangenheit die lebendigste Frische und Klarheit zu geben. In einer sehr ausführlichen Einleitung hat der Dichter sein Verfahren gerechtfertigt und namentlich auseinandergesetzt, was ihm alles bei der Charakteristik der Hauptpersonen seines Romans vorgeschwebt habe. So sagt er von der riesigen alten Hilda: „Meine Absicht bei Einführung der dänischen Vala hat eben so viel mit der Vernunft, wie mit der Phantasie zu schaffen, indem ich zeigte, welche weit verbreitete düstere Ueberbleibsel der alten Heidenwelt sich noch immer auf dem sächsischen Boden behaupteten, und gegen ihren schließlichen Stellvertreter — den mönchischen Aberglauben ankämpften und kontrastirten. Hilda existirt nicht in der Geschichte; aber ohne die romantische Personifikation dessen, was Hilda darstellt, ließe sich die Geschichte jener Zeit nur unvollkommen verständlich machen." Das ist gewiß sehr richtig, und der Dichter hätte nicht anders verfahren sollen, allein er sollte es dem Leser nicht so gerade heraus sagen. Die poetische Illusion geht nothwendig verloren, wenn uns der Dichter vorzählt, wie er es gemacht habe. Wir wollen die Speise genießen, aber nicht dem Koch zusehen.

---

## Deutsche Alterthümer.

1) Das germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen, dargestellt und erläutert von den Gebrüdern W. und L. Lindenschmit. Mainz, v. Zabern, 1848. Groß 8.

Binnen wenigen Jahren sind eine ziemliche Anzahl alter Todtenfelder ausgegraben worden, zu Fridolfing in Bayern 1837, zu Bel-Air bei Lausanne 1841, zu Nordendorf in Bayern 1843, zu Oberflacht in Württemberg 1846 und zu Selzen in Rheinhessen in demselben Jahre, zu Hallstadt im Salzkammergut und zu Mergelstetten bei Heidenheim 1847 (die letztern sind noch nicht edirt). War auch die Bestattungsart der Todten verschieden, so zeigten doch in allen Gräbern die Waffen und Zierrathen eine merkwürdige Uebereinstimmung, woraus vorläufig der Schluß gezogen werden muß, daß die hier begrabenen wohl sämmtlich einer und derselben Kulturperiode angehört haben, wenn sich dieselbe auch über mehrere Jahrhunderte erstreckt hat.

Was die Funde bei Selzen betrifft, so ist ihre Edition durch die Brüder Lindenschmit höchlich zu loben, sowohl wegen der Genauigkeit und Eleganz der gemalten Abbildungen, als wegen der Gründlichkeit und Unbefangenheit der Beschreibung und Untersuchung. Man fand an demselben Orte zweierlei Gräber, Erd- und Steingräber, oder wie sie hier heißen, Furchen- und Plattengräber. In den erstern liegen die Todten ohne Bedachung geradezu in der Erde, höchstens auf einem Brett, in dem zweiten sind sie von Steinplatten in Sargformen eingeschlossen. Den Unterschied bildet hier wohl nur der Rang und Stand der Todten, keineswegs ein verschiedenes Zeitalter, dem Zeitalter nach unterscheiden wir vielmehr unter den in Deutschland gefundenen Gräbern 1) die ältesten Hügelgräber, worin kein Gerippe, sondern nur Asche und verbrannte Knochen derselben gefunden werden, noch aus dem Broncealter; 2) Hügel, worin schon die Todten nicht mehr verbrannt, sondern beerdigt und zwischen Steinplatten gelegt wurden; 3) Erd- und Steingräber unter der Erde, ohne daß noch ein Hügel darüber wäre aufgeworfen worden; 4) Holzgräber, Beerdigung in rohen Baumstämmen, noch später in Bretersärgen. Eine noch ältere Beerdigungsart, als die unter den Hügeln, ist in echt keltischen Ländern die unter hochaufgethürmten Steindenkmälern, die aber bei uns nicht vorkommen. Die Gräber von Selzen gehören nun nicht der ältern Hügelperiode, auch nicht der spätern Holzperiode an, sondern der mittlern Zeit, d. h. der römischen und der nächstfolgenden Zeit der Völkerwanderung.

Das geht denn auch aus den zahlreichen Funden von Waffen, Geräthen und Schmucksachen hervor, die in den Gräbern bei Selzen vorkommen und mit denen von Nordendorf (noch aus römischer Zeit) und Oberflacht (schon aus der spätern Zeit der Völkerwanderung) übereinstimmen. Die Herren Lindenschmit haben alle diese Dinge vortrefflich abgebildet und genau erläutert. Römische Münzen aus der spätern Zeit, eine mit dem Namen Justinians, fanden sich im Munde mehrerer Todten von Selzen, was deutlich auf das Zeitalter ihrer Beerdigung hinweist. Die stumpfen, breiten aber verhältnißmäßig dünnen zweischneidigen Schwerter von Eisen mit hölzernen Rinden und Birkenbast umflochten kehren in den noch römischen Gräbern von Nordendorf, wie in den spätern von Oberflacht und auch

Digitized by Google

in denen von Selzen wieder. Eben so die Lanzenspitzen und dicken einschneidigen Messer (cultri validi). Eben so die zahlreichen weiblichen Brochen, Fibeln, Schnallen, Haften, Bernstein-, Glas- und Thonkorallen, Kämme; endlich auch die Kupfer-, Thon- und Glasgefäße. Bis auf die kleinsten Verzierungen des eingelötheten Purpurglases oder der kunstreich verschlungenen Filigranarbeiten von Silber weist alles auf dieselben Fabriken, auf die weite Verbreitung der nämlichen Bewaffnung und Kleidung in einer bestimmten Kulturperiode hin.

Sehr löblich ist, was der Verfasser Seite 31 über die unnützen Erbitterungen sagt, in welche die Gelehrten gegen einander gerathen sind, sofern sie, anstatt erst das Resultat vieler Ausgrabungen abzuwarten, sich gleich vom ersten besten Funde haben verleiten lassen, auf eine bestimmte Nationalität der Begrabenen zu schließen, wo denn der eine dieselben Kennzeichen für ausschließlich keltisch, der Andere für ausschließlich germanisch, der dritte gar für slavisch gehalten wissen wollte. Insbesondere haben sich mehrere Ausleger in der keltischen Hypothese gefallen, aber sich gewiß in der Zeit geirrt, denn wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß ganz Deutschland einmal vor Einwanderung der Deutschen von Kelten bewohnt gewesen ist, so gehören doch die Eisenwaffen und byzantinischen Schmucksachen der Grabfelder, welche man gern für keltisch ausgeben möchte, einer Zeit während und nach der Völkerwanderung an, in welcher das alte Keltenthum längst im Römer- oder Germanenthum untergegangen war.

Als echt keltisch können diesseits des Rheins nur die ältesten Steinbeile und die massiven Bronzegeräthe der noch rohesten Arbeit gelten. Wo sich feine Blech- und Drahtarbeiten in Bronze und bereits Eisenwaffen finden, muß man stets auf eine spätere Zeit schließen. Zum Ueberfluß aber kommen bei diesen feinern Metallarbeiten auch ausdrücklich römische Münzen, Waffen und Geräthe vor, oder es verräth sich darin der noch spätere byzantinische Geschmack, so daß wir über das Zeitalter gar nicht in Zweifel seyn können.

Bedenkt man nun, daß die ältere keltische, und wenigstens zum Theil schon germanische, vorrömische Bevölkerung der Donau- und Rheinlande unter den Römern theils ausgerottet, theils durch Kolonisten ersetzt und durchaus in Sprache und Sitte romanisirt, in der Völkerwanderung aber wieder durch die von Ost und Nord her vordringenden Deutschen theils ausgerottet, theils in Sprache und Sitte germanisirt wurde, so daß im Volke keine Spur vom Keltischen mehr übrig blieb, sondern jenseits der Alpen alles romanisirt, diesseits der Alpen alles germanisirt blieb, so muß man vom Keltenthum in einer so späten Periode absehen. Die älteste keltische Tracht und Sitte des Landes hatte wie die Sprache, längst römischen Zuschnitt angenommen. Die Fabrikate mit allen Ornamenten waren römisch-byzantinisch, nur die Eisenwaffen unterscheiden sich durch ihre deutschen Formen von den römischen. Die Glaskorallen scheinen ihren Ausgangspunkt vorzugsweise aus Venedig, dem uralten und noch fortdauernden Sitz der Glasfabrikation genommen zu haben. Die Trinkgläser, die Herr Lindenschmit etwas zu kurz behandelt, sind grünlich gefärbt, sehr dünn und noch auf echt römische Art mit dünnen Glasfäden als Ornamenten übersponnen.

Sehen wir, wie wenig eifersüchtig auf nationale Originalität die deutschen Eroberer im Römerreiche sich die dort vorgefundene Civilisation aneigneten, ohne darum ihre Selbstständigkeit zu verlieren, so darf es uns auch nicht wundern, wenn wir während und nach der Völkerwanderung vom Salzkammergut bis zum Genfersee bei echt deutschen Waffen doch noch Schmuck und Geräthe unter römisch-byzantinischem Einfluß finden. Sehr wahr ist daher, was Herr Lindenschmit Seite 48 bemerkt: „Die Todten unserer Gräber tragen nicht den Charakter reicher Herren über viele Sklaven, wie sie in dem kostbaren Geld- und Silberschmuck anderer ähnlicher Gräber, in eroberten, volkreichen Landstrichen, sich darstellen; sie tragen auch nicht das Ansehen verachteter, entwaffneter Besiegter, sondern es sind wohlhabende, kriegerische Landbewohner, mit Waffen und Werkzeugen des Weinbaues und der Kochkunst ausgestattet, die, nach germanischer Sitte, auf die Pflege ihrer langen Haare hielten, gerne tranken und mit dem wenigen Geld, das sie hatten, Schmucksachen von Bronze, Glas und dünnem Silber aus den gallischen Werkstätten kauften. Dieser Ueberfluß bei Genügsamkeit zeigt uns ein Volk, das den weiten, ersiegten Boden mit eigenen Händen baut. Hier, auf der Scheidelinie zwischen Christenthum und Heidenthum, ist uns keine Wahl gelassen: wir müssen die Franken, wir müssen das Volk Childerichs erkennen, das mit derselben Franziska, wie er selbst, bewaffnet ist. Diese Männer haben die Kriege Fredegundens und Brunhildens gesehen."

## 2) Die Gräber bei Hallstadt im österreichischen Salzkammergut. Von Joseph Gaisberger. Mit 9 lithographirten Tafeln. Linz, gedruckt bei Wimmer auf Kosten des Francisco-Karolinums, 1848.

Ganz ähnliche Funde wie die bei Nordendorf, wie die bei Selzen am Rhein und bei Lausanne. Daher wir mit dem verehrten Verfasser, dem wir für seine genaue und umfassende Berichterstattung nebst vielen treuen Abbildungen dankbar verpflichtet sind, insofern nicht einverstanden seyn können, als er von der keltischen Hypothese ausgeht. Es kann allerdings kein Zweifel seyn, daß das Land ehemals von Kelten bewohnt war, wie noch viele Ortsnamen beweisen. Allein die Zeit und Bildungsstufe, aus welcher die feinern Blech- und Filigranarbeiten hervorgingen, kann nicht mehr als eine keltische bezeichnet werden. Sie gehört schon dem römischen und germanischen Einfluß an.

Auch bei Hallstadt lagen die Todten in sogenannten Furchengräbern, d. h. frei in der Erde. Statt der Leichen fand man ausnahmsweise einigemal Gefäße mit Asche und Ueberresten verbrannter Knochen, so daß man hier ein anschauliches Beispiel vor Augen hat, wie dem Brandalter das Grabalter unmittelbar gefolgt ist und wie noch auf demselben Bestattungsplatze beide Bestattungsarten gewechselt haben, ohne daß in Bezug auf die den Todten mitgegebenen Geräthe eine Aenderung vorgegangen wäre. Vielmehr gehören diese Mitgaben, wie sie sich bei der Asche oder bei ganzen Gerippen finden, im Allgemeinen noch derselben Kulturperiode an; namentlich die Bronze ist ganz in derselben Feinheit bearbeitet hier wie dort. Durch diesen schönen Fund wird bestätigt, was wir auch anderwärts wahrgenommen haben, sofern wir hier in Hügelgräbern, dort in Platten- und Furchengräbern doch immer ganz ähnliche Dinge fanden. Ref. öffnete im Jahr 1846 die Todtenbäume von Oberflacht, die in eine sehr späte Zeit, vielleicht ins 6te oder 7te Jahrhundert fallen, und 1847 die Todtenhügel von Mergelstetten, in denen alle Todte verbrannt waren und die offenbar einer frühern Zeit angehören, aber in beiden Todtenstätten fanden sich, wie auch in Nordendorf, Selzen und Lausanne, dieselben hohlen und massiven Bronzeringe, Messer und Lanzenspitzen von Eisen rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 44.** Dienstag den 19. Juni 1849.

## Mährchen.

1) H. C. Andersen gesammelte Mährchen. Mit 112 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. Leipzig, Lorck, 1849.

2) H. C. Andersen gesammelte Mährchen. 12—15ter Band von Andersens Werken. Neue Mährchen, 31r Band derselben (ohne Illustrationen). Daselbst, 1848.

Wir haben bereits 1845 Nr. 13 und 1846 Nr. 20 die ersten deutschen Ausgaben dieser lieblichen Mährchen des dänischen Dichters unsern Lesern empfohlen. Die vorliegenden neuen vermehrten Ausgaben, unter denen besonders die illustrirte sich durch ihre vielen hübschen Bilder empfiehlt, beweisen den steigenden Antheil, den Deutschland an Andersen nimmt. Er verdient ihn auch. Ohne daß wir gerade allen kleinen Capricen seiner Phantasie oder allen Weichlichkeiten seiner Empfindung huldigen möchten, erkennen wir doch in ihm einen Dichter, der unserm deutschen Callot-Hoffmann würdig zur Seite steht, hauptsächlich in Bezug auf das Kindermährchen. Wenn die meisten Dichter ihre Grundstimmung im Jünglingsalter erhalten, einige Wenige erst im späteren Mannesalter und einige Andere schon im Kindesalter, so gehört Andersen zu den letztern. Das Beste was er geschrieben hat, ist in die Illusion des Knaben zurückdatirt, wenn auch das Bewußtseyn des reifern Alters und eine feine Ironie darüber schwebt. Mit derselben Klarheit und Tiefe bringt er uns die innere Welt des Kindes zur Anschauung, wie Bogumil Goltz in seinem Buch der Kindheit. Aber wie sehr wir auch diese Gabe des Mannes, wieder als Kind zu denken, zu fühlen und zu schauen, bewundern müssen, so können wir doch kaum die Frage unterdrücken, ob solche junge Erscheinungen nicht ein Zeichen des Altwerdens unserer Literatur sind? Man bemerkt auch im gemeinen Leben, daß bei Greisen die Erinnerung an die ersten Jugendjahre wiederkehrt. Wenn die Gegenwart keinen festen Grund hat, träumt man sich in die goldene Zukunft oder ins goldene Alter der Kindheit zurück. Deutsche Männer dichten wie Kosmopoliten der kommenden Jahrhunderte oder wie Griechen, Inder, wie Dichter des alten Orients, des Mittelalters und aller möglichen vergangenen Zeiten; und aus demselben Grunde dichten Männer wie Weiber, Weiber wie Männer und beide wie Kinder. Sappho wollte nur ein liebendes Weib seyn, wie alt mußte die Poesie werden, bis Bettina ein Kind seyn wollte.

Einen guten Theil der einzelnen uns hier vorliegenden Mährchen haben wir schon in unsern frühern Anzeigen besprochen und darin das echt Kindliche, die sinnige, oft tiefe Bedeutung, den leichten Humor und überall den Zartsinn bewundert. Unter den neu hinzugekommenen sind wieder sehr schöne und eigenthümliche. Im Däumelinchen läßt der Dichter einen weiblichen Däumling, ein zartes elfenartiges kleines Mädchen wie den Gulliver im Riesenlande im gemeinen Grase einen hohen Wald, in Käfern und Schmetterlingen rc. große und gewaltige Thiere sehen. Sie setzt sich auf ein Blatt, bindet einen schönen weißen Schmetterling davor und fährt mit ihm auf dem Wasser. „Da kam ein großer Maikäfer angeflogen, der erblickte sie und schlang augenblicklich seine Klauen um ihren schlanken Leib und flog mit ihr auf den Baum. Das grüne Blatt schwamm den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war an das Blatt festgebunden und konnte nicht von dem Blatte loskommen. Gott, wie war das arme Däumelinchen erschrocken, als der Maikäfer mit ihr auf den Baum flog. Aber hauptsächlich war sie wegen des schönen weißen Schmetterlings betrübt, den sie an das Blatt festgebunden hatte; im Fall er sich nun nicht befreien könnte, müßte er ja verhungern. Allein darum kümmerte sich der Maikäfer gar nicht. Er setzte sich mit ihr auf das größte, grüne Blatt des Baumes, gab ihr das Süße der Blumen zu essen und sagte, daß sie so niedlich sey, obgleich sie einem Maikäfer durchaus nicht gliche. Später kamen alle andern Maikäfer, die im Baume wohnten, und machten Visite; sie betrachteten Däumelinchen, und die Maikäfer-Fräulein rümpften die Fühlhörner und sagten: „Sie hat doch nicht mehr als zwei Beine; das sieht erbärmlich aus!" „Sie hat keine Fühlhörner!" sagte eine Andere. „Sie ist so schlank in der Taille; pfui! sie sieht wie ein Mensch aus! Wie sie häßlich ist!" sagten alle Maikäferinnen, und doch war Däumelinchen so niedlich. Das erkannte auch der Maikäfer, der sie geraubt hatte. Aber als alle die Andern sagten, sie sey häßlich, glaubte er es zuletzt auch und wollte sie gar nicht haben; sie könne gehen, wohin sie wolle. Nun flogen sie mit ihr den Baum hinab und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da weinte sie, weil sie so häßlich sey, daß die Maikäfer sie nicht haben wollten, und doch war sie das Lieblichste, was man sich denken konnte, so fein und zart, wie das schönste Rosenblatt. Den ganzen Sommer über lebte das arme Däumelinchen ganz allein in dem großen Walde. Sie flocht sich ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem Kleeblatte auf, so war sie vor dem Regen geschützt; sie pflückte das Süße der Blumen zur Speise und trank vom Thau, der jeden Morgen auf den Blättern stand. So vergingen Sommer und Herbst, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter." Eine Feldmaus erbarmte sich ihrer und nahm sie in ihre unterirdische Wohnung mit sich, wo sie als Magd dienen mußte, bis der Frühling wieder kam und eine Schwalbe sie ins Land der Blumenengel brachte, wo sie bleiben konnte. Dieses kleine Mährchen ist ganz im Kindessinne gedacht und der vergrößernde Maßstab,

Digitized by Google

den es an alles anlegt, ist ganz aus der Kinderphantasie gegriffen. Eben so unter den neuesten Mährchen Andersens eins, worin das Leben der Schnecken unter einem großen Klettenblatte und unter dem Donner des darauf fallenden Regens gar phantastisch geschildert wird.

Sehr ergötzlich ist das Mährchen vom standhaften Zinnsoldaten, genau in demselben Humor gedichtet, wie die bekannten Kindermährchen Callot-Hoffmanns vom Nußknacker ꝛc. Ein bleierner Soldat mit einem steif aufgehobenen Beine unbeweglich immer marschirend sieht dem nächtlichen Spuk im Zimmer mit bleierner Kälte zu, ein dadurch geärgerter Kobold oder der Zugwind wirft ihn Morgens zum Fenster hinaus. Er steift sich in der Erde auf, bleibt aber auch in der Luft schwebend noch standhaft. Kinder finden ihn, bauen ihm ein kleines Floß und lassen ihn die Gosse hinabfahren. So fährt er weiter bis in einen Fluß hinein. Da verschlingt ihn ein Fisch, derselbe Fisch wird gefangen und in dem Hause geschlachtet, aus dem der bleierne Soldat ursprünglich gekommen war. Als man den Fisch aufschneidet, erkennen die Kinder ihren alten Soldaten wieder und auch er erkennt mit Rührung die Tänzerin mit steif aufgehobenem Beine wieder, der er früher gegenüber gestanden. — Als Pendant dazu gibt Andersen in seinen neuesten Mährchen die Geschichte eines andern bleiernen Soldaten, den ein Knabe einem einsam in einem alten Hause wohnenden Greise gutmüthig zur Unterhaltung schenkte. Der Greis, gerührt durch das treuherzige Benehmen des Knaben, lud ihn zu sich ein und der Knabe bewunderte die eigenthümliche Einrichtung des alten Hauses. Lange Jahre nachher aber, als das Haus abgetragen und in einen schönen Garten verwandelt war, den der jetzt zum Mann gereifte Knabe mit seiner Gattin bewohnte, fand er den bleiernen Soldaten wieder und erkannte ihn noch.

Je unpoetischer ein Gegenstand an sich zu seyn scheint, um so lieber wählt ihn Andersen, um ihn durch die kindliche Einbildungskraft zum Wunder zu erheben. So wird eine alte Straßenlaterne zur Wunderlampe wie in tausend und einer Nacht, das gemeine Feurezeug eines Soldaten deßgleichen wie im Mährchen von Aladdin; endlich sogar ein Schwefelhölzchen. Diese Geschichte ist rührend. Ein kleines Mädchen, verwaist und bettelarm, kauert sich in kalter Winternacht in die Ecke eines Hauses und hat nichts, sich zu erwärmen, als ein Schwefelhölzchen, das sie in ihrer Noth anzündet und bei dessen Schein sie eine Wunderwelt erblickt, aus der sie nicht wieder erwacht. „Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erstarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen konnte ihr gar wohl thun, wenn sie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Rrscht! wie sprühte, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein Lichtchen, als sie die Hände darüber hielt; es war ein wunderbares Lichtchen! Es schien wirklich dem kleinen Mädchen, als säße sie vor einem großen, eisernen Ofen mit polirten Messingfüßen und einem messingenen Aufsatze. Das Feuer brannte so gesegnet, es wärmte so schön; die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen; — doch — da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Ueberreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand. Ein zweites wurde an der Wand abgestrichen; es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier: sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Auf dem Tische war ein schneeweißes Tischtuch ausgebreitet, darauf stand glänzendes Porzellangeschirr, und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzusehen war: die Gans hüpfte von der Schüssel herunter und wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, bis zu dem armen Mädchen hin. Da erlosch das Schwefelhölzchen, und es blieb nur die dicke, feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da saß sie nun unter dem herrlichsten Christbaume; er war noch größer und geputzter, als der, den sie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte. Tausende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie an Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte ihre Hände danach aus: da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher; sie sah sie jetzt als Sterne am Himmel; einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen. „Jetzt stirbt Jemand!“ dachte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die Einzige, die sie lieb gehabt hatte, und die jetzt gestorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporsteigt. Sie strich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell, und in dem Glanze stand die alte Großmutter so klar und schimmernd, so mild und liebevoll. „Großmutter!“ rief die Kleine. „O! nimm mich mit! Ich weiß, Du entfernst Dich, wenn das Schwefelhölzchen erlischt; Du verschwindest, wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ Und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn sie wollte die Großmutter recht fest halten. — Und die Schwefelhölzchen leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde, als mitten am Tage; die Großmutter war nie früher so schön, so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme, und Beide flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch; und dort oben war weder Kälte, noch Hunger, noch Angst — sie waren bei Gott. Aber im Winkel an die Mauer gelehnt, saß in der kalten Morgenstunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lächelndem Munde — erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrssonne ging auf über der kleinen Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat sich erwärmen wollen!“ sagte man. Niemand ahnte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.“ Dieß ist wohl das zarteste unter allen Mährchen Andersens.

Verwandt damit ist unter den neuen Mährchen „die Geschichte von einer Mutter.“ Einer Mutter stirbt ihr Kind, sie folgt dem Tode, der es fortträgt und will nicht von ihm lassen. Es ist ohne Zweifel dem indischen Gedicht Sawitri nachgebildet, in welchem eine Frau dem Tode folgt, um ihm den geliebten Gatten wieder zu entreißen. In jenem indischen Gedicht siegt das treue Weib und der Tod gibt ihr nach. Andersen hat seinem Mährchen eine andere Wendung gegeben, der Tod behält hier seine Beute.

Im Mährchen vom Flachs sind die Leiden geschildert, die sich derselbe unter der Hechel, am Spinnrad, unter dem Webstuhl, unter der Nähnadel ꝛc. endlich wieder in seiner Behandlung als Papier gefallen lassen muß. Das Motiv ist nicht neu. Ein anderes verwandtes Mährchen, die Geschichte des Halskragens, zieht noch weniger an.

Im Mährchen „der Schatten“ hat Andersen Chamissos Peter Schlehmihl nachgeahmt. Bekanntlich verkauft Schlehmihl seinen Schatten dem Teufel. Andersen faßt die Sache etwas anders auf. „Eines Abends saß der Fremde auf seinem Altan; in der Stube gerade hinter ihm brannte ein Licht, und so war es ganz natürlich, daß sein Schatten auf die Wand des gegenüberstehenden Hauses fiel; ja, da saß er gerade zwischen den Blumen auf dem Altan; und wenn der Fremde sich bewegte, dann bewegte sich auch der Schatten. — „Ich glaube, daß mein Schatten das einzige Lebendige ist, was man da drüben sieht,“ sagte der gelehrte Mann. „Sieh, wie hübsch er dort zwischen den Blumen sitzt; die Thür steht nur angelehnt; nur sollte der Schatten so

Digitized by Google

gescheidt seyn und hineingehen, sich drinnen umsehen und dann zurückkommen und mir erzählen, was er da gesehen. Ja, Du würdest Dich dadurch nützlich machen, sagte er wie im Scherz. „Sey so gut und tritt hinein! Nun, wirst Du gehen?“ Und dann nickte er dem Schatten zu und der Schatten nickte wieder. „Nun, geh nur, aber bleibe nicht ganz weg!“ Und der Fremde erhob sich, und der Schatten auf dem Altan gegenüber erhob sich auch, und der Fremde kehrte sich um und der Schatten kehrte sich ebenfalls um; ja, wenn Jemand genau darauf Acht gegeben hätte, so hätte er es deutlich sehen können, wie der Schatten gerades Weges durch die halbgeöffnete Altanthür des gegenüberliegenden Hauses in demselben Augenblicke hineinging, wo der Fremde in seine Stube zurückkehrte und den langen Vorhang herabfallen ließ. Am nächsten Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und die Zeitungen zu lesen. „Was ist das?“ sagte er, als er in Sonnenschein kam. „Ich habe ja keinen Schatten mehr! So ist er also wirklich gestern Abend fortgegangen und nicht zurückgekommen; das ist ja recht verdrießlich!“ Vergebens suchte er den Schatten, sah ihn auch Abends wieder an jenem Hause, konnte ihn aber mit aller Mühe nicht mehr zu sich locken. Erst nach vielen Jahren kam einmal ein magerer fein gekleideter Herr zu ihm: Kennen Sie mich nicht mehr? nein! kennen Sie Ihren alten Schatten nicht? Kurz es ist der Schatten, der ihm erzählt, in jenem Hause hinter jenem Blumenaltan habe die Poesie gewohnt, zu ihr sey er gekommen, bei ihr habe er so lange glückliche Tage gehabt. Der Gelehrte kann nun nicht ruhen, auch er will die Poesie kennen lernen und der Schatten führt ihn wirklich bei ihr ein, indem er ihn für seinen Schatten ausgibt. Also als Schatten des Schattens. Doch nein, so hätte Andersen vielleicht dichten sollen. Er gibt der Sache aber eine andere, weniger befriedigende Wendung. Der Schatten bleibt bei dem Gelehrten, sie machen Brüderschaft, sie reisen zusammen, sie kommen in ein vielbesuchtes Bad. Dort ist eine Prinzessin, in die sich der Schatten verliebt und als der Gelehrte ihm lästig wird, läßt er denselben heimlich hinrichten und vermählt sich als Schattenprinz mit der Prinzessin.

---

## Lyrische Dichtkunst.

H. Hertz gesammelte Gedichte. Im Versmaß des dänischen Originals übersetzt von Emanuel Bendix. Leipzig, Lorck, 1848.

Eine kleine Sammlung, nur 85 Seiten stark. Der dänische Dichter hat die ganze antik-romantische Sentimentalität des Südens in sein nordisches Herz einziehen lassen und von der alten metallenen Härte der Sagas und Kämpeviser ist nichts darin zurückgeblieben. Im ersten einleitenden Gedicht stellt er sich als ein empfindsamer Anakreon dar, der in weißen Haaren der verlornen Jugend nachweint und gern noch Rosen pflücken und mit Mädchen spielen möchte:

> O, Knabe! wär' mein Auge heiß
> Wie Deins von Wein und Scherz!
> O, lächelt' in der Mädchen Kreis
> Die schönste mir, die Dir jetzt leis
> Die Hand gedrückt, — o wär' nicht weiß
> Mein Haar, und jung mein Herz!
>
> Herab mit jenem Epheukranz,
> Der Deine Locken schmückt!
> Auf meinen kahlen Scheitel pflanz'
> Der Blätter Zier, und sing' und tanz'!
> Von Deines Lenzes Sonnenglanz
> Sey auch mein Herbst erquickt.
>
> O, Bilder auf dem güld'nen Grund!
> Entschwundner Tage Glanz!
> Was gäb' ich, ach! für eine Stund'
> Des Leichtsinns, an dem Rosenmund,
> Im Arm des Liebchens ruhend, und
> Für einen Jugend-Tanz!
>
> Umsonst sprech' ich dem Alter Hohn! —
> Dieß war die letzte Lust.
> Des Lebens Täuschung ist entfloh'n ꝛc.

Diese sentimentale Auffassung ist keine glückliche. Der echte antike Anakreon war nicht weinerlich, sondern muthwillig, aber geistreich, satyreek mit Grazie, worin ihn Wieland am feinsten nachgeahmt hat. Die Weinerlichkeit steht Greisen am übelsten, besonders wenn ihrer Trauer nichts Edles an sich hat. — Im folgenden Gedicht ahmt der dänische Dichter die deklamatorischen Wohlklänge südlicher Balladen nach und überschreibt es auch: der Troubadour.

> O, hohe Frau! Du schweigest und Deine Thräne rinnt,
> Und meine Lieder flattern, wie dürres Laub im Wind, —
> — Ich sang von Zephyrszittern,
> Von jungen Liebesrittern, —
> Von deinem trüben Sinne zurückgeprallt sie sind.
>
> Was willst Du, daß ich singe? Von Liebesglück und Noth?
> Von Blanchefloren's Liebe und ihrem frühen Tod?
> Vielleicht von meiner Muse
> Clemenza von Toulouse?
> Treu bis zum Tod bewahr' ich von ihr dieß Blümchen roth.
>
> „— Sag', Troubadour, was ist es, das her zur Burg Dich zieht?
> In meiner Schwermuth Flamme gießt Oel doch nur Dein Lied.“
> — Den Kummer zu bezwingen,
> O, hohe Frau, erklingen
> Vor Dir der Cither Töne, daß flugs Dein Leid entflieht ꝛc.

Dann folgen kleine Gelegenheitsgedichte, ein Lied auf die Schlacht auf der Rhede zwischen den Dänen und Nelson bei Kopenhagen im Jahr 1801; einige subjektive Gedichte vom Dichterloos und Dichterleiden. Der Kummer im Dichterherzen wird einem sein buntes Gespinnst entfaltenden Seidenwurm verglichen:

> In jedem Menschenherzen
> Wohnt, bis das Leben schwindet,
> Ein still verborgner Kummer,
> Der heimlich dort sich windet.
>
> Er ruhet tief im Busen
> Gleich einem Wurm und naget.
> Stumm ist er gleich dem Wurme,
> Der, lautlos, nimmer klaget.
>
> — Es spinnt der Wurm bei Tage,
> Wie in der Nächte Schweigen,
> Um aus der Hülle später
> Als Schmetterling zu steigen.
>
> Daß Psyche, die Phaläne,
> Der Hülle einst entschwebe,
> Spinnt Tag und Nacht im Herzen
> Der Wurm an dem Gewebe.

Digitized by Google

Der Kummer ist in Allem,
Was irdisch ward begonnen:
Im Dichterwort, in Tönen,
In Farben eingesponnen ꝛc.

Einige Lehrgedichte in Schillers Manier handeln von Natur und Kunst und von der Liebe:

Es schwebt ein Genius mit uns durch's Leben,
Der mit uns lächelt, wenn das Herz sich freu't;
Der mild dem Hasse wehrt das Haupt zu heben,
Der, wenn wir leiden, sanften Trost uns beut.
Was wir auch glauben, hoffen und erstreben,
Das Räthsel löst nur er der Ewigkeit.
Er ist das Herz im großen Weltenkreise,
Und selbst im kleinsten Theil pulsirt er leise.

Er nennt sich Liebe ꝛc.

Genug, man wird aus diesen kleinen Anführungen ungefähr die poetische Tragweite dieses dänischen Genies ermessen können.

## Politische Literatur.

Die Bewegung des Socialismus und Humanismus unserer Tage. Mit besonderer Beziehung auf Deutschland und die Literatur der letzten Jahre daselbst. Repertorium der socialen Literatur. Bautzen, Weller, 1848.

Eine nicht eben umfangreiche Broschüre, die aber eine gute Uebersicht über die gesammte socialistische Literatur darbietet. Indem darin fast alle einschlagenden Bücher namhaft gemacht sind, wird von den wichtigsten auch der Inhalt kurz angegeben. Der Verfasser gehört selbst der socialistischen Richtung an.

Der Engländer Richard Owen eröffnet den Reigen, sofern er zuerst über und für das industrielle Proletariat geschrieben hat. Er verlangte schon Abschaffung des Privateigenthums und Organisation der Gesellschaft in Familien von 2—3000 Personen. — Ihm folgten in Frankreich die berühmten Schwärmer St. Simon, ein philosophischer Graf, und Fourier, ein eben so genialer als exaltirter Handlungscommis. Der Unterschied in den Systemen dieser Denker wird hier kurz erörtert und der große Einfluß nachgewiesen, den sie geübt haben. Insbesondere wird auch hervorgehoben, wie beide sich dem Spiritualismus (ein sonderbarer Druckfehler S. 20 macht daraus Sensualismus) des Christenthums entgegensetzten. Die St. Simonisten machten sich lächerlich und brachten sich den Untergang durch die bei ihnen vorherrschende Neigung, das Weib zu emancipiren. Der Fourierismus aber breitete sich wie ein Baum in starken neuen Aesten aus. Zunächst zweigte sich von ihm das kommunistische System Cabets ab. Der Verfasser weist nach, wie alle diese Systeme noch immer zu einseitig die absolute Gleichheit der Menschen festhielten und der persönlichen Freiheit viel zu wenig Rechnung trugen. Sie sahen in der Gleichstellung aller das einzige Mittel, alle gleich sehr zum Genuß der Erdengüter und der allgemeinen Menschenrechte zu befähigen, aber sie legten damit auch allen einen gewaltigen Zwang auf, sie pferchten die Menschen ein, wie die Schafe.

Die persönliche Freiheit erhielt ihre Berücksichtigung erst durch Proudhon (Buchdruckergehülfe), der die bisherige bloß philosophische Sekte dadurch auch fähig machte, eine politische Partei zu werden. Die Verbindung der Socialisten und Kommunisten mit den Demokraten wurde nun bald inniger, ihr bedeutendster Verbindungspunkt aber Louis Blanc. Ihre Klubs gewannen von nun an auch durch neue Journale immer bedeutenderen Einfluß. Wie sich derselbe in der Revolution des Jahres 1848 kund gegeben, haben wir erlebt.

Von Frankreich geht die Betrachtung zu den Nebenländern über, zuerst nach Belgien, wo Barthel, Jottrand und Kats als Propagandisten des französischen Socialismus aufgetreten sind; nach England, wo die Chartisten unter O'Connor ähnliche Ziele verfolgen, und nach Nordamerika, wo man in einigen Kolonien die Systeme Owens und Fouriers praktisch anzuwenden versucht hat, — vereinzelte Erscheinungen, welche nirgends Nachahmung gefunden noch großes Aufsehen erregt haben.

In Deutschland wurde die socialistische Idee nicht selbstständig ausgebildet, sondern nur von Frankreich her adoptirt. Der erste bedeutende socialistische Schriftsteller unter uns war der bekannte Schneidergesell Weitling, der in der französischen Schweiz in Handwerksburschenklubbs von französischen Socialisten in die Schule genommen worden war. An ihn schlossen sich bald andere gleichgesinnte Schriftsteller an, Lüning, Stromeyer, Treichler, Marr, Weill, Püttmann ꝛc. Die Sekte trat aber, wie in Frankreich, so auch in Deutschland bald nach zwei Seiten hin in Beziehungen theils zu der widerchristlichen, theils zu der politisch demokratischen Partei. Gleichzeitig mit Weitlings socialistischen Schriften wurden in der Schweiz die irreligiösen Schriften von Bruno Bauer und Feuerbach gedruckt. Die Lichtfreunde, die in Sachsen auftauchten, waren wenigstens zum Theil auch der socialistischen Reform geneigt. Am thätigsten aber war Arnold Ruges Zeitschrift, den irreligiösen und demokratischen Fanatismus zugleich mit dem socialistischen zu verbinden. In ganz ähnlicher Richtung schrieb Heinzen seine berüchtigten Pamphlete und Fröbel sein System der socialen Politik. Hieher gehören ferner Jordan, Bayrhoffer ꝛc. Die Journalisten Struve, Julius, Oppenheim, Fickler ꝛc.

Mit Recht zieht der Verfasser auch die socialistische Poesie herbei, und nennt eine lange Reihe von Dichtern, die für die erträumte allgemeine Menschheitsreform in mehr oder weniger guten Versen geschwärmt haben, Beck, Meißner, Püttmann, Herwegh, Freiligrath, Ullrich, Leopold Schefer, Jordan ꝛc. Er hätte vor allen Sallet nennen sollen. Dann die zahllosen, meist obscuren Romanschreiber, welche die Welt jetzt mit Dorfgeschichten, Leinewebergeschichten, Polizeigeschichten, kurz mit grassen Schilderungen des Proletariats und seiner Leiden überschwemmen. Bemerkenswerth ist, daß noch kein deutscher Enthusiast ein Ideal ausgedacht hat, wie Cabets Icarie. Sie bewegen sich alle nur in der Negation, in der Klage oder Verwünschung, etwas Positives wissen sie aber mit poetischem Geiste nicht zusammenzufassen.

Die betreffende Literatur ist noch nicht zum Abschluß gekommen, ein erschöpfendes Urtheil über sie wird also erst später zu fällen seyn. Der Verfasser, selbst dem Socialismus huldigend, sieht in dieser Literatur auch die höchste Blüthe des Zeitgeistes. Wir im Gegentheil sehen in ihr nur die vorübergehende Fiebergluth während einer an sich ganz heilsamen Krisis der kranken Gesellschaft. Für den vierten Stand wird besser gesorgt werden, seine gerechten Ansprüche werden befriedigt werden, aber nicht auf so phantastische und unmögliche Weise, wie in den phalansteries.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

**Nr. 45.** Sonnabend den 23. Juni 1849.


## Geschichte.

Der Zug Hannibals über die Alpen. Zur Rechtfertigung der Darstellung des Livius. Von Prof. Dr. Rud. Rauchenstein. Als (Oster-) Programm der Aargauischen Kantonsschule. Aarau, Sauerländer, (1849). 4.

Eine nur kurze Abhandlung, worin aber, mit Lachmann zu reden, die „reinliche Forschung" einen Triumph feiert und einen oft besprochenen und bestrittenen Gegenstand endlich völlig ins Klare setzt.

Welchen Weg Hannibal über die Alpen genommen habe, als er von Spanien aus den Landweg über Italien einschlug, darüber ist sehr viel geschrieben worden, gelegentlich in größern geschichtlichen und geographischen Werken, aber auch in selbstständigen, einzig diesem Gegenstande gewidmeten Schriften. Solche Monographien schrieben die Franzosen Melville und de Luc, die Deutschen Ukert in einer besondern Zugabe zu seiner Geographie der Griechen und Römer, Zander, Herzog (und der von Herrn Rauchenstein nicht erwähnte Ferdinand Heinrich Müller, Berlin 1830). Außerdem kommen die Ansichten in Betracht, die von Millin in dessen Beschreibung von Savoyen, von Mannert, Berghaus, Bütz in deren geographischen Werken, von Niebuhr in der römischen Geschichte 2c. entwickelt sind.

Als Quelle dienen Polybius und Livius. Der erstere stand dem Zeitalter Hannibals noch näher, dem Schauplatz aber ferner. Der Grieche Polybius kannte das zu seiner Zeit noch nicht von den Römern besetzte Alpenland, wie aus allem hervorgeht, viel weniger, als Livius, der in Oberitalien, am Fuße der Alpen und in einer Zeit geboren war, in welcher das ganze Alpenland den Römern schon unterworfen war. Livius bleibt in seiner Darstellung dem Polybius treu, ergänzt aber dessen Dunkelheiten aus andern Quellen und eigener Kenntniß des Gebirgs. Anstatt aber von der Glaubwürdigkeit des Livius in seiner Uebereinstimmung mit Polybius auszugehen, sind viele Gelehrte der Meinung gewesen, er habe die Erzählung seines Vorgängers verfälscht und so brachten sie erst einen Unterschied zwischen beiden Quellen und eine Verschiedenheit des Weges auf, den Hannibal eingeschlagen haben sollte. Die nämlich dem Livius seine Glaubwürdigkeit absprachen und ausschließlich die weniger klaren Worte des Polybius in ihrer Weise zu deuten suchten, nahmen an, Hannibal sey auf dem möglichst weiten Umwege nordwärts über den kleinen Bernhard gegangen (so Melville, de Luc, Niebuhr, Bütz, Berghaus, Zander, Müller). Andere zogen den etwas nähern Weg über den Mont Cenis vor (Millin, Mannert, Ukert). Nur zwei Gelehrte hielten sich streng an Livius und zogen demnach den nähern Weg entlang der Durance über den Mont Genever vor, Herzog und Letronne (gegen de Luc im Journal des savans 1819. I.), denen sich nun auch Rauchenstein in der Hauptansicht anschließt, indem er den Gegenstand mit noch mehr erschöpfender Genauigkeit und Klarheit behandelt, Schritt vor Schritt den beiden Quellenschriftstellern und der Gebirgskarte folgend.

Hannibal kam jenseits der Alpen zuerst zu den Taurinern, was auch durch eine Stelle bei Strabo IV. S. 209 bestätigt wird. Wir haben damit den bestimmten Zielpunkt Turin und es frägt sich nur, auf welchem der verschiedenen Alpenpässe, die aus dem weiten Rhonethale dahin führen, Hannibal gegangen ist? Des Polybius Erwähnung eines Flusses und weißen oder kahlen Felsen, worauf Einige die Hypothese eines Marsches durch das obere Rhonethal haben gründen wollen, erläutert gar nichts, da es Flüsse und kahle Felsen in jedem Alpenthale gibt. Die Frage, warum Hannibal nicht den nächsten Weg nahm, erklärt sich aus einer sehr natürlichen Politik. „Zuerst zieht Hannibal, wie Livius angibt, um nicht in Gallien schon mit den Römern zusammenzutreffen,* von der Rhoneinsel, wo Scipio stand, sich weiter entfernend, vier Tagmärsche stromaufwärts, bis er in die Nähe der Halbinsel zwischen Isère und Rhone gelangt. Hier schlichtet Hannibal zwischen den Allobrogen, die ihren Hauptsitz zwischen Rhone und Isère hatten, einen Bruderzwist. Dadurch macht er sich den unterstützten König geneigt, der dem Carthagischen Heere die nöthige Bekleidung und gute Führer herbeischafft. Die folgende Stelle des Livius hat den meisten Streit veranlaßt. „Sedatis Hannibal certaminibus Allobrogum cum iam Alpes peteret, non recta regione iter instituit, sed ad laevam in Tricastinos flexit. inde per extremam oram Vocontiorum agri tendit in Tricorios haud usquam impedita via, prius quam ad Druentiam flumen pervenit." Daß man der Rhone nach aufwärts marschirend, dann links sich wendend zu den Alpen gelange, das konnten die Erklärer des Livius nicht begreifen, und darum schlug schon Glarean „ad dextram." Lipsius „a laeva" vor und Drakenborch meint, daß der Sinn „ad dextram" erfordere, wiewohl alle Manuscripte „ad laevam" geben; endlich glaubt Streith,

* Man hat mit Unrecht diesen Grund bestritten, wahrscheinlich weil ihn Polybius nicht vorbringt. Doch macht gerade er es theilweise begreiflich, warum Hannibal zuerst nördlich, dann aber, als Scipio unterdessen die Küste verlassen hatte, wieder südöstlich zu den Cottischen Alpen zog. Keineswegs aus Furcht vor den Römern handelte Hannibal so, sondern weil es nicht in seinem Plane lag, die Römer anderswo und früher anzugreifen als in Italien selbst. Nur dort führte ihm ein Sieg Bundesgenossen zu; hier hätte er sein Heer ohne Nutzen geschwächt und mit Verwundeten den Zug belästigt.

Digitized by Google

dem Hand u. a. folgen, „ad laevam" lasse sich begreifen, wenn man sich die Richtung des Weges von Italien aus denke, was nicht angeht und keiner Widerlegung bedarf. Am nächsten kommt Fabri der allein richtigen Erklärung, indem er sich aus der nordöstlichen Lage der Tricastiner das ad laevam erklärt, aber zu wenig aus der Stelle selbst argumentirt. Es kommt alles darauf an, daß man „quum iam Alpes peteret" recht übersetze und die Worte „non recta regione" gehörig beachte. Livius sagt nämlich: Obwohl das nächste Ziel seines Marsches bereits die Alpen waren (und man daher hätte erwarten sollen, daß er in gerader, d. h. in östlicher oder ostsüdöstlicher Richtung zu denselben marschire), so zog er doch nicht auf diesem kürzesten Wege, sondern südlich der Isère nach aufwärts mehr gegen ONO., um dann im Tricastinischen (in der Gegend von Grenoble) angelangt, ganz nach Süden sich wendend durch das Dracthal an die Druentia zu kommen. War also OSO. für Hannibal die gerade Richtung, so wich er mit ONO. offenbar ad laevam ab. Vielleicht trug zum Mißverständniß dieser Stelle nicht wenig die vorgefaßte Meinung bei, daß Hannibal in die Halbinsel hinein und von da über den kleinen oder großen Bernhard gezogen sey, in welchem Falle er allerdings „recta regione per Tricastinos" zu den Alpen gekommen seyn würde und der Ausdruck „ad laevam" widersinnig wäre. Indem diese Stelle wieder beweist, wie wenig man es bedacht hat, daß Livius auf der einen Seite sich streng an seinen in strategischer Hinsicht wohl unterrichteten Vorgänger halten, anderseits aber, wo nur seine bessere Landeskenntniß entschied, selbstständig gehen und stillschweigend den Polybius berichtigen könne, wirft sie zugleich ein helles Licht über den weitern Zug des Hannibal von der Rhone an und zeigt deutlich, daß man nicht an die grajischen Alpen (kleinen Bernhard und Cénis), sondern an die südlich daran stoßenden Cottischen (Genèvre) zu denken habe, weil nur diese von dem Unterlaufe der Isère aus in OSO. liegen."

Als Station ist dea Vocontiorum (jetzt Diè) wichtig, um die Richtung ins Dracthal zu bezeichnen.

Den Uebergang über die Durance setzt Herr Rauchenstein nach Embrun, wohin Hannibal nothwendig gelangen mußte, wenn er aus dem Dracthal kam und wo noch jetzt die Hauptstraße überführt: „Hannibal ab Druentia campestri maxime itinere ad Alpes pervenit. tum, quamquam fama prius, qua incerta in maius vero ferri solent, praecepta res erat, tamen ex propinquo visa montium altitudo nivesque coelo prope immixtae — terrorem renovarunt." Die Ebene, durch welche Hannibal zieht, ist das von Embrun (Eburodunum) bis Mont Dauphin sich erweiternde Thal, wo die Berge, wie mehrere treffliche Karten, die ich benutzen konnte, es auch deutlich angeben, etwas zurücktreten und weder schroff noch unmittelbar von der Druentia aufsteigen. Es setzte also Hannibal unterhalb Embrun ungefähr da über den Fluß, wo jetzt die Straße von Gap hinüberführt, und wo er auch, aus dem Dracthale kommend, nothwendig an den Fluß gelangen mußte. Bis dahin verdeckten die Vorberge die Aussicht in das Hochgebirg; als das Heer aber jenseits der Druentia in das genannte, hart am Fuß des Hochgebirges liegende Thal gekommen war, da standen plötzlich die zum Himmel ragenden Berge vor den Augen der erstaunten Soldaten und erneuerten den vom bloßen Gerücht schon empfundenen Schrecken."

Die Stelle auf der Höhe des Gebirges, von welcher aus Hannibal seinen ermatteten Kriegern die Ebenen des Po zeigte, um sie zu ermuthigen, sucht Herr Rauchenstein ohne Bedenken auf dem Mont Genèvre „Man hat, um aus dieser Stelle für den Cénis-Uebergang einen Hauptbeweis zu finden, großen Nachdruck darauf gelegt, daß da die einzige große Straße sey, von der man an mehreren Stellen die Ebene Ober-Italiens sehen könne. Ist aber das von der Cénisstraße selbst aus möglich, warum war es denn nöthig, daß der Feldherr vorausgehe und dann erst in promunturio * quodam, unde longe ac late prospectus erat, den Soldaten Italien und die Ebene zeigte? Daß solche hervorragende Vorsprünge auf dem Genèvre sich finden werden, wird doch Niemand, der schon über eine Bergstraße gegangen ist, in Abrede stellen und somit würde einer der stärksten Beweise für den Cénis, wenn es nicht schon unmöglich wäre, längs der Durance dahin zu kommen, nicht nur geschwächt, sondern aus einem pro vielmehr ein contra. Aber weil Polybius nichts von einem solchen hervorragenden Vorsprung erwähnt, so wurde auf des Livius genauere Darstellung wieder nicht geachtet, obwohl eine aufmerksame Vergleichung zur Genüge zeigt, daß der vorsichtige Livius nie ohne gute Gründe von Polybius abweicht."

Die kleine Verschiedenheit in der Erzählung des Polybius und Livius in Bezug auf den Schnee der Alpen gleicht Herr Rauchenstein in Folgendem aus. „Polybius behauptet mit einer offenbar aus Unkenntniß hervorgehenden Uebertreibung: die Höhen der Alpen und die Pässe seyen ganz baumlos und kahl, und der Schnee bleibe das ganze Jahr. Livius aber redet nur von früherem und neuem Schnee und von Baumstämmen, Gesträuch und Futterkraut, wie es auf den zunächst unter der Schneelinie liegenden Alpen im höchsten Sommer abgeweidet wird. Bekanntlich liegen die besprochenen Alpenpässe alle ziemlich unter der Region des ewigen Schnees, und wir haben somit einen neuen Beweis für unsere Behauptung, daß der γνῶσις und ἴσα des Polybius in diesen Gegenden nicht sehr zu trauen ist, wenn er überhaupt eine Reise dahin hat unternehmen können, was wir bezweifeln, weil in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. nicht leicht ein Römer oder ein römischer Schützling sich Behufs genauer Untersuchungen unter jene noch nicht unterworfenen Völker hätte wagen dürfen, die noch dem Cäsar den Uebergang streitig machten."

Auch des berühmten Essigexperiments gedenkt der Verfasser. Hannibal soll nämlich Felsen, die ihm im Wege waren, mit Essig gesprengt haben. Einige (Niebuhr, Schweighäuser, de Luc) haben das für baare Fabel erklärt, aber schon Ukert hat nachgewiesen, wie häufig wirklich der Essig ehemals zu ähnlichen Zwecken angewendet wurde.

Schließlich bemerkt Herr Rauchenstein, daß auch Bellovesus Cäsar, Pompejus, Valens rc. über den Mont Genèvre gegangen seyen. „In der Kaiserzeit war ohne Widerspruch der Paß über den Mons Janus die gewöhnlich gebrauchte öffentliche Straße, besonders seit König Cottius „durch ungeheure Dämme und andere Anlagen die Straße für die Reisenden kurz und bequem gemacht." Es genügt daher, auf Tacit. hist. I., 66 hinzuweisen, nach welcher Stelle das Heer des Valens, als es von Vienna her per fines Allobrogum ac Vocontiorum über Lucus (Luc-en Die) zu den Alpen gelangte, in derselben Richtung wie einst Hannibal, aber mitten durchs Land der Vocontier, also nicht längs dem Drac, sondern näher an der Drôme hin zog. „Sic ad Alpes perventum" sagt Tacitus von der Ankunft Heeres bei Lucus. Dieser Zusatz ist wohl zu beachten, weil er, zusammengehalten mit hist. I., 61 und den oben erklärten Worten des Livius „quum iam Alpes peteret," einen verständlichen Wink gibt, wohin man nach der Ansicht der Römer aus dem inneen Gallien ziehen muß, um zur Janua der Alpen zu kommen. Den Namen Janua soll der Mont Genèvre gehabt haben, wie Ukert a. a. O. S. 107 behauptet. Ebenso das

* Non promontorium sed promunturium a Livio scriptum idque nomen a prominendo derivandum esse optimi codd. Liviani docent. Atsch.

Digitized by Google

Reallexikon, mit Verweisung auf Ammian XV, 10, wo aber nichts von Mons Janus oder Janua zu finden ist. Bei der nahen Beziehung von Janus zu Janua ist es jedoch möglich, daß später, als der Janus und seine Bedeutung mehr in den Hintergrund trat, der Name Janua üblicher wurde, um besonders, wie mir scheint, die Eingänge zum Paß zu bezeichnen."

Bei alledem ist vorzugsweise zu erwägen, daß der Paß des Mont Genèvre der südlichste, also nächste ist, um aus dem Po- ins Rhonethal oder aus Italien nach Gallien zu kommen; so wie auch einer der weniger beschwerlichen.

Indem wir diese ausgezeichnete Abhandlung allen Freunden der Geschichte empfehlen, bemerken wir, daß das vorliegende Programm weder auf dem Titel noch im Text eine Jahrszahl angibt, was in künftigen Fällen zu vermeiden wäre, da die Bestellung solcher werthvollen Programme durch den Buchhandel erschwert wird, wenn man keine Jahrszahl angeben kann.

## Biographie.

Das Mährchen meines Lebens, ohne Dichtung. Eine Skizze von H. C. Andersen. Zwei Theile. Zweite Auflage. Leipzig, Lorck, 1848. (Andersens Werke Band 1. 2). Mit dem Porträt des Dichters.

Andersen, der jetzt auch durch Uebersetzungen in Deutschland so beliebt gewordene dänische Dichter, wurde 1805 zu Odensee auf der Insel Fühnen als Sohn eines erst 22jährigen Schusters geboren. Seine Großmutter wohnte mit einem geistesschwachen Manne in einem besondern Häuschen und erzählte viel von ihrer Großmutter, die als adelige Dame aus Hessen einen Komödianten geheirathet hatte. In der Nähe war ein Hospital mit Irren. Andersen sah diese Irren oft und sie machten auf sein empfängliches Gemüth nicht wenig Eindruck. Solche Jugenderinnerungen geben nicht selten der Phantasie eines Dichters die erste Richtung. Der Knabe wurde überdieß mit Mährchen gespeist in einer Spinnstube voll alter Weiber. „Ich war ihr Liebling. Zufällig hatte ich von der innern Leibesbeschaffenheit des Menschen gehört, natürlich ohne etwas davon zu verstehen; aber gerade dieses Geheimnißvolle zog mich an, und mit Kreide malte ich den alten Weibern eine Menge Schnörkel an die Thür, welche die Eingeweide vorstellen sollten; meine Beschreibung vom Herzen und von der Lunge machte den tiefsten Eindruck. — Ich galt für ein merkwürdig kluges Kind, das nicht lange würde leben können; man belohnte meine Beredtsamkeit damit, daß man mir Mährchen erzählte; — eine Welt, so reich wie in Tausend und Einer Nacht, ging hier vor mir auf. Die Erzählungen der alten Frauen, die wahnsinnigen Gestalten, die ich im Hospitale rings um mich her erblickte, wirkten inzwischen in einem solchen Grade auf mich ein, daß ich, wenn es dunkelte, mich kaum aus dem Hause hinauswagte." Doch bewies der Knabe einen schönen Muth der Unschuld. „Während der Ernte ging meine Mutter mitunter auf das Feld hinaus und sammelte Aehren; ich begleitete sie dann und ging wie Ruth auf den reichen Acker des Boas. Eines Tages gingen wir an einen Ort, wo der Verwalter ein anerkannt rauher Mensch war; wir sahen ihn mit einer fürchterlich großen Peitsche kommen; meine Mutter und alle Andern liefen davon; ich hatte an den nackten Füßen Holzschuhe und verlor diese; die Stoppeln stachen mich; ich konnte nicht laufen und blieb deßhalb allein zurück. Schon erhob er die Peitsche — ich blickte ihm ins Angesicht und rief unwillkürlich: „Wie darfst Du mich schlagen, da Gott es sehen kann!" Und der strenge Mann betrachtete mich auf einmal ganz milde, klopfte mir die Wangen, fragte nach meinem Namen und gab mir Geld. Als ich dieses meiner Mutter zeigte, sagte sie zu den Andern: „Das ist ein merkwürdiges Kind, mein Hans Christian: alle Menschen sind ihm gut; selbst der böse Kerl hat ihm Geld gegeben."

Andersens junger Vater starb, die Mutter heirathete einen andern Handwerker. Der Knabe kam nach Kopenhagen, zuerst zum Theater, dann zu einem Tischler, dann wieder zum Theater als Chorsänger, bis der Konferenzrath Collin sich seiner annahm und ihn vor allen Dingen in eine gute Schule schickte. Aber schon in dieser frühen Jugend in jener Theaterzeit schrieb Andersen das Trauerspiel Alfsol (1823). Nachdem er 1828 Student geworden, schrieb er mehr und machte Glück, so daß er vom Ertrag seiner Dichtungen leben konnte. Bald konnte er sogar wiederholte große Reisen machen, nach Deutschland, Frankreich, Italien, sogar Spanien und Konstantinopel, und wurde wie in seiner Heimath, so als Gast überall im Ausland gefeiert. Daher sind die letzten zwei Drittheile seiner Selbstbiographie fast mit nichts als mit Triumphen erfüllt, die er erlebt. Indem er die vielen Bekanntschaften schildert, die er auf dem Kontinent gemacht, indem er überall das Handwerk grüßte und von den Notabilitäten aller Länder gut aufgenommen wurde, verfehlt Andersen nicht, auch sehr viel von dem mitzutheilen, was Andere über ihn geurtheilt und hält dem schwachen Tadel, den einige seiner Landsleute gegen ihn gewagt, das Uebermaß von Lob entgegen, das die Welt über ihn ausschüttete. Das scheint uns nun die Grenzen der Schicklichkeit zu überschreiten, die einer Selbstbiographie gesetzt sind. Eine solche darf wohl indirekt, nie aber direkt ein kritisches Plaidoyer für den Autor seyn. Andersen spricht von den ersten Empfehlungen, die ihn gefördert. „Hierbei zeigte sich inzwischen die Merkwürdigkeit, daß die Männer, welche mich empfohlen hatten, jeder höchst verschiedene Eigenschaften an mir hervorhoben: z. B. Oehlenschläger mein lyrisches Talent, das Ernste in mir; Ingemann mein Auffassen des Volkslebens; Heiberg erklärte, daß er seit Wessel's Zeit keinen dänischen Dichter kenne, der mehr Laune als ich besitze; Oersted bemerkte, daß Alle, die gegen mich, und Die, welche für mich wären, in einem Punkte übereinstimmen, nämlich in diesem, daß ich ein *wahrer* Dichter sey; Thiele sprach sich warm und begeistert über den Genius aus, den er in mir gegen den Druck und das Elend des Lebens habe kämpfen sehen. Ich erhielt ein Reisestipendium ꝛc." Das sollte ein Anderer von Andersen erzählen, nicht er von sich selbst. — Ganz glückselig war Andersen in Weimar, wo er unter den Epigonen noch den Nachgeschmack des Honigs genoß, der von allen fürstlichen Stammbäumen auf die Dichter träufelte. „Sonntagsglanz, Zufriedenheit und Glück waren über das Ganze verbreitet; das junge, erst kürzlich vermählte Fürstenpaar schien durch wahres, inniges Gefühl verbunden zu seyn. Den Stern auf der Brust muß das Herz, welches unter demselben schlägt, vergessen können, wenn man sich längere Zeit frei und glücklich an einem Hofe fühlen soll, und ein solches Herz, sicher eins der edelsten und besten, welches schlägt, besitzt Karl Alexander von Sachsen-Weimar. Länger als Jahr und Tag wurde mir das Glück verliehen, diesen Glauben zu begründen. Ich kam während dieses meines ersten Aufenthaltes einigemal nach dem glücklichen Ettersburg. Der Erbgroßherzog zeigte mir den Garten und den Baum, in dessen Stamm Goethe, Schiller und Wieland ihre Namen eingeschnitten hatten. Ja, Jupiter selbst hatte den seinigen hinzufügen wollen: seine Donnerkeile hatten ihn in einem seiner Zweige gespalten. Die geistreiche Frau von Groß (Amalie Winter), Kanzler Müller, welcher Goethe's Zeit lebendig vor uns aufzurollen und seinen Faust zu entwickeln wußte, der kindlichgesinnte und

Digitized by Google

grundehrliche Eckermann gehörten zum Kreise auf Ettersburg; die Abende vergingen gleich einem geistreichen Traume; abwechselnd las ein Jeder vor; auch ich wagte es, zum erstenmal in einer mir fremden Sprache eins meiner Mährchen: „Der standhafte Zinnsoldat," zu lesen. Kanzler von Müller führte mich zu dem fürstlichen Begräbniß, wo Karl August mit seiner herrlichen Gemahlin ruht — nicht zwischen Schiller und Goethe, wie ich glaubte, als ich schrieb: „Der Fürst hat sich eine Regenbogenglorie geschaffen, indem er zwischen der Sonne und dem brausenden Wasserfall steht." Dicht neben dem Fürstenpaare, welches das Große verstand und schätzte, ruhen diese ihre unsterblichen Freunde; verwelkte Lorberkränze lagen auf den einfachen braunen Särgen, deren ganze Pracht in den unsterblichen Namen Goethe und Schiller besteht. Im Leben gingen der Fürst und der Dichter miteinander, im Tode schlummern sie unter demselben Gewölbe. Ein solcher Ort wird nicht aus den Gedanken verlöscht; an einer solchen Stelle hält man sein stilles Gebet, welches nur Gott allein vernimmt." Später wurde dem Dichter gleiche fürstliche Gnade zu Theil am dänischen Hofe. „Hier erhielt ich einen Brief vom Minister Rantzau-Breitenburg, der mit dem Könige und der Königin von Dänemark sich im Bade auf Föhr befand. Er schrieb, er habe die Freude, mir zu melden, daß mir eine allergnädigste Einladung nach Föhr zu Theil geworden. Diese Insel liegt, wie bekannt, in der Nordsee, unweit der schleswigschen Küste, in der Nähe der interessanten Halligen, jener kleinen Inseln, die Biernatzky so anschaulich in seinen Novellen geschildert hat. Ich sollte auf diese Weise ganz unerwartet eine in der Heimath für mich fremde Natur zu sehen bekommen; ich war glücklich über die Gnade meines Königs und meiner Königin rc." Später hatte er in Berlin „das Glück von der Prinzessin von Preußen empfangen zu werden; es war so gemüthlich und doch wie in einem Feenpalast in dem Schloßflügel, wo sie wohnte. Der blühende Wintergarten, wo die Quelle zwischen dem Moose am Fuße der Statue plätscherte, schloß sich dicht an das Zimmer an, wo die freundlichen Kinder mit sanften, treuen Augen lächelten; Geist und Herz sprachen sich bei der edlen Fürstin aus. Beim Abschiede verehrte sie mir ein reich eingebundenes Album, worin sie unter das Bild, welches das Palais vorstellte, ihren Namen geschrieben hatte; ich werde über dieses Buch wie über einen Geisterschatz wachen; es ist nicht nur das Gegebene, welches eine Bedeutung hat, sondern auch die Art, wie es gegeben wird. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich die Ehre, zur königlichen Tafel gezogen zu werden rc." In diesem Tone geht die selbstgenügsame Biographie noch lange fort. Glücklicher Poet, der in der Blume schlafend, vom Honigthau berauscht unter der Nektarkrone von nichts als Kronen träumt, während draußen der Nordsturm der Revolution alle Blumen wegzufegen kommt.

## Geschichte.

1) Geschichte von Nordamerika nach E. Williards. Mit dem Portrait Washingtons. Leipzig, Lorck, 1848.

Die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten ist hier in einen Band zusammengedrängt, aber mit so viel ökonomischem Geschick, daß uns nicht nur alle Hauptbegebenheiten und Entwicklungen des Staatslebens klar vorliegen, sondern daß auch Einzelheiten aus den wichtigsten Perioden uns in anschaulichem Bilde nahe treten.

Zuerst nimmt die neue Welt, die fremde Natur unsere ganze Theilnahme in Anspruch, dann der sich bis in die neuere Zeit an den Grenzen fortspinnende Vernichtungskampf gegen die rothe Race, aus welchem Kampfe uns der Verfasser wahrhaft gräßliche Scenen schildert. Ferner der höchst eigenthümliche Puritanismus der englischen Kolonie, der noch heute wesentlich fortwirkt, obgleich seine strenge Ausschließlichkeit längst der allgemeinsten Toleranz hat weichen müssen. Gewähren jene Kämpfe mit den grausamsten und tapfersten aller Wilden, und gewährt dieser Drakonismus der Puritaner in den ältesten englischen Kolonien schon ein hohes Interesse, so noch mehr der Unabhängigkeitskrieg, der nicht nur für die neue, sondern auch für die alte Welt von größter Bedeutung war, indem er die Losung zur französischen Revolution gab. Nach glücklicher Beendigung auch dieses großen und wiederholten Kampfes mit England sehen wir die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren innern Flor in fabelhafter Schnelligkeit und Größe entwickeln und das Staatengebiet zugleich nach außen anwachsen, 1803 durch den Ankauf des französischen Louisiana, 1820 durch den des spanischen Florida, 1845 durch die Einverleibung von Texas, 1848 durch die Eroberung von Californien und Neumexiko, wozu in wohl nicht langer Zeit auch das empörte Kanada sich gesellen wird. Durch die Eroberung Californiens ist den Vereinigten Staaten der weite Küstenstrich mit den wichtigsten Häfen am stillen Ozean gesichert. Schon zählt die dort beschäftigte amerikanische Marine 20,000 Seeleute. Auf dem atlantischen Meere vermag England den Vereinigten Staaten die Seeherrschaft noch streitig zu machen. Im stillen Ozean wird sie es bald nicht mehr vermögen.

Indem der Verfasser immer die Weltstellung Nordamerikas im Auge behält und in großen Zügen darlegt, verfehlt er nicht, auch der innern Entwicklung, z. B. dem Sklavensystem, dem Bankwesen rc. Rechnung zu tragen.

2) Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Kugler. Mit dem Portrait des Königs. Dritte Auflage. Daselbst, 1848.

3) Geschichte der französischen Revolution von Mignet. Mit Mirabeaus Portrait. Daselbst, 1848.

Beide Werke sind rühmlichst bekannt, daher wir uns begnügen nur ihr wiederholtes Erscheinen in neuen eleganten Ausgaben hier anzuzeigen.

## Sternkunde.

Anleitung zur Kenntniß der wichtigsten Sternbilder. Von Fr. Brasch, Rektor. Schwerin, Stiller, 1848.

In dieser kleinen Schrift findet der Liebhaber der Sternkunde eine Beschreibung aller Sternbilder, sowohl ihrer Stellung am Himmel, der Zahl und Größe ihrer Sterne, als der Bedeutung nach, die ihnen mit den meist mythischen Namen schon in sehr früher Zeit beigelegt worden sind. Wie die Sternbilder selbst, so sind auch je die wichtigsten einzelnen Sterne in demselben besonders aufgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

# Literaturblatt.

Redigirt von

**Dr. Wolfgang Menzel.**

---

**Nr. 46.** Dienstag den 26. Juni 1849.

## Kriegsgeschichte.

**Der Krieg im Jahr 1805 auf dem Festlande Europas. Von Fr. Jos. Ad. Schneidawind. Augsburg, Schmid, 1848.**

Sieht man von dem kurzen Einmarsch des General Bonaparte in Kärnthen (1797) ab, der zu keiner entscheidenden Schlacht mehr führte, so war der Feldzug vom Jahr 1805 der erste, den Napoleon in Deutschland selbst bestand, nachdem er alle seine frühern Lorbeern nur in Frankreich selbst, in Italien und in Aegypten gesammelt hatte. Man sagt, Napoleon habe schon in Aegypten die Karte von Deutschland studirt und vor Begierde gebrannt, über dieses gesegnete Land den Donner seiner Schlachten rollen zu lassen.

Diesen ersten Feldzug Napoleons in Deutschland hat nun Herr Schneidawind mit gehöriger Benutzung der zahlreichen Quellen erschöpfend und zugleich anziehend beschrieben. Es ist der erste Aufzug des fünfaktigen Trauerspiels, welches Napoleon auf deutschem Boden gespielt tat, denn fünfmal kam er an der Spitze seiner Heere zu uns herüber über den Rhein (1805, 1806, 1809, 1812, 1813), und wie er am 18. Oktober 1805 seinen ersten glänzenden Sieg auf deutscher Erde erfocht (die Kapitulation von Ulm), so war wieder der 18. Oktober 1813 der Tag seines Untergangs.

Für die deutsche Geschichte ist jener erste Feldzug von großer Bedeutung gewesen und wir können daraus auch noch Lehren für die Gegenwart und Zukunft entnehmen. Damals nämlich, wie heute noch, war Deutschland in drei größere Gruppen getheilt, die österreichische, die preußische und die südwestdeutsche. Durch den schmachvollen und reichsverrätheeischen Frieden, welchen Preußen im Jahr 1795 mit Frankreich geschlossen hatte, waren Oesterreich und Süddeutschland Preis gegeben worden. Als Oesterreich in den Feldzügen von 1797 und 1800 besiegt worden, konnte es auch Süddeutschland nicht mehr schützen, und wie schon frühee Belgien und das ganze linke Rheinufer durch die preußische Politik den Franzosen überlassen worden war, so mußte jetzt auch Baden, Hessen, Würtemberg und Bayern nothgedrungen mit Frankreich halten. Es war in jenem verhängnißvollen Jahre 1805, als zum erstenmal diese bisher reichsgetreuen Vorlande, nachdem ihnen Preußen jeden Schutz versagt und das geschwächte Oesterreich ihn nicht mehr bieten konnte, n o t h g e d r u n g e n die Anerbietungen Napoleons annahmen, demselben ihee Kontingente stellten und den nachherigen Rheinbund vorbereiteten. Man hat ihnen den Rheinbund zum Verbrechen gemacht, aber man soll nicht vergessen, daß sie dazu gezwungen worden sind, seitdem Peeußen im Basler Frieden sie, sowohl wie Belgien und die geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein, aufgeopfert hatte. Weh uns, wenn wir die Geschichte vergessen und uns durch das Unglück der Vergangenheit nicht über das belehren lassen, was wir zu thun und zu vermeiden haben. Eine unheilvolle Spaltung der preußischen Politik von der des südwestlichen Deutschlands besteht heute wieder, wie damals. Ein Bund des geschwächten Oesterreich mit Rußland besteht heute wieder wie damals und eine Hinneigung am Oberrhein zu Frankreich hat angefangen sich heute wieder geltend zu machen, wie damals

Nicht die berühmte Ungeschicklichkeit des General Mack ist es gewesen, die dem Kaiser Napoleon den Sieg und das siebenjährige Protektorat über Deutschland verschaffte. Nicht dieser unglückliche General trägt die Schuld, sondern die Diplomatie und voraus die damalige preußische Diplomatie. Hätte Preußen zum Reich gehalten; hätte es Oesterreich nicht im Stich gelassen, so würde auch Bayern, Württemberg, Baden und namentlich Hessen, das sich am längsten und ehrlichsten gegen die undeutsche Politik sträubte, beim Reich geblieben seyn und der schmähliche Rheinbund wäre unterblieben. Noch im Jahr 1794 erfochten Oesterreicher und Preußen vereint über Frankeich Siege. Eest mit dem Abfall Preußens 1795 begannen die Niederlagen des verlassenen Oesterreich und die Preisgebung des südwestlichen Dentschland. Als Peeußen 1813 wieder mit Oesterreich ging, erfocht die deutsche Sache wieder Sieg auf Sieg und auch der Südwesten sammt dem linken Rheinufer wurde wieder gewonnen.

Jetzt noch, wie damals hängt alles davon ab, daß die drei großen Faktoren Deutschlands Hand in Hand gehen; thun sie es nicht, so muß unausbleiblich neue Ueberwältigung von außen kommen.

Herr Schneidawind macht zunächst auf die Reorganisation aufmerksam, welche Napoleon kuez vor dem Feldzug von 1805 im französischen Heere vornahm, indem er dasselbe möglichst entrepublikanisirte, die Halbbeigaden wieder in Regimentee verwandelte, das incroyable Langhaar der Revolution wie den alten Zopf abschnitt, die Artillerie vermehrte und verbesserte, die Kavallerie vervielfältigte, die Infanterie aber vereinfachte 2c. Die vorgespiegelte Landung in England und das große Lager von Boulogne maskiete die Rüstungen, die Napoleon in den Stand setzten, rasch den Krieg mit Oesterreich aufzunehmen. Doch möchten wir nicht so entschieden, wie Herr Schneidawind, die ernstliche Absicht Napoleons auf England leugnen. Seine Anstrengungen für die Marine und seine Vorbereitungen zu einer Landung in England waren doch zu kolossal und kostspielig, als daß es ihm damit nicht irgend einmal wirklich Eenst gewesen seyn sollte; was denn auch in seinem Charakter lag. Daß er sich vor dem Abenteuerlichen nicht scheute, sondern es im Gegentheil aufsuchte, bewies sein Zug nach den Pyramiden und nach Moskau. Zudem waren die Engländer seine ersten und

Digitized by Google

letzten, gewissermaßen seine einzigen Feinde, die er zuerst bei Toulon bekämpft und in deren Gefangenschaft er endete. Die Kontinentalkriege waren immer nur Diversionen, die er seinem Hauptfeinde machte. Auch ist bekannt, daß England seine Drohung, er werde landen, sehr ernsthaft nahm, das russisch-österreichische Bündniß hervorrief, um ihn von England wegzuziehen.

Die Koalition machte ungeheure Fehler, ja that fast alles, was sie nicht hätte thun sollen. Sie wagte einen Streich gegen den sieggewohnten Napoleon, ohne ihm einen auch nur einigermaßen tüchtigen Feldherrn entgegenzusetzen. Erzherzog Karl wurde ausdrücklich auf einen Nebenposten nach Italien geschickt, während Oesterreichs Hauptmacht in Deutschland dem eitlen Schwätzer Mack anvertraut wurde. Man wartete nicht, bis man Preußen, das wenigstens schwankte, vollends gewonnen hatte. Man wartete nicht, bis die russischen Truppen zur Stelle waren und griff mit halber Macht an, um sich schlagen zu lassen. Man war aber bei all diesen Uebereilungen doch nicht schnell genug, um den Rhein zu erreichen und sich des Beistandes der kleinen südwestlichen Staaten Deutschlands zu versichern, ehe dieselben von Napoleon in Pflicht genommen werden konnten.

Mack kam nur bis Ulm, wo er eine Stellung nahm, um den, wie er wähnte aus dem Schwarzwald durch Württemberg gegen ihn vorbrechenden Feind zu erwarten. Seine Armee war von Anfang zu schwach, verstärkte sich zwar durch eilige Zuzüge von der Armee des Erzherzogs Karl in Italien, schwächte sich aber wieder durch Theilungen. Dieses unnütze Hin- und Herziehen zwischen der italienischen und deutschen Armee schwächte beide Theile, entkräftete die Maßregeln Karls in Italien und hinderte Napoleon nicht im mindesten, den armen Mack dennoch nordwärts zu überflügeln.

Napoleon, welcher diesen ersten Feldzug in Deutschland unter den günstigsten Auspicien unternahm, indem ihm ohne Schwertstreich, Baden, Württemberg, Bayern, Hessen als Vasallen zufielen, Preußen neutral, ja sein heimlicher Alliirter blieb und Oesterreich ihm den Vorwand lieh, es niederzuschmettern, Napoleon, der mit sichtbarer Lust und vollem Uebermuth jetzt zum erstenmal die Zügel der Herrschaft über Deutschland in die Hände nahm, enthielt sich nicht der boshaften Ironie, in seiner Proklamation vom 1. Oktober 1805 zu erklären, er kämpfe nur für „Deutschlands Unabhängigkeit.“ Soldaten, rief er aus, ihr werdet nicht eher stille stehen, als bis Deutschlands Unabhängigkeit gesichert ist! Es sollte uns durchaus nicht wundern, wenn etwa in ein paar Monaten General Lamoricière mit einer gleichen Erklärung an der Spitze einer französischen Rheinarmee zu uns herüberkäme.

Napoleon dirigirte alle seine Streitkräfte nach Nördlingen und genirte sich nicht im mindesten, einen Heertheil durch das neutrale preußische Gebiet (Anspach) marschiren zu lassen. Da stand er auf einmal dem guten Mack im Rücken, schnitt ihn von dem 20—30,000 Mann starken Heertheil des General Kienmayer und von Augsburg und München, von seiner ersten Rückzugslinie, endlich auch von der zweiten nach Tirol ab, sperrte ihn vollkommen ein und nahm ihn mit seinem ganzen Heere gefangen. Nur Erzherzog Ferdinand mit der Reiterei schlug sich durch und entkam auf höchst gefahrvoller Flucht nach Böhmen. Kriegsgeschichtliche Werke benutzend hat Herr Schneidawind ein eben so anschauliches als anziehendes Bild von den meisterhaften Manövers entworfen, durch die er den österreichischen General dupirte. Absichtlich ließ Napoleon die Marschlinien seiner Heertheile sich durchkreuzen, um den Blick des Gegners zu verwirren und verwirrte ihn wirklich dergestalt, daß alle französischen Heertheile ihre Linien ungestört ziehen konnten, wie leicht es auch Mack gewesen wäre, sie zu unterbrechen, wenn er in raschem Vorgreifen dazwischengefahren wäre. Eine Einwicklung des Gegners wie diese, ist wohl unerhört in der Kriegsgeschichte.

Nach dieser schrecklichen Niederlage bei Ulm half den Erzherzog Karl sein Sieg bei Caldiero über Massena in Italien nichts, er mußte sich zurückziehen, um Oesterreich gegen Napoleon decken zu helfen. Sein Rückzug wird als meisterhaft gepriesen. Erzherzog Johann, der Tirol deckte und die Verbindung zwischen Mack und Karl unterhalten hatte, mußte jetzt auch Tirol Preis geben, um sich mit Karl zu vereinigen und gegen Napoleon unmittelbar zu operiren. Das Korps des Feldmarschallieutenants Jellachich wurde noch von den Franzosen abgefangen, nur die Reiterei schlug sich glücklich durch.

Napoleon drang unterdeß unaufhaltsam gegen Wien vor, welches der erste unter Kutusow vorgeschobene russische Heertheil nicht mehr decken konnte, da auch die Erzherzoge Karl und Johann vom Süden her noch nicht hatten herbeikommen können. Wien wurde also aufgegeben und der Kaiser von Oesterreich zog sich mit Kutusow nach Mähren zurück, um dort den zweiten großen Heerestheil der Russen unter Burhövden zu erwarten. Nur die russische Nachhut und die französische Vorhut hatten bei Dürenstein einen blutigen Zusammenstoß, wobei den russischen Waffen der Sieg blieb. Die nordöstliche Rückzugslinie machte die Vereinigung mit der Südarmee unter den beiden Erzherzögen unmöglich, zumal, da Napoleon den Marschall Ney in die Gebirge sandte, die Erzherzöge so lange als möglich aufzuhalten. Obgleich es schon Winter war, mußte Napoleon doch um jeden Preis den Sieg verfolgen, weil er sonst in die bedrängteste Lage gekommen wäre. Russen und Engländer hatten bereits Hannover besetzt. Preußen schwankte mehr als je und sein Minister Haugwitz hatte Befehl, beim ersten Siege der Russen oder Oesterreicher Napoleon den Krieg zu erklären. Burhövden vereinigte sich mit Kutusow und den von Lichtenstein befehligten Oesterreichern in Gegenwart beider Kaiser von Oesterreich und Rußland. Erzherzog Ferdinand sammelte in Böhmen ein neues Heer, das schon auf mehr als 20,000 Mann angewachsen war, Erzherzog Karl war mit einem ansehnlichen Heere von Süden her in Anmarsch. Wartete nun Napoleon, bis seine zahlreichen Gegner sich vereinigt hatten, so war er verloren. Er hielt sich daher in dem sehr von ihm geschonten Wien nicht lange auf, sondern eilte nach Mähren, um das russisch-österreichische Hauptheer zu schlagen. Seine Gegner kamen ihm auch willig entgegen. Anstatt ihn noch hinzuhalten und die Vereinigung mit Karl und den übrigen Verstärkungen abzuwarten, waren sie es, die ihn zuerst angriffen und einen Angriffsplan befolgten, gerade wie er ihn wünschte, um sie desto sicherer vernichten zu können.

Das geschah in der berühmten Schlacht bei Austerlitz am Jahrestage von Napoleons Krönung. Am Abend vor der Schlacht steckten die Soldaten Strohwische auf Stangen und veranstalteten so ihrem Kaiser eine ärmliche und doch imposante Illumination, die ihn entzückte. Als Probe von der glücklichen Darstellungsgabe des Verfassers geben wir hier die Beschreibung des Morgens von Austerlitz. „Napoleon, der sich spät zur Ruhe gelegt hatte, war am 2. December zeitig wieder auf, und ließ sich von seinem Kammerdiener Constant Punsch bringen. Napoleon offerirte davon an Berthier, Duroc, seinen General-Adjutanten, er selbst trank nur ein halbes Glas, der Rest wurde unter die Dienerschaft ausgetheilt. Um 4 Uhr des Morgens war er bereits wieder zu Pferde und ließ sein Heer in der Stille die Waffen ergreifen. Er ritt durch die verschiedenen Linien seiner Truppen, redete seine Krieger an, und suchte sie durch jene Worte zu beleben und zu begeistern, die niemals ihre Wirkung verfehlten. Jedes Regiment erhielt ein Wort der Ermuthigung von ihm. Zu einem sagte er: „Diesen Abend werden wir die

Digitized by Google

Feinde, die sich mit uns zu messen wagen, besiegt haben." Zu einem andern sprach er: „Sucht nicht viele, sondern sichere Schüsse zu thun!" Zu einem Dritten redete er: „Soldaten! durch einen Donnerschlag, der unsern Feind zermalmet, muß dieser Feldzug beendigt werden!" Dem 28. Linienregimente, das aus Rekruten des Departements von Calvados bestand, sprach er zu: „Ich hoffe, daß die Normänner sich heute auszeichnen werden!" Dem 57. Regimente aber rief er zu: „Erinnert Euch, daß ich Eurem Regimente längst schon den Namen „des Furchtbaren" gegeben habe!" Auf solche Worte fühlte der Soldat seinen Muth in dem Momente der Gefahr neu gestärkt, und eine Verdoppelung der Kraft für die Anstrengungen des Kampftages. Auch noch andere Mittel hatte der Kaiser, seine Soldaten zu begeistern und gleichsam zu bezaubern; ritt er z. B. vor dem 33. Regimente vorbei, wo der Grenadier stand, welcher das Herz des berühmten patriotischen Kriegers und ersten Grenadiers von Frankreich, Latour d'Auvergne, in einer goldenen Kapsel an der Brust trug, zog er achtungsvoll und allemal den Hut; und sah er das 85. Regiment, das mit ihm in Aegypten gewesen war, hielt er an und sprach wenigstens mit allen bärtigen Veteranen desselben. Dichter Nebel lag um die Aemeen her, und bedeckte die Bivouacs. Mit zunehmendem Tage schien der Nebel in die Höhe gehen zu wollen. — Eine weite Stille herrschte gegen Morgen ringsum, es waren die Grauen der Erwartung; selbst das eisgraue Mütterchen Natur theilte sie, und mit Recht, und nur aus den Gehölzen an der Schwarza her tönte zuweilen ein lauter Zug der Luft, und wehete die Kriegsleute kalt und schneidend an, und kreischte in ihr Ohr wie der Athemzug eines Sterbenden. Da kam der Tag langsam wie ein Schneckengespann, eine trübe Sonne erschien an den Hochgebirgen Ungarns, und bestrahlte matt die Bajonnette und Degenspitzen der französischen Armee, zeigte aber auch zugleich lichter den Aufmarsch der russischen Krieger, wie sie in kolossalen Massen die Höhen vor letztgenannter Armee bedeckten, und die Hügel alle zu ungeheuren Menschenbällen geworden waren. Napoleon hatte noch seine Marschälle bei sich, die auf seine letzten Instruktionen warteten. Auf einem erhabenen Flecke hielt er auf seinem hochbeinigen, schnaubenden Schimmel, alle Blicke hingen an seinem Munde, aber sein Auge, finsterschwarz, war wie seine Seele, ferne von seiner nächsten Umgebung, und starrte auf die russischen Hügel mit dem Ausdrucke des Löwenauges, wenn das mächtige Thier der afrikanischen Wälder gekauert liegt, zum Sprunge gerüstet, sobald der vor ihm sichtbare Feind die günstigste Stellung für ihn einnimmt." Napoleon durchkreuzte den Angriffsplan der Alliirten, indem er unerwartet die Höhen von Pratzen besetzte, von wo aus er sie theilte und zersprengte. Die romantische Sage, Napoleon habe unter den über einen See fliehenden Russen das Eis durch Kanonen sprengen lassen, daß Tausende ertrunken seyn, ist eine bloße Erfindung.

Nach der Schlacht bei Austerlitz kam Napoleon mit Kaiser Franz zusammen und unterhandelte einen Waffenstillstand, in dessen Folge die Russen freien Abzug erhielten. Auch jetzt noch wäre Oesterreich mit Rußland und Preußen vereinigt, noch stark genug gewesen, Napoleon zu schlagen, aber Preußen wandte sich wieder ganz auf Napoleons Seite. Ehe die Nachricht vom Waffenstillstand angelangt war, erfocht Erzherzog Ferdinand bei Iglau noch einen Sieg über die Bayern unter Wrede, Deutsche gegen Deutsche.

Ein ernsterer Wink für Napoleon, im Glück nicht übermüthig zu werden, war die Schlacht bei Trafalgar, in welcher die französische Marine vernichtet wurde, eine Niederlage, die gerade zwischen die beiden Siege von Ulm und Austerlitz fällt.

---

## Volksbuch.

**Uli, der Pächter. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer, 1849.**

Vor einigen Jahren schrieb der rühmlichst bekannte Verfasser Uli, den Knecht. Hier gibt er nun die Fortsetzung. Der fleißige und brave Knecht ist Pächter geworden und herrscht jetzt auf demselben Hofe, auf dem er einst diente.

Man weiß, mit welcher Meisterschaft Herr Bizius (pseudonym Jeremias Gotthelf) alle Seiten des Volkslebens, zunächst des Bauernlebens im Kanton Bern aufzufassen versteht. Wenn er im ersten Theile den Segen, den ein gutes Verhalten als Knecht mit sich bringt, auffaßte, so schildert er jetzt die mannigfachen Gefahren, denen ein junger Anfänger und Emporkömmling in einem großen Hausstande ausgesetzt ist. Alles ist aus dem Leben gegriffen, die Charakteristik bäuerlicher Verhältnisse kann nicht treuer seyn.

Uli hat sein treues, armes, braves Vreneli geheirathet, und bewirthschaftet mit ihr den großen Pachthof; aber er muß den alten Besitzer, dessen Frau und Sohn, noch bei sich wohnen lassen und zum Ueberfluß findet sich auch noch dessen Tochter, die ihrem Mann davonläuft, im Hause ein. Diese alte Herrenfamilie, welcher der Pachtzins gezahlt werden muß, bringt Uli in nicht geringe Verlegenheiten, namentlich durch Unkosten und stete Forderungen. Uli will daher sparen und spart am unrechten Ort, indem er gute aber theure Knechte entläßt, um wohlfeile, aber schlechte und untreue dafür einzutauschen. Endlich wird er auch von Spekulanten und mit Prozessen gedrängt, daß er seine liebe Noth hat. Doch mit Gottes Hülfe und durch Freundes Beistand behauptet er sich und besiegt alle Hindernisse.

Da in so vielen Gegenden Deutschlands die uralt germanischen großen Bauerngehöfte schon den gedrängten kleinen Hütten des ländlichen Proletariats haben weichen müssen, und wie früher die Bureaukratie, so jetzt die Demokratie immer zerstörender auf den Bestand der alten Allode einwirken, ist es löblich, daß uns Herr Bizius ein so treues Bild von einem wahren Bauernhofe gibt. „Ein großes Bauernhaus, welches seit hundert und mehr Jahren im Besitz der gleichen Familie war und absonderlich, wenn gute Bäurinnen darinnen wohnten, ist in einer Gegend fast was das Herz im Leibe; drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder; ist, was auf hoher Weide eine vierhundertjährige Schirmtanne den Kühen, unter welche sie sich flüchten, wenn es draußen nicht gut ist, wenn die Sonne zu heiß scheinet, wenn es hageln will oder sonst was im Anzuge ist, was die Kühe nicht lieben; ist der große unerschöpfliche Krug, welcher nicht bloß einer Wittwe und ihrem Söhnelein das nöthige Oel spendet, sondern Hunderten und abermal Hunderten Trost und Rath, Speise und Trank, Herberge und manch warmes Kleid Jahr aus, Jahr ein. Ein solches Haus ist das Bild der größten Freigebigkeit und der sorglichsten Sparsamkeit. Da liest man die Strohhalme zusammen und zählt die Almosen nicht; da findet man die Hände, welche nie lässig sind im Schaffen und im Geben, denen zur Arbeit nie die Kraft ausgeht und nie die Gabe für den Bedrängten. So ein Haus ist ein wunderbar Haus, aber darum ist es auch eine Art heiliger Wallfahrtsort, wohin wandert wer bedrängten Herzens ist, Noth leidet am Leibe oder an der Seele. Zieht aber nun aus einem solchen Hause die Seele, d. h. die Bäurin oder der Bauer, so bleibt das Haus, und wie Kinder immer wieder zum todten Körper ihrer Eltern zurückkehren, forschen, ob die Seele nicht zurück gekehrt, so kommen die Leute immer und immer noch zum Hause, klopfen an die alte Thüre, horchen, ob die alte treue Hand, die nie leer ward,

Digitized by Google

nicht wieder da sey, Gaben spendend, begleitet von einem freundlichen Worte."

Aeußerst naturtreu wird die schlechte Wirthschaft des alten Bauers beschrieben, seine Schwäche gegen die gierigen und gottlosen Kinder; eben so das Verhältniß zu den Knechten, die Uli aus übler Berechnung wechselt. Vortrefflich ist die Abschiedsscene, besonders in der Auffassung der harten und schweigsamen Weise des Berner Volks. „Es ist oft der Fall, daß, wenn man Dienstboten ändert, man den Wendepunkt, wo die Alten aus, die Neuen einziehen, nicht erwarten mag, und zwar beidseitig nicht. Das Verhältniß ist so giftig geworden, daß man sich nicht bloß kein gut Wort mehr gibt, nicht bloß zornig wird, wenn man sich sieht, sondern sogar, wenn man sich aus der Ferne husten hört. So war es aber in der Glungge nicht, im Gegentheil, als der Zeitpunkt rückte, wo geschieden werden mußte, mochten beide Theile nicht gerne daran denken, hätten gerne dem Rade der Zeit den Hemmschuh untergelegt. Selbst Uli kam es jetzt, er hätte sich doch vielleicht den unrechten Finger verbunden, allweg habe er sich eine schwere Bürde aufgeladen, und Jahre werde es gehen, ehe er aus den Klötzen, welche er angestellt, ordentliche Knechte herausgehauen und zurecht gemeißelt. Begreiflich gestand er es nicht, nicht einmal vor sich selbst wollte er so recht den Namen haben, daß es ihm so sey. Den Knechten ging es ähnlich; sie verließen ungern die Glunggen, zeigten es jedoch nur Breneli, wie es ihnen war, und daß sie wohl wüßten, wenn es nach seinem Kopfe gegangen, sie beisammen geblieben wären. Aeußerlich hatten Alle das Aussehen, als ob sie sich bitterlich haßten, aber innerlich war bloß ein Grollen, und zwar ein Grollen, daß man von einander mußte, und zwar ohne Nothwendigkeit, sondern weil jeder einen apparten Kopf hatte und Uli den allerappartesten, gespickt mit joggelischen Brocken. Abgehende Dienstboten feiern, wie bekannt, das Neujahrsmahl noch mit, es ist das Abschiedsmahl, nach welchem sie weiter ziehen auf ihrer Pilgerreise nach einer neuen Station. Viele essen und trinken da noch zum Platzen, um die alten Meisterleute zu ärgern und von ihren Rechten den ausgedehntesten Gebrauch zu machen, und leben doch am besten am Gedanken, wie zornig sie ihre Meisterleute verlassen. Das ist auch ein wüst Zeichen der verkehrten Natur der Menschen, eine wahre Teufelsüchtelei. So gings in der Glungge nicht; man war karg mit den Worten, mit Essen und Trinken ging es auch nicht recht, wie sehr Breneli nöthigte. Daher kam die Offenheit nicht, welche der Wein manchmal bringt, die frostigen Berner Naturen thauten nicht auf, kurz machte man die Sache, und düster zog das Jahr auf der Glungge ein, und als am folgenden Morgen die Abgehenden Abschied nahmen und sagten: „Lebet wohl und zürnet nüt," waren die Gesichter auch düster, doch war keine Stimme, die nicht gebebt hätte, wenn sie Breneli sagte: „Leb wohl und zürne nüt." „Leb wohl," sagte dann Breneli, „und wenn Du vorbei gehst, so komme ins Haus und berichte, wie es Dir geht. Hörst? und vergiß es nicht; ich zürnte es, wenn Du es nicht thätest. Je besser es Dir geht, desto mehr wird es mich freuen. Aber es ist keine Gefahr um Dich; stellst Dich gut, so gehts Dir gut; gibts Dir etwas Ungesinnetes, und können wir Dir helfen, so vergiß uns nicht und denke an uns." Selbst Uli sagte: „Sie sollen ihm nicht zürnen; wenn sie einmal selbst in seine Lage kämen, so würden sie ihn begreifen. Wenn einer einen Anfang hätte wie er, so müsse er sich sturm sinnen, woher er die Kreuzer alle nehmen wolle." So schieden sie im Frieden auseinander."

In diese ländlichen Genrebilder tritt unerwartet eine fast romantische Gestalt, nämlich ein riesenhafter, Schrecken um sich verbreitender alter Bauer mit einem großen bösen Hunde. Man glaubt sich in einen Roman Walter Scotts versetzt. In der That lebt in den ungeheuern Leibern der Berner Bauern trotz aller modernen demokratischen Pfiffigkeit und des ewigen Zählens und Rechnens noch das Mittelalter fort und theilt trotz aller modernen Menschenrechte auch gelegentlich noch die alten Schläge aus. Was nun die riesige Heldengestalt betrifft, deren Bizius gedenkt, so gehörte sie einem einsam lebenden reichen Bauern an, der als Sonderling und unzugänglicher Grobian in der ganzen Gegend gefürchtet wurde, den Uli aber als einen Verwandten zu Gevatter bat. Der alte Hagelgans nahm die Einladung an, fertigte aber den Uli selbst sehr kurz und grob ab. Und doch war gerade er es, der, als Uli durch schlechte Menschen in Noth gerieth, sich seiner annahm, ihn mit Rath und That unterstützte und ihm zu dauerndem Glücke verhalf. Die geheime Ursache dieser Hülfleistung erfahren wir erst am Schlusse. Der alte Hagelgans war nämlich der unbekannt gebliebene Vater des schönen Breneli.

Dieses ländliche Gemälde beweist durch die Schärfe der Zeichnung und durch die Frische der Färbung, daß Herrn Bizius große Fruchtbarkeit der Gediegenheit seiner Werke nicht den mindesten Eintrag gethan hat.

---

## Altdeutsche Dichtkunst.

Lieder Heinrichs Grafen von Wirtenberg. Herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen, Fues, 1849.

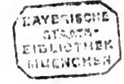
Ein paar Minnelieder, verfaßt vom Grafen Heinrich (Sohn des Grafen Ulrich) von Württemberg, der 1448 geboren war und 1519 starb und der als Bruder Eberhard des jüngern bekanntlich den herzoglichen Stamm fortpflanzte. Die Lieder sind aus einer alten Handschrift abgedruckt, die sich früher im Besitze von Clemens Brentano befand. Die Lieder selbst sind noch ganz im Geist und Ton der ältern Minnelieder gehalten:

In freuden bin ich iemer krank,
Sint daz ich miden muoz die rein.
O scheiden, leides anefank!
In herzen grunde ich dich gemein,
Daz ich vermid die werde fruht;
Der glichen schonheit nie gelebt:
Ir schone gebär, nach wibes zuht,
Ober alle ander wibe swebt ꝛc.

. . .

Owe, wie hart mich senen dringt!
Ich mag an sie nicht frolich sin;
Ir stäte lieb mich darzu zwingt.
Min einger trost vergiz nit min!
In lieb und in leit
Tuon ich dine gedene.
Min beleiben stet
In dins herzen grunt versenkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.


BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google